



Württembergisch Franken
Jahrbuch 1998

WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN



JAHRBUCH 1998

Württembergisch Franken

Band 82

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1998

Württembergisch Franken

Band 82

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



9
V 564/21 X

ISSN 0084-3067

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Andreas Maisch
unter Mitarbeit von Daniel Stihler

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen
zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Calwer Druckzentrum, Calw

Titelbild auf dem Schutzumschlag:
Gebäude Am Markt 5 in Schwäbisch Hall, 1992

(Foto: Paul Swiridoff, Schwäbisch Hall)

Vorwort

Auch 1998 bietet das Jahrbuch Württembergisch Franken dem an der regionalen Geschichte Interessierten in zehn Aufsätzen eine Fülle von Erkenntnissen und Anregungen.

Die Quellen zur Frühgeschichte der Stadt Schwäbisch Hall werden von Gerhard Lubich kritisch durchforstet und in neue Zusammenhänge gesetzt. Die Lückenhaftigkeit der Überlieferung erlaubt es, einige überkommene Vorstellungen zu demontieren, macht es andererseits aber kaum möglich – über Indizien hinaus – sichere Anhaltspunkte zu gewinnen.

Der stellvertretende Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums Armin Panter beschäftigt sich unter dem Blickwinkel „Gesetz und Gnade“ mit einem Bildwerk der Reformation von Peter Dell, das im Hohenlohe-Museum in Neuenstein verwahrt wird.

Einen Teilaspekt aus der Geschichte der Naturwissenschaften und der Glasherstellung thematisiert Jost Weyer in seinem Beitrag über chemische Geräte und Apothekengefäße, vor allem aus der Produktion der Glashütte Fischbach. Da als Käufer solcher Produkte vor allem Angehörige des Hochadels hervortraten, ergeben sich Verbindungen zur Adelsforschung, der sich Helmut Neumaier und Peter Müller von verschiedenen Quellen her widmen. Das Inventar des Georg Wolf von Hardheim in Domeneck wird unter dem Blickwinkel adliger Repräsentation analysiert, die auch für die Selbstdarstellung des Hans Georg Hofer von Lobenstein in seinem Familienbuch eine Rolle spielt. Die Familie Hofer von Lobenstein hatte die Oberpfalz im Gefolge der konfessionellen Auseinandersetzungen verlassen und sich eine neue Existenz in Brandenburg-Ansbach schaffen müssen.

Bei Ordnungsarbeiten im Gemeindearchiv Michelbach an der Lücke wurden hebräische Schriftfragmente entdeckt, die zu Beginn der 1980er Jahre während der Renovierung der dortigen Synagoge gefunden worden waren. Uri R. Kaufmann wertet diese Fundstücke aus und ordnet sie in den größeren Zusammenhang der jüdischen Kultur in Württembergisch Franken ein.

Dem schwierigen Thema der Gemeindeverfassung des 19. Jahrhunderts am Beispiel von Bühlerzimmern wendet sich Ruth Steinke zu. Waren ursprünglich die Grundbesitzer privilegiert, so übernahm nach 1850 die Einwohnergemeinde deren Rechte und Aufgaben, was nicht ohne Konflikte ablief.

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, dessen Biographie Monika Firla nachzeichnet, wohnte zeitweise in Bad Mergentheim und bereiste Nord- und Mittelamerika, Afrika, Asien und Australien.

Wenig beachtet wurde bislang die bürgerliche Friedensbewegung des späten 19. Jahrhunderts, die gerade in Schwäbisch Hall einige bedeutende Vertreter hatte. Philippe Alexandre schildert die Bemühungen und Aktivitäten der Haller Ortsgruppe, die so gar nicht zum vorherrschenden Bild des Kaiserreichs passen.

Die Erinnerungen Paul Sauers an die Zusammenarbeit mit Hermann Fechenbach schließlich sind sehr persönlich geprägt und reflektieren die Katastrophen und Neuansätze deutsch-jüdischer Geschichte dieses Jahrhunderts.

Buchbesprechungen und Vereinsnachrichten runden wie jedes Jahr den vorliegenden Band ab.

Ohne die verlässliche und engagierte Mitarbeit Daniel Stihlers, der auch die Erstellung des Registers übernahm, wäre dieses Jahrbuch nicht zustande gekommen. Birgit Eckart-Siller und Gerlinde Eymann halfen stets, wenn es etwas zu helfen gab. Ihnen – wie den Autorinnen und Autoren – gehört der Dank des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

Albert Rothmund

Vorsitzender des Historischen Vereins für
Württembergisch Franken

Dr. Andreas Maisch
Schriftleiter

Inhalt

	Seite
Gerhard Lubich: „Kontinuität“ oder „Katastrophe“? Zu den Problemen der frühen Haller Stadtgeschichte, neuen Ausgrabungen und alten Forschungskontroversen	7
Armin Panter: Gesetz und Gnade. Ein Bildwerk der Reformation von Peter Dell d.Ä.	29
Jost Weyer: Chemische Geräte und ApothekengefäÙe aus Glas zwischen 1550 und 1630 unter besonderer Berücksichtigung der Glashütte in Fischbach	39
Helmut Neumaier: Die Fahrhabe im Hardheimischen Ansitz Domeneck (Gem. Züttlingen, Lkr. Heilbronn) – ein Mosaikstein zur Lebenswelt des Reichsadels der Spätrenaissance	73
Peter Müller: Das Familienbuch des Hans Georg Hofer von Lobenstein – Selbstdarstellung eines fränkischen Adligen aus dem 17. Jahrhundert	93
Uri R. Kaufmann: Die Synagogen-Ablege in Wallhausen-Michelbach an der Lücke. Fragen zur jüdischen Kultur Württembergisch Frankens	143
Ruth Steinke: Von der dörflichen Grundbesitzer- zur Einwohnergemeinde. Das Dorf Bühlerzimmern auf dem Weg in die Moderne	157
Monika Firla: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) – Facetten seines Lebens	181
Philippe Alexandre: Haller für den Frieden 1870–1914. Ein Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Friedensbewegung im Württemberg der Kaiserzeit	199
Paul Sauer: Erinnerungen an Hermann Fechenbach	325
Neue Bücher	339
Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1997	393
Orts- und Personenregister	409
Verzeichnis der Mitarbeiter	421
Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten	423

„Kontinuität“ oder „Katastrophe“? Zu den Problemen der frühen Haller Stadtgeschichte, neuen Ausgrabungen und alten Forschungskontroversen

VON GERHARD LUBICH

Wenn im Jahre 2006 der 850. Jahrestag der ersten eindeutigen urkundlichen Erwähnung Schwäbisch Halls als Stadtjubiläum begangen werden wird, dann wird es sicherlich nicht an dem Hinweis fehlen, daß die Stadt eigentlich wesentlich älter sei. Diesem Einwand wird und kann niemand widersprechen – Ersterwähnungen, insofern sie nicht Gründungsnachrichten sind, liefern immer nur einen *terminus ante quem*, überliefern also nur ein mehr oder minder zufälliges Datum für etwas Bestehendes, das zum Zeitpunkt dieser Erwähnung bereits existierte, also auch vorher schon bestanden haben muß. Vielleicht wird man bei dieser Gelegenheit dann auf den gefälschten „Öhringer Stiftungsbrief“ verweisen, eine auf 1037 datierte Fälschung des ausgehenden 11. Jahrhunderts, in dem die *villa Halle*, die Siedlung¹ Hall also, schon vor dem Jahr 1156 erwähnt wird². Dieser Verweis hat eine gewisse, wenngleich sicherlich nicht die beste Tradition, wurde die Urkunde für Öhringen doch 1937 zum Anlaß einer entsprechenden Jubiläumsfeierlichkeit genommen, der wir die bislang einzige einigermaßen ausführliche, durchgehende und mit dem Ungeist der Zeit geschuldeten Abstrichen auch wissenschaftliche Behandlung der Haller Stadtgeschichte verdanken³.

Und es gibt noch eine andere Möglichkeit, griffe man eine alte Streitfrage wieder auf, die spätestens seit Auffindung der keltischen Salzgewinnungsanlage „Hinter

1 Zur Übersetzung des Begriffes *villa*, ansonsten i.d.R. mit „Weiler“ oder „Dorf“ wiedergegeben, in Bezug auf Hall grundlegend K. Ulshöfer: Die Salzstadt Hall, in: K. Ulshöfer, H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte (FWFr 22), Sigmaringen 1983, S. 9–25, hier S. 9, sowie ders.: König Rudolfs Wiener Schiedsspruch (1280). Hall und Limpurg im 13. Jahrhundert, in: WFr 64 (1980), S. 3–26, hier Anm. 3 auf S. 25.

2 Grundlegend als Fälschung erkannt von K. Weller: Die Öhringer Stiftungsurkunde von 1037, in: WVjH 39 (1933), S. 1–24; ausgearbeitet mit z. T. unhaltbaren genealogischen Hypothesen von H. Dekker-Hauff: Der Öhringer Stiftungsbrief, Teil 1, in: WFr 41 (1957), S. 17–31 bzw. Teil 2, in: WFr 42 (1958), S. 3–29.

3 W. Hommel (Hrsg.): Schwäbisch Hall. Ein Buch aus der Heimat. Zeitbilder von Einst und Jetzt, Schwäbisch Hall 1937. – Ein guter Teil der noch im Umlauf befindlichen Exemplare dürfte einer „Säuberungswelle“ der Nachkriegszeit zum Opfer gefallen und um die im Nachhinein sicherlich als peinlich empfundenen Grußworte führender Parteigenossen sowie des nachgerade fast inkriminierenden Beitrags „Die nationalsozialistische Bewegung in Hall“ (von Kreisleiter O. Bosch) erleichtert worden sein (im Original die Seiten I–VI bzw. 391–400). Diese Flurbereinigung betraf keineswegs nur Bände im Privatbesitz.

der Post“ geführt wird: Gab es eine Kontinuität zwischen der keltischen und der mittelalterlichen Saline, und damit also auch eine Kontinuität zwischen keltischer Ansiedlung und der Stadt Schwäbisch Hall – oder brachen Salzgewinnung und Besiedlung noch in der Keltenzeit ab? Anders gefragt: Besteht seit vorchristlicher Zeit eine Ansiedlung, die im Lauf der Zeit zu Hall wurde, oder entstand Hall sozusagen zweimal? Diese beiden Standpunkte, die G. Wunder einmal mit einem ironischen Querverweis auf die gleichnamigen Theorien zur Epochengrenze zwischen Antike und Mittelalter als „Kontinuitäts-“ bzw. „Katastrophentheorie“ bezeichnet hat⁴, sollen im folgenden thematisiert werden, nicht etwa, um die Frage nach dem Alter Halls und dem „richtigen“ Jubiläumsjahr (das es ja bei einer „Kontinuität“ schwerlich geben könnte) schon im vornherein zu klären, sondern um den aktuellen Forschungsstand wiederzugeben und dadurch eine fundierte Diskussion auf der Basis der neuesten Erkenntnisse zu ermöglichen.

In diesem Zusammenhang kann ein Projekt besonderes Interesse beanspruchen: Die archäologischen Bohrungen, die in den vergangenen Jahren im Haller Stadtgebiet vorgenommen wurden. Da die Querverbindung zwischen Archäologie und Geschichtswissenschaft auch aus institutionellen Gründen nicht immer reibungslos und in wünschenswerter Geschwindigkeit funktioniert, ist die zügige Veröffentlichung der Grabungsergebnisse, wie sie sukzessive in den letzten Jahren erfolgt ist⁵, ein wichtiges und dankenswertes Unterfangen für die Haller Stadtgeschichtsforschung, das in den folgenden Überlegungen in der historische Diskussion aufgenommen werden soll. Gerade die Archäologie kann ja für den Historiker die unangenehme Begleiterscheinung haben, daß oftmals an und für sich begründete historische Überlegungen von ihren Resultaten überholt werden. So ist z. B. die alte Diskussion über die römischen Ursprünge Halls, wie sie im 19. Jahrhundert geführt wurde⁶, durch die Ausgrabung der vor-römischen Keltensaline obsolet geworden.

4 G. Wunder: Probleme der Haller Geschichte (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e.V., Heft 2), Schwäbisch Hall 1974, S. 12. Seine Anspielung zielt auf die Theorien von A. Dopsch bzw. H. Pirenne, die keinen abrupten Bruch zwischen Antike und Mittelalter sehen, und auf die angelsächsische, z. T. auch französische Historiographie, die aus dem Blickwinkel der römisch-antiken Welt den Einbruch germanischer Völkerschaften in den Mittelmeerraum als Anbruch der „dark ages“ betrachtet, also von einer „Katastrophe“ für „die“ „Zivilisation“ ausgeht. In Anbetracht des weniger globalen Rahmen der Haller Stadtgeschichte böte es sich vielleicht an, doch eher von einer „Kataströphles“-Theorie zu sprechen.

5 E. Fischer, M. Rösch: Aufschlüsse und Bohrungen in der Altstadt von Schwäbisch Hall, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1993, S. 121–125; dies.: Zum Fortgang der Untersuchungen in Schwäbisch Hall, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994, S. 323–325; dies.: Zum Abschluß der Prospektionsmaßnahmen in Schwäbisch Hall, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1996, S. 105–107.

6 H. Bauer: Die Römer im nördlichen Württemberg [sic!] und angeblich in Schwäbisch Hall. Das Alter der dortigen Saline, in: WFr 6 (1852), S. 49–73; K. Weller: Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens, in: WVjH 1894, S. 1–93; J. Gmelin: Hällische Geschichte. Geschichte der Reichsstadt Hall und ihres Gebiets nebst einem Überblick über die Nachbargebiete, Schwäbisch Hall 1896, S. 29–51.

Damit findet sich also die Frage nach dem Alter Halls (einmal mehr) aufgeworfen, wobei an dieser Stelle noch eine Bemerkung allgemeiner Art angebracht erscheint: Natürlich ist Stadtgeschichte immer zu einem gewissen Grade auch „Selbstvergewisserung“⁷, für ihren Autor ebenso wie für ihren Leser, wenn sie in biographischer Beziehung zu der behandelten Stadt stehen. Stadtgeschichte ist und bleibt aber in erster Linie immer Wissenschaft. Aus dem Anliegen der „Selbstvergewisserung“ wird zwar erklärlich, warum manchem Lokalpatrioten (manchmal auch einem lokalpatriotischen Historiker) eine möglichst lange Traditionslinie wünschenswert erscheinen mag, kann sie ihm doch das Bewußtsein einer fest verwurzelten Eingebundenheit vermitteln. Doch dies kann nicht die Aufgabe kritischer Wissenschaft sein, die letztlich nüchterner Sachlichkeit verpflichtet ist. So auch diese Ausführungen, was als Grund dafür anzusehen ist, daß es sich im folgenden wohl nicht vermeiden lassen wird, in den Augen lokalpatriotischer Orthodoxie ein wenig den *advocatus diaboli* zu spielen. Doch verstehen sich diese Zeilen, wie eingangs ausgeführt, nur als Grundlage einer möglichen weiteren Diskussion, die durchaus wünschenswert wäre.

Die Spuren der Keltenzeit

Spätestens seit den Ausgrabungen des Jahres 1939 steht durch Ausgrabungsfunde unzweifelhaft fest, daß auf dem Boden des späteren Schwäbisch Hall in vorchristlicher Zeit eine keltische Ansiedlung bestand, zu der auch eine Salzgewinnungsanlage gehörte⁸. Spekulationen verschiedener Historiker, wie sie z. T. schon im 18. Jahrhundert angestellt wurden, wonach aufgrund des Zeugnisses römischer Geschichtsschreiber eine „germanische“ Besiedlung des Gebietes um Hall angenommen wurde⁹, schienen dadurch eine dingliche Grundlage erhalten zu haben. Nun waren die Kelten zwar keine Germanen, und auch die Quellenstellen, auf denen diese Hypothesen beruhen, halten, was noch zu zeigen sein wird, einer ernsthaften Überprüfung nicht stand; die Tatsache jedoch, daß es eine vormittelalterliche Besiedlung auf dem Boden des späteren Schwäbisch Hall gab, bleibt davon unberührt. Neuere Untersuchungen haben es mittlerweile ermöglicht, eine Vorstellung von Alter, Ausdehnung und Bebauung dieser Siedlung zu gewinnen. Nach diesen – sicherlich noch nicht endgültigen – Ergebnissen dürfte etwa ein Gebiet von 1–1,5 ha bebaut gewesen sein, das nach den Orientierungspunkten der heuti-

7 Vgl. hierzu die Ausführungen von H. Flachenecker: Stadtgeschichte als Akt von Selbstvergewisserung, in: HJb 113 (1993), S. 128–158, insbes. S. 128 f.

8 Die Ergebnisse dieser Grabung finden sich zusammengestellt bei E. Kost: Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochertal in Schwäbisch Hall, in: WFr 20/21 (1940), S. 39–111, der zugleich erste Schlußfolgerungen für die Haller Stadtgeschichte zog und damit als „Vater der Haller Katastrophentheorie“ anzusehen ist.

9 Etwa H. Prescher: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg, Teil 1, Stuttgart 1789, S. 30 ff. (zitiert nach dem Nachdruck Kirchberg/Jagst 1977).

gen Stadtopographie etwa in einem Viereck zwischen Neuer Straße, Hafenmarkt, der Haalstraße und der Schwatzbühlgasse gelegen haben dürfte – damit also näher am Kocher als bislang angenommen.

Kernstück dieser Keltensiedlung war wohl ihre Salzgewinnungsanlage, auch wenn sie nicht im Zentrum der Siedlung gelegen haben dürfte – nördlich von ihrem Fundort sind keine Besiedlungsspuren mehr feststellbar. Die Ausgrabungen des Jahres 1939 brachten auf einer Fläche von ca. 100 m² einen Solebrunnen, Tröge aus halbierten Baumstämmen, Öfen, Tonkörper und Tiegelreste zum Vorschein¹⁰. Allem Anschein nach handelte es sich um eine ausschließlich der Salzgewinnung gewidmete Anlage, die unter Nutzung der Salzquelle nach der sog. Briquetagen-Technik arbeitete, wobei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß neben der Siedeanlage zeitweise auch Schmelzöfen zur Erzaufbereitung in Betrieb waren¹¹. Der exakte Entstehungszeitpunkt dieser Anlage ist zwar nicht zweifelsfrei festzulegen, der Vergleich mit ähnlichen Funden läßt jedoch den Schluß zu, daß sie aus der früheren Latènezeit stammt, also aus der Zeit zwischen 500 und 100 v. Chr.; die Auswertung der neuen Messungen in der Blockgasse ergab durchaus ähnliche Werte, setzt das Ende der Siedlung, die mit der Salzgewinnungsanlage in Verbindung stand, jedoch schon auf die Zeit um 200 v. Chr. an. Dies ist allerdings ein vorläufiger Befund, da er nur durch die Bohrung an einer Stelle, der Blockgasse, erbracht wurde, bei der zudem nicht das gesamte Bodenprofil erfaßt wurde: In der Tiefe von 6,50–6,10 m wurde durch die Auswertung der Radiokarbonaten auf eine Siedlung aus der Zeit zwischen 780–195 v. Chr. geschlossen, der nächste Bohrungsansatz (3,30–1,80 m Tiefe) führte hingegen schon in das 7. nachchristliche Jahrhundert¹². Wie weit diese Daten zu verallgemeinern und auf die Haller Gesamtgeschichte zu beziehen sind, steht dahin. Die bisherige Annahme, die Anlage „Hinter der Post“ sei bis in das erste vorchristliche Jahrhundert, vielleicht etwas länger, in Betrieb gewesen¹³, ist damit jedenfalls nicht schlüssig widerlegt – diese Zeit müßte ja Spuren genau in den Erdschichten hinterlassen haben, die bei den Bohrungen nicht berücksichtigt wurden (zwischen 6,10 und 3,30 m Tiefe im Bereich der Blockgasse).

Ebenfalls unberührt von den Ergebnissen der neuen Grabungen ist auch die oftmals vertretene Ansicht, die Keltensaline habe nach ihrer Verschüttung durch einen Erdbeben den Betrieb eingestellt. Diese Hypothese wurde aus den Grabungen des Jahres 1939 abgeleitet, bei denen die Überreste der Anlage unter einer fünf Meter starken Erdschicht aufgefunden wurden, die selbst wiederum vollkommen

10 Einen Überblick über die Funde geben *Kost* (wie Anm. 8), passim und *T. Simon*: Salz und Salzgewinnung im nördlichen Baden-Württemberg. Geologie, Technik, Geschichte (FWFr 42), Sigmaringen 1995, S. 74–81.

11 Hierzu zuletzt *Simon* (wie Anm. 10), S. 79f.

12 *Rösch, Fischer*: Zum Abschluß (wie Anm. 5), S. 106.

13 So die Datierung von *H. Clauß*: Die Vor- und Frühgeschichte, in: *R. Biser* (Hrsg.): Der Kreis Schwäbisch Hall (Heimat und Arbeit), Stuttgart/Aalen ²1987, S. 59–74, hier S. 69; vorsichtiger zuletzt *Simon* (wie Anm. 10), S. 81: „Das Ende der keltischen Saline ist nicht genau zu fassen“.

frei von Überresten menschlicher Herkunft war. Erst in Schichten, die über diesen als Geröllmassen aufzufassenden Ablagerungen liegen, finden sich wieder Spuren des Menschen – allerdings aus der Zeit des Hochmittelalters¹⁴.

Historische Thesen auf der Basis des archäologischen Befundes

So lange nur der mittlerweile fast 60 Jahre alte Grabungsbefund der Keltensaline vorlag, war die Stadtgeschichte sozusagen zweigeteilt in einen keltischen, archäologisch bis etwa in das erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung als bestehend gesicherten Teil, und in einen mittelalterlichen, auf dem „Öhringer Stiftungsbrief“ und der Markturkunde von 1156 als frühesten Zeugnissen beruhenden. Und auch wenn die vor kurzem erfolgten Ausgrabungen zeigen, daß der Boden Halls sogar vor diesen schriftlichen Erwähnungen zumindest im 7. Jahrhundert (vielleicht auch seitdem) besiedelt oder zumindest von Menschen genutzt gewesen sein könnte – was in Anbetracht der Geschichte des Haller Umlandes nicht zu erstaunen braucht¹⁵ –, die grundlegende Frage bleibt bestehen: Was geschah mit der Ansiedlung auf dem Boden des heutigen Schwäbisch Hall, nachdem die keltische Salzgewinnungsanlage ihren Betrieb eingestellt hatte? Um die Frage, wie denn die Lücke von mindestens 600 Jahren zwischen Keltenzeit und frühem Mittelalter zu füllen sei, haben sich zwei Positionen herausgebildet, die für den Keltenort entweder Fortbestehen oder Untergang angenommen haben.

Die Position der „Kontinuitätstheorie“ ist einfach zu beschreiben: Nach ihr besteht Hall seit der Keltenzeit. Die Verschüttung der Salzgewinnungsanlage hätte danach nur dazu geführt, daß die Solequelle unmittelbar danach an einem anderen Platz, möglicherweise dem späteren Haal, wieder zutage getreten wäre. Die Siedlung hätte entweder weiterbestanden oder sich in die Nähe der neuen Salzgewinnungsanlage verlagert. Archäologische Beweise für diese Ansicht gibt es nicht.

Das klassische „Katastrophenszenario“ hingegen sieht vor, daß die Salzquelle samt Siedlung von einem Erdbeben verschüttet wurde, wodurch ein Siedlungsunterbruch eintrat. Die Salzquelle wäre dann erst später wieder aufgefunden worden, vielleicht nicht in der romantischen Art, wie sie uns die frühneuzeitlichen Stadtchronisten Herolt¹⁶ und Widman¹⁷ schildern, aber doch wohl eher zufällig. Diese Ansicht läßt sich zumindest mit den bisherigen Grabungsbefunden in Überein-

14 Simon (wie Anm. 10), S. 81.

15 Die von Rösch, Fischer: Zum Abschluß (wie Anm. 5), S. 107 gelieferten Daten „600–660 n. Chr.“ entsprechen durchaus dem Zeitrahmen, der für die Besiedlung der Haller Ebene angenommen werden kann, vgl. etwa I. Eberl: Königtum, regionaler Adel und die Kirche in Burg, Siedlung und Pfarrei, in: H. Decker-Hauff (Hrsg.): Vellberg in Geschichte und Gegenwart, Bd. 1 (FWFr 26), Sigmaringen 1984, S. 85–128, hier S. 87–112. Es wäre geradezu erstaunlich, wenn die fruchtbaren, gerade bei Schwäbisch Hall recht weitläufigen Flußauen in dieser Zeit des Siedlungsausbauens nicht genutzt worden wären.

16 Johann Herolts Chronica, ed. C. Kolb (Württembergische Geschichtsquellen 1), Stuttgart 1894, S. 39f.

17 Widmans Chronica, ed. C. Kolb (Württembergische Geschichtsquellen 6), Stuttgart 1904, S. 53.

stimmung bringen. Weder die römische Besatzung, die ja durch das Kastell in Mainhardt und den Limes unmittelbar benachbart war, hat in Schwäbisch Hall selbst, nach allem, was bekannt ist, eine Spur hinterlassen, noch die alamannische und fränkische Besiedlung, die allerdings mit Sicherheit zu Ortsgründungen im Umkreis führte. Auch für das frühe Mittelalter gibt es – außer den Ausgrabungen, die letzten Endes nur belegen, daß zu diesem Zeitpunkt ein Bodenprofil bestand, nicht aber menschliche Besiedlung im strengen Sinne nachweisen¹⁸ – nur spärliche Anhaltspunkte für eine Kontinuität der Siedlung. Darüber hinaus könnte man die Hypothese von der späteren Auffindung der Salzquelle durchaus auch für eine Antwort auf die Frage heranziehen, warum im „Öhringer Stiftungsbrief“, der die *villa Halle* zwischen den Grafen von Comburg-Rothenburg und dem Stift Öhringen teilt, von einer Salzquelle trotz ihrer offensichtlichen wirtschaftlichen Bedeutung keine Rede ist – die Salzquelle wäre erst nach 1037 bzw. nach der Abfassung der Urkunde wiederentdeckt worden.

Eine modifizierte Form der „Katastrophentheorie“ ließe sich mit Anleihen aus der Wirtschaftsgeschichte entwerfen: Ausgehend von der Beobachtung, daß um das Jahr 0, einhergehend mit einem allgemeinen Bevölkerungsrückgang und der Ausbreitung des römischen Meersalzes, die keltischen Briquetagenanlagen auch andernorts außer Gebrauch gerieten und auf eine Salzgewinnung verzichtet wurde¹⁹, könnte man annehmen, daß die Siedlung auf dem Boden des späteren Schwäbisch Hall als Folge der Unrentabilität der Quelle, wie andere Siedlungen auch, aufgegeben wurde und die Fläche der früheren Siedlung möglicherweise im Laufe der Zeit von Nachbarorten aus landwirtschaftlich genutzt wurde, was die durch die jüngsten Grabungen zutage geförderten frühmittelalterlichen Überreste von Kulturpflanzen erklären würde²⁰. Die Verschüttung der ungenutzten und wieder der Natur überlassenen Quelle wäre in diesem Denkmodell dann eher die Folge des Siedlungsabbruchs als dessen Ursache. Diese Überlegung hat, so weit ich sehe, den Vorteil, mit dem Grabungsbefund (bislang noch) in Übereinstimmung zu stehen und zudem mit einem „Zug der Zeit“ vereinbar zu sein. Sie ließe sich auch dahingehend modifizieren, daß zwar die Salzquelle aufgegeben wurde, nicht aber die Siedlung – ein Hybrid also zwischen „Kontinuitäts-“ und „Katastrophentheorie“. Diese Modifikation scheint in ihrer Offenheit gerade dann angezeigt, wenn sich keine neuen Grabungsfunde ergeben sollten, die eine Siedlungskontinuität zweifelsfrei ergeben. Eine reine „Kontinuitätsthese“, also die Annahme eines nahtlosen

18 Zumindest nach den bisherigen Bohrungen (vgl. hierzu *Fischer, Rösch: Aufschlüsse* (wie Anm. 5), S. 122–125), bei denen zwar die Überreste von Kulturpflanzen nachgewiesen werden konnten, was allerdings ebenso auf eine agrarische Nutzung der Fläche des späteren Schwäbisch Hall ohne dortige beständige Ansiedlung schließen lassen kann.

19 *Simon* (wie Anm. 10), S. 41 f. u. S. 81.

20 Zu den Arten der aufgefundenen Pflanzen *Rösch, Fischer: Aufschlüsse* (wie Anm. 5), S. 122 f. Die Theorie von einer ungenutzten, aber durch beständige agrarische Nutzung der Umgegend den Bewohnern des Kochertals bekannten Salzquelle äußert *G. Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802* (FWFr 16), Sigmaringen 1980, S. 9.

Übergangs der Keltensiedlung in das mittelalterliche Hall, wird man nach dem momentanen Stand der Grabungen wohl kaum vertreten wollen, und auch die Argumente aus anderen Bereichen, die hierfür ins Feld geführt wurden, sind samt und sonders angreifbar, wenngleich nicht immer mit letzter Beweiskraft zu widerlegen.

Der Name „Hall“ und der Haalgeist – Spuren der KeltENZEIT?

Da der archäologische Befund also keine eindeutige Rekonstruktion der frühesten Haller Geschichte zuläßt, haben sich Vertreter der „Kontinuitätstheorie“ auch bemüht, Anhaltspunkte für den nahtlosen Übergang von der Keltensiedlung in das mittelalterliche Hall auf anderen Gebieten zu suchen, etwa im Rahmen philologischer oder volkskundlicher Überlegungen. Insbesondere der Name „Hall“ wurde oftmals als Beleg für eine keltische Ursprung (auch) Schwäbisch Halls angesehen. Ausgehend von der Beobachtung, daß das Wort „Hall“ im Mittelalter Bestandteil des Namens von Salzorten war, etwa Halle, Bad Reichenhall, Hallein oder Hall in Tirol, bei denen teilweise keltische Besiedlung nachgewiesen werden konnte, schloß man, daß das Wort „Hall“ keltischen Ursprungs sein müsse, Salz bedeutet habe und von da aus in die althochdeutsche Sprache gewandert sei und weiterhin als Bezeichnung von Salzorten verwendet wurde.

So einleuchtend diese Kombination zunächst auch klingen mag, so unsicher ist sie bei einem genaueren Blick auf ihre Voraussetzungen. Dies liegt zum einen natürlich an der ganz allgemeinen Tatsache, daß das Keltische eine rekonstruierte Sprache ist, deren Überreste mangels schriftlicher Überlieferung aus der Vorzeit aus anderen, noch bestehenden Sprachen herausgefiltert worden sind – ein Verfahren mit einer Unzahl möglicher Fehlerquellen. Zum anderen gilt für das Wort „Hall“ im besonderen, daß es erst im Althochdeutschen belegt ist, und auch dort nicht in seiner Reinform, sondern nur in den Zusammenstellungen *hal(l)hus* bzw. *hall-* oder *halasalz*, wobei letzteres in etwa mit „Salzgewinnungsstätte“ zu übersetzen wäre, ersteres mit „Gebäude zur Salzaufbewahrung“. Die These eines keltischen Ursprungs des Präfixes *hal* hat schon das Grimmsche Wörterbuch, entstanden im 19. Jahrhundert, in Auseinandersetzung mit der damaligen Forschung abgelehnt²¹, und es ist wohl nicht nur auf den Einfluß dieses Werkes zurückzuführen, daß die Herleitung vom Keltischen keinen Eingang in die neueren Lexika des Alt- oder Mittelhochdeutschen gefunden hat²².

21 *J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch*, Bd. 4/2, Leipzig 1877, Lemma *Hall*, Sp. 229 und Lemma *Halle* (3), Sp. 232.

22 Vgl. aus den letzten Jahren etwa *J. Splett* (Hrsg.): *Althochdeutsches Wörterbuch*, Bd. 1/1, Berlin/New York 1993, S. 341 oder *Wörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1993, Lemma *halasalz*, S. 507 und die Lemmata **halhus* und **hallsalz*, S. 509.

Die landesgeschichtliche Forschung hat die These vom keltischen Ursprung der Ortsbezeichnung „Hall“ zum Teil aufgenommen²³, zum Teil abgelehnt²⁴ oder sich redlicherweise in Ermangelung eindeutiger Quellen und philologischer Fachkompetenz einer Stellungnahme enthalten²⁵. Ihren Forschungsergebnissen ist es allerdings zu verdanken, daß ein anderer Sachverhalt klargestellt wurde: Auch Orte ohne vorherige keltische Besiedlung (oder mit Siedlungsunterbruch nach einer keltischen Gründung) wurden im Mittelalter „Hall“ genannt, weil sich dieser Ausdruck für Orte mit Salzgewinnung eingebürgert hatte; diese Art Namengebung muß folglich nicht unbedingt eine „Primärbenennung“ (auf einem keltischen Ort und keltischer Sprache beruhende Benennung) sein, sondern kann auch, unabhängig von der möglichen keltischen Wortwurzel, lediglich in Entsprechung mit dem mittelalterlichen Wortgebrauch, eine „Sekundärbenennung“ sein – eine Benennung also, die im Mittelalter gebräuchlich war und keinerlei Schlüsse darüber zuläßt, ob die so bezeichnete Siedlung nun erst im Mittelalter gegründet wurde oder schon aus der Keltenzeit stammt oder gar (vielleicht unwissentlich) auf einem ursprünglich keltischen Ort aufbaute²⁶. Ob das Wort „Hall“ nun tatsächlich aus dem Keltischen stammt oder nicht, stellt in unserem Zusammenhang damit lediglich ein rein philologisches Problem dar, das keinerlei Aussagekraft für die Haller Frühgeschichte besitzt.

Skeptisch empfiehlt es sich auch Überlegungen zum Haller Brauchtum gegenüberzutreten. Daß Brunnenzug und Haalgeist auf vorchristliche Elemente zurückzuführen seien, wie verschiedentlich vertreten wurde²⁷, ist in dieser Pauschalität nicht haltbar, sondern muß differenzierter betrachtet werden. Sicherlich ist die

23 Für Schwäbisch Hall etwa *Wunder*: Die Bürger von Hall (wie Anm. 20), S. 34 f.; vgl. auch *F. – H. Hye*: Hall in Tirol. Gründung und Werdegang einer Salzstadt, in: *W. Rausch* (Hrsg.): Stadt und Salz (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 10), Linz 1988, S. 233–246, hier S. 235.

24 Vgl. für Schwäbisch Hall etwa die Vorbemerkung „Was bedeutet 'Hall'“, in: *Ulshöfer, Beutter* (wie Anm. 1), S. 8; ähnlich auch *H. Walther*: Namenskundliche Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Saale- und Mittelgebirges bis zum Ende des 9. Jahrhunderts (Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenskunde und Siedlungsgeschichte), Berlin (Ost) 1971, S. 243 n° 23.

25 Etwa *G. F. Hertzberg*: Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit, Bd. 1, Halle 1889, S. 13.

26 *Hye* (wie Anm. 23), S. 235 unter Berufung auf *V. Hehn*, Das Salz, Berlin 1873 (Nachdruck Darmstadt 1964), S. 31, der für sein Untersuchungsgebiet, den Ort Hall in Tirol, eine Keltensiedlung nicht nachweisen kann, sondern sogar eindeutig ablehnen muß und damit in Erklärungszwang für den Ortsnamen steht, dessen Erstnennung er auf das frühe 13. Jahrhundert ansetzt. Allerdings ist Hall in Tirol wohl schon im 10. Jahrhundert nachweisbar (*M. Thiel, O. Engels*: Die Traditionen, Urkunden und Urbare des Klosters Münchsmünster (Quellen und Erörterungen zur bayrischen Geschichte NF 20), München 1961, Reg. 2, S. 4), im Zusammenhang der Quelle (Entfremdung von Klostergut durch Herzog Arnulf, der 938 starb) sogar schon auf das frühe 10. Jahrhundert, was in unserem Zusammenhang noch von Interesse sein wird, vgl. unten S. 19.

27 Sogar dem ansonsten sehr nüchtern urteilenden *Wunder*: Die Bürger von Hall (wie Anm. 20), S. 34 f. ist die Rückführbarkeit des Haalgeistes auf einen „keltischen Quellgott“ „letzter Beweis für die Kontinuität, die ununterbrochene Nutzung der Salzquelle“; seinen vorsichtig gewählten Worten nach soll zwar die Quelle, nicht unbedingt aber auch die Siedlung bestanden haben, was sehr wohl möglich ist.

Sage von einem Geist nicht unbedingt christlich zu nennen und läßt sich hypothetisch auch mit den keltischen Wasserheiligtümern in Verbindung bringen; ob diese Tradition jedoch auch zwangsläufig keltischen Ursprungs sein muß, ist damit aber noch lange nicht bewiesen, sondern nur eine Möglichkeit unter vielen. Aberglaube (im christlichen Sinne) war im Mittelalter so weit verbreitet, daß es keineswegs eines lokalen Bezugs zur Keltenzeit bedurfte, um die Legende von einem Geist in die Welt zu setzen²⁸, ganz zu schweigen davon, daß Wasser sowohl im christlichen Volksglauben des Mittelalters als auch in der Liturgie eine besondere Rolle spielt²⁹. Ähnlich verhält es sich mit dem „Brunnenzug“³⁰. Dankesprozessionen (und nichts anderes war der Brunnenzug) entwickelten sich im Mittelalter ebenso wie Mythologien, die nicht auf eine originär christliche Wurzel zurückzuführen sind – und deshalb nicht unbedingt keltischen Ursprungs sein müssen.

Bei einer Betrachtung von volkskundlichen Phänomenen empfiehlt es sich für den Historiker also ganz entschieden, „nicht christlich“ und „vorchristlich“ klar voneinander zu trennen. Natürlich ist alles „Vorchristliche“ zwangsläufig „nicht christlich“; der Umkehrschluß aber, von nicht dem christlichen Glauben entsprechenden Gegebenheiten auf vorchristlichen Ursprung zu schließen, ist nicht zulässig, sondern, formallogisch betrachtet, nichts anderes als ein falscher Syllogismus.

Das spätere Schwäbisch Hall in spätantiken Quellen?

Doch nicht nur philologische oder volkskundliche Überlegungen hat man als Beleg für die „Kontinuitätstheorie“ ins Feld geführt, sondern auch versucht, in der schriftlichen Überlieferung der Antike und des Mittelalters Hinweise auf die Zeit zwischen dem ersten und dem 11. Jahrhundert in „Hall“ zu finden. Dem Ende der keltischen Saline zeitlich am nächsten sind die Nachrichten zweier römischer Geschichtsschreiber. Zunächst einmal geht es um eine kurze Passage in den Annalen des Tacitus, in der zum Jahre 69 von einer Schlacht zwischen den germanischen Völkern der Chatten und Hermunduren berichtet wird, die um einen salzführenden Grenzfluß ging³¹. Abgesehen davon, daß es sich dabei sicherlich nicht um einen Fluß gehandelt haben wird, sondern um eine Salzquelle, ist es in Anbetracht der mehr als dünnen Quellenlage zu den Verhältnissen dieser Zeit ein recht waghalsiges Unternehmen, den Siedlungsraum dieser Völkern lokaliseren

28 In diesem Sinne H. Mehl: Bemerkungen zum Brauchtum der Haller Sieder, in: *Ulshöfer, Beutter: Hall und das Salz* (wie Anm. 1), S. 163–191, hier S. 172.

29 Vgl. hierzu den Artikel „Wasser / III. Volkskunde“ von Ch. Daxelmüller, in: LMA VIII, Sp. 2062 ff.

30 D. Narr: Volkskundliches zum Brunnenzug und Kuchenfest der Haller Sieder, in: *Schwäbische Heimat* 3–4 (1956), S. 131–138, hier S. 134f., der sich einer Meinung zum Alter des Brauches und seinem Herkommen enthält, auf vergleichbare Beispiele hinweist und die weitverbreitete, nicht auf das Keltische beschränkte Wertschätzung und Mythologisierung von Brunnen und/oder Quellen anführt.

31 Tacitus: Annalen 13, 57, ed. E. Heller, München-Zürich² 1992, S. 628: ... *inter Hermunduros Chattosque certatur magnum proelium, dum flumen gignendo sale fecundum et conterminum in trahunt...*

zu wollen. Nach allem, was man weiß, lag das Siedlungsgebiet der Chatten und Hermunduren in dieser Zeit wohl in der Landschaft unmittelbar südlich des Harzes und berührte sich ungefähr im Gebiet zwischen Werra und fränkischer Saale; es ist daher davon auszugehen, daß weniger die Salzquellen von Schwäbisch Hall als diejenigen Bad Kissingers oder Bad Salzungen gemeint gewesen sein dürften³².

Neben dieser Nachricht des Tacitus – die im übrigen nur von Salzquellen, nicht jedoch vom Bestand einer Siedlung spricht – hat man den Bericht des Ammianus Marcellinus zu den Jahren 369/70 herangezogen, bei dem von den beständigen Auseinandersetzungen zwischen Burgunden und Alemannen um Grenzverlauf und Salzquellen die Rede ist³³. Dazu ist folgendes zu sagen: Die Lokalisierungen, die man aufgrund dieser Quellenstelle treffen kann, sind äußerst vage. Im ausgehenden 4. Jahrhundert, in dem nach dem Bericht des Ammianus Marcellinus die Auseinandersetzung zwischen Alemannen und Burgunden noch im Gange war, hatten die Burgunden wohl schon, von Nordosten kommend, ihren Siedlungsraum bis an die Grenze des obergermanischen Limes ausgedehnt³⁴, der in seiner letzten Ausbauphase unter Antoninus Pius von Miltenberg am Main über Öhringen und Murrhardt nach Lorch geführt worden war³⁵. Damit schob sich ihr Gebiet wie ein Keil in dasjenige der Alemannen, die dadurch sowohl im Norden (dort auch als *Bucobinantes* bezeichnet)³⁶ als auch im Süden diesem Herrschaftsraum benachbart waren. Eine Schlacht um Salzquellen kann also wiederum im Norden, bei Bad Kissingen oder Bad Salzungen, ebensogut aber auch im Süden stattgefunden haben, spezifiziert Ammianus Marcellinus doch nicht genau, um welche (Teil-)Völkerschaft der Alemannen es sich denn nun genau gehandelt hat³⁷.

32 So schon die kommentierten Ausgaben, vgl. etwa die in der vorherigen Anm. genannte oder die Anmerkung der Reclamübersetzung (ed. W. Sontheimer, Stuttgart 1967), S. 270, Erläuterung zu Fußnote 160.

33 *Ammianus Marcellinus*: Römische Geschichte, Buch 28, 5, 11, ed. W. Seyfarth, Bd. 4, Berlin 1971, S. 132: [Die Burgunden] ... *salinarum finiumque causa Alamannis saepe iurgabant*.

34 R. Guichard: *Essai sur l'histoire du peuple burgonde*, Paris 1965, S. 167–171 sieht die Verlagerung der Burgunden und das Zurückweichen der Alemannen vom Main an den Neckar als ein Resultat der Veränderungen im Gefolge des Feldzuge des Cäsars Julian (359), wohingegen O. Perrin: *Les Burgondes. Leur histoire, des origines à la fin du premier Royaume* (534), Neuchâtel 1968, S. 151–158 davon ausgeht, daß zu diesem Zeitpunkt das Gebiet bis zum obergermanischen Limes schon burgundisch war (Bevölkerungskarte ebda. zwischen S. 160 und S. 161).

35 Zu den Berührungspunkten des Limes mit dem Landkreis Schwäbisch Hall und den archäologischen Ergebnissen vgl. *Clauß* (wie Anm. 13), S. 78–81.

36 Über die *Buconibantes* ist außer der Nachricht des Ammianus Marcellinus (Zitat in der nächsten Anm.) nur noch eine Nachricht erhalten, vgl. *Paulys Realenzyklopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Neue Bearbeitung, 5. Halbbd., Stuttgart 1958, Sp. 987. Zum mutmaßlichen Siedlungsgebiet Perrin (wie Anm. 34), S. 155.

37 Daß gerade *Ammianus Marcellinus* die *Buconibantes* zu den Alemannen zählt, ergibt sich aus seiner Römischen Geschichte (wie Anm. 33), Buch 29, 4, 7: *Buconibantes, quae contra Mogontiacum gens est Alamannorum...*

Manche Historiker haben nun diese Nachricht mit derjenigen des Tacitus gleichgesetzt und sich dadurch für den Fortbestand der Haller Saline ausgesprochen, was nicht anderes ist als pure Vermutung, die man für mehr oder weniger wahrscheinlich halten mag. Festzuhalten bleibt lediglich, daß auch Ammianus Marcellinus nichts Eindeutiges über Hall aussagt (und schon gar keine Siedlung erwähnt) und darüber hinaus das in der Lokalgeschichte kaum beachtete Faktum, daß das Haller Gebiet zumindest für wenige Jahrzehnte unter burgundischer Herrschaft stand, wie sie ja in Öhringen auch archäologisch nachweisbar ist³⁸. Ob nun die Salzquellen im nördlichen Franken lagen, also tatsächlich dieselben waren, von denen schon Tacitus gesprochen hatte (nur eben nicht die in Hall gelegenen)³⁹, oder ob diejenigen bei Hall gemeint waren⁴⁰ oder möglicherweise diejenigen bei Öhringen, genauer Weißbach und Niedernhall, angesprochen sind, wie erwogen wurde⁴¹, bleibt letztlich unentschieden.

Hall – ein Produkt des Frühmittelalters?

Damit wären die Argumente, soweit sie den vormittelalterlichen Zeitraum betreffen, genannt und auf ihre Haltbarkeit hin untersucht. Ob zwischen der Aufgabe der keltischen Saline und der Merowingerzeit der Ort Hall nun tatsächlich besiedelt war, läßt sich wohl auf der Grundlage der bislang angeführten Quellen keinesfalls als gesichert betrachten. Für die Merowingerzeit, die nach dem Ausgrabungsergebnis ja als Zeitraum für eine Neugründung (im Zug der Zeit)⁴² in Frage kommen würde, liegen auch schriftliche Nachrichten vor. Im „Träental“ (*Emek ha-Bacha*), der Chronik des Josef ha-Kohen aus dem Jahre 1570, und dem Gebetbuch des Rabbis Mordechai Trewer aus dem 14. Jahrhundert wird Schwäbisch Hall für diesen Zeitraum erwähnt, jeweils als Begräbnisort des jüdischen Gelehrten Mar Sutra⁴³. Beide Quellen datieren den Tod des Mar Sutra unterschiedlich, einmal auf das Jahr 690, einmal auf das Jahr 740. Tatsächlich aber starb der jüdische Gelehrte im Jahr 700 und liegt in Palästina begraben⁴⁴. Offenbar war die Grundlage der späteren Nachrichten fehlerhaft oder aber eine sagenhafte Überlieferung – mehr wird man diesen Passagen nicht entnehmen können.

38 Vgl. hierzu zuletzt C. Unz: Frühgeschichte der Öhringer Region, in: Öhringen, Stadt und Stift (FWFr 31), Sigmaringen 1988, S. 51–54, hier S. 51 f.

39 Perrin (wie Anm. 34), S. 155.

40 Prescher (wie Anm. 9), S. 83–92.

41 E. Norden: Alt-Germanien. Völker- und namensgeschichtliche Untersuchungen, Leipzig/Berlin, S. 54 f., wobei auch er seinen unter Berufung auf Karl Weller angestellten Erwägungen zugunsten des Öhringer Umlandes in Anm. 1 ebda. „keine Sicherheit“ einräumt.

42 Wie Anm. 15.

43 Zitiert nach I. Wendnagel: Zur Geschichte der Juden in Schwäbisch Hall vom Mittelalter zur Neuzeit (Zulassungsarbeit zur 2. Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen), 1978 (masch.), S. 1 f.

44 In diesem Sinne auch G. Wunder: Die Bürger von Hall (wie Anm. 20), S. 94.

In diese Richtung geht auch eine Überlegung allgemeiner Art: Eine Judensiedlung setzte im Mittelalter ein relativ großes Gemeinwesen voraus; die den Juden auferlegten Berufsbeschränkungen ließen ein Überleben i.d.R. nur als Händler oder Geldverleiher zu, Rabbiner oder andere von der Gemeinde getragene Existenzen konnten sich erst mit einer gefestigten ökonomischen und sozialen Struktur etablieren. Deshalb ist es kaum verwunderlich, daß Judensiedlungen auf deutschem Boden nur in den größeren Städten anzutreffen sind, wie sie in der Merowingerzeit einzig noch am Rhein bestanden – selbst wenn Hall weiter bestanden haben sollte, eine Stadt von der Größe der rheinischen, auf römische Tradition aufbauenden Städte oder der bayrischen „Hauptstadt“ Regensburg war es sicher nicht. Die erste Erwähnung jüdischen Lebens in Hall datiert aus dem Jahre 1241, als den Haller Juden in der Reichssteuerliste dieses Jahres der – vergleichsweise geringe – Betrag von 8 Mark Silber abverlangt wurde⁴⁵, kein Anzeichen dafür, daß am Ausgang des Hochmittelalters die jüdische Gemeinde zahlenmäßig sonderlich stark gewesen sein kann.

Für die Annahme, daß die spätmittelalterlichen jüdischen Quellen im Bezug auf das Bestehen einer frühen Haller Judengemeinde einem Irrtum aufgesessen sind, spricht zudem noch ein hochmittelalterlicher Bericht: In der Reisebeschreibung des Rabbiners Benjamin aus der nordspanischen Stadt Tudela, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts nach möglichen Zufluchtsorten für seine Glaubensbrüder in Deutschland suchte, findet sich Hall nicht erwähnt, auch wenn zwischen den klassischen Judensiedlungen in den Städten entlang des Rheins und Regensburg auch die fränkischen Städte Würzburg und Bamberg genannt werden⁴⁶, von denen bislang nur Würzburg – traurigerweise als Schauplatz eines Pogroms – als jüdische Gemeinde sicher bekannt war⁴⁷, die Bamberger Gemeinde hingegen nur vermutet werden konnte⁴⁸.

Eine mögliche Erwähnung Halls wird auch für die ausgehende Karolingerzeit in Erwägung gezogen. In der Forschung wird immer wieder auf ein Diplom Kaiser Arnulfs von Kärnten aus dem Jahr 889 verwiesen, in welchem dem Kloster Kempten im Allgäu gestattet wird, seinen Salzbedarf in dem Ort *ad Hallum* zu decken⁴⁹. Warum ausgerechnet auf diese Urkunde verwiesen wird, ist mir unerfindlich, ist sie doch nichts anderes als eine Kopial aus dem 12. Jahrhundert überlieferte Neu-

45 MGH Const. III, 2–5; Regest bei *F. Pietsch*: Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Schwäbisch Hall, Bd. 1 (Veröffentl. der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 21), S. 12, N 31.

46 Die Reisen des Rabbi Benjamin bar Jona von Tudela, übersetzt und kommentiert von *S. Schreiner*, in: Jüdische Reisen im Mittelalter, Leipzig 1991, S. 117f.

47 Die Quellen und ein kurzer Bericht des Pogroms finden sich bei *A. Wendehorst*: Das Bistum Würzburg, Teil 1: Die Bischofsreihe bis 1254 (*Germania Sacra* NF 1), Berlin 1962, S. 153f.; zur frühen Judensiedlung in Würzburg ausführlich *W. Schich*: Würzburg im Mittelalter. Studien zum Verhältnis von Topographie und Bevölkerungsstruktur (Städteforschung A/3), Köln/Wien 1977, S. 158–161.

48 *B. Schimmelpfennig*: Bamberg im Mittelalter (Historische Studien 391), Lübeck/Hamburg 1964, S. 86.

49 MGH D Arn 47, S. 66 (03.VI.889).

ausfertigung eines Diploms Ludwigs II. von Ostfranken (des sog. „Deutschen“)⁵⁰ aus dem Jahre 837⁵¹, was die Editoren der Urkunden Arnulfs kenntlich gemacht haben und auch Pietsch in seinen Urkunden bzw. Regesten zur Haller Geschichte anführt⁵². Das Arnulf-Diplom ist nicht einmal ganz unverdächtig, denn Ludwig II. hat – zu unbekanntem Zeitpunkt, vermutlich um 844 – seine ursprüngliche Verfügung dahingehend geändert, daß er die ursprünglich gewährten sechs Wagenladungen Salz (*sex carra*)⁵³ in 3 Schiffsladungen (*tres naves*) umwandelte⁵⁴. Die auf Arnulfs Namen überlieferte Abschrift gibt also genaugenommen einen veralteten Stand wieder, was entweder auf eine Verfälschung hindeutet oder aber darauf, daß die Kemptener Mönche, vielleicht aus Gründen des Transportes, den Landweg bevorzugten und daher die erste Fassung des Diploms bestätigen ließen. Denkbar ist allerdings auch, daß mit den geänderten Angaben schon zu Ludwigs Zeiten einfach nur eine neue Bemessung oder Maßeinheit beschrieben werden sollte und es zu Zeiten Arnulfs nur noch um eine generelle Bestätigung des Rechtes an sich ging, unabhängig davon, welche Vorlage nun herangezogen wurde.

Die Frage des Transportweges könnte allerdings ein Indiz bieten für die Lokalisierung des Ortes *ad Hallum*, muß dieser doch sowohl mit dem Schiff als auch über den Landweg erreichbar gewesen sein. Alle Orte dieses Namens, die man in Anschlag gebracht hat, Schwäbisch Hall, Hallein, Bad Reichenhall oder Hall in Tirol⁵⁵, liegen nun an einem Fluß, sind jedoch samt und sonders von der Iller aus kaum oder nur sehr umständlich zu erreichen. Wenn nun nicht ein unbekannter, mittlerweile vielleicht abgegangener Salzort gemeint gewesen war, dann bleibt die Frage der Lage des karolingerzeitlichen Ortes *ad Hallum* nach wie vor offen. Der geographisch nächstgelegene, wengleich von Kempten aus über die Berge nicht einfach zu erreichende Ort ist Hall in Tirol, das, wie oben ausgeführt, schon zu Beginn des 10. Jahrhunderts belegt ist⁵⁶. Für unser Gebiet muß, wie für die Spätantike auch, zudem noch Niedernhall in Betracht gezogen werden, insbesondere dann, wenn man die Beziehungen Kemptens zum Neckar-, Lobden- und Kraichgau in Rechnung stellt⁵⁷, und zwar aus einem denkbar einfachen Grund: Niedern-

50 Zur Problematik dieses Beinamens, der im übrigen aus dem 18. (!) Jahrhundert stammt, für einen Herrscher im ostfränkischen Karolingerreich C. Brühl: Deutschland-Frankreich. Die Geburt zweier Völker. Köln/Wien 1990, S. 140–143.

51 MGH D LD 24, S. 29f. (08.IV.837).

52 Pietsch: Urkunden (wie Anm. 45), N 1 a-c, S. 2; möglicherweise ist der Verweis auf das Arnulfdiplom zurückzuführen auf die Erwähnung dieser Urkunde in Moser: Beschreibung des Oberamtes Hall, Stuttgart/Tübingen 1847 (Nachdruck Magstadt 1969), S. 10 (Fußnote), der sich allerdings – ohne Verweis auf die damals noch unedierte Urkunde Ludwigs – gegen eine Identifizierung mit „Schwäbisch“ Hall ausspricht.

53 MGH D LD 24, S. 29, Z. 33 (08.IV.837).

54 MGH D LD 36, S. 46. Das Zitat findet sich in Zeile 21.

55 Entsprechende Literatur bei Pietsch: Urkunden (wie Anm. 45), N 1 a-c, S. 2.

56 Zur Ersterwähnung dieses Ortes, für die ja auf die ersten Jahrzehnte des 10. Jahrhunderts geschlossen werden kann, vgl. oben, Anm. 26.

57 Ältere Literatur in diesem Sinne bei Pietsch: Urkunden (wie Anm. 45), N 1 a-c, S. 2.

hall lag diesen schwäbisch-fränkischen Grenzgaue schlicht und ergreifend näher als Schwäbisch Hall (so es denn zu dieser Zeit schon bestand).

Alles in allem gibt es also kein hieb- und stichfestes Argument, Hall als Produkt der Merowinger- oder Karolingerzeit zu betrachten. Die auf das 7. Jahrhundert zu datierende „Kulturschicht“, die die Ausgrabungen ans Tageslicht gefördert haben⁵⁸, könnten durchaus – wir erwähnten es bereits – auch auf eine agrarische Nutzung der Fläche des späteren Hall zurückgehen. Eingeräumt werden muß allerdings, daß mit der planmäßigen Erfassung des Haller Umlandes spätestens seit dem 7. Jahrhundert, besonders deutlich am Ausbau der Stöckenburg als Verwaltungszentrum für die entstehenden Ortschaften erkennbar⁵⁹, auch die Wahrscheinlichkeit für das Bestehen von Hall steigt, sei es als Gründung dieser Zeit, sei es als alter Siedlungsplatz seit der Keltenzeit. Besondere Bedeutung kann der Ort, so er denn bestand, nicht gehabt haben – bei seiner ersten eindeutigen Erwähnung, im 11. Jahrhundert, wird er als *villa* bezeichnet, als kleine, unselbständige Ansiedlung.

Die *villa Halle* des „Öhringer Stiftungsbriefs“ und ihre Entwicklung

Alle bislang angeführten Quellen sind zwar oftmals datiert, lassen sich aber nicht immer zweifelsfrei auf Schwäbisch Hall beziehen. Bei dem eingangs schon erwähnten „Öhringer Stiftungsbrief“ verhält es sich genau umgekehrt: Hier ist zwar mit Sicherheit Schwäbisch Hall gemeint, aber der Zeitpunkt der Erwähnung läßt sich nicht genau festlegen – auch wenn die Urkunde auf das Jahr 1037 datiert ist. Dies liegt an der eigenartigen Entstehungsgeschichte des Dokuments, auf die hier nicht länger eingegangen zu werden braucht. In unserem Zusammenhang genügt die Feststellung, daß die mit der Nennung des Grafen Burkhard von Comburg verbundene Nennung der *villa Halle* wohl relativ nahe am Zeitpunkt der Niederschrift des „Stiftungsbriefes“ liegt, also wohl im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts⁶⁰. Eine genauere Angabe läßt sich nicht machen, aber das Bestehen von Hall vor der ersten eindeutigen Erwähnung in der Urkunde von 1156 ist damit gesichert, womit einmal mehr der Beleg erbracht wäre, wie zufällig letzten Endes Ersterwähnungen doch sind.

In unserem Zusammenhang ist wesentlich wichtiger, daß von Salz oder Salzgewinnungsrechten, gewissermaßen dem „Filetstück“ der *villa Halle*, nirgendwo die Rede ist. Möglicherweise waren sie Teil einer der beiden Hälften, in die der Ort zwischen dem Grafen von Comburg-Rothenburg und dem Stift Öhringen geteilt wurde, d. h. mit der Vergabe des Ortsteils wären auch die Siedensrechte vergeben

58 Fischer, Rösch: Aufschlüsse (wie Anm. 5), S. 122–125.

59 Ausführlich Eberl (wie Anm. 15), passim (dort auch die weitere Literatur).

60 Neubewertung gegenüber den Forschungen von Decker-Hauff: Stiftungsbrief (wie Anm. 2) bei G. Lubich: Zur Bedeutung der Grafen von Comburg und Rothenburg, in: WFr 81 (1997), S. 29–50, hier S. 36–40.

worden. Da in späterer Zeit Öhringer Siedensrechte nicht (mehr?) erwähnt werden (überhaupt scheint sich, dem Ausbleiben einer entsprechenden Überlieferung nach zu schließen, Öhringen recht schnell aus Hall zurückgezogen zu haben), ist es näherliegend, daß sie den Comburg-Rothenburgern zufielen und nach deren Aussterben (1116) entweder an das Kloster Comburg gelangten, das auch später noch Sieden besaß⁶¹, oder aber an das Reich, das zumindest im 12. und 13. Jahrhundert ebenfalls in erwähnenswertem Umfang siedensberechtigt war⁶².

Allerdings geht diese Folgerung aus dem „Öhringer Stiftungsbrief“ davon aus, daß die Grafen von Comburg-Rothenburg tatsächlich das spätere Schwäbisch Hall zur Hälfte erhielten, obwohl dies aus dem Brief selbst nicht ganz eindeutig hervorgeht. In der Aufzählung der Besitzungen des Öhringer Stiftes wird nämlich zwischen *Halle inferior* und *Halle superior* unterschieden⁶³. Unter dem „unteren“ (*inferior*) Hall wird Niedernhall verstanden – der Name hält sich noch Jahrhunderte in der lateinischen Form⁶⁴ –, unter dem „oberen“ (*superior*) entsprechend „Schwäbisch“ Hall, das diesen Beinamen zu dieser Zeit noch nicht trug⁶⁵. In der Auftragung des Lehens an den Grafen Burkhard von Comburg-Rothenburg ist allerdings gänzlich undifferenziert von der *dimidiam villa Halle* die Rede, ohne daß dabei ausdrücklich gesagt würde, ob es sich hierbei um das *Halle superior* oder *inferior* handelt. Nun liegt Schwäbisch Hall der Comburg wesentlich näher als Niedernhall, und auch die kirchlichen Verhältnisse des Mittelalters, die Verbindung der Haller Kirchen mit dem an der Comburg gelegenen Steinbach⁶⁶ können als Indiz gelten, und

61 Für das ausgehende 15. Jahrhundert ergibt sich dies eindeutig aus *R. J. Weber: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen*, Bd. 2 (FWFr 15), Sigmariningen 1979, U 49 (21.VI.1494), S. 74 (n° 363), 78 (n° 388), 83 (n° 417/74); U 51 (1496 o.T.), S. 91; U 63 (21.V.1501), S. 107; U 81 (18.XI.1514), S. 132 f.; die frühen Belege sind sparsamer, aber zumindest für 13. Jahrhundert ist Comburg gesichert gemäß *K. Ulshöfer: Der Haller Salzhandel*, in: *ders./Beutter* (wie Anm. 1), S. 95–112, hier S. 96, wobei hier wohl nur eine – plausible – Vermutung ohne Beleg angestellt wurde; zur Liste der Siedensberechtigten von 1306 (*Pietsch: Urkunden* (wie Anm. 45), N 179, S. 47 f., 19.V.1306), die Comburg erstmals im Besitz von Siedensrechten zeigt, vgl. *R. J. Weber: Die Haller Saline und ihr Recht*, in: *Ulshöfer, Beutter* (wie Anm. 1), S. 113–146, hier S. 116 f.; Öhringen finde ich im Zusammenhang mit Siedensrechten nicht erwähnt.

62 Frühe Belege königlicher Siedensrechte: *Pietsch: Urkunden* (wie Anm. 45), U 7 S. 58 (22.IX.1231); U 8 S. 58 (01.X.1231); U 9 S. 58 f. (03.X.1231); N 21 S. 7 f. (11.V.1232). Bis zur Liste der Siedensberechtigten von 1306 (N 179, S. 47 f.) dürften dies die einzigen Belege sein. Zum Thema *Weber: Haller Saline* (wie Anm. 61), S. 116 f.

63 WUB I, Nr. CCXXII, S. 263 ff. (16.VIII.1037), hier S. 264 (Z.5–13): [...] *predia [...] ecclesie tradita [...] in Halle inferiori I hoba et due areae, in superiore autem V areae [...] in Phadelbach et Mazzalerbach et Etebach et Selebach et Halle inferiori, in his quinque locis XXX hobae [...]* (Sperrungen vom Verf., *e caudata* als *æ* transkribiert; Ortsnamen finden sich in der Edition verifiziert).

64 Vgl. etwa *K. Weller* (Hrsg.): *Hohenlohisches Urkundenbuch*, Bd 1, Stuttgart 1899, Nr. 458 und 459, S. 314 (beide vom 24.III.1286), Nr. 535, S. 367, 5 und 6 (8.XI.1283) und 7 (13.XII.1284), S. 368, 8 (19.VI.1287) und 11 (30.I.1291), Nr. 689, S. 503 f. (06.VI.1307).

65 Zur Entstehung des Beinamen „Schwäbisch“ zusammenfassend *G. Wunder: Die Entstehung der Stadt Hall*. Vortrag bei der 600[!]–Jahr-Feier am 2. 6. 1956, in: *WFr* 41 (1957), S. 32–38, hier S. 37. Einen vereinzelt Beleg für das Weiterleben der Bezeichnung *Halle superior* stellt eine Urkunde vom 30. Juni 1222 dar (WUB III, Nr. 661, S. 137 f. = *Pietsch: Urkunden* (wie Anm. 45), N 14), in deren Zeugenreihe ein Friedrich *de Halle superiore* auftaucht.

66 Hierzu ausführlich unten, S. 24.

so wird man diese Zuschreibung letztlich als gesichert betrachten können. Zur Kontinuitätsdebatte allerdings ist festzuhalten, daß Niedernhall, das man ja mit der Nachricht des Ammianus Marcellinus zu den Auseinandersetzungen zwischen Alemannen und Burgunden in Verbindung gebracht hat⁶⁷, zumindest über dieselben möglichen Belege wie Hall verfügt und damit eine ebenso hohe Wahrscheinlichkeit für den Bestand einer zumindest seit der Spätantike bestehenden Siedlung in Anspruch nehmen darf⁶⁸.

Wenigstens ist die Kontinuität der *villa Halle (superior)* zu Schwäbisch Hall einigermaßen gesichert, selbst wenn sich über den Aufbau der Siedlung (man wird *villa* wohl kaum mit „Dorf“ oder „Gutshof“ übersetzen können, da das Salz die Siedlung wohl schon in dieser Zeit zu einem „Industrieort“⁶⁹ machte) nicht viel mehr sagen läßt, als daß hier einzelne Hofstätten lagen, die *areae* der Öhringer Urkunde⁷⁰. Doch auch hier kommen die Ergebnisse der Ausgrabungen dem Historiker zu Hilfe: Da die frühe mittelalterliche Siedlung ebenso wie die Keltensiedlung offenbar wesentlich näher am Kocher lag, als man bislang annahm⁷¹ (der Bestand des „Blockgassenkochers“ ist keineswegs gesichert, sondern vielmehr – auch dies ein Resultat der Bohrungen – unwahrscheinlich geworden)⁷², dürfte mit *Halle superior* wohl die um das „Haal“ bis etwa „Hinter der Post“ gruppierte Siedlung gemeint gewesen sein, die möglicherweise mit der später sogenannten „Katharinenvorstadt“ schon über zwei Teile dies- und jenseits des Kochers verfügte. Sollte die namensgebende Katharinenkirche nämlich tatsächlich als „Gegenkirche“ oder „Prozessionskirche“ der Jakobskirche gegründet worden sein⁷³, so dürften beide – worauf noch einzugehen sein wird – aus dem 11. Jahrhundert, dem Jakobspatrimonium nach genauer aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammen.

Aus dem „Öhringer Stiftungsbrief“ läßt sich also, summa summarum, nur wenig mehr entnehmen, als daß Hall im 11. Jahrhundert als *villa* bestand, hoheitsrechtlich geteilt war und die Salzrechte – falls schon Salzgewinnung betrieben wurde – eher bei den Grafen von Comburg-Rothenburg als beim Stift Öhringen lagen. Einen Beleg für den Bestand Halls vor dem 11. Jahrhundert gibt die Urkunde allerdings nicht her.

67 Vgl. oben, S. 16.

68 Vgl. oben, S. 15–17 (zur Spätantike) und S. 18f. (zu den Karolingerdiplomen).

69 Der Ausdruck nach *Ulshöfer*: Salzstadt (wie Anm. 1), S. 9

70 Zur Problematik des Begriffes gerade für Hall vgl. *Pietsch*: Urkunden (wie Anm. 45), N 2, S. 2f. Anm. 2.

71 *Rösch, Fischer*: Zum Abschluß (wie Anm. 5), S. 107 (Karte ebda. auf S. 105).

72 Die Ansicht, durch die Blockgasse sei ein Arm des Kochers geflossen, der erst im 13. Jahrhundert aufgeschüttet worden sei, wie sie sich seit der wahrscheinlich von *E. Krüger*: Schwäbisch Hall. Ein Gang durch Geschichte und Kultur, Schwäbisch Hall ²1967 (¹1953), S. 24 und S. 30 stammenden These verschiedentlich in der Haller lokalgeschichtlichen Literatur findet (etwa bei *Wunder*: Entstehung (wie Anm. 65), S. 34), kann wohl durch die Bohrungen als widerlegt gelten: Gerade die Ergebnisse in der Blockgasse (*Rösch, Fischer*: Zum Abschluß (wie Anm. 5), S. 106), die ja ein Kocherarm gewesen sein soll, zeigen eindeutig Kulturpflanzen aus dem frühen Mittelalter – und keine Flußsedimente!

73 *H. Decker-Hauff*: Die Anfänge des Jakobimarkts in Hall, in: Schwäbische Heimat 3/4 (1956), S. 93–97, hier S. 94f.

Wie die Entwicklung Halls in der Folgezeit aussah, läßt sich nicht feststellen. Eine kleine Notiz, die von einer Verfügung aus den ersten beiden Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts berichtet, spricht nach wie vor von einer *villa [...] Halla*⁷⁴. Diese undatierte Regelung des Abtes Bruno von Hirsau, der zwischen 1105 und 1120 seinen Abbatat versah, könnte sich deswegen auf Schwäbisch Hall beziehen, weil das Kloster Comburg und das Reformkloster Hirsau zu dieser Zeit in engem Kontakt standen: Die eigentlich monastische Prägung der Comburg ging nach einer kurzen, von Brauweiler beeinflussten Phase von dort aus, auch in Besitzangelegenheiten bestanden Verflechtungen zwischen Hirsau und dem Adel im Umkreis der Comburg⁷⁵.

Die Urkunde des Jahres 1156 und die kirchliche Situation im frühen Hall – ein Hinweis auf die Vorgeschichte?

Bleibt als letztes Dokument das erste eigentlich stichhaltige und aussagekräftige Dokument der Haller Geschichte zu untersuchen, die Markturkunde des Jahres 1156⁷⁶, die aber – der Leser mag es erahnt haben – leider auch nicht ganz unproblematisch ist. Wie P. Johanek in seiner eingehenden Analyse gezeigt hat⁷⁷, ist das uns überlieferte Stück eine zusammenfassende Überarbeitung verschiedener Vorgänge, nämlich der Weihe des *monasterium Halle*, der Verleihung des Michaels-Marktes und der Auflistung der im Altar befindlichen Reliquien. Da der erste Teil, die Kirchweihe, innerhalb des Schriftstücks gleichsam eine vollständige Urkunde für sich bildet, die zugleich die Datierungszeile enthält, kann das Jahr 1156 tatsächlich als dasjenige gelten, in dem Schwäbisch Hall zum ersten Mal eindeutig erwähnt worden ist.

Ort und Zeit sind also gesichert – doch das Problem liegt an einer anderen Stelle, nämlich in dem Begriff *monasterium*. Schon seit dem 18. Jahrhundert besteht die Auffassung, dieser im eigentlichen Wortsinn „Kloster“ bedeutende Begriff sei mit dem Ausdruck „Münster“ wiederzugeben⁷⁸. Damit wäre das *monasterium* von Anfang an als Pfarrkirche für die sich auf dem Wege zur Stadt befindliche Gemein-

74 WUB I, Nr. CCLXXII, S. 344; *Pietsch*: Urkunden (wie Anm. 45), N 5, S. 3 f. (wobei zu diesem Regest anzumerken ist, daß es sich bei der Verfügung von Abgabeerleichterungen nicht – wie von *Pietsch* angegeben – um die „Einwohner“ Halls insgesamt handelte, sondern um *homines censuales ecclesiae, habitantes in villa qua vocatur Halla*, also entweder um Menschen, die der Kirche zinsten, oder aber um Zensualen, die als eigener Rechtsstand aufzufassen sind; jedenfalls dürften diese *homines censuales* nur einen Teil der Bewohner der *villa Halla* ausgemacht haben).

75 R. Joß: Kloster Komburg im Mittelalter. Studien zur Verfassungs-, Besitz- und Sozialgeschichte einer fränkischen Benediktinerabtei (FWFr 4), Sigmaringen²1987, S. 22–27 (zu den monastischen Verhältnissen), S. 29–40 (Besitzverhältnisse).

76 *Pietsch*: Urkunden (wie Anm. 45), U 1 S. 54 f. (mit Angabe der Überlieferungsverhältnisse und Editionen).

77 P. Johanek: Der Markt von Schwäbisch Hall, Kloster Komburg und das Herzogtum Würzburg. Zur Kritik der Urkunde Bischof Gebhards vom 10. Februar 1156, in: WFr 64 (1980), S. 27–62.

78 J. F. Georgii (Hrsg.): Uffenheimsche Nebenstunden, Bd. 1/9, Schwabach 1746, S. 1119 f.

schaft in Hall geplant gewesen. Doch, und auch hier ist wieder auf die Ausführungen Johaneks hinzuweisen⁷⁹, findet diese Übersetzung keinen Anhalt in der zeitgenössischen Überlieferung. Zumindest bis zum Ende des 12. Jahrhunderts bezeichnet *monasterium* immer eine monastische Gemeinschaft, ein Kloster also, oder ein Stift. Letzteres dürfte für Hall das wahrscheinlichere sein, denn die Gründung eines Stadtklosters ist für diese Zeit eigentlich ein Anachronismus. Von der Umwandlung einer schon bestehenden Pfarrkirche ist in der Urkunde keine Rede, und es ist auch unwahrscheinlich, daß St. Michael älteren Ursprungs ist, etwa aus der Karolingerzeit stammt, wie man aufgrund ihres Patroziniums vermutet hat⁸⁰: Nach den neuesten Ausgrabungsfunden ist mit einer frühmittelalterlichen Besiedlung an Hafenmarkt oder gar auf dem Marktplatz wohl nicht zu rechnen⁸¹.

Wenn das *monasterium Halle* also ursprünglich keine Pfarrkirche war, sondern ein Stift, von dem aus – im Unterschied zu einem Kloster – Seelsorge betrieben werden konnte, dann gibt dies Anlaß zu einer weiteren Überlegung, die über die Geschichte der Haller Kirchen noch ein weiteres Indiz zur Beantwortung der Frage nach „Kontinuität“ oder „Katastrophe“ beitragen kann. Ausgangspunkt hierzu ist die Frage danach, wie die geistliche „Versorgung“ der werdenden Stadt eigentlich geregelt war. Das *monasterium Halle* war nicht als Institution der Stadt gegründet worden, sondern unterstand kirchenrechtlich Steinbach. Dies galt weiterhin, auch für die spätere Pfarrkirche St. Michael, wie sie sich aus dem *monasterium* entwickelt hat. Steinbach wiederum stand selbst anfangs unter dem Patronat des Klosters Comburg⁸², und wurde schließlich dem Kloster im Jahre 1287 inkorporiert⁸³. Damit gelangte also auch St. Michael an das Kloster Comburg, was bis zur Lösung der Filiation im Jahre 1505 so bleiben sollte⁸⁴. Damit war St. Michael ein Institut, das von außerhalb der Stadt besetzt und letztlich auch geleitet wurde.

Als ursprüngliche Pfarrkirche der *villa Halle*, wie sie vor 1156 bestand, scheidet die Michaelskirche also aus. Als Pfarrkirchen dürften damit die Katharinen- und die Jakobskirche anzusprechen sein, von denen zumindest die Jakobskirche mit einiger Sicherheit älter ist als 1156. Das höhere Alter der Kirche ergibt sich zum einen daraus, daß sie nach Aussage Widmans eine auf 1112 datierte Inschrift trug⁸⁵,

79 Johanek (wie Anm. 77), S. 40 f., in Anschluß etwa an die Überlegungen von W. Schlesinger: Pfalzen und Königshöfe in Württembergisch Franken und angrenzenden Gebieten, in: WFr 43 (1969), S. 3–22, hier S. 18 ff.

80 G. Wunder: Geschichte bis zum Ende des Alten Reiches, in: Biser (wie Anm. 13), S. 75–115, hier S. 81.

81 Rösch, Fischer: Zum Abschluß (wie Anm. 5), S. 105 f.

82 Pietsch: Urkunden (wie Anm. 45), U 13 S. 60 f. (07.IV.1236).

83 Pietsch: Urkunden (wie Anm. 45), U 39 S. 69 f. (11.V.1287).

84 Zu diesen Vorgängen am ausführlichsten G. Rücklin-Teuscher: Religiöses Volksleben des ausgehenden Mittelalters in den Reichsstädten Hall und Heilbronn (Historische Studien 226), Berlin 1933, S. 17.

85 Eine Reihe von Handschriften der Widmanschen Chronik liefert folgende Lesart (Widman, Chronik (wie Anm. 17), S. 58, mit Variante zu Zeile 17): *Von diesen graffen man sagt, dasz sie sollen st. Jacobs zue Halle [...] gestiftet haben: welcher namen noch ob der kirchthür, so in stainin bogen gehawen,*

zu diesem Zeitpunkt also schon – zumindest teilweise – bestanden haben muß, was auch nach der kunstgeschichtlichen Analyse einiger im Rathauskeller gefundenen Überreste durchaus wahrscheinlich ist⁸⁶. Zum anderen spricht das Jakobs-Patrozinium dafür, das am Ende des 11. und zu Beginn des 12. Jahrhunderts eines der beliebtesten war, sprach es doch gleichermaßen reformwillige Kräfte, Jakobspilger und adliges Selbstbewußtsein an⁸⁷. Offenbar war die Haller Jakobskirche von der Comburg aus gegründet worden (ihr Patrozinium dürfte damit entsprechend der Geschichte des Klosters und seiner Gründer ein „Reformpatrozinium“ gewesen sein⁸⁸), denn anlässlich ihrer Weitergabe an die Franziskaner im Jahre 1236⁸⁹ wird das Filialverhältnis zu Steinbach ausdrücklich genannt und bestand bis zur freiwilligen Auflösung des Barfüßerklosters im Jahre 1524⁹⁰. Auf ein dieser Kirche verliehenes Recht dürfte auch der Jakobimarkt zurückgehen, der damit als ältester Haller Markt anzusprechen ist. Sollte die Kirche tatsächlich im buchstäblichen Sinne vom Kloster Comburg aus gegründet worden sein, so ergibt sich mit dem Gründungsdatum des Klosters als frühester möglicher Zeitpunkt das Jahr 1078 bzw. die Weihe von 1088⁹¹; sollte es auf einen Herrn von Comburg zurückzuführen sein, so dürfte dafür frühestens die Jahrhundertmitte anzusetzen sein, denn die einzige vorherige Ortsnennung in Verbindung mit einem Kochergaugrafen aus diesem – später so genannten – Geschlecht bezieht sich auf den Ort Wülfigen,

stehen also lautend: *Ludwig, Ludwíg comes de Westheim et Mergard Adelheit obiit anno 1112*. – Herolt setzt hier die Grafen von Comburg-Rothenburg, die „Kochergaugrafen“, mit den „Grafen von Westheim“ gleich, die schon seit dem 18. Jahrhundert von der historischen Forschung als hochmittelalterliches Adelsgeschlecht betrachtet werden. Allerdings sind sie nur durch diese Inschrift belegt, was die moderne Genealogie aber nicht daran gehindert hat, in einer Reihe von Zirkelschlüssen und mehr oder minder fundierten Hypothesen gleich einen ganzen Stammbaum dieses Geschlechts zu erstellen, allen voran einmal mehr *H. Decker-Hauff*: Das staufische Haus, in: Die Welt der Staufer, Ausstellungskatalog, Bd. 3, Stuttgart 1977, S. 345, Nr. 18 sowie *ders.*: Konrad III. und die Kumburg, in: *WFr* 62 (1978), S. 3–12. Ihm folgt *G. Wunder*: Die Grafen von Westheim, in: Westheim am Kocher: 1200 Jahre Geschichte (*FWFr* 32), Sigmaringen 1988, S. 59–63; schon *G. Schmidt*: Das Würzburgische Herzogtum und die Grafen und Herren von Ostfranken vom 11. bis zum 17. Jahrhundert (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit, Bd. 4, Heft 2), Weimar 1913, traf in Anbetracht der Quellenlage, die sich seit seiner Zeit nicht verbessert hat, die treffende Aussage (S. 8): „Grafen von Westheim [...] hat es gar nicht gegeben“ – was natürlich nur stimmt, wenn man die Wendung „nach allem, was uns die Überlieferung verrät“ einfügt.

86 Hierzu *A. Mettler*: Von mittelalterlicher Baukunst in und bei Hall, in: *Hommel* (wie Anm. 3), S. 105–157, hier S. 111.

87 *G. Zimmermann*: Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter, in: *WDGBll* 21 (1959), S. 7–40; zur Entstehung und Verbreitung des Patroziniums mit landesgeschichtlichen Aspekten *R. Plötz*: Santiago-peregrinatio und Jacobus-Kult mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Frankenlandes, in: *Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens* 31 (1984), S. 24–135.

88 *Plötz* (wie Anm. 87), S. 72.

89 Vollständiger Text: *WUB* III, Nr. 879 S. 377 f.; Regest: *Pietsch*: Urkunden (wie Anm. 45), U 15 S. 61.

90 Herolt-Chronik (wie Anm. 16), S. 43.

91 Zu den Datierungsfragen siehe *Joß* (wie Anm. 75), S. 20 sowie Exkurs 1, S. 104 f.

von wo aus sich der Herrschaftsmittelpunkt des Geschlechtes sich zur Comburg hinverlagert haben dürfte⁹².

Auch die *St. Katterinapfarrkirch*, wie sie bei Widman heißt⁹³, hat man als alte Kirche zu betrachten, die möglicherweise ebenfalls aus dem 11. Jahrhundert stammt⁹⁴. Dafür spricht weniger das Patrozinium, das keiner „Konjunktur“ unterworfen war wie das Jakobspatrozinium, sondern eher der Baubefund – schriftliche Erwähnungen liegen erst recht spät vor. Daß St. Katharina auf dem Boden einer karolingischen Martinskirche errichtet wurde⁹⁵, scheint mir hingegen mit der mittelalterlichen Auffassung von der Wirkung von Heiligen oder Kirchenpatronen unvereinbar; daß man einen älteren Bau (und mit ihm in den Augen der Zeit zugleich den Kirchenpatron!) dem Erdboden gleichgemacht, überbaut und gleichzeitig dem Vergessen preisgegeben hätte, wäre sehr ungewöhnlich. Bei der Erweiterung von Kirchbauten, selbst bei der Umwandlung von Kirchen in ein Stift, wurde in der Regel das Patrozinium beibehalten. Vielleicht ist die These vom karolingerzeitlichen Ursprung auf das kirchliche Abhängigkeitsverhältnis zurückzuführen, denn St. Katharina war bis 1526 Filial von Westheim, offenbar mit einem Intermezzo der provisorischen Erhebung zur selbständigen Pfarrkirche⁹⁶; über die beaufsichtigende Pfarrei Westheim hatte wiederum das aus der Karolingerzeit stammende Kloster Murrhardt das Patronatsrecht⁹⁷. Allerdings bedeutet dieser Sachverhalt nur, daß St. Katharina jünger sein dürfte als Westheim – mehr läßt sich daraus nicht ersehen.

Stellt man nun noch in Rechnung, daß die vierte und letzte Pfarrkirche Schwäbisch Halls, die Johanneskirche, erst im 13. Jahrhundert durch die Johanniter von Gottwollshausen aus gegründet und beaufsichtigt wurde⁹⁸, so ergibt sich das auf den ersten Blick doch einigermaßen erstaunliche Bild, daß die „Stadt“ Schwäbisch Hall keine eigene Pfarrei hatte, sondern seelsorgerisch von Filialkirchen anderer Orte betreut wurde. Dies war für Reichsstädte an sich nichts Ungewöhnliches – man hat auf das Beispiel der Reichsstädte Ulm und Nürnberg verwiesen⁹⁹ –, aber es legt doch eine Schlußfolgerung nahe: Es sieht so aus, als ob die Kirchen in

92 Urkunde vom 03. Januar 1042, ediert in MGH D H III. Nr. 89, S. 116; WUB I, Nr. CCXXIV, S. 266 f. und MB XXXIX/1, S. 74 f., Nr. 357; dies setzt die Datierung der Zeugenreihe des „Öhringer Stiftungsbriefes“ auf das ausgehende 11. Jahrhundert voraus, vgl. *Lubich* (wie Anm. 60), S. 42 f. und Reg. 6, S. 47.

93 Widman-Chronik (wie Anm. 17), S. 210.

94 *Decker-Hauff*: Jakobimarkt (wie Anm. 73), S. 94 f.

95 Diesen Sachverhalt vermutet *Krüger* (wie Anm. 72), S. 24.

96 Widman-Chronik (wie Anm. 17), S. 211; die Unterstellung unter Westheim ergibt sich klar aus *Pietsch*: Urkunden (wie Anm. 45), U 220, S. 119 (05.X.1347); die Loslösung durch den Bischof von Würzburg in ebda., U 299, S. 137 (02.I.1354).

97 Daher sind auch schon die Stücke *Pietsch*: Urkunden (wie Anm. 45), U 140 S. 97 (1335 o.T.) und 141, S. 97 f. (24.IV.1335) für St. Katharina, die vom Murrhardter Abt besiegelt werden, Beleg für die Unselbständigkeit der Katharinenkirche. – Zum Verhältnis Murrhardt / Westheim vgl. *G. Fritz*: Westheim im Mittelalter. Von den Anfängen bis 1550, in: Westheim (wie Anm. 86), S. 40–58, hier S. 46.

98 Die Gründungsurkunde findet sich bei *Pietsch*: Urkunden (wie Anm. 45), U 15, S. 61 (07.IV.1236).

99 *Johanek* (wie Anm. 77), S. 43.

Steinbach und Westheim älter sein müssen als die Haller Kirchen. Wie wäre sonst das Filialverhältnis zu erklären? Damit läge ein Fall vor, der sich etwa mit der Aufsicht der Kirche von Poppenreuth über die Nürnberger Hauptkirche St. Sebald¹⁰⁰ vergleichen ließe, denn auch hier wurde die Seelsorge von einem schon bestehenden Institut abgeleitet; die Hoheitsrechte dieser unter Bamberger Patronat stehenden Pfarrei hielten sich ähnlich zäh¹⁰¹ wie diejenigen der „auswärtigen“ Institute in Schwäbisch Hall oder – ein anderer, geographisch etwas näherliegender Vergleichspunkt – in Heilbronn¹⁰².

Für unsere eingangs gestellte Frage nach dem Verlauf der Geschichte Halls seit der Keltenzeit ist es nun wichtig, das Alter der Orte mit dem Aufsichtsrecht über die Haller Pfarrkirchen zu bestimmen, kann doch erst nach ihrem Bestehen auch die dortige Kirche die Kirchen in Hall beaufsichtigt haben. Als Entstehungszeit Westheims ist wohl das 7. Jahrhundert anzusprechen¹⁰³, Steinbach hingegen dürfte spätestens im 11. Jahrhundert zusammen mit der Comburg entstanden sein¹⁰⁴. Wenn die dortigen Kirchen älter gewesen sein müssen als die Haller Kirchen, und wenn die Orte, in denen diese Kirchen standen, Neugründungen entweder des Früh- oder des Hochmittelalters sind, dann liegt ein Schluß nahe: Hall kann nicht ununterbrochen seit der Keltenzeit bestanden haben – oder nur in ganz unbedeutendem Rahmen, sicher nicht als „Salzstadt“, denn anderenfalls wären die umliegenden Orte kirchlich an Hall angebunden gewesen und nicht umgekehrt. Diese Überlegung taucht schon in ähnlicher Form bei Widman auf, der zur Frühzeit Halls berichtet, *dasz Hall erstlich ein dorff, doch ohne eine Pfarrkirchen* gewesen sei¹⁰⁵. Auch in dieser Sicht der Dinge ist Hall also das Produkt einer im Vergleich zur Besiedlung des Umlandes späteren Epoche.

„Kontinuität“ oder „Katastrophe“? Eine vorläufige Bestandsaufnahme

Damit dürften, so weit ich sehe, alle Quellen genannt und ihre Problematik erläutert sein, wie sie für den Zeitraum zwischen der Aufgabe der keltischen Salzgewinnungsanlage und der Markturkunde von 1156 für die früheste Geschichte Schwäbisch Halls trotz der neuen Ausgrabungen weiterhin besteht. Aus Sicht des Historikers ist nach wie vor von einer recht uneindeutigen Quellenlage zu spre-

100 K. Bosl: Die Anfänge der Stadt unter den Saliern, in: G. Pfeiffer (Hrsg.): Nürnberg. Geschichte einer europäischen Stadt, München 1971, S. 11–16, hier S. 16.

101 F. Schnellbögl: Kirche und Caritas, in: Pfeiffer (wie Anm. 100), S. 100–106, hier S. 100 f.

102 Rücklin-Teuscher (wie Anm. 84), S. 16–23 (im Vergleich).

103 Die Erstnennung datiert zwar auf das Jahr 788, aber im System der fränkischen Raumorganisation dürfte Westheim von der Stöckenburg aus gegründet worden sein, wodurch sich sein Name auch erklärt, vgl. Fritz (wie Anm. 96), S. 39 und Eberl (wie Anm. 15), S. 91.

104 So Mettler (wie Anm. 86), S. 109 (zur Entstehungszeit der Kirche); schriftliche Erwähnungen vor 1156 liegen nicht vor, aus dem 13. Jahrhundert nur anlässlich der Beziehung zu Comburg (vgl. oben S. 24 mit den Belegen in Anm. 82 und 83).

105 Herolt-Chronik (wie Anm. 16), S. 55.

chen, die nie zwingend auf eine durchgängige Besiedlung Halls seit der Keltenzeit schließen läßt. Die These von der Haller „Kontinuität“ ist weder eindeutig zu belegen noch schlüssig zu widerlegen, da zwar alle Belege entkräftet oder relativiert werden können, die für einen Fortbestand der Keltensiedlung ins Felde geführt wurden, allerdings ein Gegenbeweis in Ermangelung eines eindeutigen Beleges nicht geführt werden kann (wobei natürlich fraglich ist, wie ein solcher Beleg für das Nicht-Bestehen einer Siedlung überhaupt aussehen könnte). Der Skepsis des Wissenschaftlers scheint es aber dennoch angezeigt, unter Berücksichtigung der Indizien aus dem vorliegenden Quellenmaterial eher einen Siedlungsunterbruch anzunehmen, hat man sich in der vergangenen Zeit doch zu sehr auf Besiedlungskontinuitäten sogar bei den in der Regel langlebigen römischen Siedlungen verlassen.¹⁰⁶ Doch gilt diese Ansicht nur „auf Widerruf“, denn ein *hard fact* aus der Archäologie kann das Bild noch grundlegend verändern.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die Ausgrabungen der vergangenen Jahre bislang zwar neue Detailerkennnisse gebracht haben und es auch erlauben, den Beginn der mittelalterlichen Ansiedlung in Hall nach vorne, vielleicht sogar in die Merowinger- oder die Karolingerzeit, zu verlegen. Aber zu einem der grundsätzlichen Probleme der Haller Stadtgeschichte, der Frage von „Kontinuität“ oder „Katastrophe“ können auch sie zur Zeit nichts grundlegend Neues beitragen. Das Problem kann weiterhin diskutiert werden – vielleicht auch unter Berücksichtigung der hier vorgeschlagenen „Verlassungstheorie“ und den Überlegungen zur Kirchengeschichte Halls.

106 Weder Bonn noch Neuss haben aus der Römerzeit mehr als den Namen; die mittelalterlichen Siedlungen entstanden auch nicht auf dem Boden der Römersiedlungen, sondern neben den antiken Ruinen, so sie noch sichtbar gewesen sein sollten. Diese Problematik wird demnächst gründlich im Rahmen des Rheinischen Städteatlasses aufgearbeitet werden (Freundlicher Hinweis von Herrn Prof. Dr. O. Engels, Köln).

Gesetz und Gnade.

Ein Bildwerk der Reformation von Peter Dell d. Ä.

VON ARMIN PANTER

Als Graf Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg (1625–1699) 1684 eigenhändig die Sammlung seines Kunstkabinetts in Schloß Kirchberg verzeichnete, trug er *Ein künstlich Stück in Holz geschnitten von Adam und Eva* unter der Rubrik *Helfenbeinerne sachen* ein¹. Das Inventar gliederte er nach Materialgruppen. Elfenbein steht gleich an erster Stelle, gefolgt von Steinwerk, Gold und Silber usw. Daß die Arbeit aus Holz dem kostbaren Werkstoff und nicht der Kategorie *Schreibtisch und anders* zugeordnet wurde, zeigt die hohe Wertschätzung, die der Graf ihr beimaß. In einem 1702 verfaßten Inventar wird sie genauer bezeichnet: *Ein Kunststück aus Holz geschnitzt so Typum und Antitypum Alt- und Neuen Testaments repräsentiert in einem schwarz gebeizten Rahmen, und mit silbernen Zierraths versehen*². Da in dem Kunstkabinettt kaum Schnitzereien aus Holz aufbewahrt wurden, läßt sich das Werk leicht identifizieren: Es ist ein teilweise gefaßtes Relief aus Lindenholz (?) (35 x 53,3 cm). Es wird Peter Dell dem Älteren zugeschrieben und ist auf die Zeit kurz nach 1530 zu datieren. Heute hängt es im Hohenlohe-Museum in Schloß Neuenstein (Inv. Nr. NL 64).

Wie ein knapper reformatorischer Katechismus faßt das Relief die wesentlichen Punkte aus Luthers Rechtfertigungslehre zusammen. Zugleich ist es ein qualitativ sehr hochstehendes Werk des fränkischen Bildhauers Peter Dell d. Ä. (1501 Lehrling bei Tilman Riemenschneider).

Zunächst erkennt der Betrachter eine Kreuzigungsgruppe. Genau in der Mittel senkrechten steht der Kruzifixus; links und rechts daneben sind die beiden ans Kreuz gebundenen Schächer wiedergegeben (Abb. 1). Geradezu ornamental wurde eine Vielzahl verschiedener Darstellungen aus dem Neuen und dem Alten Testament über die gesamte Fläche des Reliefs verteilt. Auch wenn sich die einzelnen Szenen nahtlos in ihre jeweilige Bildtradition einfügen, so weicht das Programm

1 Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (HZAN), J 14. Das Inventar wurde erstmals transkribiert: A. von Schweinitz: Die Kirchberger Kunstammer im Schloß Neuenstein. Beiträge zur Rekonstruktion, in: WVJH NF 71 (1987), S. 198–206. Eine weitere Transkription von C. Neesen ist abgedruckt in: A. Panter (Hrsg.): Hohenlohe. Das Kirchberger Kunstkabinettt im 17. Jahrhundert (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 9), Sigmaringen 1995, S. 135–141.

2 HZAN, Archiv Langenburg Regierung II. Siehe: J. Zahlten: Sammeltätigkeit und Kunstammerbesitz an den Hohenloher Höfen, in: H. Siebenmorgen (Hrsg.): Hofkunst in Hohenlohe (FWFR 44), Sigmaringen 1996, S. 115.



Abb. 1 Allegorie der Heilslehre, Peter Dell d. Ä. nach 1529, Lindenholtz, teilweise gefasst, 35 x 53,3 cm, Hohenlohe-Museum Neuenstein Inv. Nr. NL 64 (Foto: Kern-Atelier, Schwäbisch Hall).

doch völlig von der herkömmlichen Kreuzesikonographie ab. Der Schlüssel zum Verständnis der Sinnbeziehungen zwischen den einzelnen Darstellungen liegt in der typologischen Auslegung der Bibel, speziell durch Luther.

Die typologische Methode verbindet eine Textstelle des Alten Testaments im Sinne von Hinweis und Erfüllung mit einer entsprechenden des Neuen Testaments. Das heißt, eine Sache, Person oder Begebenheit des Alten Testaments wird als Präfiguration, als Typus, verstanden, der im Antitypus des Neuen Testaments seine heilsgeschichtliche Vollendung findet. Die Geschichte, die nach Gottes Heilsplan abläuft, ist demnach in zwei Abschnitte gegliedert: in die alte Zeit vor der Erscheinung Christi – die Vorbereitung – und die neue Zeit der vollen Offenbarung, die mit Jesus beginnt und sich bis zum Jüngsten Gericht erstreckt. Christi Tod am Kreuz bedeutet das Ende des Alten Bundes und den Beginn der Kirche.

Schon der von Luther hochgeschätzte Augustinus hatte geschrieben: „Was ist das Alte Testament anderes als die Verhüllung des Neuen und das Neue Testament anderes als die Erfüllung des Alten“³? Unter anderem wurde als Argument für die typologische Bibelexegese die Stelle Lukas 24, 44 angeführt, derzufolge Jesus sagte: „Es muß alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen“. Auch Luther erklärte die Heilige Schrift mittels der Typologie. Besonders häufig – allein dreiunddreißigmal in seinen deutschen Texten – ging er auf den Typus der Ehernen Schlange ein, der als Präfiguration der Kreuzigung gedeutet wurde⁴. In den Worten Jesu nach Johannes 3, 14 f. hatte man einen Beleg für die Richtigkeit der typologischen Bezüge beider Bibelstellen erkannt: „Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“.

Dell stellte die Eherne Schlange neben, oder räumlich gedacht, hinter dem gekreuzigten Christus, dem Hauptmotiv, dar. Im 4. Buch Moses, Kapitel 21 wird die Errichtung der Ehernen Schlange geschildert. In der Wüste Sinai begehrte das Volk der Juden gegen Moses und Gott auf: „Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk; die bissen das Volk, daß viel Volks in Israel starb“. Moses bat für die Juden, die ihr falsches Verhalten eingesehen hatten. „Da sprach der Herr zu Moses: Mache dir eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen ist und sieht sie an, der soll leben“. Friedrich Ohly schreibt über Luthers typologische Deutung der Szene: „Das Schauen auf die eherne Schlange ist das Vorbild der Erlösung aus dem Glauben, das auf sich selbst vertrauende Ringen mit den Giftschlangen des sündigen Gewissens und im Tod dann Unterliegen ist das Vorbild aller hinfälligen Werkgerechtigkeit. Wir erkennen die eherne Schlange als ein kardinales Signum der Lehre Luthers von der Rechtfertigung aus dem Glauben ohne Werke und verstehen sein Festhalten an dieser Figur, die sich im Gekreuzigten er-

3 Augustinus: De Civitate Dei XVI, 26, 2.

4 Siehe: F. Ohly: Gesetz und Evangelium. Zur Typologie bei Luther und Lucas Cranach, Münster 1985, S. 9.

füllte“⁵. Die Rechtfertigungslehre Luthers ist das zentrale Thema in Dells Relief. Hinter dem Kruzifixus steht ein zweigeteilter Baum, dessen Zweige auf der rechten Seite abgestorben sind, während seine linke Hälfte grünt. Entsprechend weisen zwei kleine Täfelchen, die daran hängen, auf Gesetz und Gnade hin. Die rechte Bildhälfte, die Seite des Gesetzes mit den toten Ästen, zeigt ausschließlich Darstellungen des Alten Testaments, auf der linken hingegen überwiegend Szenen des Neuen Testaments. Die Gegenüberstellung von dürrem und belaubtem Geäst als Sinnbild für den Alten und Neuen Bund hat eine weit zurückreichende Tradition. Daß sie vermehrt in der reformatorischen Bilderwelt erscheint, kann unmittelbar auf Luthers Worte zurückgeführt werden: „Der Baum des Todes ist das Gesetz, der Baum des Lebens ist das Evangelium oder Christus“⁶.

Ähnlich wie bei ältern Bildern von Synagoge und Ekklesia stehen sich Alter und Neuer Bund am Kreuz gegenüber. Dem entsprechend sind am Fuß des Kruzifixus ein Prophet auf der Seite des Gesetzes und gegenüber Johannes der Täufer wiedergegeben. Zwischen beiden steht Adam, der Mensch.

Zunächst jedoch sollen die Szenen im Hintergrund erläutert werden: Ähnlich einer Überschrift ist ganz oben auf der Seite des Alten Bundes Moses gezeigt, wie er, von Wolken umrahmt, die Gesetzestafeln empfängt. Auf der Bildhälfte des Neuen Bundes ist die Verkündigung an Maria wiedergegeben. Eine Tafel führt die entsprechende Bibelstelle in deutscher Sprache an. Die Schrift im gegenüberliegenden Bildeck bezieht sich indessen auf die darunter dargestellte Opferung Isaaks. Ein Engel gebietet Abraham Einhalt, der gerade zum tödlichen Streich ausholt. Auch auf der gegenüberliegenden Bildseite ist ein schwebender Engel wiedergegeben. Eine Tafel mit dem Wort *GLORIA* haltend, verkündet er den Hirten die Geburt Jesu.

Fast den gesamten Mittelteil der rechten Bildhälfte nimmt die Darstellung von der Errichtung der Ehernen Schlange ein. Vor den Zelten stehen die Juden und blicken zu dem erlösenden Zeichen, auf das Moses mit seinem Stab deutet; ähnlich weist Johannes auf den Gekreuzigten. Somit wird der typologische Bezug im Sinne Luthers zwischen den beiden in der Bildfläche nebeneinanderstehenden Szenen verdeutlicht. Auf der linken Seite des Reliefs ist in gleicher Höhe eine Stadt, vermutlich Jerusalem, wiedergegeben. Das Bild von Jonas, den der Fisch ausspeit, paßt als alttestamentliche Szene zwar nicht auf die Seite des Evangeliums, jedoch ist es als Präfiguration der Auferstehung, die links davon im Vordergrund dargestellt ist, unmittelbar an seinen Antitypus herangerückt, ähnlich wie die Eherne Schlange neben oder, räumlich gedacht, hinter dem Kruzifixus steht. Vor allem die Stelle Matthäus 12, 40 wurde als Hinweis auf den typologischen Zusammenhang von Jonas und der Auferstehung gedeutet: „Denn gleich wie Jona war drei Tage und drei

5 *Ohly* (wie Anm. 4), S. 13.

6 „Arbor mortis est lex, arbor vitae est Evangelium seu Christus“. Vgl. *M. Luther: Enarratio in tertiam caput Genesis*, in: *ders: Exegetica opera latina*, Bd. 1, Erlangen 1829, S. 298.

Nächte in des Walfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein“.

Die vordere Bildebene gibt wie ein Triptychon Sündenfall, Passion und Auferstehung, die drei wesentlichen Motive der Heilsgeschichte, wieder. Auf der rechten Seite ist der Sündenfall dargestellt. Adam und Eva halten jeweils eine Frucht des Baumes der Erkenntnis, die wie ein kleiner Totenschädel geformt ist, in den Händen. Zusätzlich dient das zu ihren Füßen aufgebahrte Skelett als Hinweis auf die Worte in 1 Moses 2, 17: „denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben“. Daneben stehen die drei Kreuze – Christus als zentrales Motiv dem Betrachter frontal gegenüber. Johannes der Täufer, der den Blick Adams auf den Gekreuzigten lenkt, nimmt eine Schlüsselrolle in Luthers Rechtfertigungslehre ein, indem er „den Menschen vom Gesetz abzieht und hin zur Gnade in Christus weist“⁷. Von dem großen Reformator selbst wird er in dessen Predigt zum Johannistag am 24. Juni 1522 als Bindeglied zwischen Altem und Neuem Testament bezeichnet: „Die schrifft tzeygt Johannes alßo, das er stehe ym mittel des alltten und neuen testaments, das er sy eyn mitler tzwischen Mosi und Christo, das ist eyn groß ding und über alle werk zu heben“⁸. In der Predigt heißt es weiter, daß, vom Gesetz erzwungen, „aller menschen werk sind des todts und des hellischen feurs würdig [...]. Also hat das gesetz gewert biß auf Johan“⁹. Allein der Glaube, nicht die Werke, rechtfertigen den Menschen vor Gott, wie ja auch bei Johannes sein Glauben und sein Verweisen auf Christus „über alle werk zu heben“ ist.

Alle Sünden sind auf das am Kreuz stehende Lamm Gottes zu werfen, über das Johannes 1, 29 schreibt: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“. Folgerichtig schließt in derselben Bildebene – auf der linken Seite – die Auferstehungsszene an. Christus mit dem Kreuzesstab ist als Überwinder von Tod und Teufel dargestellt.

Der Bildinhalt und der dadurch bedingte Aufbau lassen sich wie folgt zusammenfassen: Oben, im Hintergrund, wird durch Moses (Gesetz) und Mariae Verkündigung (Evangelium) die Gegenüberstellung von Altem und Neuem Bund ähnlich wie bei den Bildern von Synagoge und Ekklesia vorgenommen. Isaaks Opferung, ebenfalls im Hintergrund gezeigt, wurde schon von den Kirchenvätern als alttestamentliches Sinnbild für den Opfertod Christi gedeutet. Die Darstellung von der Errichtung der Ehernen Schlange, der Typus der Kreuzigung Christi, leitet zum Kruzifixus hin. Die Zusammenstellung dieser drei Szenen ist schon alt, wie das Blatt einer um 1300 gefertigten Armenbibel belegt (Abb. 2). Was in Hinter- und Mittelgrund erscheint, paraphrasiert letztendlich nur die Darstellung im Vordergrund. Die Szene der Ehernen Schlange unterstreicht dabei die zentrale Aussage des Bildes, die durch den Gekreuzigten und die vor ihm stehenden Figuren – Prophet, Adam und Johannes – gemacht wird: Der Glaube allein, nicht die Werke und

7 Ohly (wie Anm.4), S. 19.

8 Zitiert nach: Ohly (wie Anm.4), S. 19.

9 Zitiert nach: Ohly (wie Anm.4), S. 20.



Abb. 2 Abrahams Opfer, Christus am Kreuz, Eherne Schlange, Armenbibel, um 1300, München, Bayer. Staatsbibliothek München, Clm. 23425 (Foto: Bayer. Staatsbibliothek, München).

die reine Befolgung der Gesetze vermögen den Sünder zu erlösen. Dabei wird deutlich, daß die Beziehung von Neuem zu Altem Bund auch im Sinne einer Überwindung zu verstehen ist. Adam, der Mensch, muß am Kruzifixus stehend selbst entscheiden, ob er die Gnade Gottes, das Evangelium, annimmt.

Am Anfang der Reihe aller Darstellungen von Luthers Rechtfertigungslehre steht Lucas Cranachs d. Ä. Gemälde „Gesetz und Evangelium“, das der Künstler 1529 datiert hat¹⁰. Nach seinem heutigen Aufbewahrungsort wird es auch als „Gothaer Bildtyp“ bezeichnet.

Wahrscheinlich wurde das Programm in Absprache mit Luther erarbeitet, denn der Künstler und der Reformator waren befreundet. Wie auf den nachfolgenden Darstellungen scheidet ein auf der linken Seite dürrer und nach rechts hin grünender Baum die Szenen des Alten Testaments von denen des Neuen. Den vier Propheten auf der Seite des Gesetzes stehen Johannes der Täufer und Adam gegenüber. Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradies und die Errichtung der Ehernen Schlange finden auf der Seite des Evangeliums im Lamm Gottes, im Kruzifixus und dem auferstandenen Christus ihre Gegenbilder. Der auf Adam gelenkte Blutstrahl aus

¹⁰ Lucas Cranach d. Ä., Verdammnis und Erlösung, 1529, Öltempera auf Lindenholz, 80 x 115 cm, Gotha, Museum der Stadt, Schloßmuseum.

der Wunde Christi ist als Zeichen der Eucharistie zu deuten, also als Erlösung des Sünders durch die göttliche Gnade.

Noch im selben Jahr vollendete Cranach ein weiteres Gemälde der Rechtfertigungslehre Luthers. Ebenfalls nach seinem Standort benannt, wird es als „Prager Bildtyp“ bezeichnet¹¹. Im Gegensatz zu dem „Gothaer Typ“ ist die strenge Trennung zwischen Altem und Neuem Bund abgemildert. Der wesentliche Unterschied liegt jedoch darin, daß auf Adam nicht der erlösende Blutstrahl der Gnade fällt. Der Mensch muß – wie Herakles am Scheideweg – zwischen Gesetz und Gnade wählen.

Peter Dell d. Ä. schnitt noch vor dem besprochenen Relief eine Arbeit in Holz, die unmittelbar in Folge der Bilder Cranachs eine Allegorie der Rechtfertigungslehre zeigt. Das um 1530 entstandene Relief gehört zu den Sammlungen des Grünen Gewölbes in Dresden (Abb. 3). Das Schema ist bekannt: Der Baum des Lebens steht in der Mittelsenkrechten: Links, auf der Seite der toten Zweige, sind Szenen des Alten Testaments wiedergegeben, rechts, wo die Äste grünen, finden sie ihre Entsprechungen aus dem Neuen Testament. Das Bildprogramm ist in kleinen Tafeln mit meist gekürzten Bibelzitataten und Hinweisen auf weitere Bibelstellen regelrecht ablesbar. Oben links wird auf das 4. Buch Moses 21 hingewiesen, also auf jene Stelle, die die Errichtung der Ehernen Schlange schildert. Dells Bezeichnung lautet „Figur der Rechtfertigung“. Die Tafel daneben steht über der Darstellung von Moses, der die Zehn Gebote empfängt. Dementsprechend wird das 2. Buch Moses 19 angegeben, wo über die „Erscheinung auf dem Berge Sinai“ und die „Vorbereitung auf die Gesetzgebung“ berichtet wird. Die Inschrift auf der Tafel nennt eine der zentralen Bibelstellen für Luthers Einschätzung des „Gesetzes“ im Zusammenhang mit seiner Rechtfertigungslehre: „Sintemal das Gesetz nur Zorn anrichtet; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Übertretung. Deshalb muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen ...“ (Römer 4, 15–16). Auch die Tafel auf der rechten Seite bezieht sich auf Römer 4, jedoch Vers 25, wo es heißt: „welcher ist um unsrer Sünden willen dahingegeben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt“.

Mit diesen drei Tafeln sind also die wesentlichen Themen, nämlich Gesetz und Erlösung im Verständnis des Briefes Pauli an die Römer, wie eine Überschrift über die Darstellung gesetzt.

Der Prophet am Fuße des Kreuzes wird durch die Inschrift in seiner Rechten als Jesaja ausgewiesen; verkürzt ist die Stelle Jesaja 7, 14 zitiert: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel“. Wohl wegen dieser Prophezeiung steht Jesaja – und nicht wie bei Cranach Moses – auf Christusweisend neben Adam. Ebenso dürfte auch auf dem Neuensteiner Relief mit dem Propheten am Kreuz Jesaja gemeint sein.

11 Lucas Cranach d. Ä. (Werkstatt), Sünde und Gnade, 1529, Öltempera auf Holz, Prag, Nationalgalerie.



Abb. 3 Allegorie der Heilslehre, Peter Dell d. Ä., um 1530, Birnbaumholz, 42,5 x 43,5 cm Dresden, Grünes Gewölbe, Inv. Nr. I 50 (Foto: Grünes Gewölbe, Dresden).

Unter der Szene des Sündenfalls wird nochmals auf die schon aufgeführten Stellen Römer 4, 15 und 2. Moses 19 verwiesen, und die Worte *DER STACHEL DES DOTS IST DIE SVND* sind hinzugefügt. Unter Adam erscheint in gekürzter Form der Vers Römer 7, 24: „Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Gleich daneben, unter dem Lamm Gottes, einem Sinnbild für den siegreichen und auferstandenen Christus, wird auf die Feier des Passahfestes im Buch Esra 6 hingewiesen und gekürzt die Stelle 2 Moses 12, 5 zitiert, die im Zusammenhang mit der Stiftung des Osterlammes das zu opfernde Tier beschreibt. Rechts im Bild ist der auferstandene Christus mit der Kreuzesfahne wiedergegeben, wie er triumphierend auf der Weltkugel über dem Tod steht. In der dazugehö-

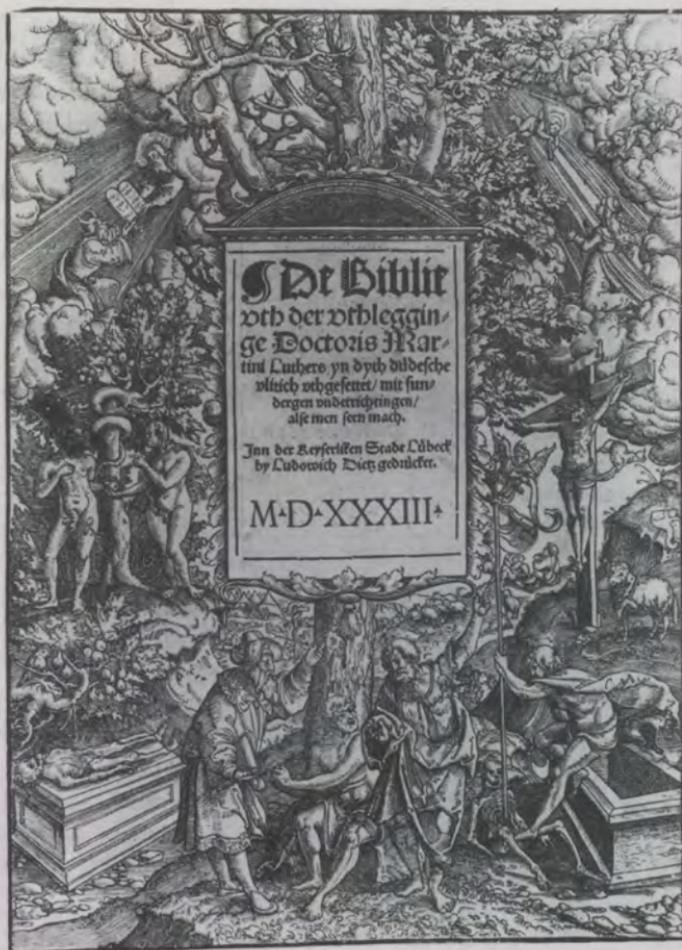


Abb. 4 Titelblatt der niederdeutschen Bibel, Erhart Altdorfer, 1533 (erschienen 1.4.1534), Holzschnitt, Buchdruck, 38 x 26 cm, Lemgo, Stadtarchiv (Foto: Stadtarchiv Lemgo).

rigen Tafel wird gewissermaßen als Quintessenz des Bildes 1. Johannes 5 zusammengefaßt: **DAS IST UNSERE ÜBERBINDUNG DER DIE WELT ÜBERBINDUNG UNSER GLAUBE.**

In Text und Bild sind die wesentlichen Stellen des Alten Testaments vereint, die als Argumente für Luthers Rechtfertigungslehre herangezogen wurden. Dell bediente sich des gleichen Repertoires an Bildern wie Cranach oder später Erhart Altdorfer für das Titelblatt der Lutherbibel von 1533 (Abb. 4). In dem Neuensteiner Relief sind jedoch mehrere Änderungen ablesbar: Hinzugekommen sind die Szenen des Isaakopfers als Präfiguration des Opfertodes Christi sowie die Darstel-

lung des Jonas, der dem Fisch entsteigt, als Typus der Auferstehung. War in allen anderen Bildern der Rechtfertigungslehre die linke Seite dem Alten und die rechte dem Neuen Testament vorbehalten, so ist bei Dells Relief die Gegenüberstellung umgekehrt. Der Baum des Todes und des Lebens teilte jene Darstellungen in zwei Hälften. Die Leserichtung von links nach rechts, also vom Gesetz zum Evangelium, kann eingehalten werden. Indem Dell jedoch den Kruzifixus als zentrales Motiv in die Bildmitte setzte, mußte er auch die Seiten vertauschen. Er konnte nicht die viel ältere Ikonographie der Kreuzigungsdarstellung außer Acht lassen. Die Szenen des Evangeliums hatten zur Rechten des Heilands zu stehen, dort wo traditionell der gute Schächer am Kreuz hängt und vor allem wo Ekklesia mit dem Kelch das Blut Christi auffängt. Entsprechend mußte der Künstler die Motive des Alten Testaments auf die der Synagoge vorbehaltene Bildhälfte verlagern.

Durch die Vertauschung der Seiten gelang es Dell, die neue Bildidee von „Gesetz und Gnade“ mit der Kreuzigungsikonographie zu vereinen. Tatsächlich sind sowohl die Figur des Christus als auch die des schlechten, vornüberhängenden Schächers recht genau einem von ihm 1528 datierten Kreuzigungsrelief entnommen¹². Stellt man dieses und das zuvor besprochene Relief der Heilslehre zu der Neuensteiner Arbeit, so werden stilistische Unterschiede ablesbar. Im Vergleich mit den sehr flach geschnitzten Tafeln des Grünen Gewölbes besitzt das Werk aus der Hohenloher Kunstkammer mehr Volumen. Vor allem aber erscheinen die Figuren nicht mehr so unnatürlich in die Länge gezogen, und die Körper und Bewegungen wirken organischer. Das Neuensteiner Relief dürfte demnach später als die beiden anderen entstanden sein. Für die Kreuzigungsszene kennen wir die Jahreszahl 1528. Die Dresdener Darstellung der Heilslehre kann frühestens auf 1530 datiert werden, da sie in der Nachfolge der beiden Gemälde Cranachs aus dem Jahr 1529 steht. Das Neuensteiner Relief, das reifste der drei Werke, dürfte demnach in den Jahren kurz nach 1530 entstanden sein.

12 Peter Dell d. Ä., Kreuzigung Christi, 1528, Lindenholz, 39 x 50,5 cm, Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Grünes Gewölbe.

Chemische Geräte und Apothekengefäße aus Glas zwischen 1550 und 1630 unter besonderer Berücksichtigung der Glashütte in Fischbach

von JOST WEYER

Aus Glas hergestellte chemische Geräte und Apothekengefäße sind keine Massenware, sondern Spezialgeräte. Ihre Herstellung erforderte oft besondere Geschicklichkeit, und nicht jede Glashütte war hierzu imstande. Erst bei einem gesteigerten Bedarf an derartigen Glaswaren konnte es für einen Hüttenmeister lohnend sein, wenn er sein Angebot an Produkten in dieser Richtung erweiterte und eventuell auch einen Glasbläser als Spezialisten hierfür einstellte. Eine solche Situation war im 16. und frühen 17. Jahrhundert in bestimmten Bereichen der Chemie und in der Pharmazie gegeben, wie noch erläutert werden soll.

Die Erwähnung von derartigen Glasgeräten in Glaserrechnungen und Inventarverzeichnissen soll anhand von archivalischem Material dargestellt werden, das im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrt ist. Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610) bezog die Glasgeräte für sein alchemistisches Laboratorium und für die von seiner Gemahlin Magdalena (1547–1633) betriebene Apotheke in Schloß Weikersheim von der Glashütte in Fischbach (heute: Mittelfischbach). Die Bedeutung von Fischbach wird dadurch unterstrichen, daß auch der alchemietreibende Herzog Friedrich I. von Württemberg (1557–1608) sein alchemistisches Laboratorium vom Hüttenmeister in Fischbach beliefern ließ. Die Angaben über Apothekengefäße bei Graf Wolfgang und Herzog Friedrich reichen nicht aus, um den Bestand einer damaligen Apotheke an Glasgefäßen zu rekonstruieren. So sind die ausführlichen Apotheken-Inventarverzeichnisse der Gräfin Anna Amalia von Solms (1560–1635), die in Straßburg eine Apotheke besaß, eine willkommene Ergänzung.

Die Situation der Chemie im 16. und frühen 17. Jahrhundert

Die Chemie hatte bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts im wesentlichen aus drei Richtungen bestanden: der praktischen Chemie, der Naturphilosophie und der Alchemie. Diese drei Richtungen der Chemie begannen jetzt zu einer Einheit zusammenzuwachsen, und daraus entwickelte sich in einem historischen Prozeß, der sich über zwei Jahrhunderte – von etwa 1550 bis 1750 – hinzog, die Chemie als selbständige Wissenschaft.

In der praktischen Chemie, deren Ziel die Herstellung von Stoffen für den täglichen Bedarf war, waren im 16. Jahrhundert zwei Richtungen von besonderer Bedeutung: die Metallurgie und die Pharmazie. Der steigende Bedarf an Metallen führte zu einer Blüte des Berg- und Hüttenwesens und zu einer Verbesserung oder Neugestaltung vieler metallurgischer Verfahren. Literarisch äußerte sich das Interesse für die Metallurgie darin, daß im 16. Jahrhundert zahlreiche Probier-, Berg- und Hüttenbücher erschienen.

In der Pharmazie ist zunehmend die Tendenz erkennbar, aus pflanzlichen, tierischen oder mineralischen Rohprodukten das medizinisch wirksame Prinzip, die sogenannte Quintessenz, zu isolieren, und zwar mit Hilfe von Destillation, Sublimation oder Extraktion. Die Gewinnung der Quintessenzen spielte in einer neuen Richtung, der von Paracelsus begründeten Chemiatrie, eine wichtige Rolle. Auch hier fanden die neuen Strömungen ihren literarischen Niederschlag: in den Destillierbüchern und seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den gedruckten Werken von Paracelsus und anderen chemiatriischen Autoren.

Neben der Metallurgie und der Pharmazie war in diesem Zeitabschnitt auch die Alchemie von Bedeutung, deren Ziel es war, die unedlen Metalle bis zur Stufe des Goldes zu vervollkommen. Besonders an deutschen Fürstenhöfen war die Alchemie weit verbreitet. Ein berühmtes Beispiel ist Kaiser Rudolf II. von Habsburg (1552–1612), der die Alchemie im großen Stil betrieb. Nicht immer stand dahinter das Motiv, mit Hilfe der Alchemie zu Reichtum zu gelangen, sondern es gab auch – wie im Fall Kaiser Rudolfs – Fürsten mit einem Interesse an wissenschaftlichen Fragestellungen. Auch im Bereich der Alchemie wurden in dieser Zeit zahlreiche Werke gedruckt.

In allen genannten Gebieten benötigte man Geräte aus Glas – und natürlich auch aus anderen Materialien. In den Berg- und Hüttenlaboratorien wurden die Herstellung der Mineralsäuren, die Trennung von Gold und Silber durch Salpetersäure und die analytische Untersuchung der Edelmetalle in Destillationsapparaten und Gefäßen aus Glas durchgeführt. In der Pharmazie wurden für die Destillationen, Sublimationen und Extraktionen, oft auch für die Aufbewahrung der Stoffe Glasgeräte und -gefäße verwendet, ebenso bei der Herstellung von Branntwein zu gewerblichen Zwecken. Besonders reichhaltig war das Instrumentarium an Glasgeräten in der Alchemie.

Bildliche, gegenständliche und archivalische Quellen zu chemischen Geräten und Apothekengefäßen

Wenn man wissen möchte, wie die Glasgeräte und -gefäße in der damaligen Zeit aussahen, sind die Abbildungen in den zeitgenössischen Destillier-, Berg- und Hüttenbüchern eine wichtige bildliche Quelle. Bei den Destillierbüchern sind das

sogenannte *Große Destillierbuch* von Hieronymus Brunschwig¹ und das Werk *De remediis secretis* von Conrad Gesner² zu nennen. Herausragend unter den Berg- und Hüttenbüchern sind die Werke *De la Pirotechnia* von Vannoccio Biringuccio³, *De re metallica libri XII* von Georg Agricola⁴ und *Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Bergkwercks arten* von Lazarus Ercker⁵. Eine Fülle von Abbildungen chemischer Geräte enthält die Abhandlung *De sceuastica artis* von Andreas Libavius, die als Kommentar der zweiten Auflage seines Lehrbuches *Alchemia* angefügt ist⁶.

Die Abbildungen in diesen Werken sind von unterschiedlicher Qualität. Bei Brunschwig sind die Geräte in relativ groben Holzschnitten wiedergegeben, die nur wenige Details erkennen lassen, während sie bei Agricola und Ercker gut und technisch exakt dargestellt sind. In diesen beiden Berg- und Hüttenbüchern findet man auch einige Abbildungen von Hüttenlaboratorien, in denen die Glasgeräte in ihrem funktionalen Zusammenhang zu sehen sind⁷. Auch die Abbildungen von Glasgeräten in alchemistischen Manuskripten dürften eine weitere wichtige Quelle sein, jedoch liegen systematische Untersuchungen auf diesem Gebiet noch nicht vor.

Scheinbar problematisch sind die Darstellungen chemischer Geräte in der bildenden Kunst, das heißt auf Wand- oder Tafelgemälden, Kupferstichen und dergleichen, wie sie beispielsweise aus der niederländischen Malerei im 17. Jahrhundert bekannt sind. Die Künstler, die sich dem Alchemisten-Thema widmeten, hatten nämlich nicht die Absicht, ein alchemistisches Laboratorium wahrheitsgetreu wiederzugeben, sondern künstlerische Aspekte standen im Vordergrund. Betrachtet man jedoch auf diesen Bildern die chemischen Geräte im einzelnen, dann zeigen Vergleiche mit Abbildungen aus der zeitgenössischen Fachliteratur, daß diese oft bis ins Detail der Realität entsprechen.

1 H. Brunschwig: Liber de arte distillandi de compositis. Das buch der waren kunst zu distillieren die composita und simplicia. Straßburg 1512.

2 C. Gesner: De remediis secretis liber physicus, medicus et partim etiam chymicus et oeconomicus in vinorum diversi apparatus ... Zürich 1552. – 2. Teil hg. von C. Wolff, Zürich 1569. – Deutsch: Von allerhand kunstlichen und bewerten oelen, wasseren und heimlichen artzneyen ... Übersetzt von J. Nüscheler, Zürich 1583.

3 V. Biringuccio: De la Pirotechnia, Venedig 1540. – Deutsch: Biringuccios Pirotechnia. Ein Lehrbuch der chemisch-metallurgischen Technologie und des Artilleriewesens aus dem 16. Jahrhundert. Übersetzt von O. Johansen, Braunschweig 1925.

4 G. Agricola: De re metallica libri XII, Basel 1556. – Deutsch: Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen. Übersetzt von C. Schiffner, Berlin 1928.

5 L. Ercker: Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Bergkwercks arten, Prag 1574. – Neuaufgaben Frankfurt am Main 1580 und 1598.

6 A. Libavius: De sceuastica artis. In: Commentariorum alchymiae pars prima, sex libris declarata, Frankfurt am Main 1606. S. 71–179 (Anhang zu: Alchymia, Frankfurt a. M. 1606). – Deutsch: Das Rüstzeug der chymischen Kunst. Der Traktat „De sceuastica artis“ des Andreas Libavius von 1606. Übersetzung, Kommentierung und Wiederabdruck. Übersetzt von B. Meitzner (Boethius 34), Stuttgart 1995. – Die Abbildungen sind auch im Anhang zur deutschen Übersetzung der „Alchemia“ (siehe Anm. 19) enthalten.

7 Siehe Abb. 1.

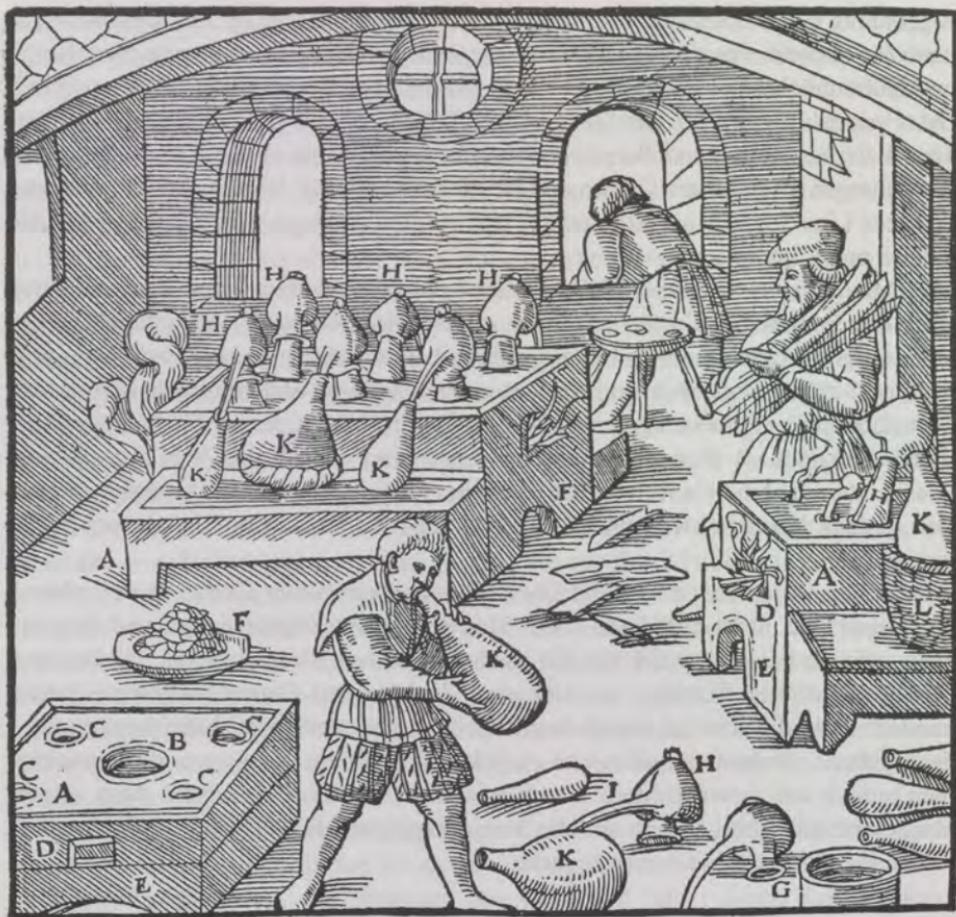


Abb. 1 Berg- und Hüttenlaboratorium, in dem „Scheidewasser“ (Salpetersäure) zur Trennung von Gold und Silber in Destillationsapparaten hergestellt wird (G. Agricola: *De re metallica libri XII*, Basel 1556, S. 357. – Deutsch: *Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen*, Berlin 1928, S. 383. – Mit freundlicher Genehmigung der Georg-Agricola-Gesellschaft).

Eine wichtige Ergänzung der bildlichen Quellen sind gegenständliche Quellen. Wegen der Zerbrechlichkeit des Glases dürfte es nur wenige chemische Glasgeräte geben, die bis auf den heutigen Tag unversehrt aufbewahrt wurden und ihren Platz in einem Museum gefunden haben. Mehr Geräte kamen durch archäologische Grabungen in der Umgebung von ehemaligen Glashütten oder Laboratorien zutage. Auch Apothekengefäße aus der damaligen Zeit sind in Museen selten vertreten, da sie Gebrauchsware darstellten und niemand daran dachte, sie zu sammeln.

Eine Ausnahme bildeten prunkvolle Apothekengefäße z. B. für die Haus- oder Reiseapotheke eines Fürsten.

Unter den gegenständlichen Quellen ist ein Fund aus Oberstockstall (Niederösterreich) von herausragender Bedeutung. Dort wurde im Jahr 1980 durch Zufall das komplette Inventar eines alchemistischen Laboratoriums aus dem 16. Jahrhundert entdeckt, das dann in den folgenden Jahren von Sigrid von Osten ausgegraben und wissenschaftlich bearbeitet wurde⁸. Die Glasgeräte waren mehr oder weniger fragmentiert, aber einige waren so gut erhalten, daß eine weitgehende Rekonstruktion möglich war.

So wichtig bildliche und gegenständliche Quellen für die Identifizierung von Glasgeräten sind, können sie archivalische Quellen nicht ersetzen. So wüßte man ohne Archivalien nichts über die Glashütten, in denen diese Gläser hergestellt wurden, über die Käufe von chemischen Geräten und Apothekengefäßen, über Preise und Stückzahl von Geräten und den gesamten Geschäftsablauf von der Bestellung bis zur Bezahlung der Ware. Die Untersuchung beschränkt sich regional zwar nur auf ein kleines Gebiet im Süden Deutschlands, nämlich den herzoglichen Hof in Stuttgart und die hohenlohischen Residenzen in Weikersheim und Kirchberg, aber die Ergebnisse dürften auch für andere Gegenden Deutschlands repräsentativ sein.

Informationen über chemische Glasgeräte zur Zeit Herzog Friedrichs von Württemberg findet man im Hauptstaatsarchiv Stuttgart in den Bänden der Landschreiberei⁹. In seiner Regierungszeit ließ er dort für die Ausgaben im alchemistischen Laboratorium eine spezielle Rubrik einrichten, die mit dem Rechnungsjahr 1598/99 beginnt und 1607/08 endet. Die meisten dieser Bände enthalten Ausgaben für Glasgeräte, die jedoch nur summarisch angegeben sind.

Nach Friedrichs Tod wurde ein Verzeichnis angefertigt, in das alle Chemikalien und Geräte, die in Arbeit befindlichen Prozesse und die Namen der Laboranten und deren Besoldung aufgenommen wurden¹⁰. In der Liste der chemischen Geräte sind auch die Glasgeräte aufgeführt, aber nur mit Namen und ohne Angabe der Stückzahl. Die Ämterakten über die Glashütte in Fischbach liefern Informationen zur Bedeutung dieser Glashütte, während über die Glasgeräte daraus fast nichts zu entnehmen ist¹¹.

Angaben über Apothekengefäße findet man in einem Stuttgarter Inventarverzeichnis, das 1634 aufgestellt wurde, als Herzog Eberhard III. von Württemberg an der Regierung war¹². Bei der Bestandsaufnahme in den beiden Hofapotheken werden

8 S. von Osten: Das Alchemistenlaboratorium Oberstockstall. Ein Fundkomplex des 16. Jahrhunderts aus Niederösterreich (Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 6), Innsbruck 1998.

9 HSTAS (Hauptstaatsarchiv Stuttgart), A 256, Landschreiberei. Ausgaben für das Laboratorium, Bd. 85 (Georgii 1598 – Georgii 1599) bis Bd. 94 (Georgii 1607 – Georgii 1608).

10 HSTAS, A 47, Bü 9, Nr. 9 (Verzeichnis der Laboranten, Chemikalien, Geräte und in Arbeit befindlichen Prozesse beim Tod von Herzog Friedrich von Württemberg Jan.–Febr. 1608).

11 HSTAS, A 249, Rentkammer, Ämterakten. Bü 53–53 a, Fischbach.

12 HSTAS, A 21, Oberhofmarschallamt, Bd. 18 b (Inventar des Hausrats im Stuttgarter Schloß, 17./27. Sept. 1634).

neben Büchern und Geräten aus verschiedenen Materialien auch Glasgeräte aufgezählt.

Eine wahre Fundgrube in bezug auf Glasgeräte sind dagegen die Akten im Hohenlohe-Zentralarchiv aus der Regierungszeit von Graf Wolfgang von Hohenlohe¹³⁻¹⁵. Reichhaltig sind die Dokumente deshalb, weil – anders als in Stuttgart – die Glasgeräte einzeln in die Burgvogteirechnungen eingetragen wurden und oft auch die Glaserrechnungen aufbewahrt wurden. So erfährt man aus diesen Dokumenten etwas über die Art, Stückzahl, Größe und Preise der Geräte und über den Geschäftsablauf. Ferner gibt es Briefe von Wolfgang an den Hüttenmeister in Fischbach und umgekehrt, aus denen etwas von der speziellen Problematik bei der Anfertigung chemischer Geräte hervorgeht.

Ebenfalls im Hohenlohe-Zentralarchiv aufbewahrt sind mehrere Inventarverzeichnisse, die Gräfin Anna Amalia von Solms über ihren Besitz in Straßburg und in Kirchberg an der Jagst anlegen ließ¹⁶⁻¹⁸. Aus diesen Verzeichnissen geht hervor, daß sie in Straßburg eine Apotheke besaß und nach ihrem Umzug nach Kirchberg einen Teil der Apothekeneinrichtung dorthin mitnahm. In fast allen dieser Verzeichnisse werden auch Apothekengefäße aus Glas aufgeführt. Die Daten ihrer Abfassung sind die folgenden: Straßburg 1613 und 1618 (beide in einem gebundenen Buch vereinigt), Straßburg 1. September 1622 und 12. März 1629, Kirchberg 14. April 1629 (alle drei in einem gebundenen Buch), Straßburg 10. Juli 1629 und 1635 – nach dem Tod der Gräfin – (beide als geheftete Blätter).

Beschreibung der wichtigsten Glasgeräte und -gefäße

Bevor die Dokumente in bezug auf die Glasgeräte ausgewertet werden, sollen in diesem Abschnitt die wichtigsten Geräte und Gefäße aus Glas beschrieben werden, die damals in chemisch-technischen Betrieben, alchemistischen Laboratorien und Apotheken benutzt wurden. Als Hilfsmittel für die Benennung der chemischen Geräte und die Beschreibung ihrer Funktion dienten das Lehrbuch *Alchemia* von

13 HZAN (Hohenlohe-ZentralarchivNeuenstein), Archiv Weikersheim, AXIV/7/5 (Geschäftsverkehr mit Retorten-, Gläser- und Krausenmachern 1573–1599).

14 HZAN, Archiv Weikersheim, A XIV/10/1 (Geschäftsverkehr mit Glasermeistern, Gläsermachern und Glashändlern 1587–1604).

15 HZAN, Archiv Weikersheim, Rechnungen, Bd. 17–48 (Burgvogteirechnungen Weikersheim 1587–1610).

16 HZAN, Archiv Langenburg, Reg. I, Bü 1900 (Inventar des Hausrats von Anna Amalia von Solms in Straßburg 1613 und 1618).

17 HZAN, Archiv Langenburg, Reg. I, Bü 1928 (Inventar des Hausrats von Anna Amalia von Solms in Straßburg 1. Sept. 1622, 12. März 1629 und in Kirchberg/Jagst 14. April 1629).

18 HZAN, Archiv Langenburg, Reg. I, Bü 1900 (Inventar des Hausrats von Anna Amalia von Solms in Straßburg 10. Juli 1629 und 1635).



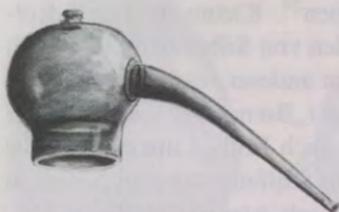
1 großer Kolben



2 Kolben



3 kleiner Kolben (Kölblein)



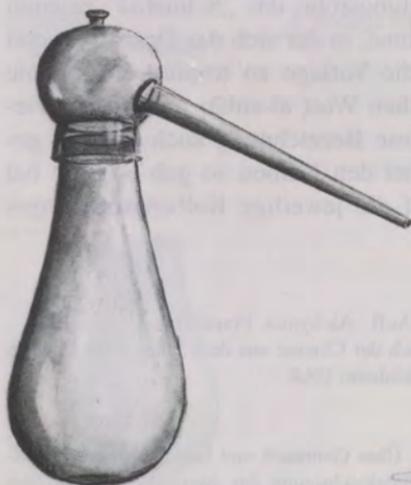
4 Helm mit langem Schabel



5 Helm mit kurzem Schnabel



6 kleiner Helm



7 Kolben mit Helm



8 Kolben mit blindem Helm (Zirkuliergefäß)



9 blinder Helm

Abb. 2 Kolben und Helme (Zeichnungen: Karl-Ernst Sauer, Schäfersheim).

Libavius¹⁹, sein Traktat *De sceuastica artis*²⁰ und das Berg- und Hüttenbuch von Ercker²¹, und zwar in Wort und Bild. Für die Apothekengefäße gab das Werk von Hans Peter Conradi: *Apothekengläser im Wandel der Zeit*²² wertvolle Hinweise.

Eine bedeutende Rolle spielte in allen drei genannten Arbeitsbereichen der Destillationsapparat, bestehend aus Destillierkolben, Destillierhelm und Vorlage²³. Im Kolben wurde der zu destillierende Stoff – meist eine Flüssigkeit – erhitzt, im Helm wurden die entstandenen Dämpfe abgekühlt und kondensiert, und in der Vorlage wurde das Destillat aufgefangen. Die Erhitzung der Flüssigkeit im Kolben erfolgte auf einem Ofen, wobei sich der Kolben meist in einem Wasser-, Asche- oder Sandbad befand, damit die Wärme besser verteilt wurde und der Kolben nicht durch punktuelle Erhitzung bei direkter Berührung mit dem Feuer zersprang. Stattdessen konnte der Kolben auch durch einen Lehmüberzug vor dem Feuer geschützt werden. Kolben, Helme und Vorlagen wurden nicht nur aus Glas, sondern auch aus Keramik (gebranntem Ton) angefertigt.

Der Destillierkolben oder Kolben hatte meist kugel-, birnen- oder tropfenförmige Gestalt. Es gab große, mittelgroße und kleine Kolben²⁴. Kleine Kolben („Köblein“) wurden wegen ihrer Verwendung zum Scheiden von Silber und Gold auch als Scheidekolben bezeichnet. „Brennkolben“ war ein anderer Name für den Destillierkolben, der sich nicht nur auf das Destillieren („Brennen“) von Wein zur Herstellung von Branntwein bezog. Man verwendete auch Kolben mit einer seitlichen, verschließbaren Öffnung, die zum Einfüllen von Stoffen oder zum Ablassen von Dämpfen diente, mit langem oder kurzem Hals, mit enger oder weiter Öffnung und manche anderen Varietäten.

Der Destillierhelm oder Helm hatte ein Ableitungsrohr, das „Schnabel“ genannt wurde. Innen besaß der Helm meistens eine Rinne, in der sich das Destillat zuerst sammelte, um dann durch den Schnabel in die Vorlage zu tropfen. Der Name „Alembik“ für den Helm kommt vom arabischen Wort *al-anbīq* und dieses wiederum vom griechischen *ambix*; oft wurde diese Bezeichnung auch auf den gesamten Destillationsapparat übertragen. Wie bei den Kolben so gab es auch bei den Helmen unterschiedliche Größen, die auf die jeweilige Kolbengröße abge-

19 A. Libavius: *Alchemia*, Frankfurt am Main 1597. – 2. Aufl.: *Alchymia*, Frankfurt am Main 1606. – Deutsch: *Die Alchemie des Andreas Libavius*. Ein Lehrbuch der Chemie aus dem Jahre 1597. Herausgegeben vom *Gmelin-Institut für Anorganische Chemie*, Weinheim 1964.

20 Libavius (wie Anm. 6).

21 Ercker (wie Anm. 5).

22 H. P. Conradi: *Apothekengläser im Wandel der Zeit*. Über Gebrauch und Entwicklung von Kosmetik- und Arzneigefäßen aus Glas unter besonderer Berücksichtigung des Apothekenstandgefäßes (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie 10), Würzburg 1973.

23 Siehe Abb. 2.7. Bei dieser und allen folgenden Abbildungen von Geräten handelt es sich um Nachzeichnungen von Karl-Ernst Sauer, Schäftersheim. Als Vorlagen dienten ihm Abbildungen vorwiegend aus Libavius (Anm. 6), daneben auch aus Brunschwig (Anm. 1), Osten (Anm. 7) und Conradi (Anm. 22).

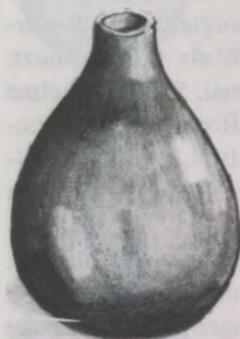
24 Siehe Abb. 2.1–3.



1 „Glocke“ mit Schnabel



2 Helm mit Ansatz für Rohrschlangen

3 Vorlage
(bauchige Flasche)

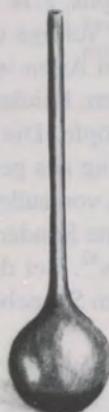
4 Vorlage mit seitlichem Rohr



5 Retorte



6 Harnglas (Weithalskolben)



7 Phiole



8 Phiole

Abb. 3 Helme, Vorlagen, Retorte, Harnglas und Phiolen (Zeichnungen: Karl-Ernst Sauer).

stimmt waren, und es gab Exemplare mit langem und mit kurzem Schnabel²⁵. Prinzipiell unterschied man zwischen Helmen mit und ohne Schnabel. Letzterer wurde „blinder Helm“ genannt²⁶. Setzte man einen blinden Helm auf einen Destillierkolben, so hatte man ein sogenanntes Zirkuliergefäß oder Zirkulatorium, in dem man Flüssigkeiten unter Rückfluß erhitzen konnte²⁷. Annähernd glockenförmige Helme mit oder ohne Schnabel wurden als „Glocken“ bezeichnet²⁸. Wenn bei der Destillation eine Kühlung des Destillats mit Wasser erwünscht war, benötigte man eine spezielle Form des Destillierhelms²⁹. Der Helm wurde dann in geeigneter Weise mit einem schlangenartig gewundenen, meist aus Kupfer bestehenden Rohr verbunden, das durch eine Tonne mit Kühlwasser geleitet wurde.

Damit bei der Destillation keine Dämpfe entwichen, war ein sorgfältiges Abdichten der Verbindungsstelle zwischen Kolben und Helm erforderlich. Man verwendete hierfür einen speziellen Lehm, den sogenannten „Lehm der Weisheit“, der durch Zusatz von anderen Stoffen für eine gute Abdichtung sorgte. Vielfach wurden im Laboratorium auch Helme aus anderen Materialien als Glas benutzt. Helme mit oder ohne Schnabel und „Glocken“ waren manchmal, Sublimierhelme immer aus Keramik angefertigt. Aus Kupfer bestanden der „Rosenhut“, ein konischer Destillierhelm, der auf einer flachen Destillierpfanne aufsaß, und der Destillierhelm mit „Mohrenkopf“ – letzterer ein Behälter, der mit Kühlwasser gefüllt werden konnte.

Der dritte Teil eines Destillierapparats war die Destillationsvorlage oder Vorlage, gelegentlich auch Rezipient, Sammelgefäß oder Flasche genannt. Normalerweise war die Vorlage eine bauchige Flasche mit einem kurzen, engen Hals³⁰. Für die Gewinnung der Mineralsäuren sollten die Vorlagen sehr groß und aus dickem Glas angefertigt sein. Auch bei den Vorlagen gab es die unterschiedlichsten Formen und Abwandlungen des Grundtypus, z. B. Vorlagen mit einem seitlichen Rohr, die mit einer zusätzlichen, kleineren Vorlage verbunden werden konnten³¹. Darüber hinaus benutzte man alle möglichen Arten von Gefäßen, die ursprünglich nicht als Vorlage konzipiert waren: Kolben, Phiolen, Kugelflaschen oder aus Keramik angefertigte Kolben, Krüge oder Töpfe. Die Vorlage stand während der Destillation oft auf einem Hocker, einem Ring aus geflochtenem Stroh oder in einer Schale; auch konnte sie, falls erforderlich, von außen mit Wasser gekühlt werden.

Die Retorte kann man als eine Sonderform des Kolbens auffassen, denn sie ist ein Kolben mit gebogenem Hals³². Bei der Retorte entfiel der Destillationshelm; der gebogene Hals entsprach dem Schnabel des Helms. Retorten benutzte man bei der

25. Siehe Abb. 2.4–6.

26. Siehe Abb. 2.9.

27. Siehe Abb. 2.8.

28. Siehe Abb. 3.1.

29. Siehe Abb. 3.2.

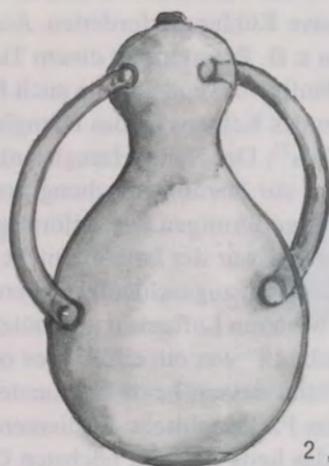
30. Siehe Abb. 3.3.

31. Siehe Abb. 3.4.

32. Siehe Abb. 3.5.



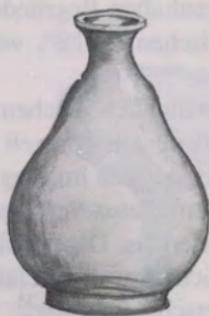
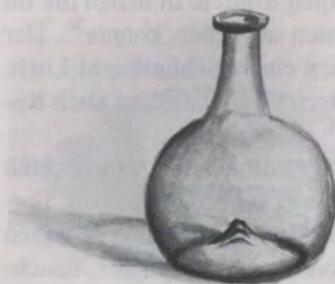
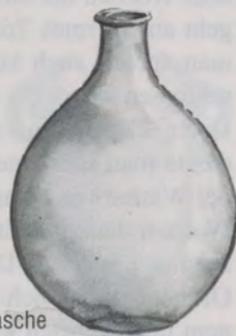
1 Digeriergefäß



2 „Pelikan“



3 birnenförmige Flasche

4 birnenförmige Flasche
mit Standring5 bauchige Flasche
mit Verschuß

6 Kugelflasche

7 Vierkantflasche mit
Glasstopfen

Abb. 4 Digeriergefäß, „Pelikan“ und Flaschen (Zeichnungen: Karl-Ernst Sauer).

Destillation von Stoffen, die erst bei höheren Temperaturen überdestillierten und somit keine intensive Kühlung erforderten. Auch hier gab es unterschiedliche Formen und Arten, so z. B. Retorten mit einem Tubus, durch den Material nachgefüllt werden konnte. Häufig verwendete man auch Retorten aus Keramik.

Eine weitere Form des Kolbens ist das Harnglas oder der Weithalskolben: ein Kolben mit weitem Hals³³. Der Name Harnglas rührt daher, daß er bereits im Mittelalter von den Ärzten zur Harnuntersuchung verwendet wurde. Die Phiole war ein Kolben mit einer kugelförmigen oder eiförmigen Leibung und einem langen, dünnen Hals³⁴. Manchmal war die Leibung nicht größer als eine Haselnuß. Der Hals konnte an der Öffnung zugeschmolzen werden, wodurch die Substanz in der Phiole vor jedem weiteren Luftzutritt geschützt wurde.

Das „Philosophische Ei“ war ein eiförmiges oder kugelförmiges Gefäß, das in der Mitte geteilt war und dessen beide Segmente aneinandergesetzt werden konnten. Die Phiole und das Philosophische Ei dienten oft dazu, um den Stein der Weisen „auszuarbeiten“, das heißt bis zum höchsten Grad seiner Wirksamkeit zu bringen. Hierzu wurde die Phiole oder das Philosophische Ei „hermetisch versiegelt“ und über Wochen bis Monate mit gelinder Wärme behandelt. Der Begriff „hermetisch“ geht auf Hermes Trismegistos, den sagenhaften Begründer der Alchemie, zurück; man sprach auch von einem „Hermetischen Gefäß“, wenn dieses luftdicht verschlossen war.

Unter Digerieren, einer damals gebräuchlichen chemischen Grundoperation, stellte man sich einen Reifungs- oder Verdauungsprozeß von Substanzen bei milder Wärme vor – ähnlich dem Verdauungsprozeß im Magen –, der einige Tage bis Wochen dauern sollte. Das Gefäß, in dem dieses Verfahren ausgeführt wurde, bezeichnete man als Digeriergefäß, Digerierglas, Digerierflasche oder Digestorium. Oft handelte es sich um ein kolbenähnliches, ovales Gefäß, dessen Öffnung mit einem umgekehrten kleineren Kolben verschlossen war³⁵. Es gab auch Digestorien mit einem Rohransatz im Deckel und andere Formen; auch konnte ein Kolben mit einem blinden Helm die Funktion eines Digeriergefäßes übernehmen.

Der „Pelikan“ war ein Zirkuliergefäß mit henkelförmigen Röhren, in denen die im oberen Teil kondensierte Flüssigkeit wieder nach unten abfließen konnte³⁶. Der Pelikan war aus einem Stück angefertigt und hatte oben ein verschließbares Loch, durch das der Stoff eingefüllt werden konnte. Als Material war statt Glas auch Keramik gebräuchlich.

Flaschen dienten im Laboratorium ebenso wie in der Apotheke als Vorratsgefäß für Flüssigkeiten aller Art. Auch bei den Flaschen gab es eine Vielzahl von Formen. Manche der im 16. und frühen 17. Jahrhundert gebräuchlichen Formen waren bereits seit dem Spätmittelalter bekannt. Hierzu gehören birnenförmige³⁷, bauch-

33 Siehe Abb. 3.6.

34 Siehe Abb. 3.7 und 8.

35 Siehe Abb. 4.1.

36 Siehe Abb. 4.2.

37 Siehe Abb. 4.3 und 4.



1 Becherglas mit Binderand und Abdeckung



2 Deckel eines Glasgefäßes



3 Trichter



4 Trichter



5 Trichter



6 Glasschale



7 Glasschale

Abb. 5 Becherglas, Deckel, Trichter und Glasschalen (Zeichnungen: Karl-Ernst Sauer).

ige³⁸ und kugelförmige³⁹ Flaschen. Kugelflaschen zählten zu den einfachen Flaschen und waren bei Ärzten und Apothekern im täglichen Gebrauch. Es gab Flaschen mit rundem Boden, mit sogenanntem eingestochenen Boden und mit Standing, wobei nur die letzteren beiden Arten selbständig stehen konnten. Vierkantflaschen⁴⁰ und Zylinderflaschen wurden erst seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts in deutschen Glashütten hergestellt⁴¹.

Für die Aufbewahrung von festen, pulverförmigen Stoffen gab es zylinderförmige Bechergläser mit einem Binderand und eingestochenem oder flachem Boden nach Art der heutigen Einmachgläser⁴². Daneben verwendete man Bechergläser auch zum chemischen Laborieren – noch heute ist dem Chemiker der Begriff Becherglas geläufig. In vielen in diesem Aufsatz ausgewerteten Dokumenten werden „Zuckergläser“ erwähnt. Nach den spärlichen Angaben in der Sekundärliteratur dürfte es sich dabei ebenfalls um derartige zylinderförmige Bechergläser gehandelt haben. Feste Stoffe wurden auch in Holzstandgefäßen, Keramikgefäßen und Zinngefäßen aufbewahrt.

Als Verschuß für die Flaschen dienten häufig Abdeckungen aus Leder oder Pergament. Ein besserer Verschuß waren Glasstopfen, die eingeschliffen waren, damit beide Teile gut zueinander paßten, oder gedrechselte Holzkappen. Schließlich konnte man auch Flaschen mit einem Schraubverschluß aus Zinn. Öffnungen in Kolben, Retorten oder blinden Helmen wurden meist mit einem Glasstopfen verschlossen, der als „Zapfen“ bezeichnet wurde. Auch Bechergläser wurden ebenso wie die Flaschen mit Leder oder Pergament abgedeckt, aber es gab manchmal auch einen Verschuß mit einem Glasdeckel⁴³ oder einem Deckel aus anderem Material.

Flaschen und Bechergläser wurden als Aufbewahrungsgefäße gelegentlich auch bemalt. Zur Bemalung gehörte die Angabe des Inhalts, oft auch ein Wappen oder ein Pflanzendekor. Meist erfolgten Beschriftung und Dekorierung durch „Kaltmalerei“, das heißt durch Bemalung mit Ölfarben. Wesentlich aufwendiger war die Emailmalerei; sie konnte wegen des Einbrennens der Farben nur in Glashütten ausgeführt werden⁴⁴.

Zum Inventar eines Laboratoriums oder einer Apotheke gehörten auch Glasrichter von unterschiedlicher Form⁴⁵. Sie dienten vor allem dazu, um Flüssigkeiten in Gefäße mit engem Hals einzufüllen. Vielseitige Verwendung fanden auch Glasschalen⁴⁶. In ihnen konnte man z. B. Stoffe auskristallisieren lassen oder Niederschläge

38 Siehe Abb. 4.5.

38 Siehe Abb. 4.6.

40 Siehe Abb. 4.7.

41 Conradi (wie Anm. 22), S. 113–115.

42 Siehe Abb. 5.1.

43 Siehe Abb. 5.2.

44 Conradi (wie Anm. 22), S. 119–124.

45 Siehe Abb. 5.3–5.

46 Siehe Abb. 5.6 und 7.

auswaschen. Eine Ausgußvorrichtung erleichterte das Abgießen der Flüssigkeit. Gelegentlich wurden auch Mörser und Pistille aus Glas angefertigt. Schließlich sind auch Kannen und Krüge aus Glas zu erwähnen, die jedoch nicht mehr zu den Spezialgefäßen zu rechnen sind.

Die Flaschen und Bechergläser zum Aufbewahren der flüssigen und festen Stoffe wurden im 16. Jahrhundert noch vorwiegend aus dem sogenannten Waldglas angefertigt, einem durch Verunreinigungen grün gefärbten Gebrauchsglas. Hohe Anforderungen an die Qualität des Glases wurden dagegen bei chemischen Geräten gestellt. Es wurde farbloses Glas gewünscht, dieses sollte blasenfrei und durchsichtig sein. Die Kolben und Retorten durften beim Erhitzen nicht zerspringen. Da dies bei dickwandigen Gefäßen der Fall ist, hatten Kolben und dergleichen eine geringe Wandstärke, waren damit aber empfindlich gegen Stoß und Schlag. Agricola beschreibt in seinem Berg- und Hüttenbuch, wie alle diese Anforderungen zu erreichen waren: gute Qualität der Rohstoffe Quarzsand, Pottasche und Kalk, langes und mehrmaliges Schmelzen der Glasmasse, Geschicklichkeit beim Glasblasen, langsames Abkühlen der fertigen Glaswaren⁴⁷.

Die Glashütte in Fischbach als Lieferant von chemischen Geräten

Die Glashütte von Fischbach spielt im deutschen Südwesten eine wichtige Rolle, was die Anfertigung von chemischen Geräten und Gefäßen aus Glas betrifft. Dies geht aus der eingangs erwähnten Tatsache hervor, daß Herzog Friedrich von Württemberg, der die Alchemie im großen Stil betrieb, seine Geräte fast ausschließlich von der Fischbacher Hütte bezog. In diesem Abschnitt soll anhand der Fischbach-Akten die Blütezeit der Hütte kurz charakterisiert werden, es folgen Stellen aus diesen Akten, die auf die Bedeutung der Hütte hinweisen, und schließlich soll der Geschäftsablauf mit Hilfe der Dokumente aus dem Hohenlohe-Zentralarchiv rekonstruiert werden.

Leiter der Glashütte in Fischbach war zu der Zeit, als Friedrich von Württemberg und Wolfgang von Hohenlohe ihre chemischen Geräte von dort bezogen, der Hüttenmeister Hans Greiner (1530–1611)⁴⁸. Er hatte den Hof Fischbach, zu dem auch ein großer Wald gehörte, 1566 gekauft und dort eine Glashütte errichtet, die ein erfolgreiches Unternehmen wurde. In den neunziger Jahren gab es dort außer der Glashütte mit den Öfen das Haus des Hüttenmeisters und zwölf kleine Nebenhäuser, in denen das Hüttengesinde, besonders aber Schürer und fremde Glaser untergebracht waren. Ferner betrieb Greiner eine Stampfmühle zum Stampfen der Tiegelerde und des Sandes und eine Mahlmühle, in der für den Bedarf seiner Leute und der Gäste Korn gemahlen wurde. Da es ihm mit zunehmendem Alter immer

47 Agricola (wie Anm. 4), deutsche Ausgabe, S. 500–508.

48 K. Greiner: Zur Familiengeschichte der Greiner. Bd. 2. Stammorte und Verbreitung in Württemberg, Sonthofen 1991, S. 128–133.

Item nach der Rechnung von wolffgang Greiner zu
seiner Lohnung und für die wirtschafft des dinstags
zwey gewinzen wold so salt fort
Kupflich der glansen halben 44 drit 21 bl
Der zu 21 schen drit 8 bl
H der andern gewinzen 45 drit 21 bl
Der zu 21 schen drit 8 bl
H der dritten gewinzen und vierzten gewinzen 25 drit
nijf Der zu 25 schen drit 21 bl
H der fünften gewinzen 20 drit 11 bl
Der zu 21 schen drit 9 bl
H der sechsten gewinzen 22 drit 11 bl
Der zu 17 schen drit 17 bl
H der siebent gewinzen 30 drit nijf
Der zu 15 schen drit 11 bl
H der achten gewinzen 21 drit 11 bl
Der zu 1 schen drit 21 bl
H der neunten 44 drit 11 bl
H zehnt drit 3 drit 11 bl
H ein drit der glasper im ein und drit drit 8 bl
H 8 drit drit drit 3 bl

Gewinn der gewinzen drit
mit dem ein nijf drit drit

~~Rechnung~~
ein und drit
ein drit
H 21 drit drit
mit dem drit
11 bl drit drit drit drit drit drit drit drit drit drit

Abb. 6 Rechnung für Glasgeräte von Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, [1. Juli 1588] (HZAN).

schwerer fiel, neben aller Arbeit auch noch die zahlreichen Glasführer, Glasträger und Besucher mit Essen und Trinken zu bewirten, hätte er es gern gesehen, wenn jemand in Fischbach eine Gastwirtschaft aufgemacht hätte. Das Glas, das in Fischbach produziert wurde, war von hoher Qualität; es war klarer und heller als das aus den benachbarten Glashütten⁴⁹.

Nach den Angaben eines Mitglieds der Greiner-Familie, der in der Blütezeit der Fischbacher Hütte dort Glasmacher gewesen war, benötigte man zur Bedienung eines Glasofens 13 Personen, nämlich sieben zur Anfertigung von Trinkgläsern, vier zur Herstellung von Fensterglas und zwei Schürer. Zum Holzführen waren vier Paar Ochsen mit zwei Knechten und zwei Jungen erforderlich, für das Heranschaffen der Holzasche und des Sandes zwei Pferde oder ein Paar Ochsen zusammen mit einem Knecht. Um das Holz in den hütteneigenen Wäldern zu hauen, mußten ständig vier Holzhauer zur Verfügung stehen⁵⁰.

Der Vogt von Backnang schreibt 1599 in einem Bericht an Herzog Friedrich: *Wie meniglich waisst, ligt diser Vischbach weitt abwegs in Wälden, dahin niemandt kombt, dann der Glaß kauffen oder sonsten von Wunders das Glaßen sehen wil*⁵¹. Auch heute noch liegt Mittelfischbach völlig einsam in einer Lichtung inmitten von Wäldern. In einer Bittschrift an Herzog Friedrich, die dem Schreiben des Vogts vorausgegangen war, beschreibt Hans Greiner die Besucher der Glashütte näher: *... frembde Herschafften, vom Adel unnd andere ansehnliche Leuth, so von Glasens Besichtigung wegen anhero khommen ...*⁵². In derselben Bittschrift betont Greiner, die von ihm errichteten Nebenhäuser dienten vor allem zur Unterbringung *der Schürer und frembder Gläser, vorab deren, so die ungewönlichste Gattung von Distiliergläsern und anderm am bessten fertigen khönnen*⁵³. Dies ist eine wichtige Stelle in den Fischbach-Akten, denn sie besagt, daß Greiner Spezialisten angestellt hatte, die auch die Herstellung von chemischen Glasgeräten beherrschten.

Mit Hilfe der Dokumente im Hohenlohe-Zentralarchiv läßt sich gut nachvollziehen, wie der Geschäftsablauf im einzelnen vor sich ging, wenn chemische Geräte gekauft wurden. Zunächst wurde ein Bote von Weikersheim mit der Bestellung zur Glashütte nach Fischbach geschickt. Oft hatte er auch Zeichnungen oder hölzerne Muster der gewünschten Glasgeräte bei sich, manchmal auch einen Begleitbrief, der die Bestellung selbst, besondere Wünsche oder Reklamationen betraf. Da der Bote von Weikersheim bis Fischbach ungefähr 80 km zurückzulegen hatte, und

49 K. Greiner: Die Glashütte zu Fischbach bei Sulzbach a. d. Murr, in: Württembergisch Franken, Jahrbuch 41 (1957), S. 88–106.

50 HSTAS (wie Anm. 11), Bü 53 a, Nr. 9. Schreiben an Herzog Eberhard III. von Württemberg 16. Febr. 1643. – Greiner (wie Anm. 49).

51 HSTAS (wie Anm. 11), Bü 53, Nr. 21. Schreiben des Vogts von Backnang an Herzog Friedrich von Württemberg 6. Dez. 1599.

52 HSTAS (wie Anm. 11), Bü 53, Nr. 20 a. Bittschrift von Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, an Herzog Friedrich von Württemberg 15. Nov. 1599.

53 HSTAS (wie Anm. 52).

zwar zu Fuß, wartete er einen oder mehrere Tage, bis die Gläser hergestellt waren, und wurde in dieser Zeit auch verköstigt. Waren die Geräte angefertigt, so stellte Greiner eigenhändig eine Rechnung aus. Darin waren die Glasgeräte im einzelnen mit Stückzahl und Preis aufgeführt, ferner die Kosten für den Verzehr des Boten und etwaige Schulden, wenn das dem Boten mitgegebene Geld nicht ganz ausreichte. Die Glasgeräte wurden von den Mägden des Hüttenmeisters für den Transport sorgfältig verpackt. Wenn es sich nicht um eine sehr große Bestellung handelte, die ein Fuhrwerk erforderte, trug der Bote die Gläser in einem speziellen Traggestell nach Weikersheim zurück.

Dort wurden die Glaswaren in die Kammer für die chemischen Geräte gebracht, zu welcher der Laborant den Schlüssel hatte. Die Rechnungen wurden noch einmal überprüft und von Wolfgang oder seiner Gemahlin unterschrieben. In der Kanzlei wurde dann die Glaserrechnung mit allen Einzelposten auf einen gesonderten Zettel geschrieben. Die Rechnung wurde bei den monatlichen Abrechnungen vom Burgvogt in das Burgvogteirechnungsbuch eingetragen, und zwar unter der Rubrik *Außgeben Gelt Glasern*. Während in den ersten Jahren die Glaserrechnungen nur summarisch registriert wurden, ging man 1590 dazu über, alle Einzelposten in die Burgvogteirechnungsbücher einzutragen⁵⁴.

Glasgeräte und -gefäße im Laboratorium von Herzog Friedrich I. und in der Apotheke von Herzog Eberhard III. von Württemberg

Herzog Friedrich I. von Württemberg (1557–1608, Regent 1593–1608) war ein tatkräftiger, aber auch selbtherrlicher Fürst, der durch seine Baulust und Prunkliebe, aber auch durch seine Beschäftigung mit der Alchemie viele Schulden machte. Er besaß eine fundierte Bildung, förderte den planmäßigen Ausbau der Textilindustrie und des Bergbaus und war an einer Nutzbarmachung der Bodenschätze interessiert. In Stuttgart und anderen Orten hatte er alchemistische Laboratorien eingerichtet, wo ein Stab von Alchemisten und Laboranten für ihn arbeitete. Er suchte namhafte Alchemisten an seinen Hof zu ziehen, von denen er glaubte, daß sie das Geheimnis des Steins der Weisen besäßen. Fast alle erwiesen sich jedoch als Betrüger, und fünf von ihnen wurden sogar hingerichtet. Insgesamt gab er für seine alchemistische Leidenschaft Tausende von Gulden aus⁵⁵.

Fünf Jahre nach seinem Regierungsantritt, nämlich 1598, tritt in den Bänden der Landschreiberei eine neue Rubrik auf: *Ußgab in das Laboratorium*. Es handelt sich hierbei um Ausgaben für Sachmittel, während die Personalkosten unter der Besoldung der Hofangestellten aufgeführt sind. Die Eintragungen beginnen mit dem Band von Georgii (23. April) 1598 bis Georgii 1599 und enden mit dem Band

54 HZAN (wie Anm. 13–15).

55 HSTAS, A 47, Bü 1–9. Dokumente über Alchemisten im Dienst von Herzog Friedrich I. von Württemberg 1595–1615. – H. G. Hofacker: „... sonderliche hohe Künste und vortreffliche Geheimnis“. Alchemie am Hof Herzog Friedrichs I. von Württemberg – 1593 bis 1608, Stuttgart 1993.

von Georgii 1607 bis 1608. In den meisten dieser Bände sind ein oder mehrere Male auch Ausgaben für Glasgeräte notiert. Da es sich um Jahresabrechnungen handelt, werden die Geräte nicht einzeln aufgeführt, sondern es ist lediglich pauschal von „allerhand Gläsern“ die Rede, und es wird nur die Summe der Kosten angegeben. Eine typische Eintragung, z. B. aus dem Band von 1601/02, lautet wie folgt: *Item 102 fl 44 kr dem Hittmeister im Vischbach für allerhandt Gleser, so er inn das Laboratorium geantwort, bezalt laut Zettels.* In den letzten drei Bänden mit der Rubrik für das Laboratorium, 1605/06 bis 1607/08, sind keine Ausgaben für Glasgeräte mehr aufgeführt⁵⁶.

In allen Rechnungsbänden bis einschließlich 1603/04 ist ausschließlich der Hüttenmeister von Fischbach, das heißt Hans Greiner, der Lieferant der Glasgeräte. Eine Ausnahme bildet der Band von 1604/05, in dem eine andere Glashütte genannt wird: *dem Huttmeister zu Beringsweiler.* Im Jahr 1605 wurde bei Böhringsweiler auf Veranlassung von Herzog Friedrich eine neue Glashütte gegründet, die aufgrund der Besitzverhältnisse Fürstenhütte genannt wurde. Ihr erster Hüttenmeister hieß Franz Wenzel. Die Untertanen der Ämter Weinsberg und Murrhardt durften von jetzt an die benachbarten Glashütten, darunter Fischbach, nicht mehr mit Holzäsche beliefern, sondern nur noch Böhringsweiler⁵⁷.

In der folgenden Liste sind die Ausgaben Friedrichs für Glasgeräte im einzelnen aufgeführt; in Klammern steht ihr prozentualer Anteil an den gesamten Sachkosten für das Laboratorium.

1598/99	205 fl	20 kr	(24 %)
1599/1600	87 fl	40 kr	(44 %)
1600/01	328 fl	38 kr	(32 %)
1601/02	192 fl	4 kr	(45,5 %)
1602/03	299 fl	24 kr	(43 %)
1603/04	316 fl		(64 %)
1604/05	121 fl	19 kr	(26 %)

1 Gulden (1 fl) entspricht hierbei 60 Kreuzern (kr).

Als Herzog Friedrich Ende Januar 1608 unerwartet an einem Schlaganfall starb, wurde wenige Tage nach seinem Tod ein Inventarverzeichnis aufgestellt, welches das alchemistische Laboratorium betraf. Alle Geräte, Stoffe und Dokumente waren zur Bestandsaufnahme in das Alte Lusthaus im Schloßgarten gebracht worden, wo Friedrich eines seiner wichtigsten Laboratorien eingerichtet hatte. In dem Verzeichnis der chemischen Geräte sind auch Glasgefäße und -geräte enthalten, die jedoch nur mit ihrem Namen, nicht dagegen mit ihrer Stückzahl aufgeführt werden. Im einzelnen werden genannt: *ein schöner Pellican in einer Laden, so von Venedig herauß gebracht*, große und kleine Flaschen, große und kleine Kolben

⁵⁶ HSTAS (wie Anm. 9).

⁵⁷ W. Schüfer: „Vom neuen Glaswerk in der Fürstenhütte“. 300 Jahre Neufürstenhütte 1695–1995. Die Entstehungsgeschichte des Ortes, in: Heimatgeschichtliche Nachrichten, hrsg. vom Heimatverein Großlarch/Grab, 4. Jahrg., Nr. 8, Sonderausgabe 1995, S. 6–7.

einschließlich der Helme, große und kleine Retorten, große und kleine Vorlagen, Zirkulatorien, Pelikane, Digeriergläser, Glasschalen, Trichter, Mörser, Pistille (*Stoessel*), Scheidekolben und Zuckergläser. Die Gesamtzahl dieser Glasgeräte wird *zum wenigsten auff 300 Stuck* geschätzt⁵⁸.

Ein Inventarverzeichnis, in dem auch Glasgefäße und -geräte für Laboratorium und Apotheke erwähnt werden, wurde in Stuttgart erst wieder Ende September 1634 angefertigt. Das Datum der Inventur ist kein willkürliches, denn am 9. September hatte die Schlacht bei Nördlingen stattgefunden, in der die Schweden und ihre Verbündeten, darunter auch Württemberg, von kaiserlichen und spanischen Truppen vernichtend geschlagen worden waren. Herzog Eberhard III. von Württemberg (Regent 1633–1674) floh nach Straßburg; sein Land ging einer ungewissen Zukunft entgegen.

Über die Laborgeräte, die im Alten Lusthaus *im ndern Boden* aufbewahrt wurden, wird nicht viel ausgesagt: *In disem sondern Boden befinden sich vihl großer und kleiner Gläser, Kolben und andere Gläser, wie auch unterschidlich vihl zu dem Laboratorio gehörige Sachen, welches alles zu beschreiben vihl Zeit erfordern thete, aber der Mühe nit werth were*⁵⁹. Vieles davon stammte wahrscheinlich noch aus Herzog Friedrichs Laboratorium. Ins Detail geht erst das Inventarverzeichnis der beiden Hofapotheken, wobei zwischen einer vorderen und einer hinteren Apotheke unterschieden wurde. Die Geräte sind nach dem Material, aus dem sie hergestellt wurden, geordnet.

Zu den Glasgefäßen in der vorderen Apotheke gehörten: 3 weiße Schalen, 2 einfache (*gemeine*) Schalen, 2 blaue Schalen, 5 kleine Kessel aus venezianischem Glas, 10 venezianische *Tränckgeschirr*, 1 kleine Kanne, 1 kleiner Krug, 3 eingeflochtene Flaschen, 29 kleine und große Flaschen mit Schraubverschluß (*geschrauffte Fläschen*), 4 leere weiß gemalte Flaschen mit Blumen und Wappen einschließlich der Schraubverschlüsse (*sambt den Deckheln Schraufen*), 15 leere Gläser⁶⁰. Was ein „Tränckgeschirr“ darstellte, konnte nicht exakt ermittelt werden; es müßte sich um irgendeine Vorrichtung zum Befeuchten trockener Stoffe gehandelt haben. „Eingeflochtene“ Flaschen waren vermutlich Flaschen in einem Korbgeflecht. „Venezianisch“ bedeutete nicht nur ein Herkunfts-, sondern auch ein Qualitätsmerkmal, denn die besten Glasgefäße und -geräte kamen damals aus Venedig bzw. aus den Glasfabriken in Murano.

In der hinteren Apotheke befanden sich an Glasgeräten: *46 geschrauffte Fläschen, darin allerhand guete, cöstliche, auch gemeine distilierte Waßer*, 1 gläserner Mörser (*Mörsel*) mit Pistill (*Stösel*), 6 weiße Glasschalen, 4 Bütten mit je 6 Flaschen mit Schraubverschluß, 52 leere große Gläser, 10 mit gewöhnlichem Wasser gefüllte Gläser⁶¹. Es fällt auf, daß es sich bei fast allen Glasgeräten in den beiden

58 HSTAS (wie Anm. 10).

59 HSTAS (wie Anm. 12), f. 52^r.

60 HSTAS (wie Anm. 12), f. 76^r.

61 HSTAS (wie Anm. 12), f. 78^r.

Apotheken um Flaschen oder einfache Geräte handelt, während Destillationsapparate, Retorten und ähnliches Zubehör zur Herstellung von Medikamenten mit chemischen Methoden nicht vorkommen.

Glasgeräte und -gefäße im Laboratorium von Graf Wolfgang II. und in der Apotheke von Gräfin Magdalena von Hohenlohe

Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610) war ein gebildeter und politisch kluger und vorausschauender Herrscher, dem die Grafschaft Hohenlohe viel verdankte. Er residierte seit 1587 in Weikersheim, wo er die auffällige Wasserburg großenteils durch ein Schloß im Stil der Renaissance ersetzte. Zu seinen Liebhabereien gehörte die Alchemie, die für ihn keine Geld und Gut verzehrende Leidenschaft war, sondern eine Tätigkeit, mit der er Entspannung von seinen Regierungsgeschäften suchte. Als der Neubau des Schlosses seinem Ende zuing, ließ er im ehemaligen Zwinger ein alchemistisches Laboratorium errichten, das ein älteres, einfacher eingerichtetes ersetzte. Er war mit Magdalena, geborene Gräfin von Nassau-Katzenelnbogen (1547–1633) verheiratet, einer Schwester Wilhelms von Oranien. Sie war eine profilierte Frau, die medizinische Rezepte sammelte und die Hofapotheke leitete. Chemie wurde in Schloß Weikersheim nicht nur im alchemistischen Laboratorium und in der Apotheke, sondern auch in einem Destillierbau betrieben, wo Branntwein durch Destillation von Wein oder Weintrestern hergestellt wurde⁶².

Wichtigste Quellen für die chemischen Glasgeräte sind die Glaserrechnungen und die Geschäftskorrespondenz mit Glasern sowie die Burgvogteirechnungen⁶³. Vieles davon wurde schon in anderem Zusammenhang ausgewertet⁶⁴, aber es sind inzwischen auch neue Dokumente hinzugekommen⁶⁵. Nicht immer läßt sich aus den Quellen eindeutig entscheiden, ob die Gläser für das Laboratorium, die Apotheke oder das Brennhaus bestimmt waren. In diesem Abschnitt sollen die in den Weikersheimer Akten vorkommenden Arten von Glasgeräten und ihre Stückzahlen erörtert werden, in späteren Abschnitten Besonderheiten bei der Anfertigung chemischer Glasgeräte und der Preis derartiger Geräte.

62 J. Weyer: Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610 (Forschungen aus Württembergisch Franken 39), Sigmaringen 1992.

63 HZAN (wie Anm. 13–15).

64 Weyer (wie Anm. 62), S. 135–141, 146–156, 439–446. Dort genaue Angabe der benutzten Quellen (vgl. Anm. 13–15).

65 HZAN (wie Anm. 13), Brief Wolfgang von Hohenlohe an Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, 3. Juni 1587; Glaserrechnung 21. Juni 1587 (Hans Greiner, Fischbach). – HZAN (wie Anm. 14), Brief Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, an Wolfgang von Hohenlohe 14. Febr. 1590; Brief Wolfgang von Hohenlohe vielleicht an den Burgvogt von Langenburg 18. März 1597; Glaserrechnungen 4. Nov. 1597 (Hans Greiner, Fischbach), 13. Dez. 1597 (Greiner, Fischbach), 22. April 1600 (Greiner, Fischbach); undatierte Rechnung (Abraham Hermann, Glasträger in Mettelbach); drei undatierte Rechnungen (Greiner, Fischbach).

Zahlenmäßig am häufigsten sind in den Akten die Destillierkolben (*Kolben, Kölblein, Kelblin*) vertreten. Oft ist angegeben, ob es sich dabei um große, mittelgroße oder kleine Kolben handelte; das tatsächliche Volumen wird nicht genannt. Scheidekolben kommen an zwei Stellen in den Akten vor, Brennkolben an drei Stellen. Häufig genannt wird auch der Destillierhelm (*Helm*). Bei einigen Bestellungen und Rechnungen werden Helme von unterschiedlicher Größe angegeben; teils sollten sie zu entsprechenden Kolben passen. An speziellen Destillieraufsätzen werden zwei „Glocken“ mit einem Schnabel aufgeführt, ferner „Branntweinköpfe“ (*Brentenweinkopff*) – vermutlich Aufsätze zur Branntweinherstellung. Auch die Vorlage (*Vorlag*, seltener *Fürleg*) kommt in den Akten vor.

Zahlreich sind in den Dokumenten die Stellen, wo Retorten (meist *Redorten* oder *Redortten*, Singular *Redort*) genannt werden. Gelegentlich werden sie näher gekennzeichnet: 9 *Redortten von doppeltem lichten Scherben Glas*, 3 Dutzend *kleine Redortten von gutem liecht Glaß*, 6 *dreymessige Redortten* und 16 *mittelmessige Redortten von schlechtem liecht Glas*. Auch Harngläser (*Harngleser*) treten in den Weikersheimer Rechnungen auf.

Phiolen (*Viol*, Plural *Viol*, *Violn* oder *Violen*) werden an einigen Stellen spezifiziert: *greyn Vyol glein und gros, weis Vyol* – so in der Schreibweise des Hüttenmeisters –, *Ayr Viol* oder *Eyr Violn* – also Phiolen mit eiförmiger Leibung – und kleine Phiolen. Auch Philosophische Eier (*Philosophische Air* oder einfach *Ayr*, *Air* oder *Eyer*) kommen vor. In einer Glaserrechnung werden Pelikane (*drey Pellican*) genannt (in der zugehörigen Burgvogteirechnung als *3 Pillican* geschrieben).

Der Zahl nach an zweiter Stelle stehen die Flaschen (*Flaschen, Fleschen, Fleschlin*). Auch hier gibt es Differenzierungen: runde Flaschen, *viereckhigte Fläschchen*, Wasserflaschen und *gros Gleserflaschen*. Die Angabe *Flaschen mit ainer Schrauben* weist darauf hin, daß es sich hier um Flaschen mit einem Schraubverschluß handelte. Auch die Zuckergläser (*Zuckergleser, Zuckergläßer, Zuckergläßlein, Zuckerhefen*) werden in den Weikersheimer Akten häufiger genannt. Oft werden sie näher gekennzeichnet: große, mittelgroße, kleine und hohe Zuckergläser, Gläser von vier verschiedenen Größen, Zuckergläser aus weißem oder grünem Glas.

Auch Wassergläser und Bechergläser sind in relativ hoher Stückzahl vertreten. Bei den Wassergläsern (*Wapergleßer, Wassergleser, Wassergleßlin*) wird immer auch das Volumen angegeben, das von $\frac{1}{8}$ Maß bis zu 2 Maß variierte; vermutlich waren es Flaschen zum Aufbewahren von wäßrigen Flüssigkeiten. Bechergläser (*Bechergleslin*) kommen nur an einer Stelle in den Burgvogteirechnungen vor: *24 weise Bechergleslin, steet ains im andern*. Es handelte sich also um einen oder mehrere Sätze von unterschiedlich großen, ineinander passende Bechergläsern, die wohl zum Experimentieren verwendet wurden. Unbekannt ist, um was es sich bei den *Platteislein* handelte, die an einer Stelle erwähnt werden; auf sie soll in diesem Aufsatz noch einmal kurz eingegangen werden⁶⁶.

66 Siehe S. 65.

Gelegentlich findet man in den Dokumenten auch Glasgefäße, von denen ausdrücklich gesagt wird, daß sie für die Apotheke bestimmt seien: große und kleine „Doppelgläser“ und große und kleine einfache Gläser für die Apotheke der gnädigen Frau, *klaine Gießlin in die Arzneiladen* und *viereckhende Apodeckher Gießlin*. Die „Doppelgläser“ waren doppelkonische Flaschen, bei denen zwei Kegelstümpfe mit der breiteren Basis aufeinanderlagen. Bei den Arzneiladen handelte es sich vermutlich um kleinere, tragbare Kästen für Medikamente, die oft als Reiseapotheke benutzt wurden. Als der Maler *50 Stückhen in irer Gnaden Apodeckhen mit Wappen, Blumen und Ölfarb* anmalte, dürften sich darunter auch Apothekengefäße aus Glas befunden haben.

In einer Glaserrechnung und in der zugehörigen Burgvogteirechnung sind „Zäpflein“ (*Zäpflein, Zaplin*) angegeben, und zwar große, mittelgroße und kleine Zäpflein. Diese waren wohl Verschlussstöpsel aus Glas für Kolben, Retorten und Flaschen. Mehrfach werden in den Rechnungen Trichter (*Trecher, Triechter, Trechter, Drechter*) erwähnt. Eine Besonderheit sind verschieden große Trichter mit „Zapfen“ (*Zapffen, Zapfen*). Hier bedeutet Zapfen wohl einen Zapfhahn mit drehbarem Griff. Einmal wurde von der Glashütte in Fischbach auch ein Mörser mit zwei Pistillen (*ein Mörßel unnd zwen Stampffell darzu*) bezogen.

Schließlich gibt es in den Akten auch eine Reihe von Stellen, wo die Glasgeräte nur undeutlich charakterisiert werden, z. B.: viereckige Gläser, viereckige Gläser mit weiten und mit engen Hälsen, mäßige, halbmäßige und kleine Gläser, runde Gläslein.

Nur selten wird etwas über die Art und Qualität des benötigten Glases gesagt. Gelegentlich findet man in den Rechnungen die Angabe, daß Phiolen, Helme, Zuckergläser oder Wassergläser aus weißem oder grünem Glas angefertigt wurden. *Schlechtes* Glas bedeutete einfaches oder gewöhnliches Glas, *liechtes* Glas helles Glas und *doppertes Scherbenglaß* doppelt geschmolzenes Glas.

Auch über die Größe der Glasgefäße findet man in den Dokumenten Aussagen, oft nur als groß, mittelgroß und klein, aber manchmal auch mit präzisen Volumenangaben. Die Volumeneinheit ist hierbei ein Maß, was nach der Württemberger Maßordnung von 1557 1,837 Liter entsprach. Das kleinste in den Rechnungen erwähnte Volumen, $\frac{1}{8}$ Maß, beträgt etwa 0,25 Liter, das größte, 4 Maß, etwa 7,3 Liter. Bei Kolben, Vorlagen und Retorten wird das Volumen nur selten angegeben, bei den Wassergläsern fast immer.

Von Interesse sind auch die Stückzahlen der Glasgeräte. Sie gestatten beispielsweise Aussagen über die Häufigkeit, mit der Geräte benutzt wurden, oder über die Zeiten größerer Käufe etwa im Zusammenhang mit der Einrichtung eines Laboratoriums. Die Stückzahl der Glasgeräte auf einer Rechnung bewegt sich zwischen 30 und über 400 Stück.

Aus den Glaser- und Burgvogteirechnungen läßt sich auch die Gesamtzahl der einzelnen Arten von chemischen Glasgeräten ermitteln. Die folgende Liste gibt einen Eindruck davon, welche Glasgeräte am häufigsten benötigt wurden. Die tat-

sächliche Gesamtzahl der angefertigten Glasgeräte liegt noch höher, da von den Burgvogteirechnungen der Jahrgänge 1587–1610 etwa ein Drittel fehlt.

Liste 1. Für das alchemistische Laboratorium Wolfgangs und die Apotheke Magdalenas von Hohenlohe angefertigte Glasgeräte

1015	Kolben
416	Helme
2	„Glocken“ mit Schnabel
11	„Branntweinköpfe“
66	Vorlagen
375	Retorten
22	Harngläser
209	Phiolen
78	Philosophische Eier
3	Pelikane
509	Flaschen
335	Zuckergläser
372	Wassergläser
24	Bechergläser
166	Apothekengläser
302	Gläser allgemein
156	„Zäpflein“ (Verschlußstopfen)
74	Trichter
1	Mörser
2	Pistille
<hr/>	
4138	Glasgeräte insgesamt

Um einen Eindruck von den Dokumenten zu vermitteln, aus denen die hier mitgeteilte Informationen gewonnen wurden, soll eine der Glaserrechnungen reproduziert werden. Sie wurde von Hans Greiner, dem Hüttenmeister in Fischbach, 1588 ausgestellt, und zwar eigenhändig⁶⁷. Diese und ein paar anderen Rechnungen aus dem Hohenlohe-Zentralarchiv dürften die einzigen noch erhaltenen Dokumente in Greiners eigener Handschrift sein, denn alle Bittschriften Greiners, die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrt sind, wurden von anderer Hand geschrieben. Es geht in dieser Rechnung um die Anfertigung von Kolben und den zugehörigen Helmen in acht verschiedenen Größen, von Retorten, Vorlagen und einigen anderen Gläsern. Im unteren Teil der Rechnung sieht man Greiners Unterschrift, Anmerkungen eines Kanzlisten, der die von Greiner angegebene Summe bestätigte, und die Unterschrift Magdalenas von Hohenlohe.

67 Siehe Abb. 6 (Rechnung für Glasgeräte von Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, undatiert, nach Burgvogteirechnungen: 1. Juli 1588).

Glasgeräte und -gefäße in der Apotheke von Gräfin Anna Amalia von Solms

Gräfin Anna Amalia von Solms, geborene Gräfin von Nassau-Saarbrücken (1560–1635) ist die Nichte von Magdalena, die eine geborene Gräfin von Nassau-Katzenelnbogen war, und deren Gemahl Wolfgang. 1581 heirateten Graf Otto von Solms-Sonnenwalde (1550–1612) und Anna Amalia und bewohnten seither ihre Residenz in Sonnenwalde (Niederlausitz). Sie hatten vier Kinder, von denen die älteste Tochter, Gräfin Anna Maria von Solms, mit einem Sohn Wolfgangs und Magdalenas, Graf Philipp Ernst von Hohenlohe-Langenburg, verheiratet war. Es gab also eine doppelte verwandtschaftliche Beziehung zu Wolfgang und Magdalena von Hohenlohe.

Nach dem Tod ihres Gemahls zog sie ins Hohenlohische in die Nähe ihrer in Langenburg wohnenden Tochter Anna Maria, und zwar zunächst nach Döttingen. Dann hielt sie sich für einige Zeit in Straßburg auf, wo sie zwei Häuser besaß, und verlegte schließlich – vielleicht 1628, vielleicht auch schon 1622 – ihren Wohnsitz in das Schloß Kirchberg an der Jagst; sowohl Döttingen als auch Kirchberg gehörten damals zur Herrschaft Langenburg. 1634 floh sie mit ihrer inzwischen verwitweten Tochter und deren Kindern vor den auf Langenburg vorrückenden kaiserlichen Truppen und starb 1635 in Straßburg^{68,69}.

Anna Amalia ließ mehrere Inventarverzeichnisse ihres Hausrats in Straßburg und Kirchberg anlegen, die in einem früheren Abschnitt kurz beschrieben worden waren⁷⁰. In allen Verzeichnissen, die Straßburg betreffen, ist von einer Apotheke die Rede. Daß hier nicht eine „Apotheke“ im Sinne eines Abstellraums gemeint ist, sondern eine echte Apotheke, geht aus den aufgezählten Gefäßen und Geräten hervor. Auf die Inventarverzeichnisse der Gräfin Anna Amalia von Solms hat Marianne Schumm in einem Aufsatz aufmerksam gemacht⁷¹. Sie wertete jedoch nur einige der Verzeichnisse aus und diskutierte nur die in den Gefäßen enthaltenen Stoffe ausführlich. Auch in der vorliegenden Untersuchung ist eine Auswahl unumgänglich. So können alle Apothekengefäße, die aus anderen Materialien als Glas hergestellt sind, nicht berücksichtigt werden, ebensowenig der Bestand an Glasgefäßen in den einzelnen Verzeichnissen. Stattdessen sollen die wichtigsten Gruppen der in den Inventarlisten vorkommenden Apothekengefäße aus Glas vorgestellt werden. Innerhalb dieser Gruppen werden dann die Varietäten mit ihren Besonderheiten wie Größe, Form, Farbe, Bemalung und Verschluß erörtert. Auch auf die Stückzahlen der Gefäße soll geachtet werden.

Am häufigsten werden in den Verzeichnissen die Wassergläser (*Wasserglessen*, *Waßergleßer*) oder Gläser (*Glessen*, *Gleßer*) genannt, und auch ihre Anzahl ist

68 M. Schumm: Anna Amalia, Gräfin zu Solms (1560–1635), und ihre Stiftung, das Spital zu Döttingen am Kocher, in: Württembergisch Franken, Jahrbuch 47 (1963), S. 81–108.

69 M. Schumm: Fürstliche Frauen als Apothekerinnen, in: Württembergisch Franken, Jahrbuch 69 (1985), S. 99–125.

70 Siehe S. 44.

71 Schumm (wie Anm. 69).

größer als die der anderen Gefäße. Es dürfte sich in beiden Fällen um Flaschen zur Aufbewahrung von wäßrigen Flüssigkeiten gehandelt haben. Es gibt in den Listen große, mittelgroße und kleine Gläser; ein absolutes Maß wird nicht angegeben. Groß ist der Formenreichtum: runde, eckige, viereckige, achteckige, spitze, birnenförmige, langhalsige, breite und niedrige Gläser. Was die Farbe des Glases betrifft, so werden an zwei Stellen blaue Gläser genannt. Die meisten Glasgefäße waren mit Schraubverschlüssen (*mit Schrauben, mit Schruben*) aus Zinn versehen. Bei einigen Gläsern wird angegeben, daß sie bemalt seien. In einem Fall waren Gläser sogar vergoldet: *spitzig vergulde Gläser mit Schrauben*.

Wohl ein Spezialfall der Wassergläser sind die „gestreiften“, „gerissenen“ und „gezäunten“ Gläser. Bei den gestreiften (*streiffige, striffige, gestraiffte, gestriffte, gestreifelte*) Gläser dürfte es sich um Flaschen mit einer senkrecht verlaufenden Streifung gehandelt haben. „Reißen“ bedeutete damals so viel wie einritzen oder Linien ziehen (vgl. Reißbrett, Grundriß). Daher könnten gerissene (*gerissene, gerißene, gerüssene*) Gläser Flaschen gewesen sein, in die ein Substanzname, Dekor oder Wappen eingeritzt wurde. Eindeutig ist diese Interpretation an den Stellen in den Verzeichnissen, wo von einem Wappen die Rede ist. „Zäunen“ heißt unter anderem Körbe flechten. So könnte es sich vielleicht um Flaschen in einem Korbgeflecht handeln. Es kommen die Schreibweisen *gezeunte, gezeunte, gezeunte, gezeinte, verzeunte* und *verzeunte* Gläser vor.

Meist werden die Wassergläser in den Verzeichnissen mit mehreren zusätzlichen Bezeichnungen charakterisiert. Beispiele hierfür sind: *schlechte Waßergleßer groß und klein, gestriffte Wasserglesser mit Schruben der grossenn Gattung, mittel Gattung gemalte Gleßer mit Schrauben, blaue gerißene große Gleßer, breite niedreiche viereckhigten gemalten Gleßer mit Schrauben*.

Einer Deutung entziehen sich bisher – wie bei den Weikersheimer Akten – die „Platteislein“ (in den Dokumenten *Plateißlein* oder *Blateißlein* geschrieben). Bemalte gläserne Platteislein sind an drei der insgesamt fünf Stellen unter der Rubrik Gläser mit Schrauben eingeordnet, so daß es sich also um irgendeine spezielle Art von Flaschen handeln muß. Neben den Wassergläsern, das heißt Flaschen für wäßrige Flüssigkeiten, gab es auch solche für ölige Flüssigkeiten; viereckige Gläser für Öle (*vihrecketer Glesser zue denn Öhlen*) und Gläser für Öle und Salben werden genannt.

Mit einiger Sicherheit interpretierbar sind die „Ständer“ (*Stender, Stendter, Ständer, Ständtger*). Es dürfte sich dabei um gläserne Standgefäße, vielleicht von zylindrischer Form, gehandelt haben. Verschiedene Arten dieser Standgefäße werden aufgeführt: bemalte Ständer (einmal unter der Rubrik Zuckergläser), gerissene Ständer, weiße gestreifte Ständer mit Deckeln, vergoldete Ständer mit Deckeln. Nur zweimal werden Flaschen namentlich erwähnt, obwohl die meisten der bisher diskutierten Glasgefäße ihrer Funktion nach Flaschen gewesen sein dürften: bemalte Flaschen, kleine verzäunte Fläschlein.

Eine große Rolle spielen in den Inventaren die Zuckergläser (*Zuckerglesser, Zuckergleßer, Zuckhergleßer, Zuckhergläser*). Sie entsprechen in ihrer Anzahl

und Formenvielfalt den Wassergläsern bzw. Gläsern: die Wassergläser für die Flüssigkeiten, die Zuckergläser für die festen Stoffe. Die Varietäten beziehen sich zunächst einmal auf Unterschiede in der Größe, Farbe und Verzierung (Bemalung oder Zeichnung). Es gab große, mittelgroße, große blaue, kleine blaue, lange blaue bemalte, lange blaue bemalte vergoldete, gerissene, weiße gerissene Zuckergläser⁷². Eine Sonderart der Zuckergläser sind Büchsen: kleine vergoldete Zuckergläserbüchsen und vergoldete Zuckerbüchsen.

Eine beträchtliche Anzahl der Zuckergläser war mit Deckeln versehen. Auch hier ist eine Vielfalt von Arten festzustellen: große, mittelgroße und kleine bemalte Zuckergläser mit Deckeln, große gerissene Zuckergläser mit Deckeln, mittelgroße enge blaue Zuckergläser mit Deckeln, weiße gestreifte Zuckergläser mit Henkeln und Deckeln, ganz weiße Zuckergläser mit Henkeln und Deckeln. Normalerweise hatten die Zuckergläser eine Abdeckung aus Leder oder Pergament. Hier handelte es sich um feste Deckel, wahrscheinlich aus Holz.

Interessant sind die Stellen, an denen Zuckergläser mit einem Wappen erwähnt werden. In fast allen Fällen handelt es sich um das Hohenlohe- und Solms-Wappen. Dieses Allianzwapen kann sich nur auf Anna Amalias Tochter, Gräfin Anna Maria von Solms, beziehen, die, wie erwähnt, mit Graf Philipp Ernst von Hohenlohe verheiratet war. Warum sich diese Gläser nicht im Besitz ihrer Tochter befanden, ist unklar. Es werden genannt: große und mittelgroße blaue bemalte Zuckergläser (*grosse Zuckerglessen blaue mit denn Hohenloë undt Solms Waben gemalet*), große und mittelgroße blaue gerissene Zuckergläser, weiße bemalte Zuckergläser mit zwei Henkeln und Deckeln, jeweils mit dem Hohenlohe- und Solms-Wappen. Die Angabe „gemalt“ oder „gerissen“ bezieht sich auf das Wappen; dieses wurde also entweder aufgemalt oder eingraviert. Nur an einer Stelle wird von nicht näher spezifizierten Gläsern gesagt: *auf allen ist das Solmisch und Naßauisch Wappen gemahlt*; diese wurden also speziell für Anna Amalia mit dem Wappen versehen.

Nach Art und Zahl reichlich vertreten sind auch die Schalen (*Schalen, Schallen, Schahlen*) oder Schälchen (*Schälelein, Schellein, Schehlein, Schelger*)⁷³. Es werden genannt: hohe blaue Schalen, blaue Schalen mit hohen Füßen, kristallene breite Schalen; einfache, einfache weiße, blaue, bunte, gesprengte, weiße vergoldete Schälchen. Was „gesprengte“ Schälchen bedeutet, konnte nicht ermittelt werden. Nahe verwandt sind die Schüsseln (*Schüßelein, Schisselin, Schüßelger*), was auch in der Formulierung „niedrige blaue Schälchen oder Schüsselchen“ zum Ausdruck kommt; genannt werden auch weiße bemalte vergoldete Schüsselchen. Schließlich gehören in diese Kategorie auch Töpfchen (*Heffelein, Döpogen*): blaue Töpfchen, kleine blaue Töpfchen mit zwei Haken.

In anderem Zusammenhang nicht von der in der Küche benutzten Gebrauchsware zu unterscheiden sind die Krüge (*Krüg, Krüglein, Krichlein, Krügerger*) und Kan-

72 Zu einem Glasgefäß gehörende Eigenschaften werden hier und an den folgenden Stellen ohne Komma aneinandergereiht.

73 Aus diesem und einigen anderen Ausdrücken in den Verzeichnissen geht hervor, daß Anna Amalia in ihrem Pfälzer Dialekt sprach und schrieb.

nen (*Kendtlein, Kanttgen, Kendtger*): weiße Krüge, weiß-blaue bemalte, vergoldete, weiße bemalte vergoldete Krüglein, weiße verzäunte Krüglein mit langen Hälsen, blaue Kännchen, blaue Kännchen mit Deckel.

Apothekenspezifisch oder sogar chemisch wird es dagegen bei den Destillierkolben (*Kolben*) und Helmen (*Helm*). In einem Verzeichnis werden 6 Kolben und 6 Helme aufgeführt, in einem anderen 15 Kolben und 36 Helme. Hinzu kommen Kolben und Helme aus anderen Materialien, nämlich aus Kupfer oder Zinn. Die Erwähnung von Kolben und Helmen in den Verzeichnissen und deren Anzahl sprechen dafür, daß hier auch Destillationen, also chemische Umsetzungen ausgeführt und nicht nur Stoffe miteinander vermischt oder ineinander gelöst wurden.

Auch die Harngläser (*Harngleßer, Uringleßer*) können als Weithalskolben für chemische Zwecke verwendet worden sein. Unentbehrlich für die Apotheke waren Mörser und Pistill. Daß sie in diesem Fall aus Glas angefertigt waren, wird in den Listen ausdrücklich vermerkt: *1 Mörssel von Glas; 1 gläserner großer Mörssel sampt dem Stempfel; 2 glessene Mörschel mit denn Stemblen*. Schließlich gehören auch Trichter zur Ausrüstung einer Apotheke und finden sich daher erwartungsgemäß in den Verzeichnissen: *2 Drechter, 2 Drächter, 2 gläserne Trächter*.

Von Interesse sind nicht nur die verschiedenen Arten von Apothekengefäßen, die hier im einzelnen beschrieben wurden, sondern auch ihre Anzahl. Um hiervon einen gewissen Eindruck zu vermitteln, sollen die Stückzahlen aus der Inventarliste von 1618 zusammengestellt werden. Damals war in Straßburg die Einrichtung einer alten Apotheke (Inventur 1613) in eine neue Apotheke gebracht und erneut inventarisiert worden. In der folgenden Liste wird bei den verschiedenen Arten der Glasgeräte weitgehend auf Details verzichtet, und Einzelposten wurden oft zu einem größeren zusammengefaßt.

Liste 2. Apothekengefäße aus Glas in der Straßburger Apotheke von Anna Amalia von Solms

- 21 Wassergläser verschiedener Form
- 136 Wassergläser verschiedener Größe mit Schraubverschluß
- 86 Gläser für Öle
- 50 Zuckergläser
- 36 Zuckergläser verschiedener Größe mit dem gemalten oder „gerissenen“ Hohenlohe- und Solms-Wappen
- 11 Zuckergläser mit Deckeln
- 24 Zuckergläser mit Henkeln, Deckeln und dem Hohenlohe- und Solms-Wappen
- 59 Schalen verschiedener Größe und Form
- 34 kleine Töpfe
- 8 kleine Krüge
- 1 kleine Kanne mit Deckel
- 2 Mörser mit Pistillen

Besonderheiten bei der Anfertigung chemischer Geräte

Es war einleitend gesagt worden, daß die chemischen Glasgeräte Spezialgläser waren, die vom Hüttenmeister und seinen Glasbläsern besondere Geschicklichkeit erforderten. Wieder einmal sind es die Akten aus Wolfgangs Regierungszeit im Hohenlohe-Zentralarchiv, die einen Einblick in diesen Teil der Glasfabrikation geben.

Aus den Glaserakten kann man entnehmen, daß dem Boten manchmal Zeichnungen für die Glasgeräte zur Glashütte mitgegeben wurden. Beispielsweise schrieb Wolfgang bei einer Glasbestellung im Februar 1590 an Hans Greiner: ... *haben wir diesen Botten zue dir abfertigen und dir daneben beygelegte Abrießen von den Vorlagen und Helmen zusenden wöllen, genedig gesinndt, unß hiemit zu verstandigen, ob du unß dieselbe in der uffgeschriebenen Größe und Runde, daß sie halten mugen, machen laßen kondest*⁷⁴. Ein anderes Mal bestellte er auf der Glashütte unter anderem *zwo Glocken nach dem Muster, wie uff dem Bapier gerissen ist, und zwen Helm mit Schnäbeln, wie das Muster uff dem Bapier stehet und dabey geschriben ist*⁷⁵.

In manchen Fällen wurden statt der Zeichnungen Holzmuster mitgegeben. Dies war insofern sinnvoll, da bei Glasgeräten als Mustern die Gefahr bestand, daß sie zerbrachen. In der zuletzt genannten Bestellung werden auch Holzmuster für drei verschiedene Arten von Kolben erwähnt, für drei Arten von Helmen und vier von Zuckergläsern. Im originalen Wortlaut heißt dies beispielsweise: *zwey Dutzent kleine Zuckergläslein, wie das Muster von Holtz mit 4 ist, in solcher Weitte und Höhe*⁷⁶. In einer anderen Bestellung wurden drei hölzerne Muster für Kolben mitgeschickt, zwei für Vorlagen und eines für Philosophische Eier⁷⁷.

Im Mai 1597 erwähnt Wolfgang in einem Brief an Hans Greiner erneut hölzerne Muster für Kolben: ... *du wöllest unuß zwolf Gläser in der Grosse, wie dieses beygeschickt ist, machen, wie du dan daß Muster vonn Holtz auch noch beyhanden hast*. Aus dem Wortlaut des Textes geht hervor, daß das Muster noch auf der Glashütte geblieben war. Ferner wurde ein Holzmuster für einen Helm oder zumindest den Hals eines Helms mitgegeben: *Unnd dann zu denn vier undt zwantzig kleinen Kolben 12 Hellm uff die Form wie die vorigen nach Grossen der Kolben machen, aber die Hülß von solchen Helm in der Höhe und Weitte, wie daß beyligendt höltzin Muster ist, daß oben und unden der Halß gar wol unnd satt anlige unnd, sovill müglich, nicht enger oder weitter werde*⁷⁵. Hier wird ein weiterer Vorteil der Ver-

74 HZAN (wie Anm. 14), Brief Wolfgang von Hohenlohe an Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, 26. Febr. 1590.

75 HZAN (wie Anm. 14), undatierte Bestellung von Glasgeräten, wahrscheinlich zwischen Febr. 1591 und Febr. 1593.

76 HZAN (wie Anm. 75).

77 HZAN (wie Anm. 14), undatierte Bestellung von Glasgeräten, wahrscheinlich zwischen Febr. 1591 und Febr. 1593 (nicht identisch mit Anm. 75).

78 HZAN (wie Anm. 14), Brief Wolfgang von Hohenlohe an Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, 22. Mai 1597.

wendung von Holzmustern deutlich: Sie ermöglichten ein gutes Aneinanderpassen von Kolben und Helmen.

Schwierigkeiten ergaben sich, wenn große Kolben, Vorlagen oder Retorten angefertigt wurden, die nicht mehr durch die Öffnung des Glasofens hindurchgingen. Es war ein Entgegenkommen des Hüttenmeisters, wenn er die Öffnung des gemauerten Ofens, der in regelmäßigen Abständen neu errichtet werden mußte, aufbrechen und erweitern ließ. Dieses Problem kommt in zwei Briefen zur Sprache, die zwischen Wolfgang und Greiner im Februar 1590 gewechselt wurden. Im ersten Brief geht Greiner auf eine Bitte Wolfgangs ein, das Loch im Ofen zu vergrößern: *Wan Ir Gnaden auf die zweintzig Mas wolt benyegen lassen, so wolt ich sehen und wolt Fleÿß ankern megen; dan sie greser werden, so wyl ich gar darzu helfen, dan das Loch im Ofen aufzubrechen, sol mith nit dauren*⁷⁹. Aus dem Wortlaut geht hervor, daß Greiner bereit war, Wolfgangs Bitte zu erfüllen. Dieser dankte sich für diese Gefälligkeit: *Diweill du nun dich gutwillig erbiethen thust, unÿ zu Gefallen den Ofen zue den Vorlagen ain Loch weiter brechen zu laßen, ... so wir dann mit genedigem Danckhnehmen, Gefallen verstanden, ...*⁸⁰.

Eine wichtige Rolle spielt in der Korrespondenz und den Bestellungen die Qualität der anzufertigenden Glasgeräte. Bereits im ersten noch erhaltenen Brief von Wolfgang an Greiner vom Juni 1587 werden derartige Probleme angesprochen. Er bestellte Glasgeräte nach mitgeschicktem Muster und hatte den Wunsch, ... *das sie kheine Blässigen oder Spinnen, dardurch sie möchten zerspalten, nicht haben*. Blasen und „Spinnen“ – kleine spinnenförmig aussehende, durch Schlag verursachte Risse im Glas – führten leicht zum Bruch der GefäÙe. Nach Aufzählung der gewünschten Glasgeräte kommt er auf die Feuerbeständigkeit der bestellten Gläser zu sprechen: *Welche alle woll abgekhüet und gut Glaß sein muessen, damit sie im Feur woll halten mögen. Derwegen du hierin allen Vleiß ankheren wöllest, das sie unnsERM Begeren nach gemacht*⁸¹.

In zwei anderen, bereits erwähnten Bestellungen wird auf Wandstärke und Feuerbeständigkeit der Gläser hingewiesen. In der ersten der beiden Bestellungen heißt es: *zwo Glocken nach dem Muster, ... wol abkültt, das es das Feur leiden kan, und von Glaß so stark gemacht, alß sein kan*. Es werden dann anzufertigende Retorten, Kolben, Helme und Zuckergläser verschiedener Größe aufgelistet, und auf diese bezieht sich der daran anschließende Passus: *Solche Gläser wie obgemelt sollen alle von liecht Glaß gemacht werden und im Küelofen wol abkület, uff das sie das Feur wol leiden können. Und sollen fein gleich an einem Ort so dick alß am andern, auch starck von Glaß sein*⁸². Auch in der zweiten Bestellung wird gesagt,

79 HZAN (wie Anm. 14), Brief Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, an Wolfgang von Hohenlohe 14. Febr. 1590.

80 HZAN (wie Anm. 74).

81 HZAN (wie Anm. 13), Brief Wolfgang von Hohenlohe an Hans Greiner, Hüttenmeister in Fischbach, 3. Juni 1587.

82 HZAN (wie Anm. 75).

*daß die aufgezählten Glasgeräte uf das sterckhest und vleißigest gemacht werden sollten und wol abgehüelet, uff daß es das Feuer wol leiden mag*⁸³.

Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang ein bereits zitierter Brief von Wolfgang an Greiner, da es in diesem Brief um eine Reklamation wegen Kolben von schlechter Qualität geht: *Darauf mögen wir dir gnedig nit verhalten, daß die grosse Kolben daß Feuer weder im Aschen oder Sandt nicht halten oder leyden wellen, wie denn eins also kalt, da ers mitt Wasser hatt außschwencken wellen, zersprungen ist, undt also unß deren drey zersprungen und dardurch über die 30fl Schaden geschehen ist. Dann allß wie daß erst in Aschen gesetzt, ist es zersprungen, eher es recht erwarmmet, unnd die Materi, so darinn gewesen, alle zue nichts worden. Also seint noch zwey, so wir inn Sanndt gesetzt, ebenmessig zersprungen*⁸⁴. Asche- und Sandbäder wurden, wie vorhin erwähnt, dazu benutzt, um die Kolben nicht direkt mit dem Feuer in Berührung zu bringen. Mit „er“ ist Wolfgang's Laborant Adam König gemeint, der auch die Kolben von der Glashütte abgeholt hatte. Der angegebene Schaden von über 30 fl kann sich nicht allein auf die Kolben bezogen haben, sondern es müssen dabei auch kostbare Substanzen verlorengegangen sein.

Wolfgang hatte mit seinem Leibarzt Eucharius Seefridt, der ebenfalls sehr gute chemische Kenntnisse besaß, über die Ursache gesprochen: *Vermeinet demnach unser Hofmedicus Doctor Eucharius, daß darzu gar spissig Glaß genohmmen, auch solche nicht recht abgehüelet worden seyn. Unnd wir haltten auch dafür, daß solches auch ein Ursach seye, daß solche Gläßer ungleiche Dickhe am Boden haben.* „Spießiges Glas“ bedeutet antimonhaltiges Glas; der Name ist auf das Antimonerz Spießglanz zurückzuführen.

Wolfgang erhob keine Regreßansprüche, sondern bestellte erneut Glasgeräte, da ihm *an guetten Gläßern, welche das Feur halten mögen, hochlich gelegen sei*. Er fügte jedoch schon bei dem ersten Posten – zwölf Gläser in der Größe der zersprungenen – hinzu: *... unnd darzu guet Glaß, daß daß Feur wol haltten mag, nehmen, auch dieselben wol abkhüelen undt in gleicher Dicken machen lassen*. Ein ähnlicher Passus wiederholt sich noch zweimal in demselben Schreiben. Die diskrete Mahnung am Ende des Briefes: *... das wir Ursag haben, mehr vor mer in deiner Glaßhütten machen zu laßen*⁸⁵ scheint erfolgreich gewesen zu sein, denn Wolfgang bezog auch in den nächsten Jahren seine Glasgeräte weiterhin bei Greiner.

Preise für chemische Glasgeräte und -gefäße

Ein letztes Thema, das für chemische Glasgeräte von Interesse ist, sind die Preise. Auch hier liefern die Akten im Hohenlohe-Zentralarchiv die wichtigsten Informa-

83 HZAN (wie Anm. 77).

84 HZAN (wie Anm. 78). Siehe Abb. 7.

85 HZAN (wie Anm. 78).

tionen. Die im Archiv vorhandenen 37 Glaserrechnungen enthalten 188 Einzelpreise für Glasgeräte; es sind also genügend Werte für repräsentative Aussagen vorhanden. In der folgenden Liste sind die wichtigsten Geräte mit ihren Preisen zusammengestellt:

Liste 3. Preise für chemische Geräte und Gefäße aus Glas

kleiner Kolben	1–2 kr
mittelgroßer Kolben	2–4 kr
großer Kolben	4–10 kr
spezieller Kolben	10–20 kr
kleiner Helm	1–2 kr
mittelgroßer Helm	3–4 kr
großer Helm	4–8 kr
spezieller Helm	15–25 kr
„Branntweinkopf“	16 kr
Vorlage	2–ca. 8 kr
spezielle Vorlage	15 kr–1 fl
kleine Retorte	ca. 2–3 kr
mittelgroße Retorte	3–4 kr
große Retorte	4–8 kr
Harnglas	1–2 kr
Phiole verschiedener Größe	1–4 kr
Philosophisches Ei	1–4 kr
Pelikan	10 kr
einfache Flasche verschiedener Größe	1–2 kr
spezielle Flasche verschiedener Größe	4–12 kr
kleines Zuckerglas	1–2 kr
mittelgroßes Zuckerglas	2–4 kr
großes Zuckerglas	3–6 kr
kleines Wasserglas ($\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{4}$ Maß)	0,5–1 kr
mittelgroßes Wasserglas ($\frac{1}{2}$ und 1 Maß)	1–4 kr
großes Wasserglas ($1\frac{1}{2}$ und 2 Maß)	2–6 kr
Apothekenglas verschiedener Größe	1–4 kr
„Zäpflein“ (Verschlußstopfen) verschiedener Größe	0,5 kr
kleiner Trichter	1 kr
mittelgroßer Trichter	1–2 kr
großer Trichter	3 kr
Mörser mit zwei Pistillen	14 kr

Die hier aufgeführten Preise haben, für sich genommen, wenig Aussagekraft, wenn man sie nicht mit Löhnen und mit den Preisen von Verbrauchsgütern in Relation setzt. So arbeitete ein Maurer oder Steinmetz für einen Tagelohn von 15 kr. Der Bauschreiber des Grafen Wolfgang, der zu den ranghöheren Hofangestellten gehörte, hatte ein jährliches Einkommen von 20 fl in bar, dazu kam noch einmal

derselbe Betrag in Naturalien. 5 Eier kosteten 1 kr, ein Huhn 6 kr, 1 Pfund Käse 6 kr, 1 Maß Wein 4 kr, ein paar Stiefel zwischen 12 kr und 2 fl.

In den Glaser- und Burgvogteirechnungen sind auch die Botenlöhne und Trinkgelder aufgeführt, wenn Gläser auf der Glashütte angefertigt und von dort abgeholt wurden. So gab es für die Bestellung von Glasgeräten auf der Hütte in Fischbach einen Botenlohn von 30 kr, für das Tragen der Gläser von Fischbach nach Weikersheim zwischen 48 kr und 1 fl. Für eine Mahlzeit des Boten auf der Glashütte waren 4 bis 8 kr zu zahlen. Bei einer großen Glasbestellung erhielten die Knechte auf der Hütte in Fischbach 1 fl als Trinkgeld, die Mägde für das Verpacken der Gläser 12 kr.

Neben den zahlreichen Einzelpreisen ist auch die Gesamtsumme von Interesse, die Friedrich von Württemberg und Wolfgang von Hohenlohe für die chemischen Geräte und Apothekengefäße aus Glas ausgaben. Addiert man die jährlichen Ausgaben für Glasgeräte in den neun Jahren, in denen die Bände der Stuttgarter Land-schreiberei eine Rubrik für das Laboratorium enthielten⁸⁶, so kommt man für Friedrich auf eine Summe von 1550 fl, das heißt 172 fl jährlich. Wolfgang gab für Glasgeräte insgesamt 190 fl aus, zu denen noch 20 fl für Botenlöhne hinzukommen. Da in den 23 Jahren seiner Weikersheimer Regierungszeit 16 Halbjahresbände der Burgvogteirechnungen fehlen, muß man die 190 fl durch 15 Jahre dividieren, was einen jährlichen Betrag von 12 fl 40 kr oder aufgerundet 13 fl bedeutet. 172 fl jährliche Ausgaben für chemische Glasgeräte bei Herzog Friedrich gegenüber 13 fl bei Graf Wolfgang – hier ist es ein Indiz für das Betreiben der Alchemie mit Leidenschaft und großem finanziellen Aufwand gegenüber der Ausübung der Alchemie als Hobby, wobei sich die Ausgaben in einem vertretbaren Rahmen hielten⁸⁷.

86 Siehe S. 58.

87 Dieser Aufsatz ist aus der Arbeit des Arbeitskreises „Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald“ im Historischen Verein für Württembergisch Franken hervorgegangen. Seinem Leiter, Herrn Dr. Hans-Dieter Bienert (Amman), danke ich für wertvolle Anregungen und Literaturhinweise.

Die Fahrhabe im Hardheimischen Ansitz Domeneck (Gem. Züttlingen, Lkr. Heilbronn) – ein Mosaikstein zur Lebenswelt des Reichsadels der Spätrenaissance

VON HELMUT NEUMAIER

Angesichts der unbestreitbaren geschichtlichen Bedeutung der Reichsritterschaft im Reich der Frühneuzeit erstaunen die ebenso unbestreitbaren Defizite in der Adelsforschung. Zwar sind, angestoßen durch die grundlegenden Forschungen von Volker Press, einige Felder inzwischen besser, z. T. sogar gut bekannt, doch bleiben noch genug weiße Flecken¹. Einer davon ist die private Lebenswelt von Adelshäusern, und dazu rechnen wir u. a. auch Einrichtung und Ausstattung von Ansitzen. Das sind zugegeben keine Dinge von besonderem historischem Gewicht, doch sind sie imstande – vom kulturgeschichtlichen Interesse abgesehen –, uns manches über Selbstverständnis dieser Führungsschicht zu verraten.

Bemerkungen zu den Hardheim

Die 1197 erstmals belegte Reichsadelsfamilie derer von Hardheim – um deren Burg Domeneck über dem Jagsttal (Gem. Züttlingen, Lkr. Heilbronn)² handelt es sich – nahm ihren Ausgang vom Lehenhof der Edelfreien von Dürn und bevogtete in deren Dienst Hardheim³. Wann die Dürn den Ort dem Hochstift Würzburg lehenbar machten, ist nicht genauer festzulegen. Jedenfalls verzeichnet das Lehenbuch Bischof Gottfrieds von Hohenlohe 1317–1322 *Sweneburg cum suis pertinentiis. Item Kennenkeim et Hartheim* als Lehen Ruperts III. von Dürn⁴. Wie und wann Hardheim wieder aus dem hochstiftischen Lehenverband herausgelöst wurde, weiß man nicht. Schon in diesem Zeitraum gab es in Hardheim zwei Bur-

1 Um den Anmerkungsapparat nicht über Gebühr zu strapazieren, sei hier nur auf die Bibliographie bei R. Endres: Adel in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte 19), München 1996, S. 123–148 verwiesen.

2 OAB Neckarsulm, Stuttgart 1881, S. 685–690.

3 H. Ehmer: s. v. Hardheim, in: Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Hrsg.): Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg. Der Neckar-Odenwald-Kreis 1, Sigmaringen 1992, S. 839ff. Zu dieser Adelsfamilie auch J. Rapp: Die Hartheim, in: ders.: Hardheim. Bausteine zu seiner Geschichte 1, 1930, S. 8–31, 2, 1932, S. 4–38, 3, 1937, S. 3–33.

4 H. Hoffmann (Bearb.): Das älteste Lehenbuch des Hochstifts Würzburg (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 24), Würzburg 1972, S. 181f (Nr. 1723).

gen, von denen die obere (*castrum superius*) 1324 dem Erzstift Mainz lehenbar gemacht worden war, während die untere von den Grafen von Wertheim zu Lehen ging. Würzburg kam aber wieder ins Spiel, als 1444 die Unterburg im Zusammenhang einer Fehde erobert⁵ und einer der Hardheim 1447 sein Halbeil trotz Protestes Wertheims dem Hochstift verkaufte; 1474 ging die andere Hälfte an Würzburg verloren.

Es blieb die Schwäche der Herrschaft Hardheim, daß der Ortsadel nie über die ganze Vogtei gebieten konnte, sondern nur über ein Drittel. Zwar erlangte Wolf von Hardheim 1563 infolge des Erlöschens des Grafenhauses Wertheim die Pfandschaft an dessen Anteil samt den Zentrechten, einem ebenfalls hochstiftischen Lehen, doch besaß Würzburg ein Drittel als Eigen⁶.

Eine wirkliche Besitzmehrung gelang, als König Ferdinand als der damalige Inhaber des Herzogtums Württemberg den Brüdern Hans und Bernhard von Hardheim am 25. Februar 1534 Burg Domeneck verlieh⁷, die ihrem Vetter Hans Maximilian (Marx) Stumpf von Schweinberg (den Stumpf seit 1424) gehört hatte⁸. Die Belehnung erlangten sie dann auch am 20. April 1542 durch Herzog Ulrich⁹, was Herzog Christoph am 26. Februar 1551 für Wolf von Hardheim, den Sohn des Hans, wiederholte¹⁰. Damit besaß dieser einen weiteren Ansitz neben dem repräsentativen Renaissanceschloß, das er sich 1561 in Hardheim selbst hatte erbauen lassen.

Wir werfen einen kurzen Blick auf die Genealogie. Am 12. Januar 1573 starb Wolfs Gattin Margaretha von Berlichingen¹¹ und er selbst 49jährig am 2. Februar dieses Jahres¹². Damals ließ sich der Zerfall von Haus und Herrschaft Hardheim noch nicht absehen. Von den Töchtern verehelichte sich die ältere, Magdalena, mit Eitel Fuchs von Schweinhaupten; eine Tochter aus dieser Verbindung, Agathe, heiratete Hans Friedrich Schenk von Simau zu Birnbaum. Die andere Tochter Wolfs, Ursula, vermählte sich 1588 mit Hans Kaspar von Herda zu Assumstadt. Für die

5 H. Ehmer: Horneck von Hornberg. Raubritter oder Opfer fürstlicher Politik?, in: K. Andermann (Hrsg.): 'Raubritter' oder 'Rechtschaffene vom Adel'? (Oberrheinische Studien 14), Sigmaringen 1997, S. 65–88, hier S. 84f.

6 Ehmer (wie Anm. 3), S. 842f.

7 H. Bauer: Domeneck und seine nächste Umgebung, in: WFr 6/1 (1862), S. 73–78; Knödel: Weitere urkundliche Nachrichten über das Schloß und Gut Domeneck, in: WFr 6/1 (1862), S. 78–81; O. Leistikow: Marx Stumpf von Schweinberg, der Widersacher des Götz von Berlichingen, und seine Familie, in: Genealogie 11 (1962), S. 153–166; A.F. Wolfert: Die Wappengruppe mit dem Turm, in: Der Odenwald 24/1 (1977), S. 3–13, hier S. 11.

8 StAL B 94 a Urkunden 28.

9 StAL B 94 a Urkunden 58.

10 StAL B 94 a Urkunden 31.

11 F. W. G. Graf von Berlichingen-Rossach: Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie, Leipzig 1861, S. 618f: Hans Wolf, Bruder des Götz, gest. 1543, verh. mit Ursula Rüd (lebt noch 1559); sieben Töchter u. zwei Söhne, darunter Margarethe verh. mit Wolf von Hardheim.

12 Zur Genealogie dieses Zeitraums bisher nur J.A. Prails: Die Einführung der Reformation in Hardheim (Amt Buchen), in: Freiburger Diözesanarchiv 33 (1905), S. 258–341, hier S. 296, 319f, 300f, 334.

drei Kinder aus dieser Ehe, Hans Kaspar, späterer Hauptmann des Kantons Odenwald¹³, Susanna¹⁴ und Amalia Rosina¹⁵, führten Hans Friedrich Schenk von Siemau¹⁶, Philipp Ernst von Berlichingen¹⁷, Johann Philipp Hund von Wenkheim¹⁸ und Johann Ludwig von Münster zu Niederwern, markgräflicher Amtmann zu Kitzingen¹⁹, die Vormundschaft.

Die drei unmündigen Söhne Wolfs standen zunächst unter der Vormundschaft des Heinrich Hermann Schutzbar zu Burg Milchling und des Heinrich von Wasen, Amtmann zu Bobenhausen. Der älteste, Wolf Eberhard, starb schon am 26. Februar 1574. Wolf Dietrich, für den 1576 ein Ehevertrag mit Anna Maria von Crailsheim geschlossen worden war, folgte am 26. Februar 1578 im Tod²⁰. Der überlebende der Brüder, Georg Wolf (geb. 1563 zu Domeneck), scheint eine problematische Persönlichkeit gewesen zu sein. Von labiler körperlicher Gesundheit, war es offenbar auch mit seiner psychische Stabilität nicht zum besten bestellt, wie die Tötung des Pagen Friedrich Zollner von Brand am 23. Juni 1600 zeigt, den er hinterrücks mit dem Rapier erstach²¹. Seine erste Gattin, Rosina von Thüngen zu Burgsinn, starb schon nach drei Jahren²². Wie diese blieb auch die Ehe mit Maria Elisabetha von Heddersdorf (seit 1593) kinderlos²³.

Ein dritte Ehe schloß er im Jahre 1600 mit Anna Philippa von Leyen²⁴, womit man genealogisch einigermaßen unsicheres Terrain betritt²⁵. Als gesichert kann nur gelten, daß sie irgendwie zur Nachkommenschaft des berühmten Ritters Albrecht von Rosenberg gehörte. Vorläufig und mit Vorbehalten wird man die Dinge so sehen können: Anna von Dienheim, Mutter des Rosenbergers, heiratete 1527 in zweiter Ehe Peter von Leyen aus rheinischer Adelsfamilie. Ein Sohn aus dieser Ehe, Eber-

13 G. Pfeiffer: Studien zur Geschichte der fränkischen Reichsritterschaft, in: Zeitschrift für fränkische Landesforschung 22 (1962), S. 173–280, hier S. 197.

14 Verh. mit Heinrich Alexander Hund gest. 1625, dem letzten der Wenkheimer Linie; vgl. H. Neu: Die Familie der Hund von Wenkheim, in: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 45 (1903), S. 65–90, hier S. 85.

15 Verh. mit Valentin von Münster.

16 Gest. 1622, verh. Agatha Fuchs, Eltern Eitel Fuchs u. Magdalena v. Hardheim; vgl. J.G. Biedermann: Geschlechtsregister der Reichs-frey unmittelbaren Ritterschaft Landes zu Franken...Orts Bau-nach, Kulmbach 1747, Tab. CCXLVIII.

17 Philipp Ernst geb. 1550, gest. Korb 30.9.1613; vgl. Berlichingen (wie Anm. 10), S. 680.

18 Johann Philipp gest. 1620, Sohn des Hans Jakob Hund geb. 1535, gest. 1603, verh. Magdalena von Hardheim; Nachkomme ist der genannte Heinrich Alexander; vgl. Neu (wie Anm. 14), S. 83f, 90.

19 1563–1607; vgl. J.G. Biedermann: Geschlechtsregister...Orts Steigerwald, Nürnberg 1748, Tab. XCI.

20 StAL B 94 a Akten und Urkunden Nr. 61.

21 OAB Neckarsulm (wie Anm. 2), S. 689f.

22 Tochter des Bernhard III. von der Andreasische Linie und der Anna von Thüngen von der Lutzi-schen Linie; 1578 noch unmündig, verh. nach 1590; vgl. R.K.R. von Thüngen: Zur Genealogie derer von Thüngen, in: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 54 (1912), S. 1–180, hier S. 124.

23 StAL B 94 a Urkunden Nr. 47.

24 StAL B 94 a Urkunden Nr. 70.

25 Aufschluß wird man von der Monographie über die Dienheim von Olga Stiehl, Mainz erwarten.

hard, hinterließ zwei Töchter. Die eine von ihnen hieß nach Ruffina Stiebar von Buttenheim, der zweiten Gattin des Ritters Albrecht; sie heiratete 1577 Ägidius Reinhard von Dienheim zu Schüpff (gest. 12. 10. 1589) und 1594 in zweiter Ehe Wolf Heinrich von Ega. Anna Philippa wird ihre Schwester gewesen sein²⁶.

In diesem Zeitraum zeichnete sich der Zerfall der Herrschaft Hardheim ab. Das wertheimische von Würzburg zu Lehen gehende Drittel des Dorfes wurde 1599 von Wilhelm von Kriechingen, dem zweiten Gatten der zweiten Tochter des Grafen Ludwig von Stolberg, dem Hochstift abgetreten²⁷. Bischof Julius Echter, ebenso streng altgläubig wie politisch versiert, vermochte 1600/01 das Amt Schweinberg und damit auch Hardheim militärisch zu besetzen und die Untertanen zur Huldigung zu zwingen. Georg Wolf verblieb also nur noch sein von Würzburg zu Lehen gehender Anteil. Als er am 28. Juli 1607 (7. August) starb, war das Haus Hardheim erloschen.

Inventaraufnahme

Was dann folgte, darf als Beispiel für zahlreiche gleichgelagerte Fälle gelten. Mainz, Würzburg und die anderen Lehenhöfe reagierten unverzüglich, und den Allodialbesitz veräußerten die Eigenerben dem Erzstift Mainz, so daß die Adels-herrschaft Hardheim gleichsam in ein Nichts geschwunden war. In diese Vorgänge ist die Aufnahme des Inventars in Schloß Domeneck einzuordnen²⁸.

„Inventarium weylanndt des gestreng, edlen(n) und vesten Georg Wolfen von unnd zu Hartheim unnd Dom(m)eneckh seelig(en) Verlassenschafft im Hauß Dom(m)eneckh d(en) 10. Aug(usto) a(nn)o 1610 (Anm.: Alten Stils).

(fol. 1 r) Im Nam(m)en der hochgelobten hayligen Dreyfaltigkeit Amen. Khunndt unnd zuwissenn sey hiemitt jedermeniglichenn, das inn dem Jahr, alß man zehltt nach der gnadenreichenn Geburt unnsers einigenn Erlöbers unnd Seligmachers Jesu Christi einthausenndt sechshundertt unnd sibenn inn der fünfftenn Römer Zinßzahl, zu Latein Indictio genanndt, bey Herschung und Regierung des allerdurchleuchtigstenn großmechtigsten und unüberwündtlichstenn Fürstenn und Herrn, Herrn Rudolph(en) des anddern diß Nam(m)ens, erwölten Römischenn Kaysers, zu allen Zeittenn Mehrern des Reichs, inn Germanien, zu Hungarn, Beheimb, Dalmatienn, Croatien und Schlavonien König, Ertzhertzogenn zu Österreich, Hertzogen zu Burgund, Steyr, Kärndten, Crain unnd Württemberg, Graven

26 J.E. Leutwein: Schöpfer Kirchen Historie. Epitomae Historiae Schupfiensis Politicae (handschr., abgeschlossen 1751?), S. 180f.: „Es heurathete diese einen Herrn von Hartheim, welcher ein guthes Vermögen gehabt haben muß, erwehlete sich, als sie Wittib ohne Kinder worden, um einer Anverwandten nahe zu seyn, Oberschüpff zu ihrem Auffenthalt, kauffte sich ein Haus, nahe am Herrschafft Hoff, und viele bürgerliche Güther.“

27 Dazu H. Ehmer: Geschichte der Grafschaft Wertheim, Wertheim 1989, S. 118 passim, bes. S. 139ff.

28 StAL 94 a Bü 102.

zu Tyroll s., unnsers allergnedigstenn Herrn, Ihrer Kayserlichenn Maiestett Regierung, des Römischen und Behembischen imm zwey unnd dreyssigsten unnd des Hungarischen im fünff und dreyssigstenn Jahren uff Montag Laurentzii den zehennenden Monats Augusti alten Calenders zwischenn sechs unnd siben Uhr Vormittag inn dem adenlichen Schloß Dom(m)eneckh alda inn der gewönlichenn Taffelstuben²⁹ im (fol. 1 v) obern Stockhwerckh vornen gegen der Jagst vor mir, Conradt Hindermayr von Gnetzheim³⁰, kayserlichem geschwornem Notario, unnd den hierzu erfordertenn Gezeugenn persönlich erschinen ist der gestreng, edel unnd vest Johan Friderich Schenckh von unnd zu Sümaw und Birbaum, mein großgünstig(er) Junckher, für sich selbstenn beneben der edlenn und viltugentsam(m)en Frawen Ruffina von Ega gebornen von Layenn, unnd dann in Nam(m)en der auch gestrengen, edlen und vestenn Hannß Ludtwigs von Münster, F(ürst)l(ich) Brandenburgischen Amptmans zu Kitzingen, Philips Ernnten von Berlichingen zu Senfeldt unnd Johan Philips Hundt von und zu Wenckheim, weilandt dessenn von Herda seeligen nachgelaßener dreyenn Kinder Susanna, Amalia Rosina und Johan Caspars verordnieten Vormündern, annzeigenndt. Nachdem der almechtige Gott weilandt den gestrengen, edlen unnd vestenn Georg Wolffenn von und zu Hartheim unnd Dom(m)eneckh seeligen alß den letzten seines Stam(m)ens und Nam(m)ens auß disem zergenglichenn Jam(m)erthall zu sich inn die ewige Weüdt unnd Seligkeit erfordertt, deren Seelen und uns allenn der getrewe Gott ein fröliche Aufferstehung (fol. 2 r) verleyhenn wolle. Unnd aber nunmehr ime inn Ehevochts Nam(m)enn seiner freundtlichen liebenn Haußfrawenn gebornenn Füchsin von Schweinshaupten so wol auch erstgemelten Herdischenn Vormündern alß unwidersprechlichen Aigenthumbs Erbenn ehengedachtes Georg Wolffenn von Hartheim seeligenn inn alweg obligen und gebühren wolte, die verlaßne fahrende Hab inventieren unnd beschreiben zulassen. Also requiriertt und erfordertt er mich, kayserlichenn Notarium, von amptswegenn mit dem günstigen gesinnen, ich wolte nitt allein inen den Aigenthumbs Erbenn und der edlen, viltugentsam(m)en mitinteressirtenn Fraw Wittibenn, Anna Philippa von Hartheim geborne von Layen, zum besten gedachtende fahrende Haab im Hauß Dom(m)eneckh inn Beysein endtsbenannter Zeugenn getreulich beschreibenn unnd inventierenn, sonndern auch inenn ein oder mehr glaubwürdig Inventaria darüber uffrichtenn unnd verfertigenn.

Wann ich mich dann hierinnen zu wilfahren inn alweg schuldig erkennet unnd angedeütter Requisition wegenn mein Ampt bestes Fleiß zu interponierenn mich unnderthenig erbottenn, so hab ich darauffen alsobaldenn inn obehr (fol. 2 v) ge-

29 Der Begriff meint zumeist einen Raum mit Kachelofenheizung; vgl. *U. Wirtler*: Spätmittelalterliche Repräsentationsräume auf Burgen im Rhein-Lahn-Mosel-Gebiet (33. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln), Köln 1987, S. 226f.

30 Wahrscheinlich ein Sohn oder auch Bruder des Rosenbergschen Vogtes zu Rosenberg Georg Hindermayer (gest 1612), eines Exulanten; sein Epitaph im Untergeschoß der ev. Kirche zu Rosenberg; *H. Köllenberger* (Bearb.): Die Inschriften der Landkreise Mosbach, Buchen und Miltenberg (Die deutschen Inschriften 8), Heidelberg 1969, S. 145f (Nr. 364).

dachter Frawenn von Ega s. unnd erforderter Gezeügenn Beysein angefanng(en), alle fahrende Haab ann Bethgewandt, Leinwath, Schrein- unnd Zinwerckh, Haußrath und Küchengeschirr, Wein und Fassen, Pferd(en), Vieh und Schwein, was mir unnd den Zeügenn angezeigt für Augen gebracht, fürgewißenn und fürgezehlt wordenn, mit allem Fleiß von amptswegen zu inventieren und ufzuschreiben, auch dises offenn Inventarium darüber uffzurichtenn gestaldtsam, was sich inn einem und dem andern Gemach, darein ich und die Zeüg(en) von mehrehrgedachter Frawen von Ega gefürt word(en), befundenn von Stückhen zu Stück(hen) unnd(er)schiedtlichenn hernachfolgt.

(fol. 3 r) Inventarium weylant des gestreng, edlen und vestenn Georg Wolffen von und zu Harttheim unnd Dom(m)eneckh seelig(en) Verlassenschafft im Hauß Dom(m)eneckh

Erstlich im obern Stockhwerckh

Inn der vordern Stuben, die Kindtsstuben genandt

Siben tomos Lutheri, uf der Banckh stehend, der 3. 5. 6. 7. 8. 10. und 12.

Ein weisser beschloßner Tisch, darauff ein Positiff

Item ein Gießpelter, darin ein zinin Gießfaß ohne Beckhenn

Zwen weisse Stüell

In derselben vordern Stubenkam(m)er

Ein gelbe gevirneste Bethladenn, darin ein Underbeth mit einer cöllisch(en) Zieh(en)³¹, ein barchatin Deckhbeth und ein barchatin Pfülsen

Vier Küssenn, 2 bloß, 2 mit genähtenn Ziehenn uberzogenn und

ein flexin Bar Leilacher

(fol. 3 v) Oberstockhwerckh

Inn der vord(er)n Kam(m)er

Ein Karren und(er) der Bethladenn³² mit einem zwilchin Unnderbeth, barchatin Deckhbeth und ein barchatin Pfülsenn sampt einem Bar groben Leilacher

Ein grüner Schanckh mit Wapen Harttheim, Berlichingen, Hundt und Rüdt, darinnen im unndern Theil

drey grobe Leilacher, darunnd(er) ein gar böß,

drey grobe Dischdächer,

zwo flexine genehte Küssenziehen,

drey flexine Hanndtwehlen,

zwo grobe Hanndtwehlen

Der ob(er) Theil ist leer

31 Mit blauem Gitter- oder Streifenmuster versehene Kissen- und Bettbezüge; vgl. *J. Zander-Seidel*: Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500–1650, München 1990, S. 340ff, hier S. 403.

32 Zur Ausstattung mit Betten vgl. *R. Fritsch*: Möbel – Idealentwürfe contra Gebrauchsstücke (Schriften des Weser-Renaissancemuseums Schloß Brake 2), Berlin 1989, S. 236–244, hier S. 238f; *E. Meier-Oberist*: Kulturgeschichte des Wohnens im abendländischen Raum, Hamburg 1956. Zu den Bettarten vgl. *H. Kreisel*: Die Kunst des deutschen Möbels I: Von den Anfängen bis zum Hochbarock, München 1968, S. 117–122.

Item zwo Schranken

Ein klein leer Pelterle

Ein zinin Kam(m)erkachel

Inn der andern Kam(m)er neben der gewonlich(en) Taffelstuben

Ein gelb gevirneste Bethladenn mit Wapenn Harttheim und Berlichingen, darinnen ein Unnderbeth mit cöllischer Ziehen

(fol. 4 r) Oberstockwerckh. Inn d(er) and(er)n Kam(m)er neb(en) d(er) Taffelstubb(en)

Ein barchatin Oberbeth und ein Pfülben mit einer cöllischen Ziehen

Vier barchatin Küssen mit genehten Ziehenn uberzogen und

ein flexin Bar Leilacher

Item ein gelbe gevirneste Bethladenn ohne Wapen, darinnen

ein Und(er)beth mit cöllischer Zieh(en),

ein barchatin Oberbeth,

ein zwilchiner Pfülb mit einer weissen Zieh(en),

vier barchatin Küssen, darund(er) 2 mit genehten Ziehenn uberzog(en)

Ein flexin Bar Leilacher

Item ein zinin Kam(m)erkachel

Ferners inn gemelter Kam(m)er

ein alte eingelegte Truhenn, darinnen

zweintzig grobe Dischdächer mit Rippen,

vier ein wenig reiner mit Leisten,

eilff reine Leilacher,

vier flexin Hanndtwehlen,

zwo gebildte Handtwehlen,

zwei reine gebildte Tischdächer

(fol. 4 v) Ober Stockwerckh. Inn d(er) Kam(m)er neb(en) d(er) Taffelstubb(en)

Sibenn grobe Hanndtwehlen

Zwo schlechte Küssenziehenn

Ein lang Wandttuch mit Laubwerckh und Wapen außgestickht

Drey grün Leine Umbheng für die Fenster

Inn der gewönlichen Taffelstuben

Zwen weisser Tisch

Ein Schranken

Drey Stüell

Ein Tresur mit einem Gitter

Ein Gießpelter mit geschnitzen Wapen Harttheim und Berliching(en) mit einem zinin Gießfaß unnd mit Zin beschlag(en)

Eilff geschnittne Reheköpfflein mit Wapen Harttheim

(fol. 5 r) Ober Stockwerckh In der andern Kam(m)er an der Taffelstubb(en)

Ein alte gemahlte Bethladenn vornen bei dem Erckher³³, darinnen

33 Zum Erker als baulichem Modernisierungselement vgl. *Wirtler* (wie Anm. 29), S. 176f.

ein zwilchin Unnderbeth,
 ein tüechin Oberbeth,
 ein Pfülsen und ein Küssenn mit cöllisch(en) Zieh(en) und
 ein grob Bar Leilacher
 Neben diser ein anndere Bethladen mit 16 Wapen und ein lehren Karren. Ist in
 d(er) Bethlad(en)
 zwey geringer Unnderbeth,
 ein zwilchin Oberbeth, ein alter Pfülsen,
 zwei alte barchatin Küssen und
 ein grob Bar Leilacher
 Item Bethladenn mit einem halbenn Him(m)el und Wapenn Harttheim und Berli-
 ching(en) sampt einem leeren Karren. Ist inn der Bethladenn
 ein zwilchin Unnderbeth,
 zwey schlechte Küssenn
 (fol. 5 v) Oberstockwerckh
 Inn der obersten Stuben ober der Küch(en)
 Ein weisser Tisch, darauff ein Instrument
 Ein Schranken und 1 Stuell
 Item ein eingelegt Lotterbeth³⁴, darin ein altt gering Bethlein sampt einer alt(en)
 Deckh
 Drey Reheköpfflein mit Harttheimischem Wapen
 Ein zinin Hanndtfaß, so inn das Geteffel eingemacht
 Inn der obersten hindern Stubenkam(m)er
 Ein gelbe gemahlte Bethladenn, darinnen
 ein Und(er)beth mit cöllischer Zieh(en),
 ein barchatin Oberbeth,
 ein Pfülsen mit einer cöllisch(en) Zieh(en),
 drey barchatin und ein zwilchin Küssen mit uberzogenen genehten Zieh(en) und
 ein flexin Bar Leilacher
 Ein schwartzer Karr hinder der Thür, darinnen
 ein prabandisch Inngfeder³⁵ ohne Zieh(en),
 ein zwilchin Oberbeth,
 ein Pfülsen mit einer weiss(en) Zieh(en),
 zwey barchatin Küssen,
 ein grob Bar Leilacher,
 (fol. 6 r) Ober Stockwerckh
 Inn d(er) obersten hind(er)n Stubenkam(m)er
 Item ein schlechte schwartze lehre Truhenn

34 Sitzbett in der Art eines Sofas.

35 Bestimmte Art der Kissenfüllung, die wahrscheinlich ursprünglich aus Brabant stammte. Für Hin-
 weise zur Identifizierung der Textilebegriffe schuldet Verf. Frau Dr. Petra Hesse, Württembergisches
 Landesmuseum, Dank.

Ein weiß gegittert Schenckhle. Bericht die Fraw von Ega, das der Junckher seelig
 ir Tochter geschenckht habe
 Ein klein Kindtbethledlin, darinnen ligt ein barchatin Oberbeth
 Item ein Kam(m)erkachel
 Ein Schranken
 Ein gevirneste geschnitzte Truhenn, darinnen
 ein feilbraun altt sam(m)attin Hoßen und Wam(m)es mit güldin Strichenn,
 ein alter hirschlin Leib mit gülden Schnürn,
 ein alter lindischer Mantell³⁶,
 ein altt sam(m)attin Bar Hoßenn,
 ein weiß lederin Beinfuetter,
 barchatin Hoßen und Wam(m)es Uberzug,
 zwen altt braunschweigische Hüett³⁷
 Item ein klein gemahltt Ledlein
 (fol. 6 v) Ober Stockwerckh
 In dem kleinen Kem(m)erle, da der Schlatt hinauff geth
 Ein klein schmal Tischle
 Im andern klein Kem(m)erle
 Ein alte Taffel sampt einer Schranken
 Uff dem obern Gang
 Ein geschnittner Hirschkopff mit 12 Endt. Ist am Wapen geschriben. Diser Hirsch
 ist zu Dom(m)eneckh gefanng(en)
 Im Mitteln Stockwerckh
 Inn der Schreiner Stuben
 Zwen langge schlechte Disch
 Ein schön eingelegter Gießpelter mit Zin beschlagenn sampt einem Gießfas mit
 Harthem und Berliching(ischem) Wapenn
 Inn der Stubenkam(m)er darneben
 Drey lehre newe Bethladenn mit halben Him(m)eln und 2 Schranken, 2 Stüell
 Im Ehrn des Mitteln Stockwerckhs
 Ein alte lehre Reißtruh(en)
 Ein alte gemahlte lehre Truh(en) mit Wapen Hartthem und Berli(ching)en
 (fol. 7 r) Mittel Stockwerckh
 Inn der Stuben ober der Küch(en)

36 Londoner Mantel, bezeichnet vermutlich die Herkunft des Tuches; *Zander-Seidel* (wie Anm. 31), S. 402.

37 Möglicherweise Bezeichnung für die aus Biberfell gefertigten Kastorhüte; vgl. *F. Fuhse*: Handwerksaltertümer-Werkstücke aus Museum (Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig 8), Braunschweig 1935, S. 8ff; *H.-F. Foltin*: Die Kopfbedeckungen und ihre Bezeichnungen im Deutschen (Beiträge zur deutschen Philologie N.F. 26), Giessen 1963, S. 212; *L. C. Eisenbart*, Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 2), Göttingen 1962, S. 153.

Ein schlechter weisser Tisch³⁸
 Ein alter Hanndtfaß Schanckh, darinnen kein Gießfaß
 Vor derselben Stuben
 Ein alte Truhenn vol welsche Nüß
 Inn der hindern Kam(m)er ober der Küch(en)
 Ein alte Bethladenn ohne Him(m)ell, darinnen
 ein zwilchin Unnd(er)beth,
 barchatin Oberbeth und ein zwilchin Pfülben
 Ein new gelbe lehre Truhenn
 Im unndern Stockwerckh
 Im Saall
 Drey Disch
 Zwo lanng Daffell³⁹
 Vier Schranen und 1 Stuell
 Ein grün Tresur und Schenckhle
 (fol. 7 v) Under Stockwerck
 In der Küch(en) und demselben Gewelb
 Ein truhenn mit etlichenn Sachen, darin allerley Küchenspeiß
 Vier newe ströin Körb zu Küchenspeiß
 Vier messine Beckhenn, groß und klein
 Ein Mörsell
 Ein messine Kanthenn
 Ein messine Sprützen
 Drey gleßin Laternen
 Ein küpfferin Flaschen
 Ein blechine Flaschenn
 Acht blechin Kam(m)erkachell
 Ein zinin Kam(m)erkachell
 Ein altt mässin Pfänlein mit Füessen
 Ein klein messin Kessele
 Ein alte Durttenpfannen
 Drey zinin Flaschen, so in ein Keller gehörtt
 Acht zinin Löffell
 Zwey zinin Saltzfeßlein
 Neün zinin Becher
 (fol. 8 r) Under Stockwerckh
 In der Küch(en) und demselben Gewelb
 Fünff eisin Kolpfannen
 Drey eisin Bechpfannen

38 Schweizer Möbel mit Vorliebe für helle Hölzer, helle Furniere wie Ahorn u. Esche; vgl. *Kreisel* (wie Anm. 28), S. 114.

39 Tafel- oder Speisetisch vgl. *Kreisel* (wie Anm. 32), S. 122, Abb. 592.

Drey eisin Leüchter, so an ein Wandt zu schlag(en)
 Ann allerley Küch(en)geschirr
 Ein küpfferin Beckhenn und 1 alt(er) Durchschlag
 Ein Dutzet grosse neue Zin ohne Wapen
 Zwei grosser Suppen Zin
 Zwey ein wenig geringer
 Zehen Suppen Zinlin noch gering(er)
 Neünzehen annd(er)e gemeine, doch geringe Zin
 Sechs kleine Zinlein
 Sechs gar kleine Essig Zinlein
 Zwo grosse hültzine gemahlte Schüssel
 Ein Dutzett zinin Deller mit zwifachem Thüngischem Wapen
 Ein Dutzett zinin Deller mit Hartheimischem Wapenn
 Ein Dutzett new zinin Deller ohne Wapen
 Zwey Saltzkenndtlin mit Deckheln
 Drey messin Leüchter, darunnd(er) ein alter
 (fol. 8 v) Under Stockwerckh
 Ann allerley Küchengeschirr
 Ein Viertel Kanthenn
 Zwo Maßkanthen
 Ein Halbmaßkanth(en)
 Ein Seidtlins Kändtlein
 Ein küpfferin Külkessell⁴⁰
 Sechs groß eisein Pfannen, böß und guett
 Ein messin Pfänlein
 Zwen Röst
 Item ein Dreifus
 Zwen grosser Bradtspieß sampt 2 Böckh(en)
 Ein alter eisin Haff, fehltt ein Fueß daran
 Acht eisin Löffell groß und klein
 Ein Brather sampt 2 Spiessen
 Ein Kessell
 Ein Küchenschanckh mit 4 Schublad(en)
 Zwey Hackmesser
 Ein Hackbanckh unnd 2 Schranen
 (fol. 9 r) Im Viechhauß
 Inn der unndern Stuben
 Ein weisser Disch
 Drey Benckh
 Ein altt küpfferin Hanndtfaß
 Inn der Küchen

40 Wahrscheinlich Kessel zum Kühlen von Getränken.

- Sechs eisine Pfannenn klein und groß
 Zwen grosse eisin Löffell
 Item inn der Küchen Kam(m)er
 Ein Gesindt Bethlein mit Und(er) Oberbeth und Pfülbenn
 Im Stall
 Ein Gesindtbethlad(en) mit zwei schlechter Und(er)beth, Oberbeth unnd Pfülbenn
 Uff dem newen Baw
 Ein Gesindt Bethladenn mit Und(er), Oberbeth unnd Pfülbenn
 und ein grosser Melkastenn
 Ein Khüehautt und 1 Ham(mel)hautt
 (fol. 9 v) Im Viechhauß
 Item drey Bethlad(en). Im Viechhauß
 Ein runnder Tisch
 Zwen viereckhete Disch sampt 1 Schranken und einem Stuell
 Ann Wein im Keller
 Sechzehenn Fueder guetten virnen Wein
 Acht Fueder newen geringen Wein, ungefehrlich anngeschlag(en) inn 6 Fassenn
 Sum(m)a 24 Fued(er) ungefehrlich
 Lehre Faß im Keller
 Item vier lehre Faß, eins uf 4 Fueder, die annd(er)n zu 11 Fueder haltenndt
 Item fünff Stückhfaß und kleine Fuerfas
 (fol. 10 r) Ann allerley Kaltergeschirr und lehren Fassenn
 Ein grosse Büttenn
 Sechs geringe Büttenn guett und böß
 Ein Sester
 Zwey Ladtfesser
 Zwen Hunndtzüber
 Zwen zimbliche Stennd(er) mit Deckhelmen
 Item inn einem Keller und(er) dem Bandthauß
 Zwei achtfüederige lehre Faß
 Zwei dreyfüederige lehre Faß und
 ein grosse Herbstbüttenn
 Ann Pferdenn
 Ein schwartzbraune Stuet, ainaugit
 Ein liechtbraune Stuet uf 9 Jahr
 Ein and(er)e liechtbraune Stuet. } uf 9 Jahr
 Ein junge liechtbraune Stuet uf 4 Jahr
 (fol. 10 v) Ann Rindtviech
 Im grossenn Viehstall neben d(er) Scheüer
 Fünff Khüe. Nota. Dabey uber dise 5 noch zwo Khüe. Bericht die Fraw von Ega,
 das sie ir seyenn. Alda eingestellt, wie kein Vieh vorhannd(en) geweßen und die
 eine jetz zu zieh(en), biß sie selb dritt steth
 Ein fünffjehrig verschnittner Stier

Ein dreyjähriger verschnittner Stier
 Ein jehriger verschnittner Stier
 Ein ganntzer Ochs, dreyjehrig
 Ein jehrigs ganntz Öchßle
 Ein zweyjehrige Kalbenn
 Im Stall am Viechhauß
 Ein Khue mit einem seügend(en) Kalb
 Ein falb ganntz Öchßle
 Ein aschenfarbe Kalben halb jehrig
 (fol. 11 r) Ann Schweinen
 Siben zweyjehrige Schwein. Im ersten Stall bei der Scheürn im Schloß.
 Eilff jehrige Schwein inn negsten zwen Stellenn vor dem Thor
 Fünff halb jehrige Schwein
 Acht vierttel jehrige Schwein
 Ein alte Schweinsmutter im letzten Stall vor dem Thor
 Notandum
 Ann disen Schweinenn allenn hatt der Keller zu Dom(m)eneckh den fünfften Theil
 vermög seiner Bestallung.
 Im Banndthauß
 Ein altt ungefehrlich zweyfüederig Faß
 Ein füederig Faß
 Ein füederige Büttenn ungefehrlich
 (fol. 11 v)
 Inn einem kleinen Kem(m)erle bey dem Thor, da man uff den Mantel geth
 Zwo Gesinndt Bethladenn. Und ist etlich altt Bethwerckh vermuetlich inn selbige
 Bethladenn gehörig befund(en), welche uf der Erdenn geleg(en) unnd nit specifi-
 cirtt, sonnder die Kam(m)er verpittschirtt wordenn.
 In demselben obern Kem(m)erle
 Zwo alte lehre Bethladenn
 Uf dem Mantell
 Ein messin Doppelhackh uf 3 Spannen lang
 Ann Jagzeüg
 Sinndt ann und(er)schiedtlichenn Orten nach des Kellers zu Dom(m)eneckh An-
 zeig vorhannd(en) drey Wägenvol an Wildtzeüg, Haßengarn und Jagtüchern
 sampt dessenn Zugehörung(en)
 Item ein Uhr, hangt vor dem unndern Hauß, da der Keller innen wohntt.
 Nota. Was ann Früchten vorhannd(en), ist inn des Kellers zu Dom(m)eneckh
 Rechnung zubefind(en).
 (fol. 12 r) Sonnstenn ist der ernhafft unnd fürnem(m)e Johan Jacob Rueff⁴¹, Fürst-
 licher Württenbergischer Keller zu Meckhmüll, erschinen mit Vermelden, das er

41 Nicht verzeichnet bei *W. Bernhardt*: Die Zentralbehörden des Herzogtums Württemberg und ihre Beamten 1520–1629. Bd. 2 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 70), Stuttgart 1972, S. 58.

F(ürst)l(ichen) Befelch, das Hauß Dom(m)eneckh einzunem(m)en, welches man ime nitt verdenckhen wolte. Hierauffenn sich der gestreng, edel unnd vest Johann Friderich Schenckh von und zu Symaw s. dahin erkleret, das er oder seine Mitinteressenten gar nitt gemaintt, Ihren F(ürst)l(ichen) Gn(aden) ann dem Hauß Dom(m)eneckh sampt annderm, was die Lehenbrieff vermögenn, ainigenn Innhalt zuthon, sondern woltenn Ihr(en) F(ürst)l(iche) Gn(aden) willig inn Underthenigkeitt, was derselbenn von Lehens wegen diß Orts apert und heimgefallen zustelenn gern gönnen und hiemitt übergebenn. Dargegen aber des jenigenn, was denn Aigenthumbs Erben von Rechts wegenn aignett unnd zustendig, sich angemast unnd desenn gebürndts Vorbehaltenn habenn mit angehefftem unnd(er)thenigem Bitten, Ihre F(ürst)l(iche) Gn(aden) woltenn (wie sie dann bißher im Werckh annderst nitt gespürtt) etwas inn ge(fol. 12 v)dultt stehnn, damit sie, Aigenthumbs Erbenn, nitt so schnell mit Außziehung und Abraumung der jenig(en) Fahrnus, was noch vorhand(en), ubereilt würdenn, sonndern dasselbe biß zu fernerer albereitt beschlossener Hanndtlung gnedigst einstellenn. Wie dann deßwegenn bei Ihren F(ürst)l(ichen) Gn(aden) und(er)thenigste Annsuchung beschehenn und man noch gnedigste Resolution erwartenn thett.

Nach Verrichtung aller und jeder vorgeschribener Hanndlungenn hab ich, der Notarius, nachbenante Gezeügenn solches alles fleissig zumerckh(en) und inn Acht zunem(m)en tragend(en) amptsweg(en) avisirt und vermahnnett, die dann ein solches zu thon bewilligt. Dise Ding sinndt geschehenn unnd zuganggen im Jahr, Indiction kayserlicher Regierung, Monatt, Tag, Stunndt, Ort unnd Stell, wie zu Annfang gemeldett, inn Beisein der erbarn und achtbarn Hannßen Geygers, Schenckhischenn Dieners, und Endreß Knawers, geweßenenn Harttheimischen Dieners, alß glaubwürdig(en) hierzu erforderter Gezeügenn.

Wann dann ich, Conradt Hindermayr von Gnetzheim, Rosenbergscher Obrigkeitt, auß Röm(isch) Kay(serlicher) May(es)tt (fol. 13 r) macht unnd Gewaltt offenbahrer unnd geschwornor Notarius zu Rosenberg bey obgenanttem Inventierenn aller hierin specificierter fahrender Haab sampt vogenantten Gezeügenn persönlich geweß(en) unnd alle hierin verleibte Ding mit selbst aigner Hanndt notirt unnd auffgeschribenn. Als hab ich diß offenn Inventarium darüber ufericht, dasselbe nit allein mit aigner Hanndt selbstenn geschribenn und ingrossirt, sonndern auch zu wahrem Glaubenn und Gezeügenn aller obgeschribenen Ding mich mit aigner Hanndt unterschribenn unnd mit meinem gewonlichenn Notariat Signet bezeichnett. Darzu diß Inventarium mit einer Seidin Schnur durchzogenn und mit meinem aigen Innsigel bekrefftigt, roborirt und befestigett, hierzu innsonderheit tragennenden Ampts wegen, requirirt, erfordert unnd gebettenn.

Ergebnisse

Dem Inventarverzeichnis läßt sich zunächst einiges zur Architektur der Burg entnehmen, die ja längst einem Neubau gewichen ist. Zu ihren nur noch sehr geringen

hinter dem Burghof nach Nordwesten gelegenen Überresten heißt es im Jahre 1881⁴², sichtbar wären nur noch ein acht Meter hoher Turm mit starkem Mauerwerk, wohl der untere Teil des einstigen Bergfrieds, sowie ein halber Rundturm und gegen Assumstadt, also gegen Südwest, eine Mauerecke. Bei dem Palas, gegen die Talseite, also auf der Südseite des Burgareals gelegen, handelte es sich um ein dreigeschossiges Gebäude, in dessen unterem Stockwerk sich die Küche, eine Küchenkammer und der Saal befanden. Von der Küche aus durchzog der *Schlat* auch die beiden oberen Stockwerke. Wenig erfährt man über das mittlere Stockwerk, während das obere anscheinend der hauptsächliche Wohnbereich war. Hier befanden sich die gewöhnliche Tafelstube und die Kindsstube. Erwähnt wird ferner eine Mantelmauer, die vom Tor aus zu besteigen war und wohl talwärts (nach welcher Seite ?) das Burgareal begrenzte.

So willkommen Angaben zum Aussehen der alten Burg sind, geht es hier doch um etwas anderes. Wie es aussieht, ist das Mobiliar im großen und ganzen, die Kücheneinrichtung wohl völlig komplett. Es wird aber deutlich, daß es sich um die Einrichtung eines bis auf weniges Dienstpersonal unbewohnten Ansitzes handelt. Der leere *Tresor* und die vergessenen oder wohl als wertlos oder unbenötigt zurückgelassenen Kleidungsstücke, wahrscheinlich auch das Fehlen von Wandbehang, Bildern, Teppichen o.ä. sind in diesem Sinne zu deuten⁴³. Da Württemberg als Herr der Zent Möckmühl den Fall der Tötung des Pagen an sich zog, hat Georg Wolf es vorgezogen, sich nach Hardheim zurückzuziehen und dabei die leichttransportable Habe wie Kleidungsstücke, Pretiosen u.ä. mitgenommen.

Die Sequestrierung Domenecks durch Württemberg⁴⁴ hatte – freilich nur für den modernen Betrachter – den Vorteil der Versteinerung der Fahrhabe⁴⁵ und damit der Möglichkeit der Analyse eines geschlossenen Bestandes. Das Inventar als Ganzes mit dem anderer Niederadelsansitze zu vergleichen, wäre zwar reizvoll, doch gibt es nur wenig ähnlich genaue Verzeichnisse⁴⁶. Die Auflistung besagt ja auch noch

42 Oberamt Neckarsulm (wie Anm. 2), S. 686; der Platz ist aufgrund dichten Dornbewuchses derzeit kaum zugänglich.

43 Mit was hier zu rechnen wäre, zeigt das Inventar, das nach dem Tode des Abel Friedrich von Seckendorff, Linie Pfaff, am 9. Juni 1617 in Schloß Bechhofen aufgenommen wurde; *G. Rechter*: Die Seckendorff Bd. 2: Die Linien Nold, Egersdorf, Hoheneck und Pfaff (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IX/36), Neustadt/Aisch 1990, S. 223–232.

44 *H. Bauer* (wie Anm. 7), S. 77.

45 Zum Begriff *Wirtler* (wie Anm. 29), S. 181–188.

46 Dazu *R. Endres*: Adelige Lebensformen in Franken zur Zeit des Bauernkrieges (Neujahrsblätter der Gesellschaft für fränkische Geschichte 25), Würzburg 1974; *F. Botle*: Frankfurter Patriziervermögen im 16. Jahrhundert, Berlin 1908; *I. Fischer*: Der Nachlaß des Abtes Johann Trithemius von St. Jakob in Würzburg, in: Archiv (wie Anm. 14) 67 (1928), S. 41–82; *E. Frh. von Guttenberg*: Einblicke in das Leben fränkischer Landedelfrauen des 16. Jahrhunderts, in: Archiv für Kulturgeschichte 14 (1919), S. 60–80; *Th. Ruf*, Das Inventar über die fahrende Habe des Grafen Philipp III. von Rieneck in den Schlössern Schönrain, Rieneck, Wildenstein und Lohr (Mainfränkische Hefte 77), Würzburg 1982; *G. Rechter*, Seckendorff (wie Anm. 43), S. 223–232. Überraschenderweise ließ sich jüngst das Inventarverzeichnis des Hardheimer Schlosses von 1610 nachweisen; StAL B 94 a Bü 3 fol. 39–60. Die Ergeb-

nichts zu Qualität und Gestaltung des Mobiliars. Zudem lassen sich selbst aus dem Vergleich moderner Haushalte ja nicht unbedingt exakte Rückschlüsse auf die jeweilige finanzielle Situation ziehen. Wir wollen vielmehr Teile der Fahrhabe unter ganz bestimmten Blickpunkten betrachten, kommen auf den Vergleich aber doch noch zurück.

Im Testament des Albrecht Christoph von Rosenberg, Hauptmann des Kantons Odenwald, vom Jahre 1630 findet sich an zwei Stellen die Wendung *adelichem gebrauch nach*, und zwar in den Heiratskontrakten anlässlich seiner beiden Eheschließungen und im Zusammenhang der Vorsorge für sein in der Kirche stattfindendes Begräbnis⁴⁷. Aus dem Raum selbst besitzen wir einen weiteren Beleg von einem anderen Ganerben der Herrschaft Schüpf. Von ihm, Hans Reinhard von Dienheim, wird 1640 berichtet: *Es starb derselbe den 3ten Juny dieses Jahres und wurde adel(igem) Gebrauch nach zur Erden bestattet, und die anwesende hoch-adeliche personen, neben andern, so dem Leichenconduct beygewohnt, in dem Gasthoff tractiret worden*⁴⁸.

Der Topos *adeliger Gebrauch*, verwendet zur Feststellung des standesgemäßen und damit rechtlich einwandfreien Ablaufs einer Handlung, ist damals allgemein bekannt gewesen sein, weshalb es unnötig schien, ihn zu erläutern. Taufen, Heiraten, Testamente, Leichenbegängnisse u.ä. nach adeligem Gebrauch fanden offenbar unter Einhaltung bestimmter Rituale und Symbole statt. Hierher gehört offensichtlich auch der Teil des Mobiliars, der mit Wappen geziert ist: *Ein grüner schanckh mit wapen Harttheim, Berlichingen, Hundt und Rüdt*, ferner eine Bettlade, eine Truhe und ein Gießpelter mit dem Allianzwappen Hardheim-Berlichingen sowie die Gegenstände mit dem Thüngenschen Wappen, besonders die Bettlade mit 16 Wappen im oberen Stockwerk. Danach lassen sie sich mit hinlänglicher Sicherheit datieren. Letztere sind zur Hochzeit Georg Wolfs mit Rosina von Thüngen angeschafft worden. Auf die Eheschließung Wolfs und Margarethas von Berlichingen gehen die erstgenannten Stücke zurück, welche die Wappen der jeweiligen Eltern tragen: Hans Wolf von Berlichingen (gest. 1543) und Ursula Rüdt (gest. nach 1559), Tochter des mainzischen Hofmeisters und Marschalls Thomas Rüdt von Collenberg (gest. 1515) bzw. Hans von Hardheim und eine Hund von Wenkheim⁴⁹. Es handelt sich also um so etwas eine reduzierte Ahnenprobe, angebracht auf unterschiedlichen Möbelstücken, die anlässlich der Hochzeiten, die wahrscheinlich sogar in Domeneck gefeiert wurde, angeschafft worden sind⁵⁰. Sie boten Gelegenheit, mit den Aussteuerstücken die Einrichtung nach zeitgemäßem Geschmack zu ergänzen bzw. zu modernisieren.

nisse ließen sich hier nicht mehr berücksichtigen und sollen gesondert vorgelegt werden. Nur die recht hohe Zahl von Silbergefäßen sei erwähnt.

47 H. Neumaier: 'Als sterblicher Mensch dem Tod unterworfen'. Das Testament des Albrecht Christoph von Rosenberg aus dem Jahre 1630, in: Wertheimer Jahrbuch 1991/92, S. 81–95, hier S. 87 u. 90.

48 *Leutwein* (wie Anm. 26), S. 161f.

49 Nichts dazu bei H. Neu (wie Anm. 14).

50 Zu wappengezierten Brautbetten; vgl. *Kreisel* (wie Anm. 32), S. 119.

Um es mochtmals zu betonen – Vergleiche, vor allem, wenn es sich um Einzelfälle handelt, müssen mit größter Vorsicht bewertet werden.

Wir lassen uns dennoch auf den Ansatz eines solchen ein. Als 1523 der Schwäbische Bund die den Rosenberg gehörende Burg Boxberg einnahm, wurde ein Verzeichnis erstellt, das u.a. das Inventar der Wohnräume umfaßte⁵¹: Die Wohnstuben der Edelleute enthielten jeweils lediglich einen Tisch mit Schubladen, Bett mit Bettzeug sowie große und kleine Truhen. Grundsätzlich nicht viel anderes sagen die Verzeichnisse aus, die als Grundlage der Schadensersatzforderungen nach dem Bauernkrieg erstellt worden sind⁵². Was dabei hauptsächlich auffällt, ist das Fehlen von Mobiliar gehobenen Lebensstils, wie es der Tresor, ein Behältnis für Pretiosen verschiedenster Art, besonders Gläser, zweifellos ist⁵³. Der Gießpelter (Gießfaßkalter) – ein Möbel aus zwei übereinandergesetzten Schrankteilen, wo in einer Nische ein Wasserbehälter aus Zinn (Eichel) und auf einer vorspringenden Stütze eine Schale eingefügt waren⁵⁴ – diente vorrangig den Handwaschungen vor und nach den Mahlzeiten, was auch Zahl der Handzwehlen erklärt. Dieses Buffet-Lavabo, welches das Aquamanile alten Stils ablöste, ist zweifellos Ausdruck gehobenen Lebensstils. Es sind aber genau diese Dinge, die man auch in Inventarverzeichnissen anderer Adelsansitze antrifft. Man findet sie in einem Nachlaßverzeichnis der gleichen Ebene, dem des Reichsadels, nämlich des Abel Friedrich von Seckendorff von 1617⁵⁵. Es sieht aber nicht anders aus für die nächsthöhere Ebene, wofür sich die Nachlaßverzeichnisse für die Schlösser des Grafen Philipp von Rieneck vom Jahre 1559 heranziehen lassen, die mit Ausnahme von Gläsern u.ä. kaum von der Fahrhabe in Domeneck abweicht⁵⁶. Man wird davon ausgehen dürfen, daß die Einrichtung von Domeneck tatsächlich etwas von dem widerspiegelt, was sich als Steigerung von Lebensqualität bezeichnen ließe.

Sie sagt ferner einiges aus über den kulturellen Horizont des Reichsadels, der leider eine noch recht unbekannte Größe ist. Während das erwähnte *Instrument* nicht genauer identifiziert werden kann, verweist das Positiv, eine transportable Kleinorgel⁵⁷, auf Pflege der Hausmusik.

51 *J. Berberich*: Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim und des Amtsbezirks, Tauberbischofsheim 1895, S. 283.

52 *Endres* (wie Anm. 46), S. 12–43.

53 Zum Tresor oder Stollenschrank vgl. *E. Wurbach*: Das Wohnungs- und Kleidungs-wesen des Kölner Bürgertums um die Wende des Mittelalters, Bonn 1932, S. 25f. u. 53; *R. Stratmann-Döhler*: Möbel, in: Die Renaissance im deutschen Südwesten 2, Karlsruhe 1986, S. 753–801, hier S. 768. Zum möglichen Inhalt etwa *Ruf* (wie Anm. 46), S. 34f; *Kreisel* (wie Anm. 32), S. 35 u. 91; *G. Schaudlauskys*: Essen und Trinken. Tafelsitten bis zum Ausgang des Mittelalters, München 1956, S. 16.

54 *Stratmann-Döhler* (wie Anm. 53), S. 767.

55 *Rechter* (wie Anm. 43), S. 223ff.

56 *Ruf* (wie Anm. 46), S. 31, 34, 41, 46, 57, 70.

57 *G. Zull*: Musik, Musikinstrumente, Musikanten, in: Renaissance (wie Anm. 53), S. 885–912, hier S. 893f.

Ob Wolf von Hardheim ein ähnlicher Bibliophile gewesen ist wie Hans Pleickhard von Berlichingen⁵⁸ wissen wir nicht. Ausgehend von den Werken Luthers wird man jedoch zumindest auf eine einigermaßen umfangreiche Sammlung theologischer Titel schließen dürfen. Die sieben Bände von Luthers Werken – ursprünglich wird es sich um die vollständige Reihe gehandelt haben – sind eindeutig zu identifizieren. Es ist die zwölbändige Deutsche Reihe der Wittenberger Ausgabe⁵⁹. Diese Angabe ist die beste Illustration zu dem Bild, das Cyriakus Spangenberg von Wolf gezeichnet hat⁶⁰: *Wolfgang von Hartheim / ein fast gelahrter / verstendiger und Gottsfürchtiger Juncker / so neben der heiligen Bibel allezeit die Schrifften Lutheri / und anderer reinen Lehrer mit fleis gelesen / und sich der Evangelischen Lehre nicht geschewet / und derentwegen nicht wenig Widerstands von Wirtzburg gehabt / Aber biß an seine Ende steiff über der rechten Religion gehalten*. Tatsächlich nimmt Wolf in den lutherischen Bekennerexempla Spangenbergs einen zentralen Platz ein. Wir besitzen hier ein ganz seltenes Beispiel dafür, wie literarische Erwähnung durch den Befund bestätigt werden kann.

Welche Aussagekraft besitzt nun die Fahrhabe in Schloß Domeneck? Man wird mit einer kräftigen Einschränkung beginnen müssen, denn von einem auch nur in Ansätzen vollständigen Bild der Lebenswelt des Reichsadels ist man wie gesagt noch weit entfernt. Man wird aber mit der Domenecker Fahrhabe dem unvollständigen Bild das doch eine oder andere Mosaiksteinchen einfügen können.

Das ist nur der eine Aspekt. Im Zusammenhang des fränkischen Adels wird seit einiger Zeit von einer „Anpassungskrise“ gesprochen, wobei die letzten Jahrzehnte des 15. und die ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts gemeint sind⁶¹. Man wird sie in einer mehrfachen Retardierung gegenüber der allgemeinen Entwicklung sehen können, wobei selbstredend von erheblichen Unterschieden von Adelshaus zu Adelshaus zu rechnen ist. Thesenartig zusammengefaßt sieht das so aus:

1. Die Anpassung an die ökonomische Entwicklung verlief verzögert.
2. Die Adaption der Bildungsströmungen der Zeit setzte verhältnismäßig spät ein.

58 V. Honemann, H. Ulmschneider: Eine ritterschaftliche Bibliothek des 16. Jahrhunderts: Das Verzeichnis der Bücher des Hans Pleickhard von Berlichingen (gest. 1594), in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 20 (1979), S. 834–894. Zum Buchbesitz des Adels in diesem Zeitraum vgl. E. Pleticha: Adel und Buch. Studien zur Geisteswelt des fränkischen Adels am Beispiel seiner Bibliotheken (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IX/33), Neustadt/Aisch 1983, S. 31ff.

59 K. Aland: Hilfsbuch zum Lutherstudium, Wittenberg⁹1970, S. 550f; E. Wolgast: Die Wittenberger Luther-Ausgabe. Zur Überlieferungsgeschichte der Werke Luthers im 16. Jahrhundert, Nieuwkoop 1971.

60 C. Spangenberg: Adels-Spiegel. Historischer Ausführlicher Bericht: Was Adel sey und heisse / woher er kom(m)e. Wie mancherley er sey / Und was denselben ziere und erhalte / auch hingegen verstelle und schwäche. II. Theil, Schmalkalden 1594, fol. 194.

61 So etwa Ch. Bauer: Reichsritterschaft in Franken, in: A. Schindling, W. Ziegler (Hrsgg.), Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und der Konfessionalisierung 4: Mittleres Deutschland, Münster 1992, S. 183–213, hier S. 187.

3. Die Antwort auf die Herausbildung und Verfestigung des territorialfürstlichen Staates vollzog sich vielfach in gleichsam archaischer Form, d. h. der Konfliktfall gestaltete sich in Form der Fehde und nicht der prozessualen Auseinandersetzung.
4. Mit einer Neudefinition von Herrschaft tat der Adel sich schwer. Gemeint ist damit die Umgestaltung von der adligen Grundherrschaft im mittelalterlichen Sinne zum frühmodernen Adelsterritorium, wobei diese Transformation sowohl in realer Veränderung als in veränderter Wahrnehmung von Herrschaft bestand⁶².

Es ist Desiderat der Forschung, das sicherlich komplexe Ursachengeflecht für die Überwindung dieser Retardierung herauszuarbeiten. Bleibt hier vorerst einiges an offenen Fragen, besitzt man dafür deutliche Indizien für das Ende des Prozesses. Materiell findet das seinen Ausdruck in repräsentativen Schloßbauten, künstlerisch aufwendigen Epitaphien, gehobenem Wohnstandard, kulturell in der Anlage von Bibliotheken, Zunahme von Universitätsstudium, Bildungsreisen u. a. m.

Man wird davon ausgehen können, daß man sich mit Domeneck auf dem Niveau einer anspruchsvolleren Einrichtung bewegt. Als Gewährsmann zitieren wir Cyriacus Spangenberg, der Einblick in die Welt des Adels genug besessen hat⁶³: *Es meinet mancher Edelman / es stehe gar wol / wenn er in seiner Stuben / Saal od(er) Gemach viel Hackebüchsen / Birsch un(d) Handrhor / Harnisch / Schwerdt und Delchen an der Wand hangen / viel Helleparten darneben ligen / und in allen winckeln Schweinspieß stehen habe. Item / das Thresier mit grossen Willkomen⁶⁴ / weiten Krausen / hohen Krügen und schönen Glasen besetzt / welchs ich in seinem werth bleiben lasse: Sage aber darneben / das es warlich eines Edelmans Gemach nichts weniger / ja viel mehr zieret / wenn er auch darinn bey der hand hat die h. Bibel / und des werthen Gottes Manns Lutheri Kirchpostill und Tomos, beneben andern reiner Lehrer nützliche Bücher / und in denselben auch offft lese / und ihm die nütz mache.*

Spangenberg bestätigt den literarischen Befund in Burg Domeneck; und nicht nur das, er bestätigt – wenn auch indirekt – eine gehobene Wohnqualität. Zwei Moden spricht er an, eine, die man als die martialische bezeichnen kann, die andere, die durch Zurschaustellung von Luxusgütern gekennzeichnet ist. Der Tresor im oberen Stockwerk von Domeneck, wiewohl offensichtlich leer, zeigt die Hardheimische Ausrichtung. Beide Ausstattungsmuster sind Anzeiger für die Überwindung der Anpassungskrise des fränkischen Adels. Spangenberg merkt an, es gebühre

62 Das bisher kaum beachtete Problem wird Verf. in einer Studie zum Verhältnis Adel und Religionsfrieden näher aufzeigen.

63 Spangenberg (wie Anm. 60), fol. 33a.

64 R. Sängers: Gold- und Silberschmiedekunst, Bergkristall- und Steinschneidarbeiten, in: Renaissance (wie Anm. 49), S. 609–699, hier S. 630f u. 613: Begrüßungstrunk, bei hohen Besuchen als Wappentier gestaltet.

dem Adel, Gott dankbar zu sein, *das er ihnen erliche Vorfaren gegeben / das sie aus einem Adelichen und Ritterlichem Geschlechte herkomen / und von ihren Eltern nicht allein ehre und einen guten Namen / sondern auch Land und leut / Güter und Narung ererbet*⁶⁵ – man möchte hinzufügen: daß sie das zu demonstrieren vermochten und es auch taten.

65 Spangenberg (wie Anm. 60), fol. 27a.

Das Familienbuch des Hans Georg Hofer von Lobenstein – Selbstdarstellung eines fränkischen Adelligen aus dem 17. Jahrhundert

VON PETER MÜLLER

Autobiographische und familiengeschichtliche Aufzeichnungen adeliger Provenienz stellen eine wichtige Quellengattung für die Erforschung von Mentalität, Selbstverständnis und Lebenshaltung der aristokratischen Führungsschichten dar. Obwohl solche Selbstzeugnisse auch niederadeliger Familien bereits seit dem späten Mittelalter überliefert sind und zumindest einige dieser Aufzeichnungen der Forschung auch in älteren Editionen zugänglich sind¹, dürfte noch sehr viel unentdecktes autobiographisches Quellenmaterial in den verschiedenen Adelsarchiven lagern. Anders als bei der Überlieferung der Herrschafts- und Wirtschaftsverwaltung ist der Ordnungs- und Erschließungszustand des persönlichen und familienbezogenen Schriftgut aus dem Nachlaß einzelner Familienmitglieder häufig noch sehr unbefriedigend. So müssen gerade die häufig formal und inhaltlich eher anspruchslosen Darstellungen weniger bedeutender Geschlechter, die für mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen besonders interessant sein können, weil sie die Lebenshaltung des „Durchschnittsadeligen“ illustrieren, als weitgehend unerforscht gelten.

Die autobiographischen und familiengeschichtlichen Aufzeichnungen des fränkischen Adelligen Hans Georg Hofer von Lobenstein aus dem 17. Jahrhundert sind in der Literatur zwar bereits erwähnt worden. An einer Edition des Textes fehlt es bislang allerdings, obwohl er eine wichtige Quelle nicht nur für die Familiengeschichte dieses fränkischen Adelsgeschlechts darstellt, sondern darüber hinaus Einblick gewährt in Lebenshaltung und Mentalität eines Adelligen in der Zeit der Gegenreformation unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg. Immerhin stammen die Aufzeichnungen von einem Mann, dessen Familie aufgrund der politischen Umwälzungen im Gefolge der konfessionellen Auseinandersetzungen ihren

1 Beispielhaft seien genannt: *A. von Keller* (Hrsg.): Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg, Stuttgart 1859; *O. Waltz* (Hrsg.): Die Flersheimer Chronik, Leipzig 1874; *Chr. Meyer* (Hrsg.): Die Familienchronik des Ritters Michel von Ehenheim, Würzburg 1891; *R. Irschlinger*: Die Aufzeichnungen des Hans Ulrich Landschad von Steinach über sein Geschlecht, in: ZGO 86 (1934), S. 205–258, sowie jüngst *H. Ulmschneider*: Götz von Berlichingen – Mein Fehd und Handlungen (Forschungen aus Württembergisch Franken 17), Sigmaringen 1981; *U.M. Zahnd* (Hrsg.): Die autobiographischen Aufzeichnungen Ludwigs von Diesbach, Bern 1986; *D. A. Christ*: Das Familienbuch der Herren von Eptingen, Liestal 1992.

Stammsitz in der Oberpfalz hatte verlassen müssen und sich eine neue Existenz im Umfeld der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach unweit von Crailsheim im fränkischen Ritterkanton Kocher aufgebaut hat.

Hans Georg Hofer von Lobenstein², der Verfasser der autobiographischen Aufzeichnungen, wurde am 15. Oktober 1608 in Zell am Regen, dem damaligen Stammsitz der Familie, als Sohn des gleichnamigen Vaters und seiner Frau Maria geb. Paumgarten zu Stubenberg und Frauenstein geboren. Nach einer jeweils sechsjährigen Ausbildung an den Gymnasien in Regensburg und Sulzbach immatrikulierte sich der junge Adelige um 1627 in Jena, wo er seinem eigenem Bekunden nach drei Jahre studiert hat. Als die Eltern nach dem Anfall der Oberpfalz an den bayerischen Herzog den geforderten Konfessionswechsel verweigerten und schließlich im Jahr 1629 ihren Stammsitz Lobenstein mit Zell verlassen mußten und nach Regensburg auswanderten³, mußte ihr Sohn das Studium abbrechen. Johann Georg schlug zunächst eine militärische Laufbahn ein. Anfangs diente er bei einem Regiment der Stadt Nürnberg, später in der kursächsischen Armee, wo er binnen 5 Jahren zum Kapitänleutnant aufstieg.

Im Jahr 1635 mußte Johann Georg auf Wunsch des Vaters auch seine Karriere als Offizier beenden. Angesichts der prekären familiären Situation – die Mutter war 1634 gestorben, der sieben Jahre ältere Bruder Johann Georgs noch nicht verheiratet – drängte der Vater seinen Sohn zur Heirat. Im August 1635 verlobte sich der Adelige mit Maria Katharina von Schönstein, im folgenden Sommer ehelichte er sie in Regensburg. Über seinen Lebensweg in den folgenden Jahren schweigt Johann Georg in seiner Autobiographie.

Obwohl er erst 1639 einen Teil des Guts Leonberg erworben haben will, muß seine Familie schon im Jahr zuvor dort ansässig gewesen sein, denn Johann Georgs zweites Kind wurde bereits in Leonberg geboren und ist in der dortigen Pfarrkirche auch bestattet worden. Im Laufe der nächsten Jahre konnte Johann Georg seinen Besitz in Leonberg sukzessive erweitern. Später hat er zeitweise auch das väterliche Gut Zell, das 1649 von seinem Vater veräußert worden war, gepachtet.

Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges, im Alter von immerhin fast 40 Jahren, trat Johann Georg als Amtmann zu Streitberg in die Dienste des Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth. Nach einem nochmaligen Einsatz als Offizier bei der Entsetzung von Frankenthal in den Jahren 1651/52 wurde er 1653 zum Hauptmann zu Neustadt an der Aisch bestellt; zwei Jahre später wurde er brandenburg-ansbachi-

2 Die Darstellung folgt den Ausführungen in Johann Georgs Lebensbeschreibung; weitere Angaben zur Biographie in: Genealogisches Handbuch des Adels Bd. 30, Freiherrliche Häuser Bd. A 5, Limburg 1963. S. 142 f. Zur Familiengeschichte darüber hinaus die knappen Ausführungen bei *F. Cast*: Historisches und genealogisches Adelsbuch des Königreichs Württemberg, Stuttgart 1839, S. 232–234; danach *E.H. Kneschke* (Hrsg.): Neues Allgemeines Deutsches Adels-Lexicon, Bd. 4, Leipzig S. 407 f.; *A. Sperl*: Der oberpfälzische Adel und die Gegenreformation, in: *Der Herold* Jg. 1900, Heft 4, S. 75.

3 Zum historischen Hintergrund, insbes. zur Emigration des protestantisch gesinnten Adels aus der Oberpfalz im 17. Jahrhundert v.a. *F. Lippert*: Geschichte der Gegenreformation in Staat, Kirche und Sitte der Oberpfalz-Kurpfalz zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, Feiburg 1901, insbes. S. 18–25 u. S. 110–144, sowie *A. Sperl* (wie Anm. 1).

scher Oberhofmarschall und Amtmann zu Schwabach, welche Ämter er noch 1669 ausübte. Seine Beamtenkarriere gipfelte 1663 in der Berufung zum kaiserlichen Landrichter des Burggraftums Nürnberg. 1662 erwarb Johann Georg das Gut Wildenstein im fränkischen Ritterkanton Kocher, wohin er wenig später auch seinen Wohnsitz verlegte. Darüber hinaus scheint er ein Haus in Ansbach besessen zu haben. Das Gut Leonberg hat er schließlich 1666 veräußert.

Johann Georg Hofer von Lobenstein hat sein Familienbuch, das sich im Archiv der Familie auf Schloß Wildenstein erhalten hat⁴, eigenem Bekunden zufolge im Jahr 1669 verfaßt, zu einer Zeit also, als er das 1662 käuflich erworbene Rittergut Wildenstein endgültig zum neuen Stammsitz seiner Familie erhoben hatte. Überliefert ist sein Werk nur abschriftlich. Die älteste, der folgenden Edition zugrundeliegende Kopie wurde vermutlich von seinem Enkel Johann Heinrich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angefertigt; es handelt sich um ein Oktavheft im Umfang von 180 paginierten Seiten⁵. Eine weitere Abschrift findet sich unter den Aufzeichnungen des preußischen Majors Carl Friedrich Franz Hofer von Lobenstein⁶. Die Abschrift Johann Heinrichs Hofer von Lobenstein wurde von einer Hand niedergeschrieben; der Text enthält verschiedene Nachträge, die zum Teil noch von Johann Georg selbst angefügt worden sein könnten.

Die Lebensbeschreibung des Johann Georg Hofer von Lobenstein reiht sich ein in die Tradition autobiographischer und familiengeschichtlicher Aufzeichnungen adeliger, aber auch bürgerlicher Provenienz, wie sie sich seit dem späten Mittelalter herausgebildet hat. Typischerweise sind viele dieser frühen autobiographischen Darstellungen Mischungen verschiedener Gattungen. Anders als die Titulierung als Lebensbeschreibung vermuten läßt, stellen auch die Aufzeichnungen von Johann Georg Hofer von Lobenstein eine Mischung aus Autobiographie und Familiengeschichte dar, die zudem um einige vollständige oder teilweise Abschriften von Urkunden angereichert ist, also auch eine Art Quellensammlung zur Besitzgeschichte der Familie darstellt.

Im einzelnen gliedert sich der überlieferte Text wie folgt⁷:

- Verwandtschaft mit der Familie des Herzogs von Norfolk (1)
- Eltern (2–5)
- Ausbildung (6–7)
- Quellensituation: Vernichtung des Familienarchivs im Jahr 1603 (8–9)
- Abriß der Familiengeschichte (9–13)
- Geschichte der Stammburg Lobenstein (mit Abschriften von Lehnbriefen) (13–83)
- Auswanderung der Familie aus der Oberpfalz (83–93)
- Agnaten der Familie (94–96)

4 Archiv der Freiherren Hofer von Lobenstein auf Schloß Wildenstein Akten Nr. 643.

5 Die Paginierung ist an einer Stelle fehlerhaft; die Seitenzahlen 92 bis 96 wurden doppelt vergeben.

6 Vgl. Archiv der Freiherren Hofer von Lobenstein, Schloß Wildenstein Akten Nr. 667.

7 In Klammern sind jeweils die Seiten des Textes angegeben.

- Vermögensverhältnisse (Erbschaften) (97–106)
- Militärdienste (106–109)
- Eheschließung (109–110)
- Geschwister (110–123)
- Kinder (123–136)
- Kauf des Guts Leonberg (126–127, 132–133, 136)
- Erbschaft der Magdalena von Schönstein (136–143)
- Dienste bei den Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth und Brandenburg-Ansbach (144–150)
- Ankauf und Wiederaufbau des Guts Wildenstein, Wiedererrichtung der Pfarrei Wildenstein (150–158)
- Ratschläge zur Ausübung der Herrschaft (158–160, 164)
- Kinder (160–163)
- Verkauf des Guts Leonberg (164–166)
- Kurzbiographie des Sohns Wolf Christian (165–168)
- Abstammung des Johann Georg Hofer von Lobenstein und seiner Frau Maria Katharina geb. von Schönstein (169–170)
- Ehefrau und Kinder des Bruders (172–175)

Wie die Inhaltsübersicht zeigt, bildet das Gerüst der Darstellung eindeutig die Biographie des Verfassers. In die autobiographischen Passagen, die im wesentlichen nur die äußeren Fakten von Johann Georgs Lebenslauf wiedergeben, sind allerdings mehrfach mehr oder weniger umfangreiche familien- und besitzgeschichtliche Darlegungen eingeschoben. Daß die mitgeteilten familiengeschichtlichen Fakten keinen allzu großen Raum in der Darstellung einnehmen, hängt sicherlich mit der von dem Verfasser bereits zu Beginn seines Werks konstatierten, ungünstigen Quellsituation nach der weitgehenden Zerstörung des Familienarchivs in Zell im Jahr 1603 zusammen. Die Daten, die vorwiegend aus dem Gedächtnis oder der mündlichen Tradition stammen, reichen daher kaum über die Generation von Johann Georgs Eltern hinaus. Der Verfasser beweist bei der Darstellung des familiengeschichtlichen Teils seiner Aufzeichnungen immerhin Quellenbewußtsein, wenn er ausdrücklich auf sein Versäumnis hinweist, Kirchenbücher zur Vervollständigung einiger biographischer Daten seiner früh verstorbenen Geschwister herangezogen zu haben⁸. Größeren Raum nehmen in Johann Georgs Aufzeichnungen die Aufzählung der Geschwister mit jeweils kurzen biographischen Angaben ein. In ähnlicher Weise werden auch seine eigenen Kinder sowie die seines Bruders vorgestellt.

In ihrem Aufbau erinnern die Aufzeichnungen am ehesten an die bei bürgerlichen Familien seit dem späten Mittelalter recht verbreiteten Familienbüchern mit ihrem zum Teil formelhaften Charakter. Auch in ihnen finden sich neben der Autobiographie des Schreibers regelmäßig zumeist auf die Nennung von biographischen Fakten reduzierte Kinderverzeichnisse sowie eine mehr oder minder umfangreiche

8 Vgl. S. 120.

Schilderung der unmittelbar vorangegangenen Generationen⁹. Johann Georgs langjähriger Aufenthalt mit seinen Eltern in Regensburg erklärt unter Umständen, weswegen in seinem Werk gerade diese bürgerlichen Traditionen zum Tragen kommen.

Von eher bürgerlich-kaufmännischem Denken ist allerdings nicht nur die Struktur des Werks geprägt, sondern auch dessen Inhalt. Auffällig sind vor allem die ausführlichen Erörterungen über die Entwicklung der eigenen Vermögensverhältnisse mit zum Teil recht genauen Angaben über die Höhe des eigenen Geldvermögens. Typisch adelige Topoi treten bei der Darstellung dagegen zurück. Zwar fehlt es nicht an den in adeligen Familiengeschichten üblichen Hinweisen auf die vornehme Abkunft und die hochrangige Verwandtschaft, doch sind auch diese recht knapp gehalten¹⁰. Nur in Ansätzen finden sich die für einen aristokratischen Lebenslauf ansonsten typischen Schilderungen militärischer Leistungen oder Turnierbeschreibungen¹¹. Johann Georgs eigene Militärdienste werden nur kurz angesprochen; besondere Verdienste erwähnt der Autor in diesem Zusammenhang nicht. Im Werk spielen auch Hinweise auf Wallfahrten oder Reisen, deren Schilderung ebenfalls zur Tradition adeliger Selbstdarstellung gehört¹², allenfalls am Rande, etwa in der Biographie eines der Söhne des Autors, eine Rolle. Ein Schwerpunkt in Johann Georgs eigener Lebensbeschreibung bildet neben der Sorge um die Sicherung des eigenen Familiensitzes und die Mehrung des ererbten Vermögens vor allem seine Tätigkeit im Dienste der Fürsten von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Bayreuth. Religiöse Fragen, etwa die Bewahrung der väterlichen Konfession spielen ebenfalls eine nicht ganz unwichtige Rolle.

Es überrascht deshalb nicht, daß im Mittelpunkt der Ermahnungen an die eigenen Söhne neben religiösen Hinweisen ebenfalls die Sicherung des Familienvermögens steht, insbesondere der Erhalt des von Johann Georg käuflich erworbenen neuen Familienstammsitzes Wildenstein. Die Mahnungen zur Einigkeit unter seinen Söhnen entsprechen durchaus adeligem Selbstverständnis¹³, die Aufforderung

9 Zur Gattung der Familienbücher vgl. v.a. *U. M. Zahnd*: Bemerkungen zu spätmittelalterlichen Familienbüchern aus Nürnberg und Bern, in: *R. Endres* (Hrsg.): Nürnberg und Bern. Zwei Reichsstädte und ihre Landgebiete (Erlanger Forschungen A 46), Erlangen 1990, S. 7–37; *U. M. Zahnd*: Die autobiographischen Aufzeichnungen Ludwigs von Diesbach. Studien zur spätmittelalterlichen Selbstdarstellung im oberdeutschen und schweizerischen Raum, Bern 1986, v.a. S. 309 ff.

10 Vgl. dazu u.a. *R. Seigel*: Zur Geschichtsschreibung beim schwäbischen Adel in der Zeit des Humanismus. Aus den Vorarbeiten zur Textausgabe der Hauschronik der Grafen von Zollern, in: *ZWLG* 40 (1981), S. 93–118.

11 Vgl. dazu z. B. das jüngst edierte Familienbuch der Herren von Eptingen: *D. A. Christ*: Das Familienbuch der Herren von Eptingen, Transkription und Kommentar, Liestal 1992; dazu zusammenfassend auch *W. Paravicini*: Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters (Enzyklopädie deutscher Geschichte 32), München 1994, S. 102–108, mit weiteren Beispielen.

12 Vgl. u.a. *H. Wenzel*: Die Autobiographie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bd. 1. Die Selbstbehauptung des Adels, München 1980, v.a. S. 11 f.

13 Ähnlich z. B. Reinhard von Gemmingen in seiner in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts verfaßten Familiengeschichte; vgl. *G. Schmid*: Adeliges Selbstverständnis und späthumanistische Ge-

zu einer sparsamen Lebensweise eher weniger. Immerhin war eine standesgemäße Haushaltung wesentliche Grundlage für den sozialen Status. Daß Johann Georg es bedauert, nicht über genügend Geldmittel zu verfügen, um einem der beiden Söhne sein Erbe ausbezahlen zu können, offenbart einmal mehr seine stark an ökonomischen Gesichtspunkten orientierte Einstellung. Wirtschaftlichen Sachverstand muß Johann Georg auch beim Wiederaufbau der durch den Dreißigjährigen Krieg stark in Mitleidenschaft gezogenen Herrschaft Wildenstein bewiesen haben. Insgesamt hat man den Eindruck, daß das in der Autobiographie zum Ausdruck kommende Selbstbewußtsein des Adligen in erheblichem Maße auf dessen wirtschaftlichem Erfolg basiert, hat er doch das schmale väterliche Erbe erheblich mehrnen können. Das Familienbuch belegt also, daß auch in adeligen Kreisen, je nach individueller Lebenssituation und Veranlagung, ökonomischer Erfolg neben dem in einem ungebrochenem Stammbaum und einem möglichst anspruchsvollen Konnubium zum Ausdruck kommenden sozialen Status der Familie eine nicht unerhebliche Bedeutung für das eigene Selbstwertgefühl haben konnte¹⁴.

Das Familienbuch des Johann Georg Hofer von Lobenstein ist allerdings nicht nur als Quelle für das Selbstverständnis eines Adligen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Interesse. Aufgrund der darin enthaltenen Kinderverzeichnisse, wie sie typisch sind für familiengeschichtliche Aufzeichnungen bürgerlicher Provenienz¹⁵, läßt es überdies relativ exakte Rückschlüsse auf die Familiengröße und das generative Verhalten innerhalb von zwei Generationen dieses Adelsgeschlechts zu, wie sie mit Hilfe gedruckter Stammtafeln nicht und auf der Basis anderer demographischer Quellen, wie der Kirchenbücher, nur unter größtem Aufwand möglich wären.

Folgende Daten lassen sich anhand der Aufzeichnungen Johann Georgs über dessen eigene Familie sowie die seines Vaters und seines Bruders Georg Adam ermitteln:

schichtsschreibung: der Stammbaum des Reinhard von Gemmingen, in: *S. Rhein* (Hrsg.): Die Kraichgauer Ritterschaft in der frühen Neuzeit (Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten 3), Sigmaringen 1993, S. 257–287, v.a. S. 277f.

14 Die bislang sehr undifferenzierten Vorstellungen von der Einstellung des Adels zu ökonomischen Fragen im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit und von dessen wirtschaftlichem Niedergang konnten in der jüngsten Zeit durch eine Reihe von Forschungen korrigiert werden; vgl. dazu v.a. *M. Bittmann*: Kreditwirtschaft und Finanzierungsmethoden. Studien zu den wirtschaftlichen Verhältnissen des Adels im westlichen Bodenseeraum 1300–1500 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte 99), Stuttgart 1991, passim; *K. Andermann*: Zu den Einkommensverhältnissen des Kraichgauer Adels an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, in: *S. Rhein* (Hrsg.): Die Kraichgauer Ritterschaft in der frühen Neuzeit (Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten 3), Sigmaringen 1993, S. 65–122, v.a. S. 100f.

15 Vgl. *Zahnd*, Familienbücher (wie Anm. 9), S. 10f.

Familie von Hans Georg Hofer (geb. 15. 10. 1608) und Maria Katharina von Schönstein (geb. 16. 4. 1618)

Heirat: 26. 7. 1636

Kinder:

- | | |
|-----------------------|--|
| 1. Georg Friedrich | geb. 3. 7. 1637 Regensburg
gest. 19. 2. 1641, begr. Regensburg |
| 2. Georg Christoph | geb. 30. 7. 1638 Leonberg
gest. 20. 8. 1638, begr. Leonberg |
| 3. Maria Dorothea | geb. 1. 4. 1640 Leonberg
gest. 5. 4. 1640, begr. Leonberg |
| 4. Maria Barbara | geb. 1. 4. 1640 Leonberg
gest. 5. 4. 1640, begr. Leonberg |
| 5. Maria Sidonia | geb. 27. 4. 1641 Regensburg
gest. 5. 5. 1641, begr. Regensburg |
| 6. Wolf Christian | geb. 15. 7. 1642 Regensburg |
| 7. Katharina Maria | geb. 23. 3. 1648 Regensburg
gest. 26. 5. 1648, begr. Regensburg |
| 8. N.N. (weibl.) | geb. 17. 1. 1651 Bayreuth
gest. 21. 10. 1667, begr. Ansbach |
| 9. Christian Albrecht | geb. 23. 5. 1654 Neustadt/Aisch |
| 10. N.N. (weibl.) | geb. 5. 11. 1655 Ansbach
gest. 15. 12. 1656, begr. Ansbach |

Geburtenintervalle (in Monaten, gerundet):

11-13-20-13-14,5-44-34-40-17

Familiengröße (Zahl der gleichzeitig lebenden Kinder):

1-2-1-3-1-0-1-0-1-2-1-2-3-4-3-2-1

Familie von Hans Georg Hofer (geb. 1571, gest. 3. 10. 1647) und Maria Baumgarten (geb. ca. 1570, gest. 5. 10. 1634)

Heirat: 1594

Kinder:

- | | |
|--------------------|---|
| 1. Maria | geb. vor 1603
gest. vor 1603, begr. Walderbach |
| 2. Anna Maria | geb. vor 1603
gest. nach 1669 |
| 3. Brigitta | geb. vor 1603
gest. nach 1669 |
| 4. Anna Elisabetha | geb. vor 1603
gest. vor 1629 |

- | | |
|--------------------|--|
| 5. Maria Magdalena | geb. vor 1603
gest. vor 1629 |
| 6. Maria Brigitta | geb. vor 1603
gest. 29. 9. 1634 |
| 7. Georg Adam | geb. 19. 8. 1601 Zell
gest. 1664 |
| 8. Georg David | geb. 11. 2. 1604
gest. 16. 9. 1605, begr. Walderbach |
| 9. Georg Christoph | geb. 30. 8. 1605
gest. 27. 11. 1605, begr. Walderbach |
| 10. Maria Barbara | geb. 17. 11. 1606
gest. 23. 7. 1650 |
| 11. Hans Georg | geb. 15. 10. 1608 |
| 12. Georg Philipp | geb. 14. 11. 1610
gest. 3. 3. 1611, begr. Walderbach |
| 13. Hans Martin | geb. 14. 11. 1610
gest. 7. 3. 1611, begr. Walderbach |
| 14. Maria Ursula | geb. 4. 2. 1614
gest. 5. 1. 1656 |
| 15. N. N. (weibl.) | geb. unbekannt |

Geburtenintervalle (in Monaten, gerundet):

15 (durchschnittl. bis 8. Kind) – 18,5–14,5–23–25–38,5 (ein Geburtsdatum unbekannt)

Familiengröße (Zahl der gleichzeitig lebenden, unverheirateten Kinder):

1–0–1–2–3–4–3–2–3–4–5–6–5–4–5–6–7–8–7–6–7–6–5–4–3

Familie von Georg Adam Hofer (geb. 19. 8. 1601, gest. 1664) und Anna Elisabetha Stenzing (gest. nach 1645)

Heirat: 1643

Kinder: insgesamt 13, davon 5 Totgeburten

Lebend wurden geboren:

- | | |
|------------------------|------------------------------------|
| 1. Christoph Leonhard | geb. 3. 4. 1644 |
| 2. Georg Wilhelm | geb. 6. 7. 1645
gest. Okt. 1645 |
| 3. Anna Justina | geb. April 1648 |
| 4. Maria Margaretha | geb. 5. 7. 1649
gest. Okt. 1649 |
| 5. Franz Wilhelm | geb. 1650 |
| 6. Hans Christoph | geb. Mai 1661 |
| 7. Friedrich Engelhard | geb. vor 1664
gest. vor 1669 |

8. Ludwig Adam geb. vor 1664
 gest. vor 1669

Geburtenintervalle: durchschnittl. ca. 18,5 Monate

Familiengröße (Zahl der gleichzeitig lebenden, unverheirateten Kinder):

1-2-1-2-3-2-4-5

Auch wenn die über die Kinderverzeichnisse von drei Familien ermittelten Zahlen sicherlich in keiner Weise als repräsentativ für den Adel insgesamt gelten können, gewähren sie doch interessante Einblicke in das generative Verhalten einer Adelsfamilie in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Auffällig ist zunächst die ausgesprochen hohe Gesamtkinderzahl von 10 bis maximal 14. Sie liegt noch deutlich über den Werten, die im Rahmen von demographischen Untersuchungen ermittelt wurden¹⁶. Die durchgängig hohen Zahlen zeigen, daß aktuelle Entwicklungen wie der Dreißigjährige Krieg offensichtlich keinen Einfluß auf das generative Verhalten hatten. Genausowenig scheint die zeitweise recht prekäre familiäre Situation dieses beeinflußt zu haben. Auch die andernorts vorgetragene Vermutung¹⁷, die Reformation habe protestantische Familien wegen mangelnder Versorgungsmöglichkeiten durch geistliche Pründen zu einer Änderung des generativen Verhaltens veranlaßt, findet in diesen Zahlen keine Bestätigung. Mit der hohen Geburtenzahl korrespondiert ein relativ niedriger Geburtenabstand, der deutlich unter den Werten liegt, bei denen die Anwendung kontrazeptiver Maßnahmen als wahrscheinlich gelten kann. Nicht selten liegen die Geburtenabstände so niedrig, daß der Einsatz von Ammen anzunehmen ist¹⁸.

Betrachtet man sich die Geschichte der drei Familien etwas näher, so zeigt sich deutlich, daß das generative Verhalten wesentlich von dem Ziel bestimmt wurde, die Fortführung der Familie durch einen männlichen Erben angesichts einer ausgesprochen hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit und häufig langjähriger Söhnelosigkeit sicherzustellen. So relativieren sich die hohen Geburtenzahlen, wenn man sie mit der Zahl der Nachkommen vergleicht, die lebend das Erwachsenenalter erreichten. Tatsächlich sind von den zehn Kindern des Hans Georg Hofer (geb. 1608) nur drei, nämlich zwei Söhne und eine Tochter, älter als 14 Jahre geworden;

16 Vgl. dazu zusammenfassend *K. H. Spieß: Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters*. 13. bis Anfang 16. Jahrhunderts (VSWG Beihefte 111), Stuttgart 1993, S. 425–444, v.a. S. 437f. Die von der deutschen, französischen und englischen Forschung ermittelten Durchschnittswerte bewegen sich um, zumeist sogar etwas unter zehn Geburten pro Ehe. Einzelne Quellen belegen allerdings auch erhebliche höhere Zahlen (vgl. *Spieß*, S. 427f, Anm. 114).

17 So etwa *G. Schmidt: Der Wetterauer Grafenverein, Organisation und Politik einer Reichskorporation zwischen Reformation und Westfälischem Frieden* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission Hessen 52), Marburg 1989, S. 491.

18 Zu den Geburtenintervallen im Hochadel des Spätmittelalters vgl. *Spieß* (wie Anm. 16), S. 441 f (mit Forschungsüberblick).

sieben starben bereits im Alter von wenigen Tagen oder Wochen. Gleichzeitig lebten nie mehr als vier Kinder im elterlichen Haushalt.

Aus der Ehe von Hans Georgs Bruder Georg Adam gingen 13 Kinder hervor, von denen fünf Totgeburten waren und vier weitere frühzeitig verstarben. Das Erwachsenenalter erreicht haben schließlich höchstens drei Söhne und eine Tochter. Etwas günstiger gestalteten sich die generativen Verhältnisse bei den Eltern der beiden Adeligen, die insgesamt 14 Kinder zur Welt brachten. Von diesen sind sieben wohl schon vor Erreichen des Erwachsenenalters verstorben. Die Sterblichkeitsquote bei Säuglingen und Kindern schwankte bei diesen drei Familien also zwischen 50 und 70 %. Diese Quote liegt erheblich über den Werten, die an anderer Stelle für adelige Familien errechnet wurden. Sonderfaktoren, etwa eine verschlechterte Ernährung der Mutter während des Dreißigjährigen Krieges zurückzuführen, können zur Erklärung nur bedingt herangezogen werden, da die Sterblichkeit in den Jahren vor Ausbruch des Krieges kaum niedriger gewesen zu sein scheint.

Neben der Kindersterblichkeit wurde das auf eine möglichst hohe Zahl von Geburten angelegte generative Verhalten offensichtlich auch von dem Fehlen männlicher Nachkommen bestimmt. Daß die Geburt eines männlichen Nachkommens das generative Verhalten bestimmen konnte, läßt die Entwicklung der Geburtenabstände in der Ehe von Hans Georg Hofer und Maria Katharina von Schönstein vermuten. Bezeichnenderweise nehmen die Intervalle deutlich zu, nachdem erstmals ein Sohn das Säuglingsalter überlebt hatte. Weniger aussagekräftig sind wegen der Unvollständigkeit der Geburts- und Sterbedaten die Verhältnisse in der Familie von Hans Georgs Bruder, da sich die Totgeburten nicht datieren lassen.

Offensichtlich keinen Einfluß auf die Geburtenintervalle hatte die Geburt eines Sohnes bei den Eltern der beiden Adeligen. Diese Ehe brachte erst mit der siebten Geburt einen männlichen Nachkommen hervor. Ihm folgten zwei weitere Söhne, die früh verstarben. Auswirkungen auf das Zeugungsverhalten durch den Tod männlicher Nachkommen sind auszuschließen, da die Geburt des dritten Sohnes schon wenige Wochen vor dem Tod des zweiten erfolgte. Maria Baumgarten gebar in den folgenden Jahren noch drei weitere Söhne, von denen einer auch das Erwachsenenalter erreichte und damit versorgt werden mußte. Die Geschichte dieser Familie läßt darauf schließen, daß die Ehepartner angesichts der hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit in jedem Fall bemüht waren, möglichst vielen Kindern das Leben zu schenken, auch wenn sich dadurch die Gefahr erhöhte, daß neben verschiedenen Töchtern auch mehrere männliche Nachkommen zu versorgen waren.

Insgesamt gesehen stellen die autobiographischen Aufzeichnungen des Johann Georg Hofer von Lobenstein also, auch wenn sie zur Familiengeschichte selbst häufig nur relativ dürre Fakten enthalten, eine vielseitig auswertbare Quelle für die Geschichte des Adels in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dar, die eine vollständige Publikation des Textes gerechtfertigt erscheinen lassen.

Textabdruck¹⁹

Vorbemerkung: Der folgende Text enthält den Wortlaut der gesamten Lebensbeschreibung mit Ausnahme der darin enthaltenen Urkundenabschriften, bei denen nur auf die entsprechenden Regesten im gedruckten Inventar über das Archiv der Freiherren Hofer von Lobenstein verwiesen wird. Die Transkription erfolgt buchstabengetreu; beseitigt wurde Mehrfachkonsonanz, leicht modernisiert die Interpunktion. Der Text erscheint mit Ausnahme von Namen in Kleinschreibung. Abkürzungen wurden in eckigen Klammern aufgelöst, Ortsnamen einschließlich Namenszusätzen bei Adelsfamilien, soweit möglich, in den Anmerkungen identifiziert. Dabei wird die Identifizierung nur bei der erstmaligen Nennung eines Ortes aufgeführt. Die in Klammern angegebenen Zahlen bezeichnen die Paginierung im Original.

[1] *Es ist bekandt, daß der herzog von Norfolk, Howard genanth, einer der catholischen religion zu gethan seye. Dieser hat bey der crönung des königs große function zu vertreten, und vermög der ältesten geschichten, so ist einer seiner vor eltern der heerführer deer Engel-Sachßen gewesen, die Engelandt erobert haben, als wegen dereren meriten die famillen noch so viele prerocative in Engellandt besetzen. Dieser genande herzog von Norfolk hat vor mehr als 60 jahren an meinen seelichen h[errn] groß vatter lateinisch geschrieben, worinnen er die deduction der Hofferischen famillia begert, und da ihn dieses zugesandt geworten ist, so soll er eingestanden haben, daß er von unßerer deuzen familie abstamet, er thäte, mehrers so sollen auch selbsten die englischie geschigte schreiber darvon meltung thun, und soll daß wort Hofer nach der englische außsprag Howard gesagt werden.*

[2] *Zu wißen: Demnach auf anweisung und auf befehl der heiligen göttlichen schrift in allen dingen Got solle gelobet und gepriesen werden, daß ich daher billig mich meiner höchsten schuldigkeit zu sein erachte, der h[eiligen] hochgelobten treueinigkeit immerwehrendes lob, preiß, ehr und danck zu sagen, daß seine göttliche allmacht nach dero allein weisen rath und gnädigen willen, aus lauter gnad, güte und barmherzigkeit, auß nichts zu einem vernünfftigen menschen, ohn alle mein verdienst und würdigkeit zu seinem ebenbild mich erschaffen, in meiner mutterleibe mich formiret und zur rechten zeit mit vollkommentlichen gliedmaßen, weder lahm oder krum, den fünffzehenden octobris anno eintausend sechshundert und acht in der Obern Chur Pfalz zwischen 7 und 8 uhr vormittag uf dem adelichen landsaßen guth Zell²⁰, nicht allein frisch [3] und gesund laßen gebohren werden, sondern über diß mir seine göttliche gnad gedeyhen und anscheinen laßen, daß ich kurz darauf in denen folgenden tagen Christo dem herrn mei-*

19 Für die freundliche Zustimmung zur Veröffentlichung der Lebensbeschreibung sei Freiherr Hermann Hofer von Lobenstein, Eigentümer des Archivs der Freiherren Hofer von Lobenstein, an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

20 Zell, Lkr. Cham, Bayern.

nen einigen erlöser und seeligmacher durch den bund der heil[igen] tauf daselbsten einverleibet und zu einem kind und erbe Gottes auf- und angenommen worden bin. Meine geistliche vätter, gezeugen und tauffbaden waren die hochwohledlgeborn und gestrenge herr Georg von Taufkirchen uf Guttenberg zu Stamsrieth²¹ und herr Hannß Christoph von Freudenberg, churf[ü]rst[licher] Pfalz durch-[aucht] gewesener pfleger zu Bruckh²².

Mein hochseeligster herr vatter war der weyland hochwohledelgebohrn und gestrenge herr Hannß Georg Hofer von Lobenstein uf Zeell der Elltere, welcher durch Gottes gnad uf diese welt gebohren worden anno 1571, deß monath und [4] die stund ist seinem eigenen vorschreiben nach ihme selbstunbewusst gewesen, weilen, obwohlen alles fleißig aufgeschrieben und notiret worden, jedoch in der erlittenen feuersbrunst zu besagten Zell anno 1603 alles durch daß laidge feuer aufgangen und verzehret worden.

Meine auch hochseeligste frau mutter war die auch weyland hochwohledlgebohrne frau Maria von Baumgarten, mit welcher erstbesagt mein hochseeligster herr vatter zu Lichtmeßen anno 1594 in der hochf[ü]rst[lichen] Pfalz Neuburg bey Wörth unterhalb Regensburg²³ liegenden adelichem landsaßen guth Wisendt²⁴ bey seinem schwagern herrn Hyeronimo Kolben seinen hochzeitlichen ehrentag und festivitaet celebriret und gehalten hat.

[5] Hat mit besagter seiner ehegemahlin frauen Maria gebohrner von Baumgarten ehelich gelebt beynahe in daß 40te jahr weniger etlich wenig monathen und in solch wehrender zeit mit ihr ehrlich erzeigt 15 kinder, nahmentlich 6 söhn und 9 töchtern, ist seelig verstorben den 28[te]n Julii anno 1647 in Regensburg und daselbsten den 3[te]n oct[obris] hernach ist er bey St. Lazarus begraben worden.

Wann aber und wo meine hochseelige frau mutter gebohren worden seye, daß habe uf fleißiges nachforschen niemahls erkundigen können. Sie ist aber auch in Gott see[lig] entschlaffen zu besagten Regensburg den 5[te]n octobris anno 1634 in der nacht um 11 uhr, auch daselbsten bey St. Lazarus den 8[te]n ejusdem darauf begraben worden, ihres alters im 64ten jahr. Gott wolle ihrer seelen gnädig seyn.

[6] Nachdeme mir nun die gött[liche] allmacht auch diese hohe und große gnad gedeyhen und wiederfahren laßen, daß ich von dem uhralten saamen und hochadel[ichen] geschlecht der Hofer von Lobenstein erzeigt und gebohren worden bin, auch seine göttliche allmacht gesundheit verliehen und dieses zeitliche leben gefristet und verlängert, hat der allein grundgütige Gott meiner herzgeliebten eltern herz und gemüth regieret, daß sie mich vermittelst gött[licher] gnadens verleyhung mit denen wachsenden und zunehmenden jahren nicht allein zu hauß mit praeceptoribus versehen, sondern auch hernachmahls auf denen gimnasiis zu Re-

21 Stamsried, Lkr. Cham, Bayern.

22 Bruck i.d. Oberpfalz, Lkr. Schwandorf, Bayern.

23 Wörth a. d. Donau, Lkr. Regensburg, Bayern.

24 Wisent, Lkr. Regensburg, Bayern.

genspurg und Sulzbach²⁵ jedes orths 6 jahr lang, ingleichen auch uf der universitaet zu Jehna²⁶ in die 3 jahr lang auf ihre eigene spesa nothdürfftig[lichen] unterhalten in allen ade-[7] lichen tugenden, alsonderlich aber in dem wahren christenthum [davor ich zeitlebens hohen schuldigen danck sage] educiren und auferziehen laßen.

Alß ich nun meine annos discretionis durch Gottes gnad erlangt, hat mir nicht unbillig obgelegen sein wollen, mich selbst zu erkennen lernen, wer ich von meinem herkommen und geburth seye, wer meine eltern und großeltern gewesen, wie und welcher gestallten dieselbe in der welt gelebt, worinnen mein geschlecht vor diesem bestanden und wie daßebe von seculis zu seculis gestiegen und emporkommen seye, um mich allenfalls in selbigem bestens zu informiren und meine dafere vorfahren und großeltern zu imitiren.

[8] Diesen nun meinem obgeseztem intent allen seinen umständen nach bestmöglichst zu erlangen, ist mir sehr beschwehrlich und hinterlich gefallen, daß obgedachte meine herzeliebte eltern durch göttliche verhängnus a[nn]o 1603 in eine ganz unversehene feuersbrunst leider gesezet worden, in welcher, weilen dießebe allzu groß und keineswegs mehr zu löschen war, alles von oben bis unten, an baarschafft, als silber, gold, edelgestein, berlen, mobilien, bethgewandt und aller fahmus, absonder[lichen] aber an brief[lichen] uhrkunden, welches alles uf viel 1000 fl. werth dergestallt verzehret und consumiret hatt, daß nicht das geringste davon errettet werden können, also gar, das hochsee[lige] gedachte meine eltern nebenst denen damahls meinen lieben [9] geschwisterten sich in den vorhandenen schaffstall retteriren und eine zeitlang bis auf erfolgte neuerliche reparation deß abgebrannten schloßes Zell darinn sich elendiglich behelffen müßen.

Dabey aber auch anfänglichen zu wißen, daß diß uhralted adeliches geschlecht seinen uhrsprung und originem auß dem herzogthum Ober- und Unter Bayern hat, inmaßen auß des herrn Wigulei Hundy²⁷ zu Sulzenmoß der rechten doctoris in truck gegebenen bayerischen stammenbaums a[nn]o 1586 in seinem andern theil in beschreibung dieses geschlechts expresse meldung beschicht, daß dießebe ehedeßen auch erbmarschalkhen deß hohen stifts Regenspurg gewesen, auch in Bayern wohl angeseßen, sich [10] mit vielen vornehmen grafen, herrn und andern adelichen geschlechtern verheyrathet, und von ihro fürst[lichen] durchläuchtigkeit denen damahligen regierenden fürsten und herzogen in Bayern noch vor- und schon um 6. annum 1300, wie auch hernachmahls mit vielen vornehmen diensten, diginitaeten und aemtern versehen und begnadet worden, wie auß mehrbesagter beschreibung herrn Wigulei Hundy fol. 127 biß 131 mit mehrerm zu ersehen ist, inmaßen derßebe auch unter andern meldet, das herr Greimolt Hofer ritter einen danck in 3t[en] turnier zu Costniz²⁸ a[nn]o 948 erlangt und turniervogt

25 Sulzbach-Rosenberg, Lkr. Amberg-Sulzbach, Bayern.

26 Jena, Thüringen.

27 *Wiguleus Hundt*: Bayerisch Stammenbuch von den alten abgestorbenen Fürsten, Pfaltz-, March- und Landt- und Burggraven, Landt- und Freiherrn. Bd. I u. II, Ingolstadt 1585 und 1586.

28 Konstanz, Baden-Württemberg.

im 4t[en] zu Mörßenburg²⁹ schon geweßen seye a[nn]o 968. Item Friederich im 10[te]n turnier zu Zürich a[nn]o 1165.

Sie haben sich anfänglich geschrieben, [11] wie es sich meldet, die von Hofer alß Otto decuria testis in einem alten lateinischen brief zu Eurasperg de a[nn]o 1265, item Hermann und Eberhard von Hofer; fratres, Marquard deß Hermanns Sohn, und Eglof von Hofer; testes in einem wechßelbrieff des closters Reichenbach³⁰ mit herzog Ott von Bayern um 2 höfe de a[nn]o [etc.] 1234 brief zu München, mehr Heinrich vom Hof, Adalehn, sein sohn, a[nn]o 1262, nachmahls Hermmann und Wallter vom Hof, testes in einem kaufbrieff der grafen von Ortenburg und Murach a[nn]o [etc.] 1271 brief zu München, ingleichen Eberhard vom Hof, Gebhard sein sohn a[nn]o 1296 brief zu Waldenberg; sie haben sich auch end[lich] die Hofer von Lobenstein und Sinching³¹ geschrieben; hat sich auch herr Matthias Hofer [12] hernach beheyrath mit frauen Lucretia, graf Carls von Arg tochter; dieser ist herrn Hundy beschreibung nach gar ein geschickter ehrlicher und dapfferer mann seines alters bey 40 jahren alt im herrnstand und seinen bösen wülden, auch großen vermögens geweßen, seine voreltern haben daselbst in der graffschafft Gürz³² an dem Atriatischen Meehr nahe bey Trüst³³ und am Carst gelegen ein ansehnliche herrschafft Tubrin³⁴ genannt vom hauß Oesterreich pfandtsweiß ein-, aber sonst in der graffschafft auch ein eigen guth und siz mit nahmen Rendschach³⁵ gehabt.

So sind auch dießes allten ehrlichen geschlechts der Hofer von Lobenstein successu temporis in das königreich [13] Böhheim kommen, welche die Hoferische stammlehen etlich 100 jahr nacheinander anererbt, und von jahren zu jahren genutzt und genoßen, alß aber sie alle abgestorben seynd dieselbe stammlehen nach meines vatters see[ligen] ableiben auf meinen auch see[ligen] verstorbenen bruder Georg Adam Hofern von Lobenstein auf Kreblitz³⁶, dann ach nach deßen tod a[nn]o [etc.] 1665 auf mich kommen und gefallen.

Belangend das schloß Lobenstein³⁷, davon wir uns die Hoffer allesamt alß von unserm stammhauß jedesmahls geschrieben und noch schreiben thun, hat man weder aus alten historien, vertheilungen oder brieflichen uhrkunden, wann, wie und welcher gestallten entweders durch erkauffung oder durch erheyrationg [14] durch ritter[liche] thaten oder sonsten etwann aus hohen fürst[lichen] gnaden auf dießes uhralted adeliches geschlecht kommen und gelanget seye, wohl aber so viel, daß selbiges unverändert bey dießer familia verblieben, bis ich und meine geschwi-

29 Merseburg, Brandenburg oder Meersburg, Baden-Württemberg.

30 Reichenbach, Lkr. Cham, Bayern.

31 Sünching, Lkr. Regensburg, Bayern.

32 Görz, Italien

33 Triest, Italien.

34 Vermutl. Tybein (Duino), Provinz Treviso, Italien.

35 Nicht identifiziert in der Grafschaft Görz bei Triest, Italien.

36 Kröblitz, Gde. Neunburg v. Wald, Lkr. Schwandorf, Bayern.

37 Burg bei Zell, Lkr. Cham, Bayern.

sterte selbiges leider den 17[te]n [novem]br[is] a[nn]o 1640 wieder willen verkauffen müßen.

Belangend das adeliche schloß und alte veste Lobenstein, und das adeliche landsaßen guth Zell, so ist bey denenselben mercklich, und wohl zu bedencken, daß weyland zwischen dem durchlauchtigsten fürsten und herrn herrn Ludwig, deß H[eiligen] Römischen Reichs erz truchsäßen und chürfürsten, und herrn Friederichen gebrüdere pfalz grafen bey Rhein, herzogen in Bayern, [15] an einem und denen auch durchlauchtigsten fürsten und herrn herrn Wilhelmen und herrn Ludwigen gebrüdern, auch pfalzgraffen bey Rhein und herzogen in Nieder- und Oberbayern, gevettern, anderntheils alß etewan lange zeit hero zwischen weiland dero vorfordern und deroselben von wegen deß halßgerichts auch landsfürst[licher] hoch- und obrigkeit des schloßes Lobenstein auch der tafern und dorffs zu Zell, die ein jedweder in seinem fürstenthum zugehören, angezeigt nachbarliche gebrechen und irrungen sich erhalten, daß dieselbe um erhaltung willen guter friedliche nachtbarlicher beywohung deßhalb sich selbst freundlich nachfolgender maßen miteinander verglichen haben [16] wißend und wohl bedacht, nemlich daß nun führohin alle und jede landtfürstliche hohe- und obrigkeit des benannten schlosses Lobenstein, auch der tafern und güther zu Zell, so viel derselbe inhalbs der strassen gegen solchen schloß ordent[lichen] liegen, samt dem hof Grub³⁸, welcher bishero zum halbentheil mit derselben landsfürstlichen obrigkeit in das amt Wetterfeld³⁹ und zum andern halbentheil gen Falckenstein⁴⁰ gebrauchth worden, pfalzgraffen Ludwigen churfürsten und herzog Friederich gebrüderen in solch ihr amt Wetterfeld allein zu stehen. Derentwegen soll herzog Wilhelm und herzog Ludwigen gemeltem dorff Zell her, dißhalb, da strassen [17] gegen dem Falckenstein vorhanden seynd, mit samt der mühl außerhalb deßelben dorfs Zell gelegen und insonderheit auch auf denen 3en güthern und 2en mühlen in Goppenbach⁴¹, auch 2en güthern zu Grobsberg⁴², so bisher zum halben theil an Wetterfeld und den ander halbe theil an Donaustauf⁴³ mit berührter obrigkeit gehörig gewesen ist, auch allein bleiben, und damit fürderhin zwischen ihro churfürst[lichen] durch[lauchtigkeit] und fürst[lichen] durchlauchtigkeit und gnaden, dero amtleuthen und unterthanen der sachen halb weitere irrungen vermieden bleiben.

Es haben auch besagter herr pfalzgraff Ludwig, churfürst und herzog Friederich, gebrüdere, sich des kirchen-[18]schuzes uf dem pfarrhoff auf ermeldtem halbem dorfs mühl und güthern zu Zell, so neben die straß gegen dem Falckenstein [wie obstehet] liegen, hiemit wißentlich begeben und entschlagen, auch sich beederseits folgender schiedlicher marsch zwischen ihren landgränzen uff beschehene erfahrung und bereitung abermahls freundlich vereint.

38 Grub, Gde. Roding, Lkr. Cham, Bayern.

39 Wetterfeld, Gde. Roding, Lkr. Cham, Bayern.

40 Falkenstein, Lkr. Cham, Bayern.

41 Göppenbach, Gde. Altenthann, Lkr. Regensburg.

42 Nicht identifiziert in der Oberpfalz.

43 Donaustauf, Lkr. Regensburg, Bayern.

Also das erstlich angefangen auf der landstraßen, so von Regenspurg aus auf das closter Reichenbach⁴⁴ gehet, bey der hölzern bildsäulen, so bey derselben straß oberhalb deß Refthal⁴⁵ stehet, der enden die 3e gericht Wetterfeldt, Donaustauf und Regenstauf⁴⁶ zusam stoßen und fürder solcher landstraßen für und für [19] nach bis auf die weegscheid allda der weeg von bestimder landstraßen zu der rechten hand uf das dörfflein Malspauren⁴⁷ gehet, und jertz ein marckstein daselbst hingesezt, denselben weg auf Malspauren, ferner nach durch den grund über daß bächel uf die höh oberhalb deß dörfels Goppenbach, der ortten jertz auch ein marckstein ist, und von solchen stein und hochgerichts den wießgrund zu thal hin-ab biß in daß bächel zunächst oberhalb gedachten dörfels Goppenbach, allda jertz auch ein marckstein stehet, förder in selben bächel darbey obbemelter stein ist, zu berg bis gegen Rugerhofen⁴⁸ über zu der stein linien in den Steinbach im Furth deßelben Steinbachs zu berg bis auf den hohen weeg oberhalb Rosen Ried⁴⁹, und denselben hohen weeg oder [20] straßen nach, durch daß hochholz bis gen Hezenbach⁵⁰ zu St. Lienhard genannt mitten durch das dörfel der straßen nach bis in das dorf Zell, welch marckstein auf der ein- gegen unsere pfalzgraf Ludwig churfürstens, und herzog Friederichs lant mit dem buchstaben P. und uf der andern seiten gegen unsern herzog Wilhelms und herzog Ludwigs fürstenthum Bayern mit B. gezeichnet, daß alles wie vor stehet, die rechten schiedmarck der landgränzen zwischen unser beederseits fürstenthüern, der Pfalz und Bayern, sein und bleiben soll, aller ding getreulich ohngefärde.

Daß zur wahren urkund haben wir unsere secrete insiegel an den brief [deren zwey in gleicher laut auf gericht und dieser jeder theil einen [21] angenommen hat] gehangen, der geben und geschehen ist zu Regenspurg pfingstags nach dem sonntag Judica in der fasten den 11[te]n aprilis als man zehlt nach Christi unsers lieben herrn geburth eintausend fünffhundert acht und dreysig.

Darbey dann nachdenck[lich] und wohl zu erwegen ist, daß anfänglichen und von unerdencklichen jahren hero daß adeliche schloß Lobenstein cum pertinentiis in und allezeit vor frey, ledig und eigen ohne männiglichs anspruch gleich wie vor also auch nach deme erstbesagtem vertrag beeder chur- und fürstlicher häußer ist gewesen und davor erkandt worden, biß anfänglichen ein solches Dietrich Hofer dem durchlauchtigsten churfürsten und herrn herrn Otto pfalzgraffen bey Rhein, [22] in Bayern herzogen nachfolgender gestallt zue lehen aufgetragen und von seinem halben theil übergeben hat.

44 Reichenbach, Lkr. Cham, Bayern.

45 Refthal, Gde. Altenthann, Lkr. Regensburg.

46 Regenstauf, Lkr. Regensburg, Bayern.

47 Mainsbauern, Gde. Wald, Lkr. Cham, Bayern.

48 Nicht identifiziert.

49 Nicht identifiziert.

50 Hetzenbach, Gde. Zell, Lkr. Cham.

[Text der Urkunde von 1468⁵¹]

[26] Nachfolgendlich und zwar den 3ten Maii a[nn]o 1570⁵² ist bald darauf erfolgt, daß beede gebrüdere herr Hannß und herr Dietrich dieses vor diesem ganz eigenes schloß Lobenstein cum pertinentiis obbemeldten herrn churfürsten und pfalzgraff von Otten zu lehen gemacht und aufgetragen haben, wie aus nachfolgenden clär[lichen] zu ersehen ist.

[Text der Urkunde von 1470⁵³]

[30] Nachdeme nun herr Hannß Hofer von Lobenstein see[lig] verstorben ohne männliche leibes erben, auch mein uhruhranherr herr Dieterich Hofer dieses zeitliche ebenmäßig geseegnet, hat derselbe 2 söhne nahmens Wolff und Georgen gebrüdere hinter sich im leben gelaßen, haben dieselbe noch ziemlich jung sich in fernden landen etwas zu versuchen, zu sehen und zu ler-[31]nen umgesehen, daher, weilen dieselbe nach dero glücklichen zurückkunfft aus unwißenheit, daß diß ihr angeerbtes schloß Lobenstein samt deßen zugehörung sich nicht zu recht gebührender zeit um die belehnung unterthänig angemeldet und gebeten, als ist ihnen solches von ihro churf[ürst]r[st]licher durch[laucht] herrn pfalzgraff Philippsen churfürsten und deßen herrn sohn herrn Friederichen anfänglichen ungnädig aufgenommen und müßdeutet worden.

Nachdem sie aber bey ihrer glück[licher] zurückkunfft aus fremden landen unterth[änigst] remonstrirt, daß sie viele jahr nicht inner lands gewesen und daß sie solch lehen empfängnus bey [32] ihro churfürst[licher] durch[laucht] herrn pfalzgraff Philipp see[lig]en und löb[lichen] gedächtnus auch nochmahls und bis dahin nicht gefährlicher oder anderer weiß unterlaßen, denn daß sie nicht gewust, daß solch schloß mit seiner zugehör von denen herren churfürsten zu lehen gehen oder ihr offen hauß seye, bey guten glauben angezeigt und erhalten, haben ihro churfürst[liche] durch[laucht] dieße ihre entschuldigung angenommen und uf der hochgebohrnen fürsten dero lieben vettern und schwägeren herzog Wilhelms und herzogs Ludewigs gebrüdere in Bayern freundlich vor sie und ihre selbst unterthänig ansuchen und bitt aus gnaden solch schloß Lobenstein mit all seiner ein- und zugehörung abgenannten dero lieben getreuen Wolff und Georgen den [33] Hofern von Lobenstein gebrüderen mit ausnehmung dero mann und eines jeglichen rechten zu rechten lehen wiederum verliehen, so geschehen von ihro churfürst[licher] durch[laucht] pfalzgraff Ludwigen alß vor sich selbst und dero herrn bruders herzog Friederichs wegen, dieweilen sie in gemeinen regiment laut deß vertrags

51 Vgl. P.Müller, R. Ziegler: Archiv der Freiherren Hofer von Lobenstein – Schloß Wildenstein (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg 21), Stuttgart 1994, U 1.

52 Richtig 1470.

53 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 2.

geblieben sind, so geschehen in Amberg uf donnerstags nach visitationis Mariae⁵⁴ 1516 laut nachfolgenden lehen briefs ...

[Text der Urkunde von 1516⁵⁵]

[38] Nachdeme etliche wenige zeit und jahr hernach obernannter herr Wolff Hofer von Lobenstein see[lig] verschieden, haben höchstgedacht ihro churfüst[liche] durch[laucht] herr Ludwig und herr Friederich gebrüdere nach deßen seel[igem] ableiben meinem uhranherrn herrn Georg Hofern von Lobenstein, weilen derselbe vorhin den halben theil dieses schloßes von ihro chur- und fürst[lichen] durch[laucht] zu lehen gehabt, sein Wolffens antheil mit alle seiner ein- und zugehörung, weilen er ihme ohne daß erblich angefallen, ihme auch wiederum verliehen, so gescheen aufn freytag nach dem h[eiligen] oberßtag⁵⁶ a[nn]o 1522 vermög nachfolgenden lehenbriefs.

[39] [Text der Urkunde von 1522⁵⁷]

[42] ... In deme nun sich ein hauptfall ereignet, ihro churf[ü]rst[liche] durch[laucht] herr pfalzgraff Ludwig churfürst zeit[lichen] todes verblichen, hat dero hochgeehrtister herr bruder herr pfalzgraff Friederich churfürst besagten herrn Georg Hofer von Lobenstein meinem uhranherrn [43] mit ermeltem schloß Lobenstein cum pertinentiis abermahls belehnt auf sein unterthäniges gesuchen, montags nach Omnium Sanctorum, den 5[te]n [novem]br[is] 1548, wie hernach folget ...

[Text der Urkunde von 1548⁵⁸]

[46] Alß nun in folgenden jahren wohl edelgedachter mein uhranherr herr Georg Hofer von Lobenstein auch dieß zeitliche geseegnen müßen, haben höchstgedacht ihro churfürst[liche] durch[laucht] herr pfalzgraff Friederich bey Rhein nach seinem see[ligen] ableiben seinen beeden hinterlaßenen söhnen Wolff Dieterichen und Eytel David Hofern uf ihr unterth[äniges] anmelden und bitten vermeldtes schloß Lobenstein cum pertinentiis auch gn[e]d[ig]st verliehen, Erichtags, den 7[en] Januarii a[nn]o [etc.] 1556, wie aus nachfolgenden lehen brieff mit mehreren zu ersehen ist ...

54 Juli 4.

55 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 5.

56 Januar 10.

57 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 6.

58 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 8.

[Text der Urkunde von 1556⁵⁹]

[50] *Darauf nun erfolget, daß er Wolff Dieterich und Eytel David Hofer gebrüdere sich miteinander vertheilet und in besagter vertheilung vielernanntes schloß Lobenstein dem jüngern bruder herrn Eytel David Hofern zugetheilet worden, auch alß gleich damahls höchsternan[n]t ihro churfürst[lich]e durch[laucht] herr pfalzgraff Friederich bey Rhein [etc.] todtes verblichen, alß haben auch höchst ged[achte] ihro churfürst[liche] durch[laucht] herr Otto Heinrich pfalzgraff bey Rhein alß successor meinen anherrn weyland herrn Eytel David Hofer mit offternannten schloß Lobenstein belehnt, daß erstemahl Erichstags, den 16t[en] Febr[uarii] 1557 wie aus nafolgenden zu ersehen.*

[51] [Text der Urkunde von 1557⁶⁰]

[54] *... In dem auch bald darauf ihro churf[ü]rst[liche] durch[laucht] herr pfalzgraff Otto Heinrich todtes verblichen und hierüber sich ein hauptfall ereignet, ist mein anherr Eytel David Hofer see[lig] von ihro churfürst[lichen] durch[laucht] pfalzgraff Friederich bey Rhein alß [55] successoren deß lands zum andern mahl mit vielernannten schloß Lobenstein cum pertinentiis laut nachfolgenden lehen briefs belehnet worden, Erichstag, den 12[te]n sept[em]br[is] anno 1559...*

[Text der Urkunde von 1559⁶¹]

[59] *Alß sich nun auch gefüget, das ihro churfürst[liche] durch[laucht] herr pfalzgraff Friederich churfürst bey Rhein daß zeit[liche] leben beschloßen und dadurch sich abermahls ein hauptfall a[n]no 1577 ereignet, haben ihro churf[ürstliche] durch[laucht] herr pfalzgraff Ludwig besagten meinen anherrn herrn Eytel David Hofern mit solchem schloß Lobenstein cum pertinentiis abermahls belehnet, den 14[te]n february selbigen jahrs, wie nachgehends zu ersehen ...*

[Text der Urkunde von 1577⁶²]

[63] *Nachdeme nun wohl edel besagter mein anherr see[lig] herr Eytel David Hofer auch todtes verblichen und einen einigen minderührigen sohn herrn Hannß Georg Hofern von Lobenstein und Zell alß meinem hochgeehrten und herzgeliebtesten herrn vattern in leben hinter sich verlaßen, alß haben deßelben constituirte und vorgesezte vormündere, alß weyland herr Georg Dieterich von Brand zum*

59 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 9.

60 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 10.

61 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 11.

62 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 14.

Podenstein⁶³ und herr Georg von Thürling zum Chierlstein⁶⁴ und Trautenbach⁶⁵, vor besagt dero pflücks sohn um die belöhnung besagten schloßes Lobenstein auf unterth[änigst] angehalten und gebetten und selbige von herrn Johann Cassimier pfalzgraffen und churfürst[lich] pfälzi[schen] administratoren herzogen in Bayern gnädigst erlangt, [64] laut lehenbriefs sub dato Amberg aufn montag nach Judica, den 19[te]n Julii a[nn]o 1585, wie hernach folget ...

[Text der Urkunde von 1585⁶⁶]

[67] ... Nachdeme nun ihro churf[ü]rst[liche] durch[laucht] herr Friederich pfalzgraf bey Rhein herzog in Bayern die [68] regierung dero churfürstenthum land und leuthen selbsten angetreten und besagter mein hochgeehrter herr vetter herr Hannß Georg Hofer von Lobenstein auf Zell nunmehr seine vogtbare jahr und alter erreicht, haben s[eine]r churfürst[lichen] durch[laucht] auf sein unterthänigstes anhalten, ihme dieses schloß Lobenstein selbsten zu lehen verliehen, mittwochs, den 21[te]n februarii anno 1593 laut originali vorhandenen lehenbriefs ...

[Text des Lehnbriefs von 1611⁶⁷]

[72] ... Nachdeme nun obbesagter herr pfalzgraff Friederich churfürst auch diß zeit[liche] verlaßen, hat mein hochsee[lig] herr vatter von ihro fürst[lichen] gnaden weyland herzog Johann pfalzgrafen bey Rhein, vormund und der Chur Pfalz administratorm, herzogen in Bayern, grafen zu Velden⁶⁸ und Sponheim, ebenmäßig das schloß Lobenstein cum pertinentiis gleich oberstandener maßen zu lehen empfangen in Amberg uf freytags, den 7[te]n Junii a[nn]o 1611.

[73] [Text des Lehnbriefs von 1593⁶⁹]

[76] ... Mehr hat successu temporis von dem von dem durch[lauchtigsten] churfürsten und herrn herrn Friederico pfalzgraffen bey Rhein herzogen in Bayern [etc.] vielernannter mein hochsee[lig] herr vatter herr Hannß Georg Hofer von Lobenstein zu Zell das schloß oder die veste Lobenstein abermahls zu lehen empfangen cum pertinentiis zu Amberg, donnerstags, den 13[te]n Aprilis a[nn]o 1615 alles nach laut und inhalt der obbeschriebenen lehenbriefen, maßen auch hernach folget ...

63 Bodenstein, Gde. Nittenau, Lkr. Schwandorf, Bayern.

64 Evtl. Karlstein, Gde. Regenstau, Lkr. Regensburg, Bayern.

65 Nicht identifiziert, vermutl. in der Oberpfalz.

66 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 15.

67 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 20.

68 Gemeint ist Veldenz, Lkr. Bernkastel-Wittlich, Rheinland-Pfalz.

69 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 16.

[Text des Lehnbriefs von 1615⁷⁰]

[78] ... Und damit hat sich die lehenempfüngnis dieses schloßes Lobenstein cum pertinentiis bey denen herren pfalzgraffen und churfürsten an Rhein [79] geendiget und ist nachfolg[end] mit der Obern Chur Pfalz an die churfürsten in Bayern alß ihro churfürst[lichen] durch[laucht] herrn Maximilianum und seiner herren successores, also auf die so genannte Willhelmische liniam, kommen und transferrirt worden.

Dabey dann wohl zu mercken stehet, daß nachdeme (wie oben eingangs gemeldet worden) mein hochsee[lig] herr vatter a[nn]o 1603 eine höchstgefähr[liche] feuersbrunst zu Zell erlitten, in welcher in summa alles, in specie auch alle schrift[liche] documenta und uhrkunden, im rauch auffgangen, daß obiger angeführter bericht dießer lehenempfüngnis halber auf unterth[äniges] bittliches ansuchen und flehen von denen churfürstlichen lehenstuben zu Amberg vielernannten meinem herrn vettern see[lig] nebst andern aus gnaden in abschrift communicirt worden ist.

[80] Dabey dann wohl in consideration zu ziehen und nicht außer acht zu laßen, wasmaßen eingangs auch gemeldet worden, welcher gestallten herr Ludwig deß Heill[igen] Röm[ischen] Reichs ertztruchßes und churfürst und herr Friederich gebrüdere pfalzgrafen bey Rhein herzogen in Bayern [etc.] an einem und die auch durch[lauchtigen] fürsten und herrn herr Wilhelm und herr Ludwig auch gebrüdere pfalzgraffen bey Rhein herzogen in Nieder- und Ober Bayern gevettere andern theils von wegen lange zeit und hero zwischen ihnen beederseits und dero vorfahren strittigen halßgerichts auch landsfürstlicher hoch und obrigkeit des schloßes Lobenstein auch der tafern und dorffs zu Zell halben, sich mit einander freundlich und gülich verglichen, daß ihro churfürst[liche] durch[laucht] herrn Ludwichen ch[ur]fürsten und deßen herrn brudern pfalzgrafen bey Rhein allein zu der Chur Pfalz und in das amt [81] Wetterfeldt künfftig behörig, hingegen ihro fürst[liche] gnaden herzog Wilhelmen und herzog Ludwigen der andere theil des halben dorffs Zell her, dißhalb der straß gegen den Falckenstein vor handen, mit sammt der mühl außerhalb deßelben dorffs Zell gelegen, nebst den kirchenschuz auf dem pfarrhoff und andern halben dorffs gütern zu Zell, so über die straß gegen dem Falckenstein liegen, auch allein künfftig zustehen und verbleiben sollen vermög aufgerichteten vertrags sub dato, den 11[te]n April a[nn]o 1638, daß sich hernach in folgenden jahren ereignet und begeben, nachdem die Hofer von Lobenstein also daß ganze geschlecht vermehret in das guth Zell beederseits diß- und jenseits der straßen vertheilet haben, da sich dann ergeben, daß dieser antheil, so dießhalb der straßen gegen dem Falckenstein samt dem kirchenschuz, [82] der mühl an den güthern und pertinentiis herrn Wolff Dietrich Hofern von Lobenstein zu Zell nach absterben seines freundlichen lieben vatters Georgen Hofers see[lig] erblich zutheil worden und solche hofmarck Zell in aufrichtiger theilung und ver-

70 Vgl. Müller/Ziegler (wie Anm. 51) U 21.

trag mit seinen geschwisterten deßwegen gänz[lichen] vertheilt und vertragen worden ist.

Worauf er Wolff Dietrich Hofer von Lobenstein zu Zell und mit ihme Maria, seine eheliche haußfrau, gebohrne Böheimin, hernachmahls wißent[lich] und ganz wohl bedächtlich der edeln und tugendhofften frauen Martha gebohrne von Benzenau zum Falckenstein, wey[land] deß edlen und vesten Michael von Preysings see[lig] nachgelaßener wittfrau, [83] allen ihren erben und nachkommen diese ihre halbe hofmarck Zell im fürstenthum Bayern und Falckensteiner landgericht gelegen cum omnibus pertinentiis uf ewig verkaufft, tradiret- und übergeben hat, so geschehen freytags nach Thomae ap[o]stoli⁷¹ des ein tausend fünffhundert neun und fünffzigsten jahrs.

Ist also vielernannte halbe hoffmarck Zell bayerischen theils durch besagten herrn Wolff Dietrichen Hofer von diesem uhralten geschlecht kaufflichen hinweg kommen und bis auf gegenwärtige zeit, jahr, tag und stund bey der herrschafft Falkenstein incorporirt und nuzmäßig zu befinden.

[84] Allß nun interia temporis ohngefehr a[nn]o 1619 in dem H[eiligen] Röm[ischen] Reich der 30igjährige krieg entstanden und der durchlauchtigste fürst und herr herr Friederich pfalzgraf bey Rhein, deß H[eiligen] Röm[ischen] Reichs erztruchßes und churfürst, durch krieges macht auß der Oberrn Chur Pfalz von denen kayser[lichen] und churbayrischen vöckern vertrieben worden und selbige hernachmahls dem auch durchlauchtigsten fürsten und herrn herrn Maximiliano, in Ober- und Niederbayern auch der Oberrn Pfalz herzogen, pfalzgraffen bey Rhein, des H[eiligen] Röm[ischen] Reichs erztruchßes und churfürsten, landgrafen zu Leuchtenberg, ererblich zugeeignet, also eine gänzliche verenderung dieser landen vorgenommen worden, alß haben höchst gedacht ihro churfürst[liche] durch[laucht] Maximilianus, nachdeme deroselben durch [85] kayser[lichen] commissarius die ganze Obere Chur Pfalz crafft obhabender kayser[licher] commission übergen und durch dieselbe alle unterthanen hohe und niedere standts persohnen auch lehen leuth ihrer voriger pflichten los, ledig und freu gesprochen worden, bald darauf alle lehenleuth in besagter oberrn Churpfalz nacher Amberg durch general mandata citiren und sich de novo verpflichten laßen, solchennach viel besagt mein hochgeehrter und herzeliebtester herr vatter auch dißfalls nicht er manglet seinen schuldigen gehorsam zu bezeugen und, nachdeme er in eigner persohn leibes unpäßligkeit halber nicht selbst erscheinen können, hat er bittlichen vermöcht, seinen geliebten herrn vettern den auch weyland wohledelgebohrn und gestrengen Wolff Christoph Hofern von Urfahren uf Stofling⁷² see[lig], daß derselbe an statt seiner chrafft habender vollmacht [86] den 19. [novem]br[is] a[nn]o 1629 seinetwegen über offternanntes lehenbares schloß Lobenstein in Amberg die lehen auch empfangen hat.

71 Dezember 22.

72 Stefling, Gde. Nittenau, Lkr. Schwandorf, Bayern.

Alß es aber endlichen so weit dahin kommen und gelanget, daß ob höchstgedacht s[einer] churfürst[lichen] durch[laucht] herr churfürst Maximilianus sich gänzlichen vorgenommen und behauptet die ganze Obere Churpfalz in der religion zu verendern und in derselben durch mandata aller lehenleuth und andern unterthanen die römi[sche] catholische religion einzuführen und allen unterthanen durchgehends anzubefehlen, daß dieselben innerhalb eines gewissen termins besagte römische catholische religion entweder annehmen, zu derselben sich bekennen oder das land räumen, sich anderwärts außer deßelben begeben [87] und ihre güther anderrwärttig der chatholischen religion zugethanen zu verkauffen, auch derrnthalben einen gewissen anschlag solcher güther der hochlöb[lichen] regierung zu Amberg einzuschicken, alß hat auch mein hochsee[lig] herr vatter hierinnen vollständige parition geleistet, sich mit seiner herzeliebten ehegemahlin obbesagter frauen Maria gebornr von Baumgartten nebenst noch seinen 2en söhnen und 4 töchtern nacher Regenspurg in das exilium begeben und also seine güther Lobenstein und Zell mit dem rücken angesehen, und bis an sein seel[iges] ende bey dem allein seligmachenden glauben ewangelischer seiner wahrer religion beständig verblieben, seinen Gott nicht verlassen, welcher auch ihm und uns alle noch über lebende nicht verlassen, sondern treulich beygestanden, und biß auf gegen-[88]wärttge zeit und stund versorget und erhalten hat, wie wohlen es meinen lieben eltern und uns allen in so wähernder langer zeit und vielen jahren recht von herzen kümmerlich und elendiglich ergangen, in deme wir von der schnur zehren und alles, was unsere see[lige] eltern so lange zeit und jahr hero durch ihren sauern schweiß ehrlich erworben, diese zeit über Gott zu ehren wiederum anwenden und verzehren müßen, davor wir aber der h[eiligen] treyfaltigkeit herzlichen lob, danck, ehr und preiß billig hoch zu dancken ursach haben, daß s[eine] göttliche allmacht uns bey dieser so hartten verfolgung also genädiglichen auch in den höchsten trübsahlen erhalten und seine gott[liche]r gnad beystand und hei[ligen] geist genädiglichen verliehen hat, daß wir ihme nicht verlaugnet, [89] sonder bey seinem h[eiligen] göttlichen wortt beständig verblieben, und nicht in consternation, die zeitlichen güther zu erhalten, die ewige seelen seligkeit verlohren, und in höchster pericul und gefahr gesezt haben, der wird und wolle uns allerseits noch überlebende nebst unsern kindern und Kindes kindern [da er derselben begehren solte] bis an unser see[liges] ende auch genädiglich dabey erhalten. Amen.

Indeme nun wie obgedacht mein hochgeehrter höchstseeligster herr vatter den 28. Julii a[nn]o 1647 in Regenspurg in Gott seelig[lichen] entschlaffen, allso 19 ganzer jahr in dem exilio mit seiner ehegemahlin und 6 kindern sich daselbsten aufhalten und allein von der schnur, wie man zu reden pflaget, zehren, sich kümmerlich nehren und erhalten müßen, auch beysiz [90] und logiment gelder nebst der gleidung, also holz, speiß und tranck kauffen und um den baaren pfennig verschaffen, so kan ein jeglich verständiger bey sich selbsten leichtlich ermeßen, was solches alles gekostet haben müße, und wie besagt meine herzeliebte eltern all ihrer zeitlichen mitteln destituiret worden seyen, alßo, daß, wann der allgütige Gott sie nicht augenschein[lichen] und wunderbar ernehret und genädiglichen er-

halten, ihnen ohnmög[lichen] gefallen wäre, dieses so langwürig exilium auszustehen und zu erdulden, solchem nach, obwohl uns sämtlichen geschwisterten sehr wehe gethan, schmerzlich und betrübt vorkommen und tief zu herzen gegangen ist, die bona a vita nehm[lich] Lobenstein und Zell so ganz unverdient und ohn alles verschulden, weder [91] um schuldenlasts noch einiger excessen und exorbitanzien oder straffbaren malizia willen zu verlaßen und mit den rücken anzusehen, die doch so lange viele jahre hero ultra hominum memoriam und so vielen seculis bey diesem uhralten hochadelichen geschlecht ganz unverruckt und niemahl verendert geblieben, so haben wir jedoch durch Gottes gnädige hülf und beystand dieses alles und zwar diese nicht geringe versuchung superiret, weilen von unsern hochgeehrtest und herzgeliebtesten eltern (denen wir davor billig herzzinniglichen hohen schuldigen danck sagen) von jugend auf zu hauß und in denen schulen wir so weit angewiesen und informiret worden sind, auch auß gehör [92] göttlicher wortts und selbst lesung der h[eiligen] göttlichen schrifft so viel gelernet haben, beßer zu sein um der ehre und lehre Jesu Christi willen, alles creuz, leiden und ungemach zu erdulden, ja lieber die ganze welt, will geschweigen diese wenige zeitliche güther als die ewige seel und seeligkeit zu verlieren, hindan und in gefahr zu sezen, als haben wir demeselben gehorsamlich nachgelebt, der weltlichen obrigkeit gehorsame parition und gehorsam geleistet, also laut aufgerichteten kauf recesses sub dato, den 17[te]n [septem]br[is] a[nn]o 1649 unßeren halben antheil deß eigenthumlichen landsaßes guths Zell wie auch daß lehenbare schloß Lobenstein in der Oberrn Pfalz und unter dem amt Wetterfels⁷³ gelegen cum [93] omnibus pertinentiis an den wohl gebohrnen herrn herrn Georg Thoma Herstenzki freyherrn uf Herrstein⁷⁴, Welhardiz⁷⁵ und Emhofen⁷⁶ bis auf erfolgende churfürst[liche] ratification verkaufft, welche dann post modum erfolget und derselbe nicht allein die landsaßen pflicht hierüber, sondern auch die lehenpflicht über vielenanntes lehenbares schloß Lobenstein abgelegt und solches empfangen hat.

Hierauf ist billig nothwendig zu wißen, daß unsere hochgeehrte voreltern alßo ex pacto und providenzia majorum dem ganzen geschlecht zum besten einige fidei commissa oder stammlehen verordnet und gewitmet haben, also und dergestalt, daß der üblichen [94] observanz nach von vielen hundert jahren her auf zeit[liches] ableiben deß jedesmahligen possessoris auf den alltisten diß geschlechts kommen und allezeit gefallen seye.

Wann aber, und in welchem jahr und von weme eigentlich daß erste mahl dergleichen verordnet und gestiftet worden seye, davon haben wir niemahls nicht daß geringste weder schriftliches noch mündliches erfahren oder vernehmen können. Es hat aber besager baron Herstenzki nicht unterlaßen, uns in vielen stücken wie wohl ganz ungütlich sehr wehe zu thun, wie solches die vorhandene acta mit meh-

73 Wetterfeld, Gde. Roding, Lkr. Cham, Bayern.

74 Vermutl. Herrstein (tschech. Herstyn), Westböhmen.

75 Welhartitz (tschech. Velhartice), Westböhmen.

76 Nicht identifiziert, evtl. in Böhmen

ern bezeugen, ja so gar sich nicht gescheuet noch entblö-[95]det, nachdeme er in kurzen jahren hernach diese güther Lobenstein und Zell herrn baron Peter von Salis, churfürst[licher] durch[laucht] in Bayern bestalten obristwachtmeistern zu fuß, sein vermeintlich habendes und niemahls gehabtes erkaufftes recht uf diesen stammlehen succetiret und zu übergeben, gleichsam als hätten wir in dem besagten kaufs contract über Lobenstein uns⁷⁷ das halbe guth Zell ihme auch zu gleich diese stammlehen mit verkaufft, welches wir doch vermög kauff recesses niemahls weder gethan, noch auch mit bestant thun können, überdiß auch sehr lächerlich zu hören ist, daß man uns eines solchen ganz unschuldig bezichtigen will, dieweilen solche stammlehen weder unser hochseeliger herr vatter die ganze zeit seines lebens noch auch wir, ich und mein bruder [96] Georg Adam Hofer von Crebliz⁷⁸, selbige in würcklicher possession niemahls gehabt so lang und viel, biß erst nachdeme unser herr vatter see[lig] schon verstorben war, der letzere Hofer von Lobenstein von der linie derjenigen Hofer, so vor langen jahren in Böhmen kommen und daselbsten sich häußlich niedergesetzt haben, auch verstorben, welche stammlehen dann hernach und lang nach dem getroffenen kauffs contract mit dem h[errn] Herstenzki nach diesem tödtlichen hintritt auf besagtem meinen brudern Georg Adam Hofern von Lobenstein als damahls alltisten deß geschlechts hieraußen, nach folg[end] aber nach deßen zeitlichen ableiben auf mich Hannß Georg Hofer von Lobenstein uf Wildenstein a[nn]o 1665 kommen und gefallen sind, wie ich auch zeit lebens besizen werde.

[92] Unerachtet aller dieser warhaffter und wohlgegründeteten erzehlung so thut doch herr major Peter von Salis bey hochlöb[licher] regierung Amberg mich actioniren und conveniren bis auf gegenwärtige stund, da doch ihme und dem Herstenzki von uns nichts als das in a[nn]o 1470 aus freyen willen zu lehen gemachtes schloß Lobenstein und keines weegs die stammlehen verkauffet worden, erwarte derenthalben mit rechten von besagter hochlöb[licher] regierung Amberg einen end bescheid.

Solte derselbe wieder alle zuversicht und beßers verhoffen wiedrich fallen, so bitte ich meine söhne und lehensfolger, wann solcher bescheid erst nach meinem todt, die weilen ich durch Gottes gnad künfftigen 15. octobris dieses lauffenden [93] 1669. jahrs das 61. jahr zurucklegen werde, hiemit durch Got, sie wollen diß unchrist[liche] und unbillige werck nicht uf sich ersizen und beruhen laßenn, sondern selbiges durch appellation zu recht beqwemer zeit und noch intra terminum fatalium bey churfürst[lichem] hofrath zu München solches anbringen und ausüben, es koste auch, was es wolle, auch mich und alle unsere majores neben sich selbst nicht beschimpffen laßen; Gott wird ihen gewißlich beystehen.

NB: Vermög Amberg regierungs bescheids de dato 14. Aug[usti] 71 und von der regierung zu München von 20[te]n April[is] 1673 ist der von Salis wegen solchen

77 Vermutlich Schreibfehler für korrekt „und“.

78 Kröblitz, Gde. Neunburg v. Wald, Lkr. Schwandorf, Bayern.

stammlehen abgewiesen, und die Hoferische sämtliche erben von solcher klag ab-solviret worden, wie die vorhandene orginalie mehres besagen werden.

[94] Über dieses kann auch meinen beeden söhnen und bruders kindern zur nach-richt wohlmeinend nicht verhalten, daß der sämtlichen Hofer von Lobenstein hier-außen im Reich und in Teutschland mehr nicht annoch im leben sind alß fünff.

Davon der ältiste nach mir mein ältester sohn Wolff Christian ist, so gebohren worden in Regenspurg am tag Jacobi freytags nach mittag, den 15[te]n Julii a[nn]o 1642, welcher dann auch nach meinem see[ligen] ableiben nach Gottes gnädigen willen die lehen über kommen wird.

Nach sein Wolff Christian in Gottes händen stehenden todtfall werden solche stammlehen auf meines bruders Georg Adam Hofers seeligen aeltisten sohn Chri-stoph Leonhardt Hofern kommen und gelangen, ist gebohrn den 3. April a[nn]o 1644.

[95] Nach sein Christoph Leonhards auch tödtlichen ableiben wird gedacht mei-nes bruders nach überlebender anderer sohn namens Franz Wilhelm Hofer diese stammlehen auch überkommen und besizen, ist gebohren anno 1649.

Nach diesen 3en obgenannten Hofern werden berührt stammlehen nach dero allen see[ligen] ableiben, wann anderst er noch im leben sein wird, kommen und gelan-gen auf meinen jüngern sohn Christian Albrecht Hofern von Lobenstein, so ge-bohren worden uf diese welt zu Neustatt an der Aysch, den 23. Maii zwischen 3 und 4 uhr a[nn]o 1654.

Nach diesen obgesetzten Hofern allen, wann ihme Gott das leben geben und seeg-nen wird, wird in der ordnung folgen meines bruders see[lig] hin-[96]terlaßener dritter sohn namens Hannß Christoph Hofer von Lobenstein, so gebohren am pfingstmontag a[nn]o 1661.

Sollten nun diese fünff Hofer alle miteinander nach Gottes gnädigen willen über kurz oder über lang alle nacheinander versterben, so werden viel besagte stamm-lehen jedesmahls auf dero ältisten sohn den jahren und der geburth nach fallen, anererben, kommen und gelangen, so ihnen zur freund[lichen] nachricht und er-haltung guther einigkeit willen melden und gedencken.

Alß nun wie obgemelt den 17[te]n sept[em]br[is] a[nn]o 1649 der kauf wegen deß schloßes Lobenstein und deß guths Zell getroffen, und selbige gegen baare erleg 100 ducaten bey kauff um [97] 5200 fl. auf unterschiedliche in dem kaufscontract benahmste anweißungen gestellet worden, forderist aber die funeralien und an-ders abgestattet werden müßen, so dann die geschwisterte unter sich selbsten praetensiones und gegen praetensiones gehabt haben, alß ist dieses sicherste mit-tel ergriffen worden, weil kein baares geld nicht vorhanden gewesen, daß sie die geschwisterte sich hin und wieder unter die creditores vertheilet und jeden bald da, bald dort sein antheil zueignet werden solle, wie auch nachfolg[end] gesche-hen.

Solchem nach mir Hannß Georg Hofern an meiner vätterlichen erb-portion zu theil worden die in meiner frauen auf gerichteten heyraths notul auf dass guth Zell verwiesene und allda sub speciali hypotheca verschriebene 1000 fl. widerlaag,

item 333 fl. 30 [kreuze]r ver-[98] sprochene morgen gaab, thäte also die väterlich erb-portion in allem mehr nicht dann 1333 fl. 20 [kreuze]r. Dieweilen ihm aber vermög der sub dato Regenspurg den 8[te]n [septem]br[is] a[nn]o 1649 aufgerichteten vertheilung über die vätter[liche] verlaßenschafft bey cammere und rath deß Heil[igen] Röm[ischen] Reichs freyen stadt Regenspurg an capital 1225 fl., dann davon verfallenes interesse 406 fl., dann von dem Leyblfingischen zinnßen 35 fl. 40 [kreuze]r; also um 333 fl 20 [kreuze]r zu viel angewiesen worden, als ist die erläuterung derselben, gleich in folgenden posten bey der mütterlichen verlaßenschafft zu befinden. Demnach auch meine herezgeliebte frau mutter den 5. oct[o]br[is] a[nn]o 1634 schon albereit todtes verblichen ihres ganzen alters im 64[te]n jah; also hat nach ihrem see[ligen] hintritt sich befunden, daß von ihrem herrn vatter wey[land] herrn Christoph Philipp von Baumgarten auf Allmanshausen⁷⁹ und Graßelfing⁸⁰ [99] see[lig] krafft der über die Baumgärtnerische verlaßenschafft den 16[te]n [septem]br[is] a[nn]o 1593 in beysein und anwesenheit aller Baumgärtnerischen interessenten gepflogenen abrechnung und vertheilung an heyrathgut und ausfertigung, damit sie ihren anderen schwestern gleich gehalten werden, mit 2000 fl. zum voraus angewiesen worden, hat auch vor ihrem 6[te]n theil in der theilung durch anweisung empfangen 4586 fl. 59 [kreuze]r 3 h[el]l[e]r; mehr ist ihr vor den verkaufften zehend zu Schmeig[?] ⁸¹ und Rüden⁸² 1200 fl., dann vor die Rußdorffische erkauffte Thyrolische gütter 500 fl. und lezlich von dem verkaufften wald zu Geyßering⁸³ 3000 fl., also in allem vor ihren schwesterlichen 6ten theil zugetheilt worden 11 286 fl. 59 [kreuze]r 3 h[el]l[e]r.

Davon hat sie meinen see[ligen] herrn vatter an heyrath guth zugebracht 1000 fl. [100] Mehr hat sie ihne zu erkauffung der preustatt oder deß würthshaußes zu Zell von ihren paraphernal güthern wiederum gleich baar behändidiget 1000 fl. Welche beede posten der 2000 fl. bei verkauffung deß lehenbaren schloßes Lobenstein und deß halben landsaßen guths Zell unter die sämt[lichen] Hofferischen geschwisterte vertheilt und von dem kaufschilling angewiesen worden seynd, dahero wir Hannß Georg Hofern, davon mein antheil betroffen 333 fl. 40 [kreuze]r; mit welchen gleich erst oben angeführtermaßen die anweisung bey der vätter[lichen] verlaßenschafft und bey der stadt Regenspurg völlig zutrifft und heraus kommt. Nun hat sich auch clärlich erwiesen und befunden, daß besagt meine hochgeehrte frau mutter in währendem ihrem ehe-[101]stand zu nothdürfftigen ausgaaben zu mahlen nach der erlittenen feuersbrunst, dann zur ausfertigung und heyrathgut ihrer frauen tochter der weyland hochwohl edelgebohrnen frauen Maria Prigita von Pertolzhoffen, ingleichen auch zu anderen unentbehr[lichen] hohen nothdurfft selbsten baar von ihrem eigenen vermögen eingenommen und empfangen hat 3286 fl. 59 [kreuze]r 3 h[el]l[e]r; von welchen sie niemanden keine rech-

79 Allmanshausen, Gde. Berg, Lkr. Starnberg, Bayern (?).

80 Vermutl. Graßlfing, Gde. Pentling, Lkr. Regensburg, Bayern.

81 Unidentifiziert, evtl. bei Neustadt a.d. Aisch.

82 Vermutlich Rüdern, Lkr. Neustadt a. d. Aisch, Bayern.

83 Evtl. Gaisirl bei Roding, Lkr. Cham, Bayern.

nung zu thun schuldig, alß per consequens ihre erben dißfallß nichts unter sich zu vertheilen uhrsach gehabt noch haben können.

Die übrigen über erst besagte anzeig noch bestehende 6000 fl. sind hin und wiederum im land ausgeliehen und nach ihrem see[ligen] todt hinterlassen worden, da dann vermittelt deß langwüdrig gewehrten kriegswesens [102] die creditores theils verarmet, daß man darbey verliehren und einbüßen müßen, etliche aber haben nach und nach successu temporis zu bezahlen vermöcht, solche aber durch rechtfertigung so lang verzögert und außgezogen, daß der uncosten fast ein mehrers ertragen, als capital und zinnß einzunehmen gewesen, solemnach ist man crafft der in Regenspurg den 23[te]n oct[o]br[is] a[nn]o 1638 beschehenen vertheilung über diese mütterliche verlaßenschafft rätthig worden, diese 6000 fl. in 2 claßes, nem[lich] in gewisse und ungewisse schulden, und solche per sortem zu vertheilen, daher mir durch daß loß zugefallen und zugetheilet worden.

Erstlichen seind von diesem mütter[lichen] vermögen weiland herrn Conraden von Knöringen uf Stamsrieth⁸⁴ in a[nn]o 1628 vorgeliehen worden an [103] capital 3000 fl., herrn Hannß Georg Berckhofer zum Kohlenberg⁸⁵ 500 fl., herrn Wolff Dietrichen Mornauern von Lichtenwerth⁸⁶ auch 500 fl., item herrn Wolff Hofern von Uhrfahren uf Stöfling⁸⁷ 1000 fl., dann herrn Wilhelmen Seuzen, hammermeistern zu Bodenwehr⁸⁸, auch 1000 fl., welche zusammen in allen austragen 6000 fl.

Hieran ist mir durch das loß zugefallen in der Knöringischen obligation bey beeden borgern als h[errn] Jobst Sigmunden von Sazenhofen auf Fuchßberg⁸⁹ 300 fl. capital und bey herrn Georg Adam von Spornberg zu Waffenbrunn⁹⁰ 200 fl., also 500 fl an gewissen schulden in der Berghoferischen obligation, bey herrn Hannß Wilhelmen Fuchßen von Rheinkamb⁹¹ 83 fl. 20 [kreutze]r; bey herrn Hannß Christoph von Günzkoffen in der Mornauerischen obligation 33 fl. 20 [kreutze]r und lezlichen in der Hoferischen [104] obligation bey herrn Wilhelm Poyßln 100 und bey herrn von Gleißenthal 25 fl., also in allem an gewissen schulden 741 fl. 40 [kreutze]r; An ungewissen schulden hat mir daß loß geben in der Murnauerischen schuld obligation bei Willhelm Seuzen 50 fl., in der Hoferischen obligation bey herrn Hannß Ludwigen von Eyb zu Runding⁹² 41 fl. 40 [kreutze]r; dann bei Wilhelm Seuzen von der Bodenwehr 166 fl. 40 [kreutze]r; thut also die summa meiner mütterlichen erbportion, so in allen gewissen schulden empfangen, inclusive meiner portion der 333 fl. 20 [kreutze]r; die sie auf dem guth Zell zu erfordern gehabt

84 Stamsried, Lkr. Cham, Bayern.

85 Kohlberg, Lkr. Neustadt a. d. Waldnaab, Bayern.

86 Unidentifiziert, evtl. Lichtenwald, Lkr. Regensburg, Bayern.

87 Stefing, Gde. Nittenau, Lkr. Schwandorf, Bayern.

88 Bodenwöhr, Lkr. Schwandorf, Bayern.

89 Vermutl. Fuchsberg, Gem. Tainz, Lkr. Schwandorf, Bayern.

90 Waffenbrunn, Lkr. Cham, Bayern.

91 Rinkam, Gde. Atting, Lkr. Straubing-Bogen, Bayern.

92 Runding, Lkr. Cham, Bayern.

in allem 1075 fl., daß vätter[liche] vermögen der 1333 fl. 20 [kreutze]r hierzu gerechnet, thut beedes zusammen 2408 fl. 20 [kreutzer].

Nachdem auch meine freundliche liebe schwester Maria Prigita Hoferin [105] mit wißen, willen und consens ihrer herzeliebten eltern, nahen anverwandten und befreunden sich den 5[te]n [novem]br[is] a[nn]o 1626 in dem ad[elichen] schloß zu Pertolzhofen⁹³ mit dem wohledelgebohrn und gestrengen herrn Hannß Thoma von und zu Pertolzhofen damahligen wittiber ehelichen verlobt und copuliret, auch dabey in dem aufgerichtem heyrathsbrief nebenst einer adelichen ausfertigung ihr 8000 fl. [?] zum heyrathgut zu geben von vätterlich und mütterliches erbtheil versprochen worden gegen leistung eines verzeugs, welchen sie auch geleistet, und nach verfließung jahr und tag solche 1000 fl. baar empfangen, jedoch aber hernach nach ihrem eheherrn in dem exilio zu Regenspurg den 29. [septem]br[is] a[nn]o 1634 see[lig] ohne einig eheliche leibs-erben verstorben und daselbsten bey St. Weichßel Peter den 1[te]n [octo]br[is] hierauf begraben worden, hat sichs gefüget, daß sein Hannß Thoma von und [106] zu Pertolzhoffen gehabtes landsaßen guth Pertolzhoffen wegen darauf hoffenden vielen schulden und creditoren uf die ganth kommen, meiner schwester see[lig] aber baar eingebrachtes heyrath guth der 1000 fl. in dem prioritaet urtheil zu Amberg die 7[e] stell zu geeignet worden, welche 1000 fl. hernachmahls unter uns überlebende geschwisteret vertheilt- und mir davon wegen besagt meiner schwester erbportion baar 166 fl. 40 [kreutze]r auch bezahlt worden, wie wohl es uns rechtschaffen sauer gemacht und wir erst a[nn]o 1668 völlig damit contentirt worden.

Alß ich nun in daß 3te jahr mich uf der universitaet zu Jehna ufgehalten und nichts mehrers gewünschet und verlanget habe, als gelich von dort aus in fremde land zu gehen, so hat doch mein hochgeehrter und herzeliebter herr vatter mich von dar nacher hauß beruffen und clär[lichen] remonstrirt, daß es [107] ihm schwehr, ja unmüg[lich] fallen wolle, wegen seines erdulteten exylii mich länger uf dere universitaet zu erhalten oder in reißen mir seine eigene mittel zu subministriren, die er selbst zu sein und der seinigen täglichen unterhalt zu gebrauchen benöthiget wäre, welches ich selbst auch clär[lichen] vor augen gesehen, dahero mir, weilen vorhero schon so viel auch auf mich gewendet worden, mir eine große schmach und spott zu sein erachtet, wann ich zu hauß bleiben und meinen lieben angehörigen das täg[liche] brod von dem mund hinweg nehmen und verzehren solte.

Habe mich dahero in dem nahmen Gottes entschloßen, weil allenthalben krieg und kriegsgeschrey in dem H[eiligen] Röm[ischen] Reich erschollen, zwar unwißend meiner eltern einzig und allein darum, wann sie davon wißenschafft hätten, ihnen die güther Lobenstein und Zell etwan eingezogen werden möchten, auch in be-[108]sagten kriegswesen, so lang Gott gesundheit und das leben fristen würde, mein heil und fortun zu versuchen, da ich dann gleich hernach mich bey des H[eiligen] Röm[ischen] Reichs stadt Nürnberg, und unter meines veters herrn Johann

93 Pertolzhofen, Gde. Niedermurach, Lkr. Schwandorf, Bayern.

von Leyblfing obristens regiment zu fuß von einem mons[ei]g[neu]r habe unterhalten und gebrachen laßen etc.

Demnach aber dieser krieg nicht länger als 3 monath lang gewehret und wiederum bin abgedancket worden, habe ich mich gleich also balden darauf, zumahlen weilen chursächßische werber gleich damahls in Nürnberg vorhanden, unter deß durchlauchtigsten churfürsten und herrn Johann Georgen churfürsten zu Sachßen armee und unter deß hochgebohrnen grafen von Solms-Röteln⁹⁴ regiment zu fuß vor einen führer unterhalten laßen, darunter ich dann in die 5 jahr lang gedienet, hernachmahls frey corp [109] fenterich und nachfolg[end] lieutenant und capitain lieut[enant] bey der leib-compagnie worden, maßen mir dann herr Sigmund von Wolffersdorff alß generalwachtmeister zu fuß, nachdeme ihro hochgräffliche gnaden zu Brag⁹⁵ natürlichen todes verstorben, und hernacher diesem regiment vorgestellt worden, mir gar eine compagnie zu geben versprochen, wann mich mein hochgeehrter herr vatter ohne mein vorwißen mich nacher hauß beruffen und mir einige conditiones mich zu verheyrathen vorgeschlagen hätte, deme ich also dann nachgelebt, schuldigen respect getragen und kindlichen gehorsam geleistet habe.

Alß ich nun hernachmahls wiederum zu dem regiment kommen, und bey demselbigen abgedanckt, habe ich mich auf vorhers gepflogenen rath, [110] wißen und willen meines noch überlebenden herrn vatters und meiner nechsten anverwanten mit befreunden in Regensburg mich ehelichen verlobt und versprochen mit der hochwohl edelgebohrn viel ehr- und tugendsamen jungfrauen jungfrauen Maria Catharina von Schönstein, deß damahls hochwohl edelgebohrn und gestrengen herrn Wolff Georgen von und zu Schönstein uf Pidenstorff⁹⁶ see[lig] und seiner damahls noch überlebenden ehegemahlin der hochwohl edelgebohrn viel ehren tugendreichen frauen frauen Anna Maria Nothhafftin von Wernberg zu Pidensdorff erzeugten eheleiblichen jungfrauen tochter, wie wohl mit gleichmäßigen consens und einwilligung besagt ihrer hochgeehrten frau mütter, ihrer hochgeehrten herrn vormündere auch nächsten anverwanten und [111] befreunden, habe auch hierauf meine hochzeitliche festivitaet zu besagten Regensburg in der Meidelbergischen behaußung celebriret am tag Jacobi a[nn]o 1636.

Demnach nun wie obgemelt mein hochsee[lig]er herr vatter zu Lichtmeßen a[nn]o 1594 mit meiner auch see[lig]en frau mütter frauen Maria von Baumgarten in dem adel[ichen] schloß Wißend⁹⁷ in der hochfürst[lichen] Pfalz Neuburg und 4 meil unterhalb Regensburg bey Werth⁹⁸ gelegen seine hochzeitliche festivitaet celebriret hat, und sie meine hochgeehrte frau mütter hernachmahls nach Gottes gnädigen rath und willen den 5ten oct[o]br[is] a[nn]o 1634 in Regensburg seeliglicher verstorben, haben sie beederseits miteinander durch Gottes gnad ehelich ge-

94 Solms-Rödelheim.

95 Prag.

96 Piedensdorff oder Pittersdorf bei Cham, Bayern.

97 Wisent, Lkr. Regensburg, Bayern.

98 Wörth a.d. Donau, Lkr. Regensburg, Bayern.

lebt 40 jahr weniger 4 monath, auch hat sie Gott in solch wehrenten ihrem ehestand mit leibesfrucht geseegnet, daß sie [112] durch Gottes gnaden reichen seggen miteinander ehelichen erzeiget haben, benanntlichen funffzehen kinder als 6 söhn und 9 töchter, davon dermahlen noch im leben sein 2 töchter und ich Hannß Georg Hofer, so lang es Gott gnädig[lichen] haben will.

Dabey zu wissen, daß theils derselben frühezeitig und noch vor der in a[nn]o 1603 zu Zell erfolgten feersbrunst nicht allein gebohrt, sondern auch verstorben und in dem closter Walderbach⁹⁹ begraben worden sind, deren taufnahmen, weil alles in besagter feuersbrunst verzehret worden, man nicht eigentlich wie auch daß jahr und der tag nicht mehrers wissen und erfahren mögen; diejenige aber, deren man gedenckt, seynd diese nachfolgende:

[113] Erstlichen eine tochter und zwar das allererste kind hat geheißten Maria.

Nach diesem sind gebohren worden 2 zwilling als 2 töchter namens Anna Maria und Prigita Hoferinnen, welche, so lange Gott will, bis auf diese stund noch im leben seind, jedoch ihr geburthsjahr, monath, tag und stund eigent[lichen] nicht wissen können.

Hernachmahls ward auch gebohrt jungfrau Anna Elisabetha, mehr jungfrau Maria Magdalena, ferners jungfrau Maria Prigita Hoferin.

Diejenigen aber, deren geburthszeit man noch wissen und erfahren können, seynd nachfolgende:

Alß herr Georg Adam Hofer von Lobenstein ist gebohren worden zu Zell a[nn]o 1601 am tag Sebaldi, den 19. Aug[usti] [114] nach mittag umb 1 uhr; sein tauf bad war herr Georg von Taufkirchen zu Guttenberg uf Stammsrieth.

Nachdeme nun derselbe sein mannliches alter erreicht, hat er sich noch in lebzeiten des herrn vatters ehelichen versprochen und verheyrathet in Regensburg in der Bergerischen behaußung mit der hochedelgebohrnen viel ehr- und tugendreichen jungfr[auen] jungfrauen Anna Eliesabetha gebohrner Stenzingin von Creblitz¹⁰⁰ allernechst bey Neuburg vor dem Wald¹⁰¹ gelegen, mit deren er in wehrender ehe erzeiget 6 söhne namens Georg Wilhelm, Friederich Engelhardt und Ludwig Adamen, welch alle drey frühezeitig verstorben, dann Christoph Reinhardt, Franz Wilhelmen und Hanß Christophen, welche alle 3 noch, so lange Gott will, im leben sind.

Dann hat er mein see[liger] bruder mehrers erzeiget jungfrauen Mariam Marg-[115] garetham, frau Elisabethen, welche beede auch zeit[lichen] verstorben, und Annam Justinam, so noch, so lange Gott will, auch noch im leben ist; fünffe aber sind leider todt auf die welt gebohrt worden.

Und ist er mein see[liger] lieber bruder endlichen auf sein guth Greblitz¹⁰² den 6 und 16[te]n [decem]br[is] a[nn]o 1664 nach der evangelischen religion bis an sein

99 Walderbach, Lkr. Cham, Bayern.

100 Kröblitz, Gde. Neunburg v. Wald, Lkr. Schwandorf, Bayern.

101 Neunburg v. Wald, Lkr. Schwandorf, Bayern.

102 Kröblitz, Gde. Neunburg v. Wald, Lkr. Schwandorf, Bayern.

see[lig] end bey gethan in Gott seelig[lichen] entschlaffen und hernachmahls uf flehentliches bitten der hinterlaßenen frauen wittib und erben bey dem consistorio zu Neuburg¹⁰³ so viel erhalten, daß er zwar mit gesang und klang zu besagtem Neuburg in dem obern kirchhoff ist gelegt und begraben worden, aber kein geistlicher ist nicht mit gangen, daher auch keine sermon und leichpretigt nicht gehalten worden noch auch gehalten werden können, wiewohlen vorher 2 seiner söhne, so an der rothen ruhr gestorben, auch dahin begraben, denenselben aber [116] darum eine leichpretigt gehalten worden, dieweilen dieselbe auf catholisch getaufft und von solchen jungen jahren gewesen, das sie noch niemahls zu den h[eiligen] abendmahl haben gehen können.

Anno 1604 den 11[te]n fe[br]uar[is] zwischen 4 und 5 uhr vormittag ist mein lieber bruder Georg David gebohren worden, deßen taufbad war herr Georg von Taufkirchen uf Guttenberg und Stammsrieth¹⁰⁴, welcher hernachmahls wiederum verstorben den 16 [septem]br[is] 1605 zwischen 5 und 6 uhr nachmittags, ist in dem closter Walderbach begraben worden, seines alters 1 jahr und 31 wochen den 19. [septem]br[is], deme wolle Gott eine seelige und fröhliche auferstehung gnädiglich verleyhen. Amen.

Anno 1605 den 30. Aug[usti] ward uf diese welt zwischen 11 und 12 uhr in der nacht gebohren mein auch freund[licher] [117] lieber bruder Georg Christoph Hofer, deßen taufbad gleichfalls war herr Georg Christoph von Taufkirchen uf Guttenberg und Stammsrieth, ist wieder in Gott seelig[lichen] entschlaffen den 27. [novem]br[is] noch selbigen jahrs und den 1. dec[em]br[is] in den closter Walterbach auch christlich zur erden bestättiget worden. Gott gebe ihme zu seiner zeit geichfalls eine seelige und fröhliche auferstehung genädiglich.

Den 15[te]n octobris a[nn]o 1608 montags zwischen 7 und 8 uhr vormittag bin ich Hannß Georg Hofer von Lobenstein auch uf diese welt gebohren worden, meine gezeugen und taufbaden waren herr Georg von Taufkirchen uf Guttenberg zu Stammsrieth und herr Hannß Christoph von Freudenberg, churfürst[lich] Oberrpfalz pfleger brug [?]; werde leben, so lange es Gottes gnädiger wille ist, bin, alß ich dieses schreiben [118] laßen, meines alters im 61[te]n jahr gewesen.

Anno 1610 den 14. [novem]br[is] abends umb 5 uhr wurden uf diese welt gebohren meine beede gebrüdere Georg Philipp und Hannß Martin, zwilling, deren taufbaden waren obbenannter herr Georg von Taufkirchen zu Guttenberg uf Stammsrieth und deßen sohn herr Hannß Georg von Taufkirchen zu Wiesenth, nebenst herrn Martin Hartung zu Weith bey Reichenbach¹⁰⁵ gelegen; diese beede sind in Gott wiederum seelig[lichen] entschlaffen a[nn]o 1611, als Georg Philipp den andern und und Hannß Martin den 3[te]n Martii zu Zell, auch hernachmahls in den closter Walterbach den 7[te]n ejusdem miteinander in einem särglein begraben worden, denen wolle Gott gleichfalls zu seiner zeit an jenen großen tag

103 Neuburg a. d. Donau, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Bayern.

104 Stamsried, Lkr. Cham, Bayern.

105 Unidentifiziert bei Reichenbach, Lkr. Cham, Bayern.

eine see[lige] und fröhliche auferstehung gnädig[lichen] verleyhen und geben.

[119] Hierbey ist zu wissen, daß, nachdem mein hochgeehrter herr vatter zu Lichtmeßen a[nn]o 64¹⁰⁶ zu Wiesendt ehelich worden ist, das alle diejenige meine liebe geschwisterte, so in den ersten jahren und noch vor der feuersbrunst Zell gebohrt worden, daß man deren tauf- und zunahmen auch das geburthsjahr und den tag so eigent[lichen] nicht mehr wissen mag und kann; sie sind zwar alle fleißig aufgeschrieben gewesen, aber in viel gedachter feuersbrunst zu Zell alle mit im rauch aufgangen. So viel man aber derselben erforschen und erfragen können, so seynd derselben gewesen:

Erstlichen eine tochter namens Maria; nach dieser hält man davor, das gebohrt worden seyen die noch lebende beede schwestern Anna Maria und Prigita Hoferin, davon die Anna Maria eine stund aelter als die Prigita seyn soll; nach dieser eine schwester namens Anna Elisabetha, [120] sodann eine schwester namens Maria Magdalena.

Und noch eine schwester Maria Prigita Hoferin.

Diese 6 schwestern sind vor der feuersbrunst gebohrt worden, und weilien sie alle in der kirchen des closters Walterbach begraben liegen außer 2er wie obgedacht, so noch im leben, so wird man sich nächster tagen sowohlen in der kirch und derer darinnen befindlichen epitavio alß auch vorderist in dem kirch- und taufbuch erkundigen, auch was davon in ein und andern zu befinden seyn mag, wann anderst derg[leichen] altes taufbuch noch vorhanden und zu befinden, hätte zwar ehender geschene können und sollen, aber es ist eine beschehene sach und aus nachlässigkeit übersehen worden.

Erst besagte jungfrau Maria Prigita Hoferin ist noch in lebszeiten ihres herrn vatters und ihrer frau mutter auch mit dero und der nechsten anverwandten [121] und befreunden consens, rathe und einwilligung verehliget worden in dem schloß zu Pertolzhofen mit dem hochwohl edelgebohrt und gestregen herrn Hannß Thoma von und zu Pertolzhoffen, damahligen wittbern, den 5 [novem]br[is] a[nn]o 1626 und ohne einige leibes erben see[ligen] verstorben zu Regenspurg den 29. [septem]br[is] a[nn]o 1634 und daselbsten den 1[te]n oct[o]br[is] hernach bey St. Weichßsel Peter begraben worden. Er aber besagter mein schwager Hannß Thoma von Pertolzhoffen ist vorhero see[liglichen] verstorben.

Über dieß sind auch von meinen lieben eltern seeligen ferners erzeugt und gebohrt worden, als den 17. [novem]br[is] a[nn]o 1606 Maria Barbara Hoferin und den 20ten hernach zu Zell getauft worden; ihre zeugen und taufbaden waren die hoch edelgebohrtne frau frau Maria von Taufkirchen, gebohrtne von Thierling, und frau Prigitia von Freudenberg, [122] gebohrtne von Leyblfing; ist, weilien die fr[au] mutter see[lig] albereit see[liglichen] verstorben, mit rath, wissen und willen ihres noch überlebenden herrn vatters ehelich worden mit dem auch hochwohl edelgebohrt und gestregen herrn Georg Friederich Mollern von Heizenhofen¹⁰⁷

106 Richtig (15)94.

107 Heizenhofen, Gde. Duggendorf, Lkr. Regensburg, Bayern..

uf Hochdorff¹⁰⁸, Regeldorff¹⁰⁹ und Edelhausen¹¹⁰; die hat mit ihme erzeigt einen sohn, welcher todt in Regenspurg zur welt gebohrn, und eine tochter namens Evam Elisabetam, so noch, so lange Gott will, im leben ist; die ist end[lichen] den 23. Julii a[nn]o 1650 in Regenspurg in Gott see[liglichen] entschlaffen und daselbsten den 29. ejusd[em] bey St. Lazarus begraben worden.

Nachfolg[end] und am lezten ist freytags, den 4. Febr[uaris] a[nn]o 1614, abends zwischen 3 und 4 uhr uf diese welt gebohren worden auch mitwochs hernach, den 9. ejusd[em], zu Zell zur h[eiligen] tauf befördert meine freundliche herzliebe schwester Maria Ursula Hoferin; dero taufbaden [123] und zeugen waren die hoch edelgebohrn frauen frau Maria von Taufkirchen, gebohrne von Thierling, und fr[au] Maria Ursula Hoferin, gebohrne von Seubelsdorff, nebenst dero beeden eheherrn und junckherrn herrn Georgen von Taufkirchen und herrn Wolff Christoph Hofern von Uhrfahren uf Stöfing¹¹¹; a[nn]o 1656 aber den 5[te]n Jan[uar]i hat sie der allmächtige Gott in Regenspurg auß diesem elend und müheseeligen jammerthal ungezweifelt zu sich in die ewige freud und seeligkeit auch abgefodert, welche freytags hernach daselbsten ledig standts ist begraben worden.

Alß nun, wie abangeführet worden, ich mich mit besagt meiner ehegemahlin den 26[te]n Aug[usti] a[nn]o 1635 ehelichen verlobt, auch nachfolgends den 26. Julii a[nn]o 36 in Regenspurg meine hochzeit[liche] festivitaet celebriret habe, so ist zu wissen, daß dieselbe in den schloß [124] zum Schönstein in Bayern gelegen am ostermontag deß 1618[te]n jahrs uf diese welt ist gebohren worden.

Alß nun der Allerhöchste in folgenden jahren besagte meine ehegemahlin auch mit leibesfrucht geseegnet, hat es die gött[liche] allmacht also genädig[lichen] verordnet, das montags, den 3[te]n Julii a[nn]o 1637, am tag Cornelii 1/4 auf 10 uhr vormittag bersagte meine ehegemahlin ihrer lang getragenen schweren weiblichen bürde in gnaden entbunden und wir beederseits mit unserm erstgebohrnen söhnlein namens Georg Friederich erfreuet worden sein, welchen wir dann den 6. Julii darauf daselbsten zu besagten Regenspurg in der Heisischen behausung abends um 3 uhr in der h[eiligen] tauf Christi dem herrn incorporieren und einverleiben laßen; seine erbettene zeugen und taufbaden waren der hochwohl edelgebohrn und gestrenge herr Georg Christoph von [125] Gleißenthal uf Zahnt¹¹² und herr Hanß Friederich Teufel von Bürckensee uf Schwarzenfeld¹¹³, dann die hochwohl edelgebohrne fräulein fräulein Maria Catharina, herrn Hanßen Peyßels zu Wolckersdorff¹¹⁴ eheleib[liche] tochter, welch aber unser herzgeliebtes sohnlein Georg Friederich der Allerhöchste hernachmals dinstags, den 19. febr[uar]i a[nn]o 1641, wiederum 1/2 uhr nachmittag durch ein schläglein ganz gähling und

108 Hochdorf, Gde. Duggendorf, Lkr. Regensburg, Bayern.

109 Reckendorf, Gde. Blaibach, Lkr. Cham.

110 Edlhausen, Gde. Regenstau, Lkr. Regensburg, Bayern.

111 Stefling, Gde. Nittenau, Lkr. Schwandorf, Bayern.

112 Zandt, Lkr. Cham, Bayern.

113 Schwarzenfeld, Lkr. Schwandorf, Bayern.

114 Wolckersdorff, Lkr. Schwabach oder verschrieben für Wolfersdorf, Lkr. Cham, Bayern.

unverhoffter weise aus diesem müheseeligen leben zu sich in die ewige freud und seeligkeit gefordert, welcher samstags hernach, den 23[te]n febr[uarii], in Regensburg bey St. Lazarus begraben worden, seines alters von 3 1/2 jahren und 3 wochen alt, dem Gott eine sanffte ruhe und dermahl einst am jüngsten tag eine see[lige] und fröhliche auferstehung gnädiglich geben und verleyhen wolle.

[I26] *Alß nun nach beschehener meiner copulation ich etliche wenig jahr mich in Regensburg aufgehalten, habe ich mich anfänglichen beworben meines seelig gedachten herrn vatters adel[iches] landsaßen guth auf 3 jahr lang auf gewisse conditiones in bestand zu nehmen laut bestandt briefs vom 17. Jan[uarii] 1657 und selbiges von der Stadt Regensburg auß zu bestellen, maßen auch sollches seinen fortgang erreicht.*

Nachfolglichen und nachdeme ich mich resolviret, uf das land zu ziehen, hat sich ereignet und begeben, daß in hochfürst[lich] Pfalz Neuburg durch[laucht] landen um daß in dem landgericht Burglangensfeld¹¹⁵ und unter dem amt Regenstau¹¹⁶ gelegenes landsaßen guth Leonberg¹¹⁷ ich mich vor einen käuffer angegeben und bey gnädigst hochfürst[licher] herrschafft derenthalben in dem land [I27] der religion halber frey und sicher zu wohnen unterthänigst angehalten, welches zwar sehr ungerne, jedoch aber endlich nach verpflüßung jahr und tag gnädigst erfolgt, daher ich, weilten solche hofmarck in [fün]ferley jurisdiction bestanden, anfäng[lichen] denen Creyischen erben, alß herrn Hannß Wilhelm Rießwormen von Haselbach¹¹⁸, herrn franz Wirbelo von Bara, rittmeistern und herrn Hanß Friederich Teuffeln von Bürckensee¹¹⁹ uf Schwarzenfeldt alß weyland Bernhardt Kreyßens von Lindensfelß herrn tochter männern, in a[nn]o 1639 den 10/9. [octo]br[is] ihren antheil daselbsten aberkauft und nach folg[end] mich lange jahr und zeit daselbsten betragen und aufgehalten habe.

Da dann der Allerhöchste meine ehfrau abermahls mit leibesfrucht geseegnet und dieselbe den 30. Ju[lii] a[nn]o 1638 an dem tag Abdon ohngefehr um halb 8 uhr nach mittag das Ite mahl zu [I28] Leonberg genädiglich erfreuet hat, mit einem jungen söhnlein nahmens Gorg Christoph, welcher hernach den 5. Aug[usti] daselbsten durch Albrecht Hüttern, pfleegern zu Regenstau¹¹⁶, getauffet worden, deßen erbettene taufbaden waren die hochwohl edelgebohrn und gestrenge herr Hannß Christoph Fuchß von Wallburg uf Rheinkamb¹²⁰, herr Georg Friederich Moller von Hezenhofen uf Hochdorff, Reckeldorff und Edlhausen, dann die hochwohl edelgebohrne frau Maria Angneß Poyblin gebohrne Kolbin von Heulspurg, welchen der Allerhöchste wiederum gar zeitlich, nem[lich] den 20. Aug[usti] bemelten jahrs um 3 uhr in der nacht, aus diesem zeit[liche]n und müheseligen leben zu sich in die ewige freud und seeligkeit erfordert hat; der ist begraben wor-

115 Burglengensfeld, Lkr. Schwandorf, Bayern.

116 Regenstau, Lkr. Regensburg, Bayern.

117 Leonberg, Gde. Maxhütte-Haidhof, Lkr. Schwandorf, Bayern.

118 Haselbach, Schwandorf, Bayern.

119 Pirkensee, Gde. Maxhütte-Haidhof, Lkr. Schwandorf, Bayern.

120 Rinkam, bei Straubing, Bayern.

den zu ermelten Leonberg den 23[te]n August in der kirchen zu St. Lienhardt genannt bey dem großen altar uf der lincken hand, deme Gott eine fröhliche auferstehung genädig[lichen] verleyhen wolle.

[129] Mehr hat der Allerböchste besagte meine ehgemahlin abermahls mit leibesfrucht besegnet, welche an dem Aschermitwoch den 1. April a[nn]o 1640 abends zwischen 5 u[nd] 6 uhr wiewohl etwas frühezeitig zu Leonberg zwey töchterlein zur welt gebohren, nahmens Maria Dorothea und Maria Barbara, welche weilen sie schon schwach und über 1/2 stund nicht im leben gewesen von der wehemutter in diesem nothfall sind getaufft worden, die erbettene dauf baden waren die hoch wohl edelgebohrne frau frau Maria Dorothea Teuflin von Bürckensee uf Teublitz¹²¹ gebohrne Rußwormin von Haßelbach, der andere aber meine freund [lich] liebe schwester, die auch hochwohl edelgebohrne fräulein fräulein Maria Barbara Hoferin von Lobenstein, welche den 5. April selbigen jahrs an dem heil[igen] ostertag zu Leonberg in der kirchen bey dem hohen altar begraben worden, denen der Allerböchste auch eine fröhliche auferstehung genädig[lichen] geben und verleyhen wolle.

[130] Nachdem nun besagte meine ehgemahlin von dem Allerböchsten ferner weit mit leibes frucht geseegnet wurden, hat sie Gott dinstags den 27[te]n Aprilis a[nn]o 1641 in Regensburg her lang getragenen weiblichen bürde in der nacht um 1/2 3 uhr gnädig[lichen] entbunden und uns beederseits mit einer jungen tochter nahmens Maria Sidonia erfreuet, die den 30. April hernach zu besagten Regensburg Christo dem herrn incorporiert und einverleibet worden, deren zeugen und taufbaden waren der auch wohl edelgebohrne und gestrenge Wolff Wilhelm von Pertolzhofen und die auch hoch edlgebohrne frau frau Christina Sidonia von Gleisenthal gebohrne freyfrau von Auersperg, dann die hoch wohl edlgebohrne frau frau Maria Agnes Pöyßlin gebohrne Kolbin von Heylsperg, welch unser herzgeliebtes töchterlein den 5. Maii zu besagtem Regensburg ein viertel [131] vor 12 uhr wiederum in Gott seelig verschieden, und den 6[te]n hernach daselbsten bey St. Lazarus begraben worden, ihrs alters von 8 tagen deren Gottgnädig sein wolle. Alß nun hernachmahls der Allerböchste noch ferner seinen gnaden seegen zugewendet und besagt meine ehgemählin mit leibes frucht geseegnet, hat sie Gott am freitag den 15. Ju[li] am tag Jacobi a[nn]o 1642 in Regensburg gleich nachmittag um halb 1 uhr abermahls in gnaden entbunden und uns beederseits mit einem jungen sohn erfreuet, welcher den 18. Ju[li] darauff daselbsten in der h[eiligen] tauff Christo dem herrn incorporiret und mit dem tauffnahmen Wolff Christian genennet worden; deßen erbettene taufbaden waren der wohlgebohrne herr herr Christian freyherr von Sainsheim uf Seehauß¹²², Hohen Rodenheim¹²³ und Süchingen¹²⁴, dann der hoch wohl edelgebohrne und gestrenge herr Wolff Wil-

121 Teublitz, Lkr. Schwandorf, Bayern.

122 Seehaus, Gde. Markt Nordheim, Lkr. Neustadt a.d. Aisch, Bayern.

123 Gemeint ist Hohen-Kottenheim, Gde. Markt Nordheim, Lkr. Neustadt a.d. Aisch, Bayern.

124 Sünching, Lkr. Regensburg, Bayern.

helm von Partolzhofen [132] uf Kraitendorff und der gleich auch hoch edelgebohrne herr herr Wolff Sigmund Teufel von Birckensee uf Teubliz; deme wolle der Allerhöchste nach seinem gnädigen und väterlich willen langes leben, beständige gute gesundheit und alle selbst an leib und seel verlangende glückseeligkeit bis an sein see[liges] end gnädig[lichen] geben und verleyhen.

Nachdeme ich bey erkauff und besizung deß guths Leonberg war genommen, daß ihro fürstl[iche] durch[laucht] herr pfalzgraff Wolfgang Wilhelm daßelbsten auch einige unterthanen und jura unter das pflieggamt Regenstauff behörig haben, daher mich allerhand ungelegenheit besorget, habe ich mir eußerist angelegen sein laßen, auch mit meinen höchsten schaden selbige an mich durch tausch zu bringen, bin derenthalben selbsten nach Disteldorff¹²⁵ verreiset, in a[nn]o 1644 habe aber daselbst nichts fruchtbarliches verrichtet biß [133] endlichen, nachdeme ich in der ruckreiß die gnad erlanget, dem jezo regierendem fürsten und herrn herrn Philipp Wilhelm pfalzgraffen bey Rhein etc. meinen gnädigsten fürsten und herrn ich unterthänigst aufgewartet, höchst gedacht ihro fürstl[iche] durch[laucht] nach vorgenommen unterthänigsten abschied zu Neuburg mir selber wegen einem recompens von 100 fl. zu lehen gemacht und gnädigst aufgetragen haben.

Über dieß habe ich auch von neuem zu dießer hoffmarck Leonberg von herrn Hannß Wörnern von und zu Barsperg zur verbeßerung meines präuhaußes erkaufft die tafern und daß wüthshauß zu Schweighaußen¹²⁶ samt aller niedergerichtbarkeit laut kaufbriefs den 10[te]n Aug[usti] a[nn]o 1647.

Nachdeme meine liebste seit solcher zeit abermahlen von Gott mit leibes frucht begnadet und gesegnet worden, [134] ist dieselbe in Regensburg den 23. Martii a[nn]o 1648 ihrer weiblichen bürde in gnaden entbunden und wir beyderseits mit einer jungen tochter nahmens Catharina Maria erfreuet worden; dieselbe ist in Regensburg getaufft und wiedern in Gott see[lig] entschlaffen den 26[te]n Maii ihres alters 9 wochen, auch daselbst zu Regensburg bey St. Lazarus begraben worden, ihre gezeugen und taufbaden waren die hoch wohl edelgebohrne frau frau Catharina Erlebekhin von Edertshaußen¹²⁷ gebohrne Genglin, wifrau, hernachmahls frau Ballin freyfrau, in Regensburg wonhafft, frau N. N. von Pertolzhofen zu Kreidendorff¹²⁸ gebohrne Glockherin und frau Maria Ursula Freudlin zum Haußenstein¹²⁹ gebohrne Doßin.

[135] Dabey dann auch zu wißen, nachdeme ich, wie obgedacht, den Creyßl[ischen] theil zu Leonberg an mit erkaufft und der herrschafft ihre jura tauschweiß an mich erkaufft, daß ich herrn Hannß Lienhard Sauerzapffens von Schönhoffen gehabt antheil von denen Peyßlichen hinterlaßenen erben den 9. April a[nn]o 1644 auch an mich erkaufft habe laut kauff brieffs.

125 Düsseldorf.

126 Schwaighausen, Gde. Lappersdorf, Lkr. Regensburg, Bayern.

127 Adertshausen, Markt Hohenburg, Lkr. Amberg-Sulzbach, Bayern.

128 Nicht identifiziert.

129 Nicht identifiziert.

Darbey ich es dann nicht bewenden laßen, sondern umb solches guth Leonberg desto mehrers zu verbeßern und zu erweitern, habe ich von Paulus Runzenburgern in Regenspurg etliche weyher stück und grunde erkaufft den 31. Maii a[nn]o 57. Ingleichen auch von herrn vettern Johann Ernst von Taufkirch zu Carlstein¹³⁰ den also genannten Altmännischen zehenden zu und um Leonberg den 1. Martii a[nn]o 57.

[136] *Indeme auch herr Wolff Lienhard Teufel von und zu Bürckensee eben auch in den dorff Leonberg einige unterthanen um und um Leonberg als den 4[te]n theil selbigen guths lange jahr inn gehabt, genuzet und beseßen, wie auch den zehend uf dem Creuzhof¹³¹, als hat er mir selbige endlichen auch käufflich überlaßen den 31. monaths Martii 1657.*

Und demnach auch herr Augustus Münch zu Ramspau¹³² in viel besagten dorf Leonberg auch 2 unterthanen mit aller juridiction und niedergerichtbarkeit besessen, alß hab ich selbige den 19[te]n [octo]br[is] a[nn]o 1656 auch, also besagtes guth Leonberg völlig an mich gebracht.

Als ich nun nach Gottes gnädigen willen also gefüget, daß obgedacht herrn von Taufkirchen see[lig] ehgemahlin die wohlgebohrne frau Maria [137] Magdalena von Schönstein freyfrau in dem monath octobris a[nn]o 1657 zu Nobelech¹³³ uf herrn obrist von Spielbergs damahls gehaltener kindstauß ganz gehling ohne hinterlaßung einiger leibes erben also ab intestato verstorben, ich dero verlaßenschaft ihren nechsten erben, als der wohlgebohrnen frau frauen Anna Margaretha von Donnelech gebohrner Erlbelehin von Sinnigin, dann ihrer frauen schwester der auch wohl edelgebohrnen frauen frauen Anna Maria von Schlammersdorff, wittiben, und ihrer baasen der ing[leichen] wohl edelgeb[oren] fräulein fräulein Eliesabetha von Schönstein erblich angefallen, solchem nach, weilen besagte fräulein Eliesabetha von Schönstein, damahlen vatter- und mutterlos auch allbereit in einem ziemlichen hohen alter begriffen und gleichsam aller zeitlichen mittel destituiert war, die ganze erbschaft auch in pur lauterer rechtfertigung bestanden, deren sie [138] aus ermanglung der spesen und hohen alters nicht abwartten und dießelbe wie sich gebühret führen könne, alß hat dieselbe laut aufgerichteten instruments ordentlich recht wissend- und wohlbedächtlich mir Hannß Georg Hofern solch ihre erbportion ungezwungen der gestalt überlaßen, daß ich sie hingegen lebendig und todt ehrlich und adelich versorgen und nach ihrem see[ligen] hintritt zur erden bestatten laßen solle, welches ihr auch also von mir zugesagt und versprochen, ihr auch ehr[lich] und adelich gehalten werden wird. Alß nun dieses also erfolgt, hat die andere erbin als frau Anna Maria von Schlammersdorff, wittib, mir auch ihren antheil dieser Schönsteinischen verlaßenschaft anerbotten und vermög getroffenen contracts kauflichen überlaßen.

130 Karlstein, Gde. Regenstauß, Lkr. Regensburg, Bayern.

131 Kreuzhof, Stadt Regensburg, Bayern.

132 Ramspau, Gde. Regenstauß, Lkr. Regensburg, Bayern.

133 Vermutlich Naabeck, Lkr. Schwandorf, Bayern.

Alß nun dieses beedes die 3te erbin als frau von Donnelech in erfahrung [139] gebracht, hat dieselbe mich auch bittlichen ersucht mir auch völlige gewalt ertheilet, ihre 3te erbportion dieser verlaßenschafft nebenst meinen beeden theilen auch zu suchen zu prosequiren, uns auß zu üben, hingegen sich obligirt, von solch ihren antheil an uncosten, zehrung und anderem (wie auch von ihr endlich ehrlich und redlich beschehen) zu begeben [?] und zu entrichten, worzu ich mich dann verstanden, und durch Gottes hülf und beystand wie wohl in ziemlicher langert zeit erst hernach durch ufwendung vieler mühe, vielens reisens, großer zehrung und uncosten absonderlichen aber auch durch authoritaet meiner gnädigsten fürst[lichen] herrschaft zu Onolzbach nach vielen jahren so weit gebracht, daß wir interessenten allerseits wie es eben bey diesen triebselig und müheseeligen zeiten hat sein können, alles zu erwüntzschenten ende gebracht, maßen ein solches die deßwegen aufgesetzte und mit handschrifft und [140] petschafft gefertigte abrechnungen an capitalzinnß und unkosten bezeuget nach obesagter frauen von Domeck ausgehändigte quüttung confirmiret und bestätiget.

Nachdeme sich auch hernachmahls besagte fräulen Eliesabetha von Schönstein [am Rande nachgetragen: Ist see[lig] gestorben den 21. [novem]br[is] 1672] auch erinnert, daß sie ehedeßen in dem in der churfürst[lichen] Oberrn Pfalz gelegen marck Nidenau¹³⁴ herrn Hannß Lienhardt Sauerzapffen und seinen damahligen noch überlebenden töchtern zum besten ein testament aufgerichtet und ihnen gewißer maßen einige legata verordnet, nachdeme aber sie besagte fräulein Eliesabetha nach solchem noch viel lange jahr gelebt, auch noch so lange Gott will im leben ist, daher deß ihrigen biß anhero selbsten wohl bedürfftig gewesen, als hat dieselbe in consideration er Hannß Lienhard Sauerzapff nicht allein vor sich selbsten ein ganz disolts [141] leben geführt, sondern auch seine töchter zum meisten theil sich eines solchen lebens und wandels befließen, welcher ihrem stand und herkommen ganz incoveniret und zuwieder war, maßen dann die älteste in Wien verstorben ganz elendiglich, item eine davon eine pfaffen köchin agiret, ja so gar die 3te an einen weißgerber zu Neuburg vor dem wald¹³⁵ sich verheyraethet, besagtes testament aus diesen bewegenden und erlaubten ursachen alhier in Anspach wiederum cassiret und die ursachen deßen bey dem hochlöb[lichen] kayser[lichen] landgericht alhier schriftlich deponirt, beygelegt und in verwahrung bringen lassen, immaßen eines hochlöb[lichen] landgerichts hierüber ertheilter und unter meinen actis befindlicher schein ein solches mit mehrern besaget.

Nun ist auch noch ferners zu wissen, daß, als meiner see[ligen] verstorben frauen [142] mutter frau schwester der hochwohl edelgebohrne frau frau Maria Agnes Appolonia Kolbin von Hailsparg auf Wiesendt, so sich anfänglich an herrn Hannß Georgen von Taufkirchen von Buttenberg¹³⁶ nachfolg[end] aber und nach deßelben tödtlichen ableiben an herrn vettern Sebastian Poyßeln von Loyfling, bestand

134 Nittenau, Lkr. Cham, Bayern.

135 Neunburg vor dem Wald, Bayern.

136 Guttenberg, Lkr. Kulmbach, Bayern.

innhabern deß guths Kühren¹³⁷, verheyrathet und endlichen in Regenspurg verstorben, daß dieselbe in ihren vorher ordentlich ufgerichtem testament uns Hoferischen damahls noch 6 im leben sich befindenten geschwistern 500 fl. in gleiche theil zu theilen verschaffet, die wir auch mit großem danck empfangen haben.

Nachdeme nun auch der allerhöchste grundgüthig und barmherzige Gott nebenst meinen herzgeliebten eltern auch sämtlichen geschwisterten mich neben so meiner frau und kinder in das laidige [I43] langwüurig und beschwehrliche kriegswesen gesezet hat und uns allerseits in demselbigen, wie leider leichtlich zu vermuthen, mehr böses als gutes erleben laßen, so hat doch seine grundgütigkeit dabey uns allesammt bey der wahren reinen evangelischen religion uns genädiglich und standthafftig, davor wir demselben zeitlich und ewigen danck zu sagen schuldig seind, erhalten, und, wie wohlen es an anscheinenden gelegenheiten keines weges ermangelt, nicht verlaßen, sondern nach seiner göttlichen gnad und barmherzigkeit, ja sogar auch in den höchsten kriegs trublen mir seiner gnaden schuz und seegen ertheilet, davor samt als den meinigen ich derselben billig hohen schuldi-gen danck, lob, preiß und ehr zu sagen schuldig bin.

[I44] Sintemalen dieselbe mich aus gnaden ganz uhnmittelbar in a[nn]o 1647 zu diensten des weyland durchlauchtigsten fürsten und herrn herr Christian marggrafens zu Brandenburg zu Magdeburg in Preußen herzogens auf das amt Streitberg¹³⁸ 4 meil herwarths Bayreuth gelegen, meiner ganz unvermuthet und unwis-send gnädiglich beruffen, da ich vorhero die zeit meines lebens niemahls daran gedacht noch auch daran gedencken dörrffen und können, ja, so ich mit Gott be-zeuge, jemanden, wer der auch seye, weder schrifft- noch mündlich hierunter nicht ersucht noch auch vermocht habe, also daß ich nicht unbillig noch selbigen jahrs solchen göttlichen beruff gefolget und besagtes amt Streitberg in Gottes nahmen würcklich bezogen haben, auch in währenddem solchen dienst durch Gottes gnad, [I45] hülf und beystand nicht allein bey dem amt, sondern auch außerhalb deßel-ben bey hoff und bey vielen unterschiedlichen mir gnädigst aufgetragenen reißen und commissionen sowohl inn- als auch außer landes ohne zeitlichen ruhm also comportiret und mich dergestalten unverweißlich bezeiget, daß männiglich, an vorderist aber hochfürst[lich] gnädigste herrschafft hierob ein sattsames und vollständiges gnädig[liches] belieben haben tragen und nehmen können auch würck[lich] getragen haben, dabey wir dann der Allerhöchste auch in diesem seinen göttlichen seegen vermehret und bezeuget, in deme derselbe den 17. Jan[uar]ii a[nn]o 1651 meine ehgemahlin in besagtem hochfür[st]lichen schloß und amthauß Bayreuth ihrer lang getragenen schweren weib[lichen] bürde in gnaden entbunden und uns beederseits mit einer jungen tochter gnäd[iglich] erfreuet hat, welche den 21[te]n Jan[uar]ii darauf Christo dem herrn durch den bund der h[eiligen] tauf ist incor-poriret und einverleibt worden, darinnen sie dann den nahmen Rosina Sabina empfangen; ihre taufbaden waren der hoch wohlgebohrne herr herr Hannß hein-

137 Kürn, Gde. Bernhardswald, Lkr. Regensburg, Bayern.

138 Streitberg, Lkr. Forchheim, Bayern.

rich graf und herr zu Wernberg uf Aholmin¹³⁹ [146] und Leonstein, der röm[ischen] kayser[lichen] maj[e]st[e]d reichshoffrath, dann der hoch wohl edelgebohrne frauen frau Rosina Mufflin gebohrne von Streitberg, obristin, frau N. N. Rabenhaptin gebohrne von Thermo, frau Sabina Barbara von Rabenstein gebohrne von der Grunt und frau Rosina Juliana von Wolfprandsdorff gebohrne von Eglofferin. Obwohlen nun unser lieber Gott solch unser bescherte tochter etliche jahr lang bey guter gesundheit und wohlergehen in allen christade[lichen] tugenden auferziehen- und aufwachßen laßen, also, daß wir eltern an deroselben viel unterschiedliche große freude an ihr erlebet haben, so hat doch der allein gerechte Gott nach seinem allein weisen rath und gnädigen willen es dahin vermittelt und beschloßen, daß dieselbe in Onolzbach den 21[te]n [octo]br[is] 1667 nachdeme an denen grassierenden kindesflecken ohngeachtet aller fleißig adhibirten medicamenten im beysein aller obbetrübteten umstehenden ihr leben seelig[lich] beschließen müssen, ihres alters 16 jahr 9 monath und 4 tag, ist daselbsten in Onolzbach den 25. ejusdem ade[lichen] zur erden bestattet worden, [147] deren der Allerhöchste zu seiner zeit nebenst aller christglaubigen seelen eine seelige und fröhliche auferstehung gnädig verleyhen wolle.

Nachdeme nun die zeit herbey kommen, daß die vestung Franckenthal¹⁴⁰ ihre churfürst[lichen] durch[laucht] dem jezigen regierenden churfürsten herrn Carl Ludwigen pfalzgrafen bey Rhein zu Heidelberg gegen evacuation der stadt Heilbron¹⁴¹ in a[nn]o [Jahreszahl fehlt] wiederum eingeraumet werden sollen, alß bin von höchstgedacht seiner fürst[lichen] durch[laucht] herrn marggraff Christian hochseeligsten gedenckens und von deß ganzen hochlöbl[ichen] Fräncki[schen] creyßes wegen nebenst herrn Gobelio damahligen Bambergischen hohen und vornehmen ministro nacher Franckfurth¹⁴² versandt worden und haben daselbsten in die 7 monath lang verharren müssen. Alß nun aber in deßen dero hauptmannschafft Neustatt an der Aysch¹⁴³ vacant worden durch den see[ligen] hintritt herrn obristwachtmeisters von Wildtenstein, haben höchst gedacht s[ein]e fürst[liche] durch[laucht] nach meiner [148] vollender commission und zuruckkunfft mir besagte hauptmannschafft zu ermelten Neustatt an der Aisch nebenst den amt Hoheneck¹⁴⁴ gn[ä]d[ig]st conferirt und anvertrauet den 21. Jul[ii] a[nn]o 1653, welcher vocation ich auch un[ter]thänigst nachkommen bin und selbige dienst bezogen habe.

Alß nun hierauf und nach diesem allen ohngefehr nach verflüßung zweyer jahr ihre fürst[liche] durch[laucht] herr Albrecht marggraff zu Brandenb[urg]-Onolzbach, mein auch gn[e]d[ig]st[e]r fürst und herr, ohn einzig mein unterthänigstes

139 Aholming, Lkr. Deggendorf, Bayern.

140 Frankenthal, Rheinland-Pfalz.

141 Heilbronn, Baden-Württemberg.

142 Frankfurt am Main.

143 Neustadt an der Aisch, Bayern.

144 Hoheneck, Gde. Ipsheim, Lkr. Neustadt a.d. Aisch, Bayern.

flehen, bitten und ansuchen aus eigener bewegnus, gleich wie das Ite mahl zu Bayreuth auch beschehen, aus sonderbaren gnaden und gn[ä]d[ig]ster confidenz dero dienst und hofmarschall amt gn[ä]d[ig]st offeriren und antragen laßen, habe ich nicht unbillig vor solche hohe und große gnad unterth[änigst] bedancket, jedoch remonstriret, daß ich vorhero in pflichten und diensten zu Bayreuth wäre, und keines ursach hätte zu mutiren, dahero mich höchstens entschuldigt und vor diese hochpreiß[liche] gnad billig unterth[änigst] hohen [149] schuldigen danck gesagt, höchstgedacht ihro fürst[liche] durch[laucht] aber ließen repliciren, daß sie, wann ich deroselben unterthänigst zu dienen mich resolviren woll, ohne mein zuthun und besorgend ungnad bey dero herrn vettern es dahin disponiren und vermitteln wollten, daß mit dero gut wißen und willen ohne alle ungnad ich erlaßen und in dero dienst ich treten könnte, zumahlen es im hauß wäre und ich dahero kein bedencken haben könnte solches zu acceptiren, welches ich dann auf erfüllung obiger conditionen gesezt und gestellt; wie es aber damit zugangen, ist denen am besten bekannt, die hierunter gehandelt und tractiret haben, hab also allermaßen mein hierüber aufgerichtete bestellungen, solches mit mehrerm bezeugen die gnäd[ig]lich aufgetragene dienst alhier, als das oberhofmarschall amt wie auch das oberamt Schwobach¹⁴⁵ in Gottes nahmen angetreten den 16. Jul[ii] a[nn]o 1655.

Bald darauf und in folgender zeit als die bestellung eines landrichters des löb[lichen] burggraffthums Nürnberg wechselweiß [150] uf dem gebürg und zu Bayreuth war, habe ich um conferirung selbiger stell auch unterhänig angehalten a[nn]o^b und dieselbe mit beederseits gnädigster herrschafft vorwißen erlangt den 3. [octo]br[is] 1657, worauf hernachmahls laut ergangenen hochf[ürst]lich[en] decrets den 10. [decem]br[is] a[nn]o 1663 mir besagte landrichteramtsbesoldung von beeden hochfürst[lichen] häußern mir um 200 fl. Fräncki[scher] wehrung aus gnaden verbeßert worden.

Bey welchen functionibus ich mich nun der zeit noch durch Gottes gnad und güte befinde, der wolle nach seinen gnädigen willen noch ferners bis an mein see[liges] ende mit mir disponiren, was mir nuz und gut ist und ihme alle die meinigen nebenst mir in gnaden laßen befohlen sein.

Nachdeme ich nun, wie eingangs vermeldet worden, nebst meinen herzgeliebten eltern und geliebten geschwisterten um der ehre und lehre Jesu Christi und seines heilung seeligmachenden [151] wortts willen unser stammhauß Lobenstein und das guth Zell verlaßen, hat wieder mein und männiglichs verwundern der Allerhöchste es wunderbar[lichen] geschickt und seine gnade geben, daß ich als ein exulant und vertriebener in fremden landen unter der freyen reichs ritterschafft des orths am Kocher in Schwaben daß ritterguth Wildenstein¹⁴⁶ in a[nn]o 1662 nicht allein an mich um 16 500 fl. und 100 ducaten bey kauff erkaufft, sondern auch, nachdeme es totaliter ruiniert gewesen an schloß, stuben, cammern, hauß und hoff, stall, stad[el], schupffen, präuhausß und präuageschirr, schaffhausß und deßen sta-

145 Schwabach, Bayern.

146 Wildenstein, Gde. Fichtenau, Lkr. Schwäbisch-Hall, Baden-Württemberg.

d[el] *successu temporis wiederumben reparirt, sondern auch, so daß das höchste und vornehmste ist, selbiges gänzlich und völlig baar und ohne abgang ausgezahlt, frey und ledig gemacht habe, davor ich und all die meinigen der h[eiligen] dreyfaltigkeit nicht genugsamen danck, ruhm, lob, preiß sagen kann, daß bey diesen geldkleinen zeiten und grundsuppen der bösen welt sie gleichsam in der ersten stund nach meinem see[ligen] ableiben gleich wohl auch ein hütt-[152]lein und hauß ihrem stand gemäs haben und finden können, worinnen sie ohgehindert ihrer religion in truckiren, ohne schulden sizen, wohnen bleiben und davor Gott loben ehren rühmen und preisen können.*

Und demnach bey erkauffung solchen ritterguths Wildenstein sich hervorgethan, daß das durch[lachtigste] fürst[liche] hauß Onolzbach daselbsten auch eigenthum habe, nemlichen das schloß Wildenstein, so weit es mit der mauer umfangen ist, nebenst 8 unterthanen als 4 zu besagten Wildenstein und 4 zu Gunzach¹⁴⁷ nebenst den kleinen wildbahn und dieses alles außer deß kleinen wildbahns mit herrn Hannß Heinrich von Knoringen in den kauf kommen, als hat der durch[lachtigste] fürst und herr herr Albrecht marggraff zu Brandenburg zu Magdeburg in Preußen herzog etc. hochsee[ligen] gedächtnus mir nicht allein diese gnad gethan, den getroffenen verkauff besagten lehenstück gnädigst ratificirt und mich damit de novo belehnt, sondern auch besagte lehen extentirt, erweitert [153] und ergrößert und gewißer maßen auf ereigenten fall auf das weibliche geschlecht zugelassen, alles nach laut und inhalt der vorhandenen lehen brieffen, davor und vor diese hohe und große gnad ich und die meinigen diesem hochfürst[lichen] hauß höchlich zu dancken und solche gnad zu demeriren zeit lebens verbunden bleiben. Solchemnach fleißige ufsicht zu haben, es ereignen sich gleich dieß- oder jenfalls einige haupt oder andere fälle [welches doch Gott genädig[lichen] lang verhüten wolle], das meine erben jedesmahls die lehen innerhalb jahr und tag also zeitlich requeriren und sich deren bey der hochf[ür]st[lich] Onolzbach[ischen] lehen stuben um verlehung gehors[amst] anmelden, und mich verlustigt machen möge.

Und weilen diesem allen aus allobiger erzehlung nach klärlich erhellet, daß nechst Gott dem almächtigen allein daß hochfürst[liche] hauß Brandenburg-Onolzbach zu erkauffung dieses ritterguths Wildenstein an eigen und lehen durch meine [154] obgehabte treue dienst mir in viel weeg beförderlich gewesen, und ich auch mein jüngster sohn nebenst dem ältern noch bis auf dieße stund alle große hochfürst[liche] gnad nach see[ligen] ableiben höchst gedacht s[eine]r herrn marggraffen Albrechts fürst[lichen] durch[laucht] laidigen todesfall bey dem auch durch[lauchtigen] erbprinzen und fürsten herrn Johann Friederichen marggraffen zu Brandenb[urg] uns zu getrösten haben, alß ermahne ich hiemit meine beide söhne ganz vätterlich und ernstlich, dießer hochfürst[lich] bezügten großen gnaden durch leist- und unterthänigster getreuer dienst sich auch fernhin die ganze zeit ihres lebens, so viel ihnen immer menschlich und möglich seyn

147 Gunzach, Gde. Fichtenau, Lkr. Schwäbisch-Hall, Baden-Württemberg.

würde, auch theilhaftig und bey diesem ganzen fürst[lichen] hauß sich wohl meritirt zu machen, maßen ich dann gar nicht zweiffle, daß sie der Allerhöchste derenthalben muß auch reichlich seegen und dadurch grünen und noch mehrers bliehend machen werde, auch meiner alß ihren vatters billig darbey bedencken, daß, gleichwie es mir in wahrheits grund sehr sauer, mühesam [155] und wiederich genugsam ergangen, bis ich solch guth Wildtenstein in den stand, wie es anjezo gottlob ist, gebracht habe, daß ich sie hiemit treuvätter[lich] und durch das bluth und wunden Jesu Christi hiemit nochmahls ermahne und bitte, sie wollen sich auch hinwiederum saur, mühesam und wehe thun laßen, selbiges also zu conserviren. Dann werden sie solches entweders verkauffen oder vertauschen, so wird sie Gott darum straffen, ich hätte nichts liebers gewollt oder gewünzschet, als von Gott diese gnad und den seegen zu erlangen, so viel an geld und geldswerth noch in meinem leben zu erwerben, daß ein bruder dem andern seinen gebührenden antheil hätte heraus geben können, aber es hat nicht sein wollen, daher ich es auch Gott befehle, und seinen gnädigen willen billig überlaße, ihme auch vor diesem seegen bis an mein seel[iges] ende hohen schuldigen danck sagen werde, ob es schon dem äußerlichen ansehen nach nicht allzu viel in manches augen scheineth, so ist es doch so viel, daß selbiges viel tausend gebrüdere und edelleuthen nicht [156] gegeben, gegönnet oder geschencket hat, auch weder ich, mein herr vatter, an- und uhranherr von Gott nicht empfangen noch genoßen haben, werden beede meine söhn, wie ich daß veste und vertrauen in sie gänz[lichen] seze, Gott vor augen haben, fleißig betten, unter sich einig sein, und weder durch hoffarth, spiehlen oder durch panckqretiren, freßen und sauffen daß ihrige was sie von mir und meiner frau bekommen werden, nicht verthun, sondern daß ihrige zu rath halten, so wird sie Gott reichlich seegen, und ihnen zeitlich und ewige nahrung geben, dann warhafftig ehender güther verkaufft und veralienirt als neue überkommen, reparirt und erkaufft werden, dann difficillius est parta tueri quam acquirere; das geld, so mann güther erlöst, ist bald verthan, und ausgegeben, ehe man sich umsiehet, und so dann weder geld noch guth mehr vorhanden, so finden sich auch nicht gleich wiederum feule güther oder man will selbe anderst nicht als gleich völlig mit baaren geld bezahlt haben, so sind auch die abkauffer der [157] gütther je zu zeiten ganz ungleich, indeme einige gefunden werden, welche die angaab zwar geben, wegen der nachfristen aber solche difficultaeten erwehlen und solche rechtfertigung anstellen, daß man dieselbe auf rechtfertigungen anwenden muß.

Und weilen auch durch meine sonderbare große mühe und ziemlichen uffgewendten unkosten der Allerhöchste seine gött[liche] gnad seegen und benedeyen mildiglich geben und verleihen, daß die kirch und die innwohner wiederum mit einen seelsorger und pfarrhern versehen und versorget worden, alß ermahne bitte, und ersuche sie meine beede söhne hiemit so hoch, daß sie dieses exercitium pietatis sich äuserst möglichst zu conserviren, alß ihr eigene seeligkeit sich wollen angelegen sein laßen, in betrachtung dieses kirchlein, welches mich laut befind[licher] rechnung über den beyschuß und beytrag, welche christ[lich]e ehrliche christliebende evangelische leuthe auß gutem herzen hergeschossen und gutwillig gegeben

haben, ein ziemliches [158] gecostet aufzubauen, reuet mich aber ganz nicht, sondern ich preise davor Gottes heiligen nahmen, daß es mit demselben, also wie sein gött[liche]r will gewesen, zur perfection kommen ist; es liegt selbiges kirchlein mitten unter denen catholischen benachbarten, so seind auch meine unterthanen, die einen geistlichen daselbsten erhalten helffen müssen, zum guten theil selbst noch catholisch, also daß es ohne wiederwärtigkeit daselbsten nicht allemahl abgehet und man sich wohl behutsam in acht nehmen und mit einem getreuen seelsorger jezt und ins künfftig versehen muß, welcher eines christlichen lebens und wandels sich befleißet, kein trunckenbold, zäncker und nicht wiedrigen humores ist, zumahlen daß einkom[m]en daselbsten sehr schlecht und gering ist, daß sich nicht wohl ein geistlicher dabey betragen kan, und ehe diß christlich angefangene werck künfftig man zergehen laßen solte, ehe sichs die herrschaft selbst aus eigenen mitteln in etwas angreifen und beytragen müste, sintemalen alte und junge hierdurch bey dem [159] christlichen glauben erhalten und informiret und biß in ihr see[liges] ende in ihrer seelen seeligkeit conservirt und erhalten werden, welches Gott reichlich wiederum belohnen und ersezen werde.

Bey jeder verenderung und bestellung eines neuen geistlichen habe ich daß jus praesentanti und bey dem consistorio zu Onolzbach macht zu praesentiren und vorzustellen, aldorten er examiniret, seine probpretigt ausstehen und ordiniret werden muß, dahero ihro fürst[liche] durch[laucht] auch das ius confirmanti haben und ein geistlicher wegen ihro fürst[lichen] durch[laucht] nebenst der herrschaft zum Wildenstein jedes mahls auch öffentlich investiret wird, so muß auch er geistlicher jährlichen den sinodum zu Feuchtwang¹⁴⁸ besuchen, und sich alldorten in capitibus pietatis exerciren und informiren laßen.

So will ich auch, alle jezige anwesende auch künfftige unterthanen zu besagten Wildenstein, Gunzen, Röhlein¹⁴⁹ und [160] Neustättlein¹⁵⁰ ihnen meinen freund[lichen] herzlieben söhnen bestermaßen recommandiret und anbefohlen haben, sie bey ihren alten herkommen, recht und gerechtigkeiten bestens zu manteniren und ihnen keine neuerung aufzubürden, dann es zu ihrem meiner söhne aufnehmen nicht reichen dörfte, es seind unter ihnen böse und gute, und kan ich wohl mit warheit sagen, und von ihnen schreiben, daß man ihnen fast nichts gutes erweisen kan[n] noch darf auß ursachen, sie es gleich hernachmahls wiederum als eine schuldigkeit haben und praetendiren wollen, welches von ihnen nicht ein geringes zeichen einer großen halbstarrigkeit ist.

Sonsten ist auch wohl zu bedencken, das der Allerhöchste meine ehgemahlin auch zu Neustatt an der Aysch mit leibesfrucht geseegnet, maßen dann seine gött[liche] allmacht dieselbe den 23[te]n Maii vormittags zwischen 3 und 4 uhr a[nn]o 1654 ihrer getragenen schweren leibes bürden in gnaden entbunden und uns beederseits mit einen jungen sohn erfreuet hat, welcher Christo dem herrn in der

148 Feuchtwangen, Lkr. Ansbach, Bayern.

149 Rötlein, Gde. Fichtenau, Lkr. Schwäbisch-Hall, Baden-Württemberg.

150 Neustättlein, Gde. Fichtenau, Lkr. Schwäbisch-Hall, Baden-Württemberg.

h[eiligen] tauffe [161] den 30[te]n hernach einverleibet worden und den taufnahmen Christian Albrecht erlanget hat, deßen taufbaden und erbettene zeugen waren beederseits meine gnädigste fürsten und herrn als der durch[lauchtigste] fürst und herr herr Christian marggraff zu Brandenb[urg] zu Magdeburg in Preußen herzog etc., welcher dero stell bey der h[eiligen] tauf durch den hoch edelgebohrnen und gestrengen dero oberforstmeistern zu Ernbskirchen¹⁵¹ herrn Christoph Abraham Weigand von Thiinau gnädigst vertreten laßen, und der auch gleich durchlauchtigste fürst und herr herr Albrecht marggraff zu Brandb[urg] zu Magdeburg in Preußen herzog etc., welcher dero hochfürst[liche] stell auch durch dero rath, obristlieut[enant] und oberamtmann zu Cadolzburg¹⁵², den hochwohl edelgebohrn und gestrengen herrn Wolffen von Creißheim, meinen jezigen herrn gegen schwehren gleichfalls vertreten laßen, ingleichen auch der hochwohl edelgebohrn und gestrenge herr Wulffgang Friederich Muffel von Ermreuth¹⁵³ und Ahorn, fürst[lich] brandb[urgischer] geheimer und kriegsrath, landschafft[s]director, [162] hauptmann zu Culmbach¹⁵⁴, obristlieutenant und commendant der vestung Plassenburg¹⁵⁵, iten der hochwohl edelgebohrn und gestrenge herr Ernst Rabenhaupt freyherr von Seuchar uf Rambßenthal¹⁵⁶, hochfürst[lich] brandenb[urgischer] hofmarschalls verweßer zu Bayreuth, wie auch der hochwohl edelgebohrn gestrenge und mann veste herr Friedrich Tobias von Rabenstein uf Kirmsees¹⁵⁷ und Traudenberg¹⁵⁸, fürst[lich] brandenb[urgischer] cam[m]erjuncker zu Bayreuth, dann die hochwohl edelgebohrne frau frau Anna Juliana Hüfflin gebohrne von Wehmar, fürst[lich] brandenb[urgische] hofmeisterin zu Onolzbach, und die hochwohl edelgebohrne frau frau Anna Sophia von Seckendorff gebohrne von Leyblfing, welch mein herzlieben söhnlein die gött[liche] allmacht langes leben, gesundheit und alle wohlfarth gnädig[lich] geben und verleihen wolle.

Und nachdem der Allerhöchste besagte meine ehgemahlin in Onolzbach abermahls mit einer leibesfrucht gesegnet und uns beederseits den 5. [novem]br[is] frühe 1/4 um 1 uhr a[nn]o 1655 mit einer jungen [163] tochter genädig[lich] erfreuet, ist dieselbe den 8[te]n ejusd[em] Christo dem herrn in der hei[ligen] tauf gleichfalls daselbsten incorporirt und einverleibet worden; dero taufbad war die durchlauchtigste fürstin und frau frau Sophia Margaretha marggräfin zu Brandenburg, zu Magdeburg, in Preußen, zu Stettin, Pom[m]ern, der Casuben und Wenden, auch in Schlesiën, zu Croßen und Jägerndorff herzogin, burggräfin zu Nürnberg, fürstin zu Halberstatt, Minden und Camin, gebohrne gräfin von Oettingen, meine gnädigste fürstin und frau hochseeligsten andenckens.

151 Emskirchen, Lkr. Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, Bayern.

152 Cadolzburg, Lkr. Fürth, Bayern.

153 Ermreuth, Gde. Markt Neunkirchen a. Brand, Lkr. Forchheim, Bayern.

154 Kulmbach, Bayern.

155 Plassenburg, Lkr. Kulmbach, Bayern.

156 Ramsenthal, Gde. Bindlach, Lkr. Bayreuth, Bayern.

157 Kirmsees, Gde. Kirchenpingarten, Lkr. Bayreuth, Bayern.

158 Trautenberg, Gde. Krummennaab, Lkr. Tirschenreuth, Bayern.

Welch mein herzeliebtes töchterlein nachfolgend den 15[te]n [decem]br[is] a[nn]o 1656 zu besagten Onolzbach abends um 1/2 3 uhr in Gott wiederum seelig entschlaffen und den 21. hernach in der stiftskirchen daselbsten in Jaxheimsche begräbnus daselbsten gelegt und begraben worden, ihres alters 1 jahr 1 monath und 10 tåg, deren Gott an jenem großen tag nebenst allen außerwehlten eine fröhliche und seelige auferstehung verleyhen wolle.

Im übrigen werden beede besagt meine herzlieben söhn sich verhoffent[lich] höchstens angelegen sein laßen, alle vorhandene acta und documenta fleißig zu durch[164]gehen, zusam[m]en halten und zum öfftern durchlesen und niemanden alß versicherten guten freunden zu vertrauen, auch alle so sie darinnen befinden werden, zu ihrem besten anwenden, auch fleißig darob und daran seyn, die auch zu Wildtstein befindliche unreparirte weyher auch unbesezte güthter und mannschafften repariren und nach und nach in esse bringen zu helffen, dieweilen solches zu ihrem selbst eigenem besten gerechet, auch die unterthanen, so lange sie getreu und gehorsam sich erfinden laßen, also gütig zu tractiren, wie sie es vor Gott, der welt, und mannig[lich] zu verantwortten sich getrauet.

Und demnach lezlichen ich mein in der hochfürst[lichen] Pfalz Neuburg gehaltenes landsaßen guth Leonberg seit meiner in a[nn]o 1647 angetretenen dienst in dem ober und untern marggraffthum Bareuth und Anspach also über land wegen der so viel gehalten ungetreuen diener, costbaren reißen und gesindtes mir länger bestellen zu laßen unmüglich, ja fast unerträglich fallen wollen, zumahlen auch selbiges mitten unter catholischen situiret [165] und gelegen, als bin rätlich worden, habe auch selbiges absonderlichen auch darum bey mir beschloßen, damit über kurz oder lang uns künfftig niemand von den meinigen uhrsach noch gelegenheit suchen oder finden mögen vermittelt deßelben entweder durch herren dienst, authoritaet und hoheit oder sonst anderer vergänglichlicher sachen halber sich in das papsthum zu begeben und durch daßelbe sich verführen zu laßen, also in höchste seelensgefahr zu stürzen, zu verkauffen, habe auch durch Gottes sonderbare gnad und gnädigen willen auch durch interposition eines sehr werthen guten freundes es endlichen der wohlgebohrnen frauen frauen Anna Veronica freyfrauen von Zwilling, obristin, gebohrner von Pertolzhofen, damahliger wittib, hernachmahls frauen von Bracciolini genandt, den 31[te]n [octo]br[is] a[nn]o 1666 per 10 000 fl. kayser[licher] wehr[ung] kaufschilling käuflichen überlaßen, also auch dieses catholische land und fürstenthum quittirt, bin zwar deß kaufschillings halber endlich völlig contentiret worden, wie saur aber und mit was großen unwillen, mühe, reisen und unkosten ein solches beschehen [166] und erfolget, daß werden meine freund[lich] lieben söhne künfftig in durchsehung der acten mit allen seinen umständen weitläuffig ersehen, jedoch unerachtet ich dieses alles also durch meine wiederwärtige erdulden und ausstehen müßen, so hat doch Gott alle ihrige wiedrige consilia zu schanden gemacht, und mich darum nicht verlassen, dieweilen ich auch ihne nicht verlaßen habe.

Folgen hierauf die Hoferischen annaten.

Demnach nun mein freundlicher herzlieber sohn Wolff Christian Hofer in die 3 jahr lang seiner studiis nachgezogen und sich in dem fürst[lichen] collegio zu Tübingen aufgehalten, hat er sich resolvirt, auf mein und meiner frauen einrathen anfänglich auf unsere selbst eigene spesen und uncosten in Franckreich zu gehen, hat sich auch daselbsten in die 3 jahr lang aufgehalten und lezlichen denen durchlauchtigsten fürsten und herrn herrn [167] Friederich Magno und herrn Carl Gustav gebrüdern marggraffen zu Baden-Durlach etc., welche eben selbiger zeit auch in Franckreich sich aufgehalten und daselbst hin peregriniret, als ein cavalier und hoffjuncker unterthänig aufgewartet auch durch Gottes hülf, gnad und beystand nach verflüßung solcher zeit gesund, glücklich und wohl wiederum nacher hauß kommen und gelanget; hernachmahls nun, als er beynahe daß 27te jahr seines alters erreicht, hat er sich aus sonderbarer providenz und gött[licher] vorsehung auch uf einrathen, consens und einwilligen seiner herzgeliebten eltern und nahen anverwandten mit der frey reichs hochwohl edelgebohrnen jungfrauen jungfrau Margaretha Ernesta von Creilsheim als deß frey reichs hochwohlgebohrn und gestrengen herrn Wolffen von Creilsheim uf Sommersdorff¹⁵⁹, Thann¹⁶⁰ und Mohrstein¹⁶¹, hochfürst[lich] Brandb[urgischer] rath, oberantmann zu Cadolzburg, obristlieut[enant], [168] und der hochwohl edelgebohrnen frauen frauen Anna Petronella gebohrner Zornin ehe leib[lich] erzeugten tochter, in ein christ[lich] eheverlöbniß eingelassen und hernachmahls in dem hochfürst[lich] Brandb[urgischen] schloß und amthauß zu Cadolzburg den 18. Aprilis a[nn]o 1669 seine hochzeit[lich] festivitaet in beysein vieler nechsten anverwandten und befreunden celebriret und gehalten worden, denen Gott beiderseits die ganze zeit ihres lebens langwührige beständige gesundheit und seien gott[liche] gnad seegen und wolthat genädig[lich] geben und verleyhen wolle, auch vor allem unglück bewahren.

[169]

herr Georg Hofer	herr Albrecht von	herr Martin von
frau Sophia von	Nußberg	Baumgarten
Rammelstein	fr[au] Anna von Pars-	frau Appolonia gra-
	perg	fin von Lichtenstein
herr Eytel David	frau Barbara ge-	herr Christoph Philipp
Hofer von Lobenstein	bohrne von Nuß-	von Baumgarten
	berg	
herr Hannß Georg Hofer		frau Maria Hoferin ge-
von Lobenstein der Ältere		bohrne von Baumgarten
g. a[nn]o 1571 + 1647		ver. a[nn]o 1594 + 1634

159 Sommersdorf, Gde. Burgoberdorf, Lkr. Ansbach.

160 Thann, Gde. Bechhofen, Lkr. Ansbach.

161 Morstein, Stadt Gerabronn, Lkr. Schwäbisch-Hall, Baden-Württemberg.

*herr Hannß Georg Hofer
von Lobenstein
g. 20ter [?] octb. 1608*

*herr Wolff Trainer frau Maria
fr[au] Anna Knöblin Trainerein
von Allmushaußen
herr Wolff Christian
Hofer von Lobenstein*

[170]

*herr Sebastian von Schönstein
frau Barbara von Schönburg
herr Wolff von Schönstein
herr Albrecht Nothhafft
von Wernberg
frau Bennphena Casimirin
von Schneitb[erg]
herr Jeremias Nothafft
von Wernberg
heerr Wolff Georg von
Schönstein zum Schönstein*

*herr Lorenz von Spornberg
frau Anna von Nußberg
frau Eliesabehta von Spornberg
herr Peter Preyßel von
Leyfling
frau Ester von Leinbach
frau Helena Poyßlin
von Lofling
frau Anna Maria ge-
bohrne Nothhafftin von
Wernberg*

*frau Maria Catharina Hoferin
gebohrne von Schönstein*

[171]

[172] *Meines bruders see[lige] haußfrauen herr vatter war herr Sebald Stenzing.
Ihr frau mutter frau Anna Margaretha Breuningin von Buchenbach in Württen-
b[erg], deß verstorbnen herrn Carl Breininges eheleib[liche] tochter.
Ihre frau mutter war eine von der Grün.
Meines bruders ehefrauen herr vatter hat auch Sebald Stenzing geheißten.
Ihre anfrau war ein von Heubergerin.
Am dritten pfingstag a[nn]o 1643 hat mein bruder mit ihr zu Regenspurg in herrn
Bergers behausung seine hochzeitliche festivitaet gehalten.
Mittwuchs den 3[te]n April 1644 ist ihr erster sohn Christoph Leonhart Hofer uf
diese welt gebohrn worden, deme Gott glück, heil und seegen geben und verleyhen
wolle.
Sonntags den 6[ten] Julii 1645 ist herr Georg Wilhelm Hofer uf diese welt geboh-
ren worden in Leonberg, hat 15 wochen und 3 tag gelebt als dann wiederum ver-
storben und in den lazareth zu Regenspurg begraben worden.*

[175] *Ferner:*

*Am grünen donnerstag a[nn]o 1648 ward gebohren eine tochter namens Anna
Justina Hoferin, so noch, so lange Gott will, im Leben ist.*

Montags den 5. Ju[liv] a[nn]o 1649 hat sie Gott wiederum mit einer tochter Maria Margaretha erfreuet, so in Keyldorff¹⁶² bey Regenspurg getaufft worden und zu Crebliz wieder verstorben, ihres alters 14 wochen deren Gott gnädig seye.

Anno 1649 hat ihr Gott wiederum beschert einen sohn namens Franz Wilhelm Hofer, so noch, so lange Gott will, im Leben ist.

Anno 1661 am pfingst sonntag ist Hannß Christoph Hofer von Lobenstein uf Crebliz zu Vorstrauß¹⁶³ in der Pfalz Neuburg gelegen auf diese welt gebohren worden, den Gott langes leben und reichen seegen genädig[lich] geben und verleyen wolle.

[177] *Quiquit agis prudenter aqus et respice finem.*

Johann Heinrich Hoffer von Lobenstein m[anu] p[ro]pria]

162 Keilsdorf, Stadt Riedenburg, Lkr. Kelheim, Bayern.

163 Vohenstrauß, Lkr. Neustadt a.d. Waldnaab, Bayern.

Die Synagogen-Ablege in Wallhausen-Michelbach an der Lücke*

Fragen zur jüdischen Kultur Württembergisch Frankens

VON URI R. KAUFMANN

Die landesgeschichtliche Forschung der letzten dreißig Jahre hat die Geschichte der Juden im 20. Jahrhundert, etwas geringer auch die des 18. und 19. Jahrhunderts berührt. Mit zu bewunderndem Aufwand hat Gerhard Taddey die Siedlungsgeschichte der Juden im Landkreis Schwäbisch Hall erforscht¹. Wir wissen allerdings für Süddeutschland insgesamt wenig über die frühe Neuzeit, also das 16. und frühe 17. Jahrhundert, die Zeit der Konsolidierung jüdischer Ansiedlung nach den Vertreibungswellen aus den Städten Ende des 15. Jahrhunderts². Unser Raum ist Teil eines Rückzugsgebietes jüdischer Familien, die vom südlichen Elsass und Südbaden über das Unterelsass/Lothringen, die Pfalz, Nordbaden, „Neu-Württemberg“, „Neu-Bayern“ (d. h. Franken, Schwaben, Oberpfalz)³, Böhmen, Mähren und bis hin zu Hessen, den Rheinlanden, Westfalen und den südlichen Teilen des heutigen Niedersachsens Unterschlupf fanden. So lebten hier Juden kontinuierlich seit den Anfängen jüdischer Siedlungen in der oberrheinischen Tiefebene, also seit

* Während der Ordnung des Gemeindearchivs Michelbach/Lücke im Jahre 1995 entdeckte ein Mitarbeiter des Kreisarchivs Schwäbisch Hall zwei Kartons mit hebräischen Druckfragmenten im dortigen Rathaus. Sofortige Nachforschungen von Kreisarchivar Dr. Müller ergaben folgendes: Die Drucke waren zu Beginn der 1980er Jahre bei der Synagogen-Restauration von Bauarbeitern in einem Dachwinkel entdeckt und in den Bauschutt (!) geworfen worden. Der damalige Michelbacher Ortsvorsteher konnte jedoch Teile des Materials bergen. Obwohl die Synagoge danach als Ausstellungsort genutzt wurde, geriet die Genisa unbegreiflicherweise in Vergessenheit. Derzeit verhandelt das Kreisarchiv über eine Restaurierung und wissenschaftliche Erschließung einschließlich der Finanzierung.

1 G. Taddey: Kein kleines Jerusalem. Geschichte der Juden im Landkreis Schwäbisch Hall (Forschungen aus Württembergisch Franken 36), Sigmaringen 1992.

2 Das maßgebliche Ortslexikon: Germania Judaica (Tübingen 1963 ff.), Bd. III/1 und III/2, endet mit der Vertreibung aus Regensburg im Jahre 1519 und gibt nur Jahreszahlen einer Neubesiedlung nach diesem Datum (Forschungsstand ca. 1987) an, s. das Standardwerk von M. Wenninger: Man bedarf keiner Juden mehr, Wien 1981.

3 In Alt-Württemberg und -Bayern (Gebietsstand von vor 1803) wurden bekannterweise keine Niederlassungen von Juden geduldet, s. als Überblick A. Herzig: Jüdische Geschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1997, S. 66–90.

dem 10. Jahrhundert⁴. Ausdruck des Alters jüdischer Ansiedlung in diesen Regionen ist die Herausbildung einer eigenen Liturgievariante, so gab es den „Minhag“ (= Brauch) Schwaben, Elsass, Böhmen, Mähren und Polen, neben den altherwürdigen Ortsvarianten Worms und Frankfurt und jüngeren wie Fürth oder Metz⁵.

In Folge der landesfürstlichen Politik der „Territorialisierung“ (16./17. Jh.) mußten sich die Juden zu Landesjudenschaften zusammenschließen, die fiskalische und andere gemeinsame Fragen regelten⁶. So verfügte das kleine Fürstentum Schwarzenberg analog zu den größeren Organisationen des Deutschen Reiches über eine solche landesweite Organisation, die mindestens seit 1694 einen Rabbinatssitz in Markbreit aufwies. 1682 hatte der Fürst 69, 1720 schon 113 jüdische Familien in seinen Schutz aufgenommen. Der kleine Ort Michelbach wurde 1641 schwarzenbergisch und zählte 1720 19 jüdische Familien⁷. Ob der 1650 belegte „Rebi Joseph“ von Michelbach⁸ als Vorläufer des 1694 erstmals erwähnten Markbreiter Rabbiners anzusehen ist, der fürstlich-schwarzenbergischer Landesrabbiner war, wäre abzuklären. Zu fragen wäre auch nach dem konkreten Vorbild für die 1685 erlassene schwarzenbergische Judenordnung⁹. Schon im Text der Urkunde selbst wird auf die Privilegien der Juden von *Wien, Prag, Frankfurt und Worms* hingewiesen. Die schwarzenbergische Variante paßte zu den nach jetzigem Forschungsstand bekannten üblichen Tendenzen: Der Viehhandel der Juden wurde besonders kontrolliert. Für die Gewährung des obrigkeitlichen Schutzes und der Religionsausübung, eingeschlossen das Recht, einen Rabbiner anzustellen, mußten verschiedene Abgaben bezahlt werden.

Eine für Landjuden typische Beschäftigung war der Viehhandel und das Hausieren auf dem Lande, wirtschaftliche Nischenberufe, die oft mit einem hohen Risiko

4 Zur frühen Ansiedlung in den rheinischen „Muttergemeinden in Israel“ siehe die Artikel Mainz, Speyer und Worms im oben erwähnten des ursprünglich von *Ismar Elbogen* hrsg. Ortslexikons: *Germania Judaica*, Bd. 1, Nachdruck Tübingen 1963, S. 174–223, 326–366, 437–474. Diese Kontinuität jüdischer Siedlung steht im Gegensatz zu Frankreich (1394), Spanien/Portugal (1492/96), Mittel- und Süditalien (1510/1540/1555) oder England (1290), wo es zu Gesamtvertreibung von Juden kam, s. bspw. die Darstellung von *H. H. Ben-Sasson*: *Geschichte des jüdischen Volkes*, Bd. 2, München 1979.

5 S. die Beschreibungen bei *J. H. Nördlingen*: *Sefer Jossef Omez*, Nachdruck Frankfurt 1964/65 oder *J. Schames*: *Wormser Minhagbuch*, 2 Bde., Jerusalem 1988. Zur Einführung ins Thema den Eintrag „Minhagbücher“, in: *Jüdisches Lexikon*, Bd. 4/1, Nachdruck Königstein 1982, Sp. 201–203.

6 Das bei *Taddey* (wie Anm. 1), S. 156, erwähnte Landbuch war wohl das übliche Protokollbuch der Landjudenschaft. Hier ging es neben der Durchsetzung behördlicher Anordnungen auch um die Regelung innerjüdischer Angelegenheiten, s. als Beispiel etwa *J. Bloch*: *Das Protokoll der Gemeindevorsteher in Niederehnheim vom 21. Ijar 5537 (28. Mai 1777)*, Sonderausg. Tribune Juive, Strasbourg 1933/34, o. Seitenzahl. Vielleicht verfügte die Landjudenschaft über einen eigenen „Storeschreiber“ (von Hebr. „Schetar“, d. h. Urkunde, s. *Taddey* (wie Anm. 1), S. 159, d. h. einen Mann, der die hebräischen Rechtsurkunden, bspw. Eheverträge, ausfertigte. Zu den Landesjudenschaften s. die jetzt (Okt. 1997) erst als Publikation angekündigte Dissertation von *Daniel G. Cohen*, Göttingen/Jerusalem 1997.

7 *P. Sauer*: *Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern*, Stuttgart 1966, S. 126.

8 *Taddey* (wie Anm. 1), S. 166, s. *F. J. Battenberg*: *Judenordnungen in Hessen-Darmstadt, Wiesbaden 1987*, S. 59–61 (für 1539) oder für das Jahr 1629 S. 75–78.

9 Ebd., S. 152, s. auch: *Dokumentation zur Geschichte der Juden in der Region Franken*. Hrsg. vom Kreisarchiv Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall 1984, S. 51.

verbunden waren, da gerade die Kunden aus der ländlichen Unterschicht kaum über Bargeld oder pfändbares Eigentum verfügten¹⁰. Allerdings war dieser Handel auf Kredit keine „jüdische“ Spezialität, sondern auf dem Lande für viele Dinge bis ins 20. Jahrhundert allgemein üblich (das „Anschreiben“), wie es auch christliche Hausierer und Viehhändler, resp. im Viehhandel tätige Personen (Wirte, Müller, Großbauern etc.) gab.

Noch weniger als von der Siedlungsgeschichte und der Berufsstruktur wissen wir vom geistig-jüdischen Leben „in der [süddeutschen] Provinz“. In den großen Literaturgeschichten fehlen Hinweise auf die Rezeption der Werke¹¹. So sind wir auf Funde wie diejenigen aus Michelbach angewiesen, die belegen, was man in den süddeutschen jüdischen Familien gelesen hat und welches Niveau an Schriften auf dem Lande verbreitet war. Über das Bildungsniveau der Landjuden in der Neuzeit gibt es widersprüchliche Angaben. Man geht wohl zurecht für die frühe Zeit der Umsiedlung aufs Land (16. Jh.) von größeren Problemen der Bildungsinfrastruktur aus: Der jüdische Konvertit Michael Adam schrieb in seiner Einleitung zu einer Übersetzung der fünf Bücher Mosis im Jahr 1544, daß die Juden jetzt vor allem auf dem Lande lebten und große Mühe hätten, ihren Kindern jüdisches Wissen zu vermitteln¹². Angesehene Gelehrte bevorzugten die nach 1519 noch verbliebenen wenigen städtischen jüdischen Gemeinden Frankfurt, Worms, die Reichsburg Friedberg in der Wetterau und Prag. Allerdings war das Stellenangebot ja sehr begrenzt.

Erst nach einer Konsolidierungsphase konnten einige Juden Ende des 17. Jahrhunderts durch den Landhandel sozial aufsteigen. Vereinzelt waren sie nun Hoflieferanten, „Factoren“, geworden, konnten die Gründung meist kleiner neuer städtischer Gemeinden veranlassen¹³ und sich einen Hausrabbiner leisten, der kraft ihrer Stellung in der Landesjudenschaft oft als Landesrabbiner wirkte. Nun wurden Rabbinatssitze wie Markbreit¹⁴, Öttingen, Wallerstein (hier wirkte von 1789–1809 der Sohn des berühmten Talmud-Hochschullehrers Leib Ariele Günsburg aus Metz¹⁵) oder Bödigheim (hier wirkte der Unterrabbiner der würzburgisch-hochstädtischen Schutzjuden) bekannt. In Merchingen lehrte mindestens seit 1768 ein

10 S. meine Zürcher Dissertation: Jüdische und christliche Viehhändler in der Schweiz, Zürich 1988. Die Verhältnisse im schweizerischen Landhandel des 18. Jahrhunderts werden sich von den süddeutschen nicht so stark unterscheiden haben.

11 Bspw. *H. Dinse*, *S. Liptzin*: Einführung in die jiddische Literatur, Stuttgart 1978; *M. Pines*: Die Geschichte der jüdisch-deutschen Literatur, Leipzig 1913; *I. Zinberg*: A History of Jewish Literature, Bd. 7, Cincinnati 1975.

12 Die Rede war von Vertreibungen (Hebr.: „Gerschim“), s. *Zinberg* (wie Anm.11), Bd. 7, S. 95.

13 Gesehen auf die gesamte Bevölkerungszahl der Juden im Deutschen Reich war ihre Beteiligung am Aufbau neuer Residenzstädte, wie im Falle von Mannheim (um 1655/83 ff), Berlin (1670 ff) und Karlsruhe (1722 ff) eher eine Ausnahme.

14 *M. Weinberg*: Die Memorbücher der jüdischen Gemeinden in Bayern, o.O. 1937.

15 Ascher, Sohn des A. L. Günsburg, *B. Z. Ophir* (Hrsg.): Pinkas HaKehillot, Germany, Bavaria, Jerusalem 1972, S. 617 (Hebr.).

Rabbiner¹⁶ und im erwähnten Bädigheim sollte Ende des 18. Jahrhunderts ein Schüler des oben erwähnten L. A. Günsburg, Jacob Daniel Rothenburger, hinkommen, einen Lehrkreis gründen und dort bis 1846 wirken. In Lehrensteinsfeld wirkte Josef Maier Löwengard (1844–1859)¹⁷ und in Freudental Josef Schnaittacher (1769–1861). Alle diese Orte gehören von Michelbach aus gesehen zum Kreis möglicher Studienplätze¹⁸. Um einzelne angesehene Rabbiner herum gruppierten sich kleine Studienkreise. Hier lernten die Söhne der Familien, die sich deren Ausfall als Arbeitskräfte leisten konnten. Einige wurden Rabbiner, andere – mangels ausreichender Rabbinatestellen – Lehrer, viele aber nahmen ihre jüdische höhere Ausbildung nach Hause mit und lebten weiter vom Handel. Am berühmtesten war Fürth, wo – nach der Neugründung – im 17. Jahrhundert ein Rabbinat bestand, eine Talmudhochschule, eine Jeschiwa mit eigenen Räumlichkeiten bis 1828/30 funktionierte und wo die Juden sich repräsentative Gemeindegebäude leisten konnten und durften. Doch dies war nicht der Normalfall. Einzelne Rabbiner zogen mehr Studenten an, andere waren nicht in der Lage, eine Tradition ihres Amtsvorgängers fortzusetzen. Es ergab sich – im Gegensatz zu den christlichen etablierten Gelehrtenschulen und Universitäten – ein ständiger Wandel der höheren jüdischen Bildungsinfrastruktur. Zudem klagt 1709, also nach der Konsolidierung der Ansiedlung in Dörfern, ein Aron Samuel aus dem hessischen Hergershausen, daß die Hebräischkenntnisse unter Juden auf dem Lande nicht gut seien¹⁹. Vielleicht spiegelt diese Aussage die Probleme der jüdischen Zwerggemeinden mit oft nur fünf bis zehn Familienvorständen wider, wie sie in einigen hessischen Regionen existierten. Die Zersplitterung der jüdischen Bildungsinfrastruktur zur Zeit des Ancien Regime erschwerte eine zusammenfassende Darstellung sehr²⁰.

Ein ähnliches Fluktuieren läßt sich für die frühe Zeit des jüdischen Buchdrucks feststellen. Neben den bekannten Humanistenzentren wie Basel²¹, das aber nach 1400 durchaus keine Juden innerhalb seiner Mauern dulden wollte²² – der Stadtrat war ihnen gegenüber so humanistisch nicht gesinnt –, finden sich verstreute Orte wie Isny im Allgäu, Thannhausen, Augsburg (1533/34), Ichenhausen (1544) oder Tiengen bei Waldshut (um 1560), wo im 16. Jahrhundert jüdische Bücher gedruckt werden. Erst Ende des 17. Jahrhunderts etablieren sich in Süddeutschland jüdische

16 *J. Greilshamer*: Ein Kompetenzstreit um die Besetzung des Rabbinate Merchingen um die Wende des 18. Jahrhunderts, in: *H. Schiff* (Hrsg.): Nathan Stein Schrift. Karlsruhe 1938, S. 50–63, hier S. 61 (Eljakim Getschlik, Amtszeit 1768–1793).

17 *J. Walk* (Hrsg.): Pinkas HaKehillot, Germany, Baden-Hohenzollern-Württemberg, Jerusalem 1986, S. 105 (Hebr.).

18 *A. Tänzer*: Die Geschichte der Juden in Württemberg, Nachdruck Frankfurt 1937, S. 77f.

19 *Zinberg* (wie Anm. 11), S. 224–227; *Liebliche Tefillah*; *Pines* (wie Anm. 11), S. 24.

20 *Zur Zeit* (Okt. 1997) unternimmt Prof. Mordechai Breuer (Jerusalem) eine größere Forschungsarbeit.

21 *J. Pries*: Die Basler hebräischen Drucke, Olten 1969, S. 9ff.

22 *M. Ginsburger*: Die Juden in Basel, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 9 (1909), S. 315–436; *A. Nordmann*: Geschichte der Juden in Basel 1397–1875, in: ebd. 13 (1913), S. 1–190.

Druckereien in Wilhermsdorf (1670–1739), Fürth (1691 ff.), Sulzbach (1669–1851)²³ oder später in Karlsruhe, bei Frankfurt in Offenbach, Hanau, Bad Homburg v. d. H., in Schlesien beispielsweise in Dyhernfurth, weiterhin in Berlin etc.²⁴. Daneben gibt es eine große „ausländische“ Konkurrenz in Amsterdam, Venedig, Livorno und an anderen italienischen Orten, in Metz (nach 1550 französisch) und Polen (Posen, Krakau, Lublin etc.)²⁵.

Was hieß im 18. Jahrhundert eigentlich jüdische Literatur? Was konnten die jüdischen Michelbacher lesen? Schon mit Beginn des Buchdruckes setzten sich Bibelübersetzungen ins Jüdisch-Deutsche resp. Jiddische durch. Am wichtigsten waren natürlich die Gebetsbücher für Schabbat-/Wochentage (Siddur) und die Feiertage (Machsor). Hier existierten auch spezielle Kompendien nur für Vorbeter. Daneben hatte sich seit dem Mittelalter auch eine reiche Literatur entwickelt, die meist religiöse Motive enthielt, teilweise aber im Bereich der aschkenasischen (d. h. mitteleuropäisch-jüdischen) Kultur durchaus den deutschen Sagen, Legenden und Erzählungen (Gudrun- und Artuskreis) entspringen konnte, allerdings in Form einer „interpretatio judaica“²⁶. Diese Tatsache mahnt zur Vorsicht im Umgang mit Begriffen wie „Assimilation“²⁷. Schon für das 13. Jahrhundert hat der bekannte Judaist Josef Dan auf gemeinsame Quellen jüdischer und christlicher Volksfrömmigkeit hingewiesen²⁸. Oft findet man auch die Wendung von dem „Ghetto-Leben“ der Juden: Dies mag auf die Verhältnisse des Spätmittelalters zugetroffen haben. Paradebeispiel wäre hier die Abdrängung der Juden in die Judengasse Frankfurts 1462²⁹. Doch auf dem Lande existierten solche Ghetti mit Mauern und Toren sowie einem Ausgangsverbot für Juden für den Sonntag nicht, obwohl es durchaus sein kann, daß in einem Ortsteil besonders viele jüdische Familien gewohnt haben mögen.

Um religiöse Inhalte herum kreisten die vielen Moral- und Sittenbücher, mystischen Schriften, verhaltenen Zurückweisungen christlicher Angriffe auf das Judentum, Arzneibücher, Reiseberichte, Vorformen von Geschichtsbüchern und sogar

23 S. den Nachdruck des Aufsatzes von *Josef Prys*: Hebräische Buchdruckereien im Gebiet des heutigen Bayern, in: Nachrichten für den jüdischen Bürger Fürths, Sept. 1974, S. 24–30; ursprüngl. in: Bayer. Isr. Gemeindezeitung v. 6. 7. 1925.

24 *M. Schmelzer*: Hebrew Printing and Publishing in Germany 1650–1745, in: Leo Baeck Institute Yearbook 33 (1978), S. 369–383.

25 Hebrew Printing, in: Encyclopaedia Judaica, Bd. 13, Jerusalem 1972, Sp. 1100–1110, hier Sp. 1099f. und Bibliographie Sp. 1115f.

26 *J. Zinberg*: A History of Jewish Literature, Bd. 7, Cincinnati 1975, S. 50–53.

27 In der neueren Forschung weist insbesondere *Christoph Daxelmüller* immer wieder auf dieses Problem hin, s. *ders.*: Organizational Forms of Jewish Popular Culture since the Middle Ages, in: *R. Po Hsia* u.a. (Hrsgg.). In and out of the Ghetto. Jewish-Gentile relations in late medieval and early modern Germany, Cambridge 1995, S. 29–48. Besonders im Bereich der Volksfrömmigkeit waren wechselseitige Beeinflussungen auf lokaler Ebene durchaus gang und gäbe.

28 *J. Dan*: Juda the Pious and Caesarius von Heisterbach, in: *J. Heinemann* u.a. (Hrsgg.): Studies in Aggadah and Folk Literature, Jerusalem 1971, S. 18–27, s. dazu auch *J. Trachtenberg*: Jewish Magic and Superstition, New York.

29 GJ III/1, Tübingen 1987, S. 347–393, *I. Kracauer*: Geschichte der Juden in Frankfurt, Bd. 1, Frankfurt 1925.

eigentliche Volkstheaterstücke, die Purimspiele (Gedenktag der Errettung der Juden in Persien durch die schöne Esther). Besonders populär war die jüdisch-deutsche Bibelaphrase: *Zene uRe'eneh* (Hebr.: Gehet aus und sehet; eine weibl. Befehlsform)³⁰. Dies mag ein Beleg dafür sein, daß die Hebräisch-Kenntnisse nicht überall gleich tief verbreitet waren und man sich den biblischen Stoff lieber auf Jüdisch-Deutsch zu Gemüte führte. Man konnte und kann hebräische Buchstaben lesen, ohne den Inhalt zu verstehen. Pauschalurteile über den Bildungsstand aber darf man nicht fällen: Es entspricht sicherlich nicht den Tatsachen, daß alle Landjuden per se „ungebildet“ waren³¹.

Ende des 18. Jahrhunderts zeichnet sich ein inhaltlicher Wandel ab: jüdische Aufklärer benutzen das Medium des Jüdisch-Deutschen, um für ihre Anliegen zu werben. Ein erhellendes Beispiel hat kürzlich Gunnar Och herausgegeben³².

Umgekehrt wäre es eine interessante Frage, abzuklären, wie gut die süddeutschen Juden des 18. Jahrhunderts *außerhalb* der kleinen Berufsgruppe der Großhändler lateinische Buchstaben schreiben konnten. Sie taten dies ja inmitten einer bäuerlichen Bevölkerung, die zu großen Teilen analphabetisch war. Hingegen konnten vermutlich die meisten Landjuden hebräische Buchstaben schreiben und wiesen somit im Gegensatz zu den Vorurteilen sogar einen Bildungsvorsprung auf.

Juden hatten und haben eine hohe Achtung vor dem geschriebenen Wort. Mit dem Schreiben des Namen Gottes verbanden sich mystische Vorstellungen, die dazu führten, daß man kein hebräisches Schriftstück verbrannte oder einfach fortwarf. Der fromme Jude beginnt auch einen gewöhnlichen Privatbrief mit der Anrufung des Namens Gottes. Um eine Entweihung des göttlichen Namens (Hebr. „Schem“) zu verhindern, wurden unbrauchbare Bücher in Synagogenablegen, sogenannten Genisoth, aufbewahrt oder regelrecht auf dem jüdischen Friedhof in einem speziellen Grab beerdigt. Das Material wurde nach der frommen Umschreibung des Gottesnamens („Schem“, s. o.) „Scheimes“ (Pluralform) genannt. Die wohl berühmteste Genisa ist diejenige von Alt-Kairo, Fustat, die 1890 entdeckt wurde und einen reichen Schatz hebräischer Papiere aus dem Mittelalter enthielt³³. Die Fragmente wurden durch Verkauf bald auf verschiedene Bibliotheken in West und Ost zerstreut und erst die Wende des Jahres 1989 ermöglichte wieder einen freien Zugang zu den in St. Petersburg aufbewahrten wichtigen Materialien dieser Herkunft. Die ländlichen Synagogen erregten kein besonders Interesse. Erst im frühen 20. Jh. begannen einzelne Juden oder jüdische Landesverbände mit der systematischen Erfassung jüdischer Denkmäler und schriftlicher Quellen.

30 M. Pines (wie Anm. 11), S. 17f.

31 Diese Behauptung in der älteren Literatur ist wohl eher im Sinne der alten Rivalität zwischen deutschen und osteuropäischen Juden zu interpretieren.

32 A. Halle-Wolfssohn: *Leichtsinn und Frömmerei*. Ein Familiengemälde in drei Aufzügen, hrsg. von G. Och und J. Strauss, St. Ingbert 1995.

33 Siehe das Monumentalwerk von S. D. Goitein: *A Mediterranean Society*, 5 Bde., Berkeley 1967-1988.

Synagogenablegen in Deutschland

In vielen Fällen wurden in Deutschland in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 die Synagogen verbrannt. An einigen Orten aber schreckte man davor zurück, weil sonst die Gefahr einer großen, den ganzen Ort ergreifenden Feuersbrunst gedroht hätte. Man schlug „nur“ das Mobiliar kurz und klein und schändete die heiligen Thorarollen, oft zum Gaudium eines großen Publikums, was zahlreiche „Souvenir“-Photos belegen. Doch war den Pogromeuren der jüdische Brauch zum Glück nicht bekannt, im Zwischenraum zwischen Gewölbe und Dachboden die unbrauchbaren hebräischen Bücher und anderes Material aufzubewahren. Dadurch und durch die Tatsache, daß einige abgelegene ländliche Synagogen schon vor diesem Unheilsjahr in christliche Hände verkauft worden waren und so unbehelligt blieben, haben einige Synagogenablegen in Deutschland und dem Elsaß die Zeiten überlebt und sprechen heute zu uns³⁴. Für die Geschichte der Rezeption jüdischer Literatur sind sie die wichtigste Quelle. Besonders wertvoll sind die Drucke, die nicht den schon lange bekannten Gebetsbuchausgaben entsprechen, und hier ist es vor allem die jüdisch-deutsche Literatur, die ein großes Interesse der Forscher anziehen muß. Leider ist durch die Ausblendung des Hebräischen aus dem bürgerlichen Bildungskanon in Deutschland die Zahl der Menschen, die diese Dinge lesen können, sehr begrenzt³⁵. Die Plünderung und Beschlagnahmung aller jüdischen Bibliotheken durch die Nazis im von ihnen beherrschten Raum hat auch heute noch spürbare, schwere Lücken in den Bestand jüdischer Bücher in Deutschland gerissen. Zur Identifizierung eines jüdischen Drucks aus dem 18. Jahrhundert braucht man – falls das Titelblatt fehlt, was leider in keinem Fall aus Michelbach erhalten geblieben ist – einerseits ein fast photographisches Gedächtnis und andererseits eine gut bestückte Referenzbibliothek der historischen Drucke. Letztere ist heute in Deutschland bedauerlicherweise nirgends mehr vorhanden. Vielleicht mag einmal eine fortgeschrittene Scanner-Technik den Prozeß der Identifizierung beschleunigen – man müßte vorher aber hunderttausende von Seiten historischer Drucke einspeichern -, und die Vernetzung bringt uns heute den großen judaistischen Bibliotheken in Israel und den USA näher. Da auch die 1979 gegründete Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien fast nur über Neu-

34 Für Baden-Württemberg sind mindestens drei Genisot belegt (Freudental, Hechingen, Michelbach), für Bayern gibt es mindestens sieben, in der Pfalz eine (Odenbach). Ein eigentliches Studienzentrum für Genisafunde soll in Veitshöchheim bei Würzburg entstehen. S. auch den Ausstellungskatalog, den *Falk Wiesemann* mit anderen verfaßt hat: *Genisa – Verborgenes Erbe der Landjuden*. Hrsg. The Hidden Legacy Foundation, Wien 1992, Karte S. 32 und seinen Aufsatz: *Verborgene Zeugnisse der deutschen Landjuden*, ebd., S. 15–31. Zum Inhalt einer Genisa *F. Hüttenmeister u.a.*: *Funde aus der Hechingen „Genisa“*, in: *Zeitschrift für hohenzollersche Geschichte* 108 (1985), S. 215–234. *F. G. Hüttenmeister*: *Die Genisot als Geschichtsquelle*, in: *M. Richarz* (Hg. et al.): *Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte*, Tübingen 1997, S. 207–218.

35 Das Hebräischstudium der evangelischen Theologen wurde realiter sehr lässig betrieben. Hier sei auf die Klage des Judaisten Leopold Zunz verwiesen, der um 1830 den Niedergang Jüdischer Studien in Deutschland im Vergleich zu den Nachbarländern bedauerte, s. seine gesammelten Schriften.

drucke jüdischer Literatur verfügt, habe ich mir erlaubt, Rabbiner Mosche N. Rosenfeld aus London zu Rate zu ziehen (Brief vom 10. 6. 1996), dessen Arbeiten über den jüdischen Buchdruck, besonders denjenigen von Fürth³⁶, der Wissenschaft viel Ertrag eingebracht haben. Ihm sei an dieser Stelle für die Informationen bestens gedankt. Die Übersetzung der hebräischen und jüdisch-deutschen Passagen habe ich selbst angefertigt.

Auswahl von Fundstücken aus der Michelbacher-Genisa

Bsp. 1. Taschenkalender („Luach“) für das Jahr 1793/94, resp. 5554 nach der jüd. Zählung (Fürth). Besonders interessant sind die alten jüdischen Taschenkalender, die sich durch ihren intensiven Gebrauch und ihre Abnützung nur selten erhalten haben. In Michelbach fand sich nun ein Homburger Druck, der schön belegt, wie gerade die jüdischen Händler sich auch hinsichtlich der christlichen Feiertage auskennen mußten: In hebräischen Buchstaben finden sich hier die Bezeichnungen



Bsp. 1

36 S. seine Aufsätze in den „Nachrichten für den jüdischen Bürger Fürths“ 1982 ff.

** ספר **

מענלי קצירה

דברות אלה דברי הנרות והתורה. מי וימי ההולכים בה יוכו
 לרות טהורה, ומבטיק נשמתו בלבושי יקרה, וכל
 לא יאיו לא יקדל כיוילכו בדרך ישרה, והיא תוכתת מן ילכה
 ואלהבה מסותרת. בהדרת קודש ותפארת. על פתורא דהכח
 מסודרת. בלשון זקק ואדרת. עם גדופי הכיז למפגרת. והמס
 מנופי תורה ומלות מקוטבת, אשר יסדו וחקנו גדולי ישראל! כר
 ערוך לכל באי עולם להאיר על הארץ להמשיך אור מיון שלהבת
 והמה בכתובי ומפורסמים כנפיוונה בירקרק סרון מניכס
 ומללת. ה'ה הרב הגדול עמיד עולם המכות מהור' ר' יונתן בן
 ועלה דיונה למרופה. בשם הוא משה יסדיו למרופה. היב
 רב הגדול המזרחי מהור' ר' משה זל'ה תמיד עליון. והעו
 מניס מלמעט ומ' מעלה מקוברי, זכית' עמוד לדור דורו.
 והמה בכתובי אריות וכמהים. ושניהם בסגנון א' סוגי ואומרי.
 אשרי האיש אשר אזור חלבו במערכו הגבורים, ובדורו הללו
 כמעט פסקה טובה ואין עונד ושב היודע להוכיח. להזהיר
 הגדולים על הקטני בלתי ח'ו להקדים. ועל איבי ויתגבר להרוע
 ולהלחית, שרש הכהן והניף והניש על קרבות מונח הדפוס
 וקוטפו במליח. ובזקק על הכנס כנגד יסוד בנרות מלמעט א' כדי
 ליישר פחישות רגלו כל אדם להדריך בנתיב יושר. ולרבות פני
 אדוני המזרח. וזכה לרוב עושר. כ'ד הכהן המדבר.
 להשמיע לכל העם הזה מילין דמיו' ואזכר, הקטן ועקב
 בא' ש כהר' ר' משה כהן זל'ה ה' מואכזב תושב מערכוכוני:

בדפס בק'ק הומבורג פרדרה'א

תחת ממשרד אדונינו דוכס החסיד והמניחם
 פר דריך קארל לגרנדראף צו העסן

בבירת ה'ה התורני מהר'ר מהרן דעסא יצ'ו:

בשנת כנפ' י'גה נחפה בכסף לסי'ק

für *Wein-Nacht* [sic!] ³⁷, *Stephanstag*, *Johannis-Tag* und *Kindlein*. Der christliche Jahresbeginn wird auf hebräisch mit *Schanah chadaschah*, d. h. „Neues Jahr“, bezeichnet, obwohl das Jüdische Neue Jahr ja im September/Okttober (1997: 2. Okt.) schon begonnen hat und ebenfalls so bezeichnet wird. Von rechts nach links auf einer Seite finden sich:

a) der Wochentag, b) der jüdische Monat, c) der bürgerliche Monat.

Rechts wird auf den jüdischen Wochenabschnitt der Bibelvorlesung, die Perikope oder Paraschat Schawua, und auf heute kaum mehr praktizierte kleinere Fasttage hingewiesen.

Der Homburger Drucker, Aaron Dessau, war daran interessiert, daß möglichst viele jüdische Kunden aus Süddeutschland diesen Kalender kauften. Wichtig war deshalb auch die Angabe von Messe- und Markttagen. Unter dem 13. 1. 1794 finden sich Bayreuth, Ellwangen und Zuzach (damals noch weit nach Süddeutschland ausstrahlend). Er fügte aber auch weit entfernte Messeorte ein, die vom durchschnittlichen jüdischen Hausierer wohl kaum besucht worden sind, wie Leipnik in Mähren (vielleicht kamen jüdische Händler aus der Oberpfalz gerade noch dorthin) oder die noch weiter entfernten Leipzig (hier wohl nur Großhändler) und Königsberg.

Bsp. 2. *Ma'agalei Kzira* (d. h. Kreise der Ernte), Homburg v. d. H. 1747. Hier handelt es sich ein ethisches Traktat. Der Herausgeber war ein Jakob, Sohn des Moses aus Janow, der sich nun als „Einwohner Merchingens“ bezeichnet. Merchingen war im 18. Jahrhundert Rabbinatssitz, und auch für diesen Ort ist ein Studienkreis um den Ortsrabbiner zu vermuten. Zusätzlich ist die Herkunft des Autors ein Beleg für die Westwanderung eines Teils der jüdischen Bildungselite Polens in das ländliche Süddeutschland. Im 18. Jahrhundert hatten diese ein deutliches demographisches Übergewicht über die Juden im Deutschen Reich. In der Literatur sind zwar einige Dutzend anderer Fälle von Westwanderungen osteuropäischer Rabbiner bekannt, doch beschränken sie sich auf die wenigen großen Stadtgemeinden der Epoche.

Bsp. 3. Wichtig waren vor allem auch praktische Bücher, die Anweisungen erteilten, wie und unter welchen Umständen bestimmte Gebete zu rezitieren waren. In einer interessanten Schrift ist dies auf Jüdisch-Deutsch zu erfahren: Einigen jüdischen Michelbachern fiel es im 18. Jh. schwer, hebräische Anweisungen zu lesen. Ob dies wirklich immer nur Frauen war, wie man vom Ausdruck für die Drucktype „Weiberdeutsch“ vermuten könnte, ist nicht nachgewiesen.

37 Eine Anspielung auf Weinen (Emotionen?) oder Weintrinken?

ע: חביר ייט גמלן זאגט דאס אהאן
 אַפּמיק זיין חפילו זייטן מיט אהאן
 שוואך לוי געבן פון כבוד וועגן מול אהאן
 מיטליכן שוואך ענטווערן חביר זאגט
 טאר און ייט אַפּמיק זיין חין קיין
 חדר גיטטחוט: חזאער העט אַפּמיק
 גיווען: ווען ער גלייך העט גיזויאט
 חזאער אהאן דאס ער העט קענען גמלן
 האן זאגן בדחלק ער דאך ייט פֿורן
 חן היבין ניימרט חזאער האט
 גיהאטן:

מול חזאער זיין דאס טעג דאס און גמלן
 האן זאגן לוייט טאג פון סמח לוייט
 חזאער פון שווער זיין טאג סוכות חזאער
 טאג פון דאס הארער טאג חזאער ב"ח
 חזאער גמלן יאר זאגט און האב
 האן:

סדר הלל

קודש ימיה יי
 אלהינו סלף
 העולם אשר קדשנו
 מצותיו וצונו לקרוא
 את הלל:

ע: הלל



Bsp. 4

Bsp. 4. Hier ist ein Beispiel für einen erklärenden Bibelglossar vorhanden, der im aschkenasischen Raum weit verbreitet war: „Beer Mosche“, wahrscheinlich Fürth 1780. Dieser wurde 1597 von Moses ben Isachar haLevi Sertel verfaßt, zuerst von Schabtai Bass 1699 gedruckt und existierte auf Jiddisch und Hebräisch.

וזה סיגה תחינה וזמן די זיכר זאגן אן ר"ה וי"א
 אסבה פרכותיעס ואסתחויק זין ריע. ודה :

ערינו לשבח (אדרון הכל) מוץ איר (ע"ב) אז די
 סוף-לו זוכרין הייגן ניש (בחוה)

איט פארעכט חוק לזביטן לזגיטן דין באהאענדל-קייט. מייב
 מיך סתהן בין פון איט עבירות בעו"ה (בעל הרחמים נקחת
 ודרך תשובה הוללה) ביזט דו דוך באהאענדל-קייט מונד הויפט
 מונד געזענט דען וועג פון תשובה וחקוק מיך (ע"ב) אז דיין
 גאכפערטן נאמן (התלא על נפשי ועל עמי) לזביטן מוץ איר
 מונד היין זאמן מונד קינדר (ככרעה ובהסתחיה) מונד פאל
 מוץ היינט פנים בירחה וזורה לזביטן דין הייגן נאמן (אלך
 ולכי האליקים הקב"ה) דען חסד וחסד דוהויפט גטוהן איר מונד
 היין זאמן מונד קינדר פון יוגנד ביי היינטיגן טאג (מאזא רחמים)
 אזי איר היינט דין גנוד מונד באהאענדל-קייט ניש פאר זאמן
 עופש-נג איט רחמים מונד תלה זייליענוד זיין עת רלון
 איזט זשי פסא פבודיך זאזשט מונד עבירות זאזא זיין זיין דו
 הויפט פאר זיכר לזאשה רבינו ע"ה זיין די הייגנה לייט (סנהתי
 כרב-דיך) דו זאזשט זאזא זיין מונד עבירות זעלכי איר זאזודה
 זיין (זלכנסבר ונדכה) זיין זאקל מונד תפילות (כתפלות חנה)
 די דח הט זאזשט (חסה קסת רוח זוכי) זיין פרויח איט
 בזריכטן ביטר גייט בין מיך (זאז תבוא באספט זפניך) זיין
 איר ניש דן באספט (זי זא ילדק זפניך כל חי) זיין קיין זענט
 נישט דין זיזט פון עבירות. מונד זען ח"דדר (קטרג) זאז
 זאגבר זיין זאז איר גייטן דין זודה פון חסד ורחמים שטיהי
 מוץ זאזא. הדין זען דין זאן כמא רחמים זיבר גאט זאך דר
 זעגין דין באהאענדל-קייט מוץ איר (ע"ב) מונד זיין זאמן
 מונד קינדר מונד זעט אב מונד עבירות ברחמיך הרבים זאמן
 זא על די יסורים זאזא זיין רעיס רב"ע זיין לזברעכט איר זיין
 הערן זען מיך דענק זיין דס בית המקדש זיזט גשטאנדן מונד
 דר זעה גדול הט די עבודה זאזא זיין קדשי קדשים זאז איזט
 דר הויט פזר, זיזט גזאזרן זאזא זיין די יסורים זיין תפילה
 זיזט זאן גנבהס זעען. זיילוד בעז"ה זאמן איר קיין בית
 המקדש קיי זעהן גדול קיין קרבן מוץ מונד זאזא זיין זאמן איר
 זאן קיין זאזא זיין מונד תפילה זאז פאר נעס מונד תפילה
 ברחמים

Bsp. 5. Ein weitere wichtige Gattung jüdischer Literatur waren die Bittgebete, die „Techines“, die vor allem von Frauen verfaßt worden waren. In unserem Beispiel (um 1760) begleitet das jüdisch-deutsche Bittgebet die klassischen Formulierungen des „Alenu“-Gebets (Alejnu-Techinoh), des traditionellen Schlußgebetes des jüdischen Gottesdienstes. Hier läßt sich anschaulich zeigen, wie sich auch in diesem religiösen Text die hebräischen Einschübe auf ein Minimum einschränkten. Textprobe (Wortstellung und -Wahl richten sich nach dem jüdisch-deutschen Original):

An mir ist die Schuld zu loben Dein Heiligen Namen, mit Foricht zu bitten zu genießen Dein Barmherzigkeit [...]. Ich schon bin voll mit Übertretungen ([Hebr.:]) durch (unsere Sündenschuld [Hebr.:]), Erbarmer bist du genannt und den Weg der (Einkehr[Hebr.:]) hast du gelehrt. Bist Du doch barmherzig und hast uns gezeigt den Weg von (Buße[Hebr.:]) und komm ich vor dein gutbewährten Namen (um zu beten für meine Seele und für mein Volk [Hebr.:]) zu beten auf mir und mein Mann und Kinder (im Knien und sich Niederwerfen [Hebr.:]) und vor euch ([Hebr.:] mein Angesicht) zu beten ([Hebr.:] in Furcht und Angst) deinen heiligen Namen, die (Gnade [Hebr.:]) was du hast getan. [...]

Aufgaben künftiger Forschung wären: Die Erstellung eines Verzeichnisses der jüdischen Drucke aus der Michelbacher Genisa, dann aber auch die Reinigung, Konservierung und Restaurierung des Materials, wobei einige Beispiele ausstellungsgerecht aufbereitet werden könnten. Zudem sind die Funde auf Dauer archivtechnisch einwandfrei aufzubewahren. Es ist zu hoffen, daß die Politik Mittel und Wege findet, diese einzige und wichtige Quelle geistigen jüdischen Lebens im württembergischen Franken zu konservieren und zu bearbeiten, besonders da ja ein Teil der Materialien in der vom Land Baden-Württemberg sehr schön rekonstruierten und renovierten Synagoge ausgestellt werden kann.

Von der dörflichen Grundbesitzer- zur Einwohnergemeinde. Das Dorf Bühlerzimmern auf dem Weg in die Moderne

VON RUTH STEINKE

Einführung

In unseren großen, schwer durchschaubaren demokratischen Gemeinwesen wird es für die einzelnen Bürger und Bürgerinnen immer schwieriger, ihren eigenen Stellenwert innerhalb des politischen Systems und ihre Verantwortung für das politische Handeln zu überblicken. Die politische Verfaßtheit der Gemeinden, das Ausmaß der Mitbestimmung und Selbstverwaltung der Bürger in der Gemeinde, der Stellenwert dieser politischen Ebene: diese Themen kommen immer wieder zur Sprache bei den Debatten um die konfliktbehaftete Entwicklung großer Strukturen. Angesichts der so komplex gewordenen Mega-Strukturen, ist da nicht eine Rückführung der Verantwortung in kleinere Strukturen sinnvoll, ohne die großen Verflechtungen damit zu negieren? Kann nicht gerade auf diesen Ebenen die politische Verantwortung ausgedehnt werden, z. B. auf ausländische Bürger oder Jugendliche? Kann nicht auch unser repräsentatives Politiksystem hier durch direkte Demokratie ergänzt werden? Und kann nicht gerade hier Mitverantwortung direkt erfahren und ausgeübt werden, die andernorts wegen Unübersichtlichkeit verlorengegangen ist oder geht?

Schon beim Entstehen des bürgerlichen Staates war die Frage kontrovers, „was der eigentliche Bezugsrahmen, was das eigentliche Leitmotiv bürgerlicher Politik sei, die Gemeinde oder die Nation“¹. Beantwortet wurde diese Frage dann zugunsten der Nation.

Die skizzierten Fragen verweisen auch auf den historischen Hintergrund, vor dem sich die bürgerliche Mitbestimmung in den Gemeinden entwickelt hat. Die große Linie führte dabei bezogen auf die Gemeinde von der im Mittelalter erwachsenen und erstarkten Grundbesitzergemeinde zur heutigen Einwohnergemeinde, wobei die entscheidende Zeit der Transformation im 19. Jahrhundert liegt.

Ich möchte kurz die beiden Gemeindetypen charakterisieren und voneinander abgrenzen, um vor diesem Hintergrund das Forschungsinteresse an einer konkreten Dorfgemeinde zu erklären.

1 R. Koch: Staat oder Gemeinde? Zu einem Zielkonflikt in der bürgerlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts. Zitiert nach: P. Blickle: Landgemeinde und Stadtgemeinde, München 1991, S. 25.

Die mittelalterlich-frühneuzeitliche Gemeinde war eine „Genossenschaft der Nutzungsberechtigten“, eine dörfliche Grundbesitzergemeinde mit Berechtigten, die durch spezielle Rechte und Pflichten ausgezeichnet waren². Sie kann charakterisiert werden als genossenschaftlicher Gegenpol zur feudalen Herrschaft, trat jedoch nach innen selber als Herrschaft auf. Auch zur äußeren Herrschaft hin trug sie einen Doppelcharakter, indem sie als unterste Trägerin auch der territorialen und ständischen Herrschaft diese repräsentierte. Dieser Doppelcharakter war je nach Zeit und Ort verschieden ausgeprägt.

Die die Gemeinde konstituierenden Gemeinsamkeiten lagen im ökonomischen Bereich – als Organ der Regelung der Produktion, im sozialen Bereich – als asymmetrische Beziehung zwischen Bauern und Herren und im kulturellen Bereich – im örtlichen Zusammenleben und der Ausübung des religiösen Kultes³. P. Blickle definiert die Gemeinde durch gemeinsame institutionelle, gesellschaftliche und normative Ausprägungen⁴: In der Gemeinde organisierte sich der „gemeine Mann“ gegenüber den „Herren“, wobei der gemeine Mann sich definierte durch regelmäßige Arbeit, Ehrbarkeit und Haushälligkeit. Dieser Stand umfaßte nicht den „Rest der Gesellschaft“ gegenüber den Herrenständen. Zum einen hat der Begriff des „gemeinen Mannes“ einen Geschlechteraspekt: Frauen wurden nicht zu den tragenden Gemeindemitgliedern gezählt. Genauso wurden Unterschichten nicht erfaßt. In der Gemeinde gab dieser „gemeine Mann“ sich seine eigene politische Organisation im Rahmen des gegebenen Spielraums. (Auf konkrete Ausformungen und Veränderungen dieser idealtypischen Beschreibung möchte ich hier nicht eingehen.)

Ist die Entwicklung in der frühen Neuzeit vor dem Hintergrund des fürstlichen Territorialstaates und des sich entwickelnden „kapitalistischen Weltsystems“ zu diskutieren, so muß sich im 19. Jahrhundert diese Art der Gemeinde den Ansprüchen und Entwicklungen der bürgerlichen Gesellschaft stellen⁵. Der Staatsbürger wurde zur zentralen Kategorie. Der Staat bestimmte Besitz und Umfang der Gemeindegemeinderechte, politische Teilhabe wurde langsam von Besitz und Selbständigkeit gelöst, damit löste sich die bis dahin vorausgesetzte Interessensgleichheit der Gemeindemitglieder auf, das Gemeindeinteresse zerfiel in partikuläre Interessen. Gleichzeitig wuchsen die Aufgaben der Gemeinden. Der Staat wies die Aufgaben zu, die in den kommunalen Bereich fallen sollten.

Dies bedeutet „den Übergang der Dorfgemeinde zur politischen Gemeinde. Am Ende steht ein Gemeindetyp, der integraler Bestandteil des Staatswesens (...) ist. (...) Daneben bestanden die alten Dorfgemeinschaften, die nun als Realgemeinschaften bezeichnet wurden, noch längere Zeit als Eigentümergemeinschaften fort.

2 M. Hettling: Reform ohne Revolution, Göttingen 1990, S. 61.

3 H. Wunder: Die bäuerliche Gemeinde, Göttingen 1986, S. 18–26.

4 Blickle (wie Anm. 1), S. 7–27.

5 Wunder (wie Anm. 3), S. 82.

Erst nach und nach führten Überleitungsverträge mit der politischen Gemeinde zu ihrer endgültigen Auflösung“⁶.

Kann man diesen Prozeß im Hinblick auf die politischen, die ökonomischen und die sozialen Strukturen beschreiben, die die einzelne Dorfgemeinschaft nachzuvollziehen hatte, so kann man auch die einzelne Gemeinde selber in den Blick nehmen. In den Gemeinden finden die konkreten Veränderungen statt, die einzelnen Gemeindemitglieder reagieren auf die vom Staat formulierten Umstrukturierungen, sei es positiv, mit Ablehnung oder gleichgültig. Das gemeindliche Leben verändert sich je nachdem, wie die Gemeindemitglieder mit den behördlichen Vorgaben von außen umgehen. Die Gemeinde erweist sich als „Ort der lebensweltlichen Ausformulierung systemischer Vorgaben“⁷.

Die lokale Konkretisierung ist dabei abhängig von dessen historischem, ökonomischem, sozialem Hintergrund. Einen dieser konkreten Orte möchte ich herausgreifen, genauer beschreiben und seine politischen Strukturen analysieren. Es geht um die politische Entwicklung von Bühlerzimmern, einem kleinen Weiler auf der Hohenloher Ebene, von ungefähr 1820–1880. Bis 1802 gehörte es zum Gebiet der Reichsstadt Hall, danach zum neuen Königreich Württemberg. Folgende Punkte möchte ich diskutieren:

- Der württembergische Hintergrund: Aspekte der Fragen: Wie ging das Königreich Württemberg mit der Existenz der Realgemeinden in seinen neuen Territorien um? Wie gliederte es deren Rechte und Pflichten, deren Sinnzusammenhang in die neu entstehende politische Verfaßtheit der Gemeinden ein? Wie charakterisiert sich die Entwicklung der Württembergischen Gemeindeverfassung im 19. Jahrhundert?
- Mikro-Objekt Bühlerzimmern: Vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen und sozialen Situation der Einwohner Bühlerzimmerns: Wie gestaltete sich die Situation der Realgemeinde zu Beginn der württembergischen Zeit, was waren die (verbliebenen) Kompetenzen, wer war Mitglied, gab es Konflikte innerhalb und eventuell nach außen, zu anderen sozialen Gruppen? In Bezug auf die Entwicklung zur politischen Gemeinde: Welche Kompetenzen ergaben sich für die politische Gemeinde? Wer beteiligte sich am politischen Geschehen, wer war Mandatsträger? Existierten beide Systeme parallel zueinander? Wie gestaltete sich das? Wie entwickelte sich die Auflösung der Realgemeinde (abgeschlossen zum 1. 1. 1870), was wurde wie verteilt?

Die Zusammenfassung der genannten Aspekte führt zu den Leitfragen: Erweiterte sich im 19. Jahrhundert in diesem Dorf mit diesem sozio-ökonomischen Hintergrund der Kreis der politisch aktiven, derjenigen, die sich am politischen Gemeindeleben beteiligten? Kamen neue und unbekannte Aufgaben auf die Dorfgemein-

6 H. Plaul: Zum Wandel der Dorfgemeinschaft im Prozeß der Verbürgerlichung im 19. Jahrhundert, in: W. Jacobeit (Hrsg): *Idylle oder Aufbruch? Das Dorf im bürgerlichen 19. Jahrhundert*, Berlin 1990, S. 263–277.

7 W. Kaschuba: Kommunalismus als sozialer „commun sense“, in: P. Blicke (wie Anm.1), S. 91.

schaft zu? Gab es neue Konflikte? Allgemein: Kann für Bühlerzimmern von einer politischen Entwicklung gesprochen werden, einer Entwicklung, die als dynamisch charakterisiert werden kann?

Ich möchte in dieser Abhandlung vor dem Eingehen auf die Situation in Bühlerzimmern jeweils den württembergischen Hintergrund schildern. Dadurch entsteht ein Bezugsrahmen, mit dem man die lokalen Entwicklungen vergleichen kann.

Zu den verwendeten Quellen

Die beschriebene Forschungsfrage entstand bei einer Sichtung der Quellen über die Situation des Weilers Bühlerzimmern im 19. Jahrhundert für das Hohenloher Freilandmuseum⁸. Hauptfundort war das Kreisarchiv Schwäbisch Hall, in dem Akten zur Situation der Realgemeinde und zur Verfaßtheit der politischen Gemeinden vorliegen⁹. Der Schwerpunkt der Archivalien im Kreisarchiv liegt im 19. und 20. Jahrhundert. Vereinzelt gibt es aber auch ältere Quellen wie z. B. die Dorfordnung von Bühlerzimmern aus dem Jahre 1620, die für die Fragestellung dieser Arbeit jedoch nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Quellen zur Situation vor 1802 sind im Stadtarchiv Schwäbisch Hall gesammelt, da Bühlerzimmern zum Gebiet der Reichsstadt Hall gehörte. Dort wurden jedoch für diese Arbeit nur wenige Archivalien als Referenz zur Situation in früheren Zeiten benutzt.

Wichtige Informationen konnten auch aus dem Primärkataster für Bühlerzimmern aus dem Jahre 1830/31 und dessen Weiterführungen, die im Vermessungsamt Schwäbisch Hall einzusehen sind, gezogen werden. Darüber hinaus konnte auf das Familienregister der zuständigen Pfarrei Geislingen zurückgegriffen werden. Nicht zugänglich war das Ortsarchiv von Geislingen, in dem eventuell weitere Unterlagen zur wirtschaftlichen und politischen Situation von Bühlerzimmern zu finden wären. Dieses Ortsarchiv ist nicht gesichtet und nicht geordnet. Im Ortsarchiv der Gemeinde Weckrieden, zu der Bühlerzimmern politisch von 1802–1849 gehörte, gibt es keine Akten mehr zur politischen Situation in dieser Zeit.

Erster Teil: Annäherung an das konkrete Forschungsobjekt Bühlerzimmern

1. Die wirtschaftliche Situation der Region (1820–1880)

„Bühlerzimmern, (...) Weiler mit 61 Einwohnern, (...) 8 hällischen Gemeindeflecken und 100 $\frac{3}{8}$ Morgen vertheilt und 52 $\frac{3}{8}$ Morgen unvertheilt Allman-

8 Ich möchte mich an dieser Stelle ganz herzlich für die fachliche Unterstützung seitens der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Freilandmuseums Wackershofen bedanken. Besonders möchte ich Frau Sibylle Frenz nennen, die für mich bei der Entzifferung einiger Akten unentbehrlich war. Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine erweiterte Version eines Artikels in den „Mitteilungen des Hohenloher Freilandmuseums“ 1997.

9 Dr. Hans-Peter Müller, Kreisarchiv Schwäb. Hall, und seine Mitarbeiterin, Frau Gehm, unterstützen mich jederzeit freundlich und hilfsbereit bei der Suche nach geeignetem Material.

den, liegt links abwärts an der Straße von Hall nach Crailsheim, (...) und hat einige gut bebaute Bauernhöfe¹⁰. „Der Boden ist fruchtbar und Viehzucht und Ackerbau bilden die Nahrungsquellen.(...). Die Einwohner sind wohlhabend. (...) Den großen Zehnten beziehen einige Haller Private. Den kleinen Zehnten hat der Ort Bühlerzimmern erkaufte. (...) Bis 1802 gehörten sämtliche Parzellen zum hällischen Amte Schlicht“¹¹.

In der Oberamtsbeschreibung des Oberamtes Hall von 1847 wird Bühlerzimmern wie zitiert erwähnt, als Teilgemeinde der Gesamtgemeinde Weckrieden. Die Beschreibung gibt uns ganz grob ein Bild von der ökonomischen Lage der Einwohner, ansonsten bezieht sie sich auf die noch existenten feudalen Abschöpfungen, die Existenz einer Realgemeinde („Gemeinderechte“) und die vorwürttembergische Zugehörigkeit zur Reichsstadt Hall. Fast alle Fakten bezeichnen Zustände, wie sie zur älteren, feudalen Zeit gehörten.

Bühlerzimmern liegt auf der Hohenloher Ebene, im Gegensatz zu nachbarlichen Gemeinden in den Tälern der Flüsse Kocher und Bühler eine landwirtschaftlich reiche Gegend. Die Siedlungsstruktur war schon lange charakterisiert durch mittelgroßbäuerliche Anwesen bei kleinen Dörfern und vielen Weilern mit geschlossener Dorfsiedlung¹². Die landwirtschaftlichen Flächen der Dörfer waren eingeteilt in zusammenhängende Teile: Äcker, Wiesen, Weide und Wald. Jeder Bauer hatte sowohl im Acker als auch im Wiesenland seine ihm eigenen Parzellen, wohingegen sich die Weide und der Wald zum großen Teil in der gemeinschaftlichen Nutzung der dazu berechtigten Gemeindemitglieder befand. Die Ackerfläche wiederum war eingeteilt in drei Teile, Zelgen, die der Bewirtschaftung mit Sommer- und Wintergetreide und der Brache entsprachen. Zum Schutz vor weidendem Vieh waren diese Zelgen eingezäunt. Auch das eigentliche Dorf lag innerhalb einer Abgrenzung, des Etters, der die Dorfgränze markierte. Innerhalb dieser lagen auch die Krautgärten¹³.

Die landwirtschaftliche Produktion erfolgte seit Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr nach dem Prinzip der verbesserten Dreifelderwirtschaft, d. h. den Anbau der Brache mit Futterpflanzen. Mehr und mehr wurde zur Stallfütterung des Viehs übergegangen, was zur effektiveren Nutzung des Düngers und damit zur Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität beim Ackerbau führte¹⁴. Zum großen Wirtschaftsfaktor wurde die Viehmast, wozu der Anteil der Wiesen an der landwirtschaftlich genutzten Fläche immer mehr zunahm. Die gemästeten Ochsen wurden

10 *Königlich stat. – topogr. Bureau*, Beschreibung des Oberamtes Hall, Stuttgart 1847, Neudruck 1969, S. 309.

11 Ebd., S. 308.

12 *W. Saenger*: Die bäuerliche Kulturlandschaft der Hohenloher Ebene und ihre Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert, Remagen 1957.

13 *H. Weik*: Die Agrar- und Wirtschaftsverhältnisse des Fürstentums Hohenlohe im 18. Jahrhundert, Diss. Köln 1969, S. 43.

14 *W. Konold*: „Liebliche Anmut und wechselnde Szenerie“ Zum Bild der ehemaligen Kulturlandschaft Hohenlohe, in: Hohenl. Freilandmuseum Mitteilungen 17 (1996), S. 6–23.

in großer Zahl lukrativ nach Frankreich verkauft. Dieser Markt brach 1812 auf Grund von restriktiveren Zollbestimmungen völlig ein. Von Frankreich verlagerte sich der Absatz in die deutschen Nachbarländer von Württemberg. Der Aufbau eines neuen Marktes gelang jedoch nur langsam und mühsam¹⁵. Von der Mast verlagerte sich die Produktion eher auf die Tierzucht, und allmählich wurde Hohenlohe das Land der Schweinezucht¹⁶.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß u.a. auch auf Grund von aktiven Landwirtschaftsreformern (z. B. Pfarrer J.F. Mayer aus Kupferzell) Hohenlohe zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine fortschrittliche, florierende Landwirtschaft betrieb. Die Landwirtschaft war der bestimmende Wirtschaftszweig. Bis zum Ende des 19. Jahrhundert erfolgten jedoch keine weiteren Umstrukturierungen. Hohenlohe wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts langsam zu einem eher rückständigen Gebiet¹⁷.

Dazu beigetragen hat u.a. auch die Anerbensitte, die bestimmte, daß der ganze Hof einem Erben übergeben werden sollte und andere Berechtigte nur gering ausgezahlt wurden. So blieb die Größe der Höfe über Jahre erhalten (im Durchschnitt 80–100 Morgen¹⁸), die freien Arbeitskräfte mußten jedoch entweder in andere Anwesen einheiraten, ein Handwerk erlernen oder vergleichsweise mittel- und rechtlos im bäuerlichen Anwesen mitarbeiten. Viele wanderten jedoch ab. Soziale Differenzierung blieb weitgehend aus, und zu Beginn der Industrialisierung fehlten die Arbeitskräfte, die in anderen Teilen Württembergs mit zur Ansiedlung von Industrien beitrugen¹⁹.

Auch die Periode der Aufhebung feudaler Lasten und Abhängigkeiten brachte keinen Einschnitt in die ökonomische Struktur. „Der Boden blieb in Bauernhand, die landwirtschaftliche Betriebsgröße veränderte sich nicht, ebensowenig wie eine Flurbereinigung und neue Wirtschaftssysteme eingeführt wurden“²⁰.

Bei der Beschreibung der wirtschaftlichen Situation der Landwirtschaft auf der Hohenloher Ebene wird immer wieder auf die Existenz der „Gemeinderechte“, des Zusammenschlusses der Nutzungsberechtigten, hingewiesen²¹. Dies verweist uns auf die Existenz der Realgemeinde, in der, wie oben beschrieben, die ältere Organisationsform der bäuerlichen Gemeinde weiterlebte. Damit ist die politische Situation der Gemeinden angesprochen.

15 *Weber*: Der Viehhandel in Hohenlohe im Jahr 1823, in: WJB 1823 Teil II, S. 463–465.

16 *G. Treßler*: Beiträge zur landwirtschaftlichen Beschreibung des Oberamtes Hall, Schwäb. Hall 1844, S. 44.

17 *Saenger* (wie Anm. 12).

18 *Treßler* (wie Anm. 16), S. 10.

19 *E. Schremmer*: Die Bauernbefreiung in Hohenlohe, Stuttgart 1963, S. 40.

20 *Schremmer*, S. 148.

21 siehe: *Schremmer, Oberamtsbeschreibung, Treßler, Saenger, Weik.*

2. Einwohner, Besitzverhältnisse und wirtschaftliche Lage in Bühlerzimmern (1820–1880)

1830/31 wurde von der Gemarkung Bühlerzimmern ein Primärkataster erstellt. Dieses Kataster besteht aus einer genauen Flurkarte im Maßstab 1 : 2500 und aus einem Grundbuch, worin alle in der Karte verzeichneten und durchnummerierten Grundstücke nach Eigentümern beschrieben sind. Neu an diesen württembergischen Katastern war sowohl die Genauigkeit der Karten als auch der Umstand, daß auch der Gemeindebesitz an Wäldern und Allmanden genau verzeichnet wurde²². Wie stellen sich also die Eigentumsverhältnisse zu dieser Zeit dar?

Das Dorf Bühlerzimmern bestand aus 11 Anwesen zuzüglich des Gemeindebesitzes. Zu den Anwesen gehörten das Wohnhaus, die Wirtschaftsgebäude und die landwirtschaftlichen Flächen. Die Gebäude gruppieren sich nah aneinander, außer dem Hofraum und kleineren Krautgärten lagen die landwirtschaftlichen Flächen außerhalb des eigentlichen Dorfes. Jeder Gebäudekomplex bestand mindestens aus Wohnhaus, eigener Scheuer und Hofraum. Das Wohnhaus hatte unten die Stallungen, im ersten Stock wurde gewohnt und die Dächer wurden als Fruchtböden benutzt²³. Ein Teil der Scheuer konnte auch als Stall benutzt werden, oder es existierte noch ein zusätzliches Gebäude, das als Stall diente. Dazu kam manchmal noch ein eigener Schafstall, ein Back- oder Waschhaus.

Die jeweilige Größe des landwirtschaftlichen Besitzes reichte von rund 44 Morgen bis 109 Morgen. Hauptsächlich Anteil daran hatten Wiese, Acker, Wald (insgesamt meist um 95 %), wobei der Ackeranteil meistens bei über 50 % lag, der Wiesenanteil bei ungefähr 30 % und der Waldbesitz der privaten Eigentümer um 10 %. Außer diesen drei Hauptnutzungen gab es noch geringe Flächen an Gärten und, verstreut liegend, Öden, Gebüsch, Gräben. Auffallend ist die starke Parzellierung des Besitzes: Ackerbesitz von 40 Morgen konnte in 58 Parzellen aufgegliedert sein, Wiesenbesitz von 22 Morgen in 31.

Im Besitz der Gemeinde waren ein Hirtenhaus mit Scheune, ein Brech/Dörrhaus (zur Flachsbearbeitung) und ein Backofen im Garten des Hirtenhauses. Das Eigentum an Flächen unterschied sich deutlich von dem der privaten Eigentümer: Bei rund 30 Morgen insgesamt (ohne Straßen und Wege, Flüsse und Bäche) hatte die Weide den größten Einzelanteil von 34 %, Acker, Wiese und Wald zusammen lagen bei 48 % (von 15 Morgen waren 4 Acker, 4 Wiese und 7 Wald). Die Parzellierung wurde ähnlich angegeben wie bei den privaten Besitzern: Die Weidefläche z. B. bestand aus 11 Parzellen.

Als Besitzer der Anwesen traten männliche Haushaltsvorstände oder deren Witwen auf. Aus der Weiterschreibung des Katasters in den folgenden Jahren, verbunden mit Informationen aus dem Familienregister der zuständigen Pfarrei sind wir über die Besitzerwechsel der Anwesen informiert: Die vermeintlich gängigste Weiterreichung des Hofes an einen männlichen Erben trat in vergleichsweise ge-

22 *H. Jänichen*: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes, Stuttgart 1970, S. 160.

23 *Trefler* (wie Anm. 16), S. 9.

ringer Zahl auf. Auffallend häufig waren die Besitzerwechsel durch Heirat der auf dem Hof verbleibenden Witwe, auch durch Heirat der Töchter. In ähnlicher Anzahl wurden Anwesen gekauft von Bewohnern benachbarter Dörfer. Natürlich kamen auch Vererbungen auf die Söhne vor. Nur relativ kurz verweilte eine Familie auf einem Anwesen, zugezogen aus einem Nachbardorf, verkaufte nach ein paar Jahren wieder und zog weiter. Die Mobilität in der bäuerlichen Schicht scheint also größer zu sein als erwartet.

Über die 60 Jahre des Untersuchungszeitraums verfiel das Wohnhaus eines Anwesens, da der neue Besitzer im Nachbardorf wohnen blieb, das Anwesen jedoch bewirtschaftete. Nur ein Anwesen wurde auf ehemaligem Gemeindegrund neu errichtet, von einem Besitzer, der, aus einem Nachbardorf kommend, erst ein Anwesen kaufte, dann an einen anwesenlosen Sohn aus Bühlerzimmern weiterverkaufte und sich dafür dieses neue Anwesen baute. Dies vererbte er dann an einen Sohn.

Außer den beschriebenen bäuerlichen Anwesen war nur noch ein selbständiges Wohnhaus vorhanden, das Hirtenhaus, das der Gemeinde gehörte. Auch im Familienregister tauchen Hirtenfamilien auf. Bei ihnen fällt eine stärkere Fluktuation auf. In den 60 Jahren von 1820–1880 trifft man auf 6 Schäferfamilien. Sie kamen oft aus der näheren Umgebung, wohnten eine Weile in Bühlerzimmern und zogen dann auch wieder weg.

Von der nichtbäuerlichen Schicht taucht im Familienregister nur noch vorübergehend eine Tagelöhnerfamilie, ein Hausgenosse (und gleichzeitig Zimmermann) und eine katholische Familie auf. Die Kinder dieser Familie wurden nach dem Tod des Vaters, als offensichtliche Almosenempfänger, wieder ausgewiesen. Die Witwe durfte im Ort wohnhaft bleiben.

In den Angaben der Bevölkerungslisten von 1822–35 erkennt man die Einwohnerschaft wieder²⁴: Registriert wurden die Anzahl der Ortsangehörigen, meist um die 60 jeweils. („Ortsangehörig“ waren dabei nur die Einwohner Bühlerzimmerns mit Heimat- oder Bürgerrecht, siehe weiter hinten) Die Anzahl der Ehen wurde mit 10 angegeben (ein Anwesen wurde zu dieser Zeit von Pfarrer Rößler aus dem benachbarten Geislingen betrieben.). Genau gleich war die Anzahl der Bauern. Unter der Rubrik „Berufsstand“ kommen auch noch 2–3 Ortsangehörige in kommunalen Diensten vor, 1821 taucht auch ein Ortsangehöriger auf, der vom Handwerk lebt. 1822 lebten 8 Ortsangehörige von Almosen, die Anzahl ist mit der Zahl der Katholiken gleich, das weist wohl auf die schon genannte katholische Familie. (In anderen Jahren gab es keine „in Almosen stehenden“ Ortsangehörigen; die Familie scheint sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser gehalten zu haben, erst 1834 wurden dann ja die Kinder der Familie ausgewiesen). Von 1871 bis 1880 wurden auch die Anzahl der Haushaltungen registriert: in 12 bewohnten Gebäuden 13 oder 14 Haushaltungen mit mindestens zwei Personen²⁵. In den statistischen Unterlagen

24 KreisA Schwäbisch Hall, 1/307, Bevölkerungslisten 1820–1835.

25 KreisA Schwäbisch Hall, 1/70, Bevölkerungslisten 1836–1910.

des württembergischen Staatshandbuches wurde nur die Anzahl der Ortsangehörigen angegeben²⁶: 1824 waren es 58, diese Zahl stieg bis 1866 auf 106 und nahm dann wieder bis 1892 auf 92 ab.

Der einzige Hinweis auf weitere nichtbäuerliche Einwohner, die sich vielleicht doch im Ort aufgehalten haben, gibt eine Bevölkerungsliste von 1821²⁷. Dort wurde die Bevölkerung eingeteilt in Ortsangehörige und Ortsfremde. Dabei erscheinen zu 62 Gemeindeangehörigen weitere 27 Ortsfremde, 12 weibliche und 15 männliche. Zu dieser Bevölkerungsgruppe gehörten die Schäfer, die meist Heimat- oder Bürgerrecht in anderen Gemeinden hatten und wohl die mobilen Knechte und Mägde, die zeitlich befristet in den Häusern der bäuerlichen Familie lebten.

Durch die eingesehenen Quellen kann man Bühlerzimmern charakterisieren als mittelbäuerliches Dorf. Außerhalb der bäuerlichen, besitzenden Schicht waren hauptsächlich die Schäfer am Ort mittelfristig ansässig. Wenige Tagelöhnerfamilien fanden über das Jahrhundert in den Häusern der bäuerlichen Familie selbst ihre Unterkunft. Dort lebte auch das Gesinde. An diesem Erscheinungsbild von Bühlerzimmern änderte sich über das Jahrhundert nichts Wesentliches.

Zweiter Teil: Die politische Situation und Entwicklung Bühlerzimmerns (1820–1880)

1. Württembergische Vorgaben für die Umstrukturierung der Realgemeinden

Realgemeinden gab es im Königreich Württemberg hauptsächlich in den Gebieten, die nach 1802 an Württemberg gefallen waren und in denen die Anerbensitte herrschte. Altwürttemberg, hauptsächlich Realteilungsgebiet mit einer damit einhergehenden anderen sozialen Entwicklung, beschritt schon früher den Weg, die exklusiven Gemeinderechte aufzuheben, personale Gemeindebürgerrechte einzuführen und für das gesamte Territorium durch die „Württembergische Commun-Ordnung“ von 1758 eine einheitliche Regelung der Gemeinde(selbst)verwaltung einzuführen²⁸. (Dörfer und Städte galten als „Selbstverwaltungseinheit und staatlicher Verwaltungsbezirk“ zugleich²⁹.) Diese Tradition wurde dann 1822 im Verwaltungsedikt wieder aufgenommen, das die Gemeinde(selbst)verwaltung für das gesamte Königreich Württemberg neu regelte. Gebiete mit einem hohen Anteil an Realgemeinden waren der Jagstkreis (hauptsächlich ehemaliges Fürstentum Hohenlohe und Reichsstadt Hall) und der Donaukreis (Oberschwaben).

Der neu zu formierende Staat Württemberg übernahm mit den Gemeinderechten eine Rechtsform älteren Ursprungs. Die Realgemeinden stellten sich als eine Gemeinschaftsordnung dar, „die sowohl örtliches Gemeinwesen als auch ländliche

26 Königliches Hof- und Staatshandbuch 1824–97.

27 KreisA Schwäbisch Hall, 1/69.

28 Hettling (wie Anm. 2), S. 92.

29 Hettling, S. 28.

Wirtschaftsgenossenschaft darstellte, in der also öffentliches und Privatrecht untrennbar verwoben waren³⁰. In anderen Worten: „Die gewachsene Wirtschafts- und Sozialverfassung (...) war auf das engste mit der politischen Verfassung verwoben“³¹. In dieser Gemeinschaft waren nur die Grundbesitzer vertreten. Die Gemeinderechtsbesitzer hatten bestimmte Nutzungsanteile an gemeinschaftlichem Vermögen. Dies bestand hauptsächlich in Grund- und Boden, den Allmanden (Gemeindeweiden). Dazu kamen meistens noch wenige Häuser für gemeinsame Zwecke (Brech/Dörrhaus, Hirtenhaus). Die daran gebundenen Nutzungen wurden gemeinschaftlich ausgehandelt, sie waren meist von alters her tradiert. Gemeinsam wurde auch eine Kasse verwaltet. An diese Nutzungen gebunden waren bestimmte Leistungen, bei denen nicht unterschieden wurde, ob sie für öffentliche Zwecke oder zu Privatzwecken dienten.

Dieses Gemenge aus sowohl öffentlichen wie privaten Nutzungen und Leistungen, aus zahlreichen Übergängen von Individualnutzung und Kollektivwirtschaft wollte der entstehende Staat im Sinne der neuen rechts- und politischen Begrifflichkeit ordnen. Die Anteile an politischer Selbstverwaltung, die in den alten Realgemeinden steckte, ging auf die politischen Gemeinden über. „Nur die bestehen gebliebene Belastung des Vermögens der Realgemeinde mit Leistungen zu öffentlichen Zwecken erinnerte an deren ursprünglich öffentlichrechtliche Bedeutung“³².

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Rechte und Pflichten der Gemeinderechtsbesitzer als Privatrechte allgemein anerkannt, aber auf deren Beseitigung und Herstellung eines einheitlichen Rechtszustandes gedrängt³³. Der vorgeschlagene Weg bestand in der Abfindung aus den Ansprüchen und der Verwandlung von Gemeinschaftseigentum in freies Eigentum. Wichtig ist jedoch festzuhalten, daß die entsprechenden Nutzungsrechte und Lasten, gerade auch für öffentliche Zwecke, bestehen blieben und die Regelungen der Angelegenheiten der politischen Gemeinde auf diese älteren Ordnungen Bezug nehmen mußten. Trotz neuer Regelungen blieb also altes Recht in Kraft.

Zur Information und um die lokalen Verhältnisse jeweils festzuschreiben, initiierte der Staat in den Jahren nach 1840 das Aufsetzen von Realgemeindeurkunden. Diese Urkunde galt als privatrechtlicher Vertrag, der dann schriftlich niedergelegt war. Folge davon war, daß Besitzstandsveränderungen dann abhängig von der Zustimmung der Gemeindekorporationen und den Aufsichtsbehörden wurden. Das sollte gegen „Schlamperei“ und Lastenabwälzung der Gemeinderechtsbesitzer schützen³⁴.

30 *Landauer*: Geschichte der Verfassung einer Realgemeinde, in: Württembergische Zeitschrift für Rechtspflege 2 (1909), S. 51–66, hier S. 53.

31 *R. Koch*: Staat oder Gemeinde? Zu einem politischen Zielkonflikt in der bürgerlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift 236 (1983), S. 73–96, hier: S. 80.

32 *Landauer* (wie Anm. 30), S. 53.

33 Hier und im folgenden: Gesetz, betreffend die Ablösungen der Realgemeinde und ähnliche Rechte, hrsg. und erläutert von Landgerichtsdirektor *Nieder*, Ellwangen 1902, S. 1–30.

34 *Nieder*, S. 5.

In den beiden Bürgerrechtsgesetzen von 1828 und 1833 (s. u.) blieben ausdrücklich die Besitztitel an Gemeinderechten unangetastet. Das Prinzip der Gleichheit der Gemeindebürger, was die Nutzungen an Gemeindevermögen betraf, erhielt eine Ausnahme zugunsten der Gemeinderechtsbesitzer: Soweit sich deren Privatrechte erstreckten, galten diese exklusiven Rechte. Dafür mußten aber auch für die Lasten aus dem Gemeinderechtsbesitz nur die Inhaber selbst aufkommen.

Bis zur Mitte des Jahrhunderts waren kaum Gemeinderechtsverhältnisse aufgelöst, so daß beide Kammern des Württembergischen Landtags 1865 die Regierung aufforderten, ein Gesetz betreffend die Abfindung der aus dem Gemeinderechtsverband verbliebenen bleibenden Leistungen für öffentliche Zwecke zu erlassen. Immer wieder waren die Leistungen für öffentliche Zwecke, die die Gemeinderechtsbesitzer zu leisten hatten und die andernorts den politischen Gemeinden anheimfielen, der hauptsächliche Konfliktherd. Als Begründung für ihre Initiative führten auch die Kammern auf, daß die Arbeit der politischen Gemeinde auf den einzelnen Bauern laste und dieser Umstand Mißstände und Streitereien zwischen der politischen Gemeinde und den Gemeinderechtsbesitzern zur Folge habe. Durch Gemeinderechtsbesitzer, die auch im Gemeinderat saßen, gebe es Interessenskollisionen, auf Grund derer der Gemeinderat nicht frei entscheiden könne. Außerdem ging es den Kammern auch um die Schaffung von freiem Eigentum an Grund und Boden, das nicht mehr mit öffentlichen Abgaben belastet war. Um die Aufhebung von rein privaten Gemeinheitsgütern oder Nutzungsrechten ging es ihnen nicht. Das bedeutet, daß die private genossenschaftliche Nutzung von Land durch selbständige Bauern nicht zur Diskussion stand.

Daraufhin versuchte die Regierung nochmals über freie Übereinkunft und Verhandlungen die Beseitigung der alten Rechte. Dies scheiterte aber oft, da die Gemeinderechtsbesitzer einstimmig beschließen mußten. In Bühlerzimmern z. B. wurden jedoch in dieser Phase, zum 1. 1. 1870, die Gemeinderechte aufgelöst.

Immer mehr kumulierten im Laufe des 19. Jahrhunderts die Nachteile. Nieder nennt aus der Sicht der Gemeinderechtsbesitzer folgende³⁵:

- Der Jahreswert der Nutzungen sei im Laufe des Jahrhunderts in der Mehrzahl kleiner als der Jahreswert der Leistungen für öffentliche Zwecke geworden.
- Eine ungerechte Verteilung der Steuern, die oft auf die Gemeinderechte umgelegt wären, was ökonomisch schief sei.
- Die Verkehrsbeschränkung von Grund und Boden wirke sich nachteilig aus. Und aus der Sicht der „zum Bezug der Leistungen für öffentliche Zwecke berechtigten Subjekte“ (z. B. politische Gemeinde, Schulen Kirchen..):
- Die Erfordernisse der Gemeinde würden von den privatrechtlichen Gemeinderechtsbesitzern oft nicht voll und zufriedenstellend ausgeführt.
- Es gäbe einen Zwiespalt der öffentlichen Interessen und des privaten Aufkommens dafür, was noch verschärft sei durch den Umstand, daß der Gemeinderat oft personell von Gemeinderechtsbesitzern bestimmt sei.

- Die Gemeinderechte seien ein Hindernis für die wichtige ökonomische Verwaltung des Gemeindevermögens.
- Es komme zu Streitigkeiten mit Nichtberechtigten.
- Diese Rechtsverhältnisse seien historisch überkommen.

Auf nochmaliges Drängen der Abgeordnetenkammer wurde daraufhin 1900 ein Gesetz beschlossen „betreffend die Ablösung der Realgemeinden und ähnlicher Rechte“. Die endgültige Auflösung aller Rechtstitel, die mit den Gemeinderechten verbunden waren, zog sich dann noch bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts hin.

2. Die Situation der Realgemeinde in Bühlerzimmern

Wie war nun die Situation in Bühlerzimmern, nachdem der Weiler 1802 mit dem übrigen früheren Reichsstadtgebiet an Württemberg gefallen war?

Am 4. April 1843 unterzeichneten 3 Bevollmächtigte der Gemeinderechtsbesitzer von Bühlerzimmern und der zuständige Gemeinderat und Bürgerschaft eine *Feststellung der Rechtsverhältnisse zwischen der Gemeindegemeinschaft zu Bühlerzimmern und den Realgemeindegemeinschaften daselbst hinsichtlich des Eigentums und der Nutzung an den Gemeindegemeinschaften, Waldungen, Wäldern und Allmenden und hinsichtlich der Tragung der öffentlichen Lasten*³⁶. Diese Feststellung erfolgte aus dem Bedürfnis des Staates heraus, die traditionellen Rechtsverhältnisse festzuschreiben (s. o.). Dabei fällt auf, wie oben schon thematisiert, daß das Interesse des Staates sich auf die Nutzungen und Pflichten für öffentliche Belange erstreckte, nicht primär die genossenschaftliche Regelung innerer Dinge wie z. B. die Regelung der Produktion einbezog. Anhand dieser Unterlage und dem dazugehörigen Schriftverkehr von Seiten des Oberamtes und der zuständigen Kreisregierung möchte ich jetzt die Gemeinderechtsverhältnisse, wie sie sich in Bühlerzimmern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellten, beschreiben.

Die Nutzungsanteile der Gemeinderechtsbesitzer bestanden in 11 unveräußerlichen Gemeinderechten, die jeweils an das Anwesen gebunden waren. 8 ganze Gemeinderechte teilten sich auf in 5 ganze und 6 halbe, so daß jedes Anwesen in Bühlerzimmern zumindest Anteile an den Gemeinderechten hatte. Ob ein Anwesen ein ganzes oder ein halbes Gemeinderecht besaß, war scheinbar unabhängig von der Morgenzahl des dazugehörigen Grund und Bodens. So hatte sowohl der größte (109 Morgen) als auch der kleinste (44 Morgen) Hof ein ganzes Gemeinderecht. Die Gemeinderechtsbesitzer beurkundeten, die Anteile nicht weiter zu teilen. Bis zur Aufhebung der Rechte im Jahr 1870 blieb es bei dieser Aufteilung. Mit dem Schäfer bildeten diese 11 Inhaber der Gemeinderechte, d. h. die Besitzer der 11 Anwesen in Bühlerzimmern, die *Waidgemeinde*³⁷.

36 KreisA Schwäbisch Hall, 1/307, Schr. 3.

37 KreisA Schwäbisch Hall, 1/307, Schr. 4.

Die Gemeinderechtsbesitzer hatten aus dem Gemeinderecht abgeleitete Nutzungen an 27–28 Morgen Allmanden. In Bühlerzimmern waren diese Allmanden im Besitz der Gemeinde, ausdrücklich wurde betont, daß die Gemeinderechtsbesitzer keinen Eigentumsanspruch, nur Nutzungsrechte an diesem Land besaßen. Von diesen Gemeindegütern waren einige im Genuß des Hirten, einige zu Rechnung der Gemeindekasse verpachtet, 1 Morgen war Wald, der Rest diente als Schafweide. Um 1770 waren schon etwa 100 Morgen Land, hauptsächlich Wald, nach Anteilen an Gemeinderechten verteilt worden. Dieses verteilte Land wurde als Eigentum der Gemeinderechtsbesitzer angesehen.

Aus den angesprochenen Nutzungen dieser verbliebenen Allmanden kamen geldliche Einkünfte, die gemeinsam in der Gemeindekasse verwaltet wurden. Die Einkünfte stammten aus Pachtgeldern, Erlösen von Erde, Holz und Mittagspferch (Pferchrecht: Recht des Weideberechtigten, sein Vieh auf der Weide lagern zu lassen) und dem Waidgeld (s. u.), das die Gemeinderechtsbesitzer je nach Nutzung einzahlten. Bis 1803 wurde die Abrechnung der Gemeindekasse mit Kreide auf einem Tisch gemalt und danach gleich wieder entfernt, hällischen Amtsleuten wurde sie nicht vorgeführt. Spätestens seit 1817 mußten jedoch im württembergischen Staat förmliche Rechnungen abgelegt werden. Die Gemeinderechtsbesitzer erstellten diese Abrechnung selbst, ohne Hilfe einer Verwaltungskraft.

Zu Lasten dieser Kasse ging nun mit dem Aufbau der politischen Gemeinde aller örtliche Aufwand für die Teilgemeinde außer den Kirchen- und Schulkosten und den Gesamtgemeindevverwaltungskosten. Namentlich wurde dabei u.a. genannt:

- Baulasten für das Hirtenhaus und die gemeindliche Brechhütte
- Besoldung des Ortsanwaltes (Ortsvorsteher) und des Waldschützen
- Erhaltung der Brunnen, Brücken, Wege und Stege
- Steuern auf die Gemeindegüter
- Kur- und Verpflegungskosten
- Untergangskosten
- Erhaltung der Pferchgerätschaften
- Maulwurfsfangkosten (!)

Etwaige Defizite der Gemeindekasse wurden nach Gemeinderechten getragen.

Das Hauptrecht, das den Gemeinderechtsbesitzern aus der Nutzung der Allmanden zufiel, war das Schafweiderecht. Ein ganzes Gemeinderecht durfte 20 Schafe auf die Weide treiben, ein halbes entsprechend nur 10. Jedes weitere Schaf auf der Gemeindefeld kostete eine bestimmte Summe Geld, das der Gemeindekasse (als *Waidgeld*, s. o.) zugute kam. Zur Weide geführt wurden die Schafe gemeinsam vom Gemeindegewerke, der sich auch um die Gänse und Schweine zu kümmern hatte. Dafür bekam er von den Gemeinderechtsbesitzern anteilig die *Hirtenfründe* (Wohnung im Hirtenhaus, Kost). Gegen die Zahlung von *Himmelsgütern* war er auch für die Farren-(Bullen)haltung zuständig.

Zu den anteiligen Pflichten der Gemeinderechtsbesitzer gehörten auch noch die Hand- und Fuhrfronen, die hauptsächlich anfielen zum Erhalt von Wegen.

Dem Schafweiderecht auf den Allmanden, die jedoch durch die „Hirtenfründe“

beglichen werden mußten, standen also mannigfaltige Pflichten für öffentliche Leistungen gegenüber. Leider ist nicht bekannt, wie der Zustand der Gemeindekasse war. Reichten die Einkünfte, um die gesamten geldlichen Lasten zu tragen? Zu den geldlichen Forderungen an die Gemeindekasse kam auch die Verpflichtung zu Fronen, die die Gemeinderechtsbesitzer direkt leisten mußten. Auch wenn wir nur durch diese formale Aufstellung informiert sind, verwundert es doch nicht, daß im Jahr 1869 die Gelegenheit ergriffen wurde, die Aufhebung der Gemeinde-rechtsverhältnisse durchzuführen. Es scheinen, was ja auch Nieder als Nachteil für die Berechtigten geschildert hatte, die Leistungen für öffentliche Zwecke die Nutzungen überstiegen zu haben³⁸. Dabei muß auch noch berücksichtigt werden, daß die Schafhaltung in Hohenlohe generell im Rückgang begriffen war und ökonomisch immer mehr eine nur untergeordnete Rolle spielte. Wir sind über das vermutete Ungleichgewicht jedoch leider nicht durch eigene Aussagen oder Hinweise der Nutzungsberechtigten unterrichtet.

Bei Konflikten zwischen den Gemeinderechtsbesitzern, wie z. B. 1827 wegen der Bezahlung eines neuen Hirtenhauses, wurde der Gemeinderat und Bürgerausschuß der politischen Gemeinde als Schlichter angerufen, und in diesem belegten Fall konnte auch mit seiner Hilfe eine Einigung erreicht werden.

Der württembergische Staat zeigte auch in diesem konkreten Fall ein starkes Interesse daran, die geschilderten Verhältnisse schriftlich festzustellen und z. B. in Güterbüchern zu vermerken. *Das Oberamt wird beauftragt, den Fortgang der festgestellten Rechtsverhältnisse der Gemeindekörperschaft und der Gemeindeberechtigten zu überwachen und für ihre Vermerkung im Güterbuche Sorge zu tragen*³⁹. Waren die Verhältnisse auch in privatrechtlicher Natur festgeschrieben, so berührten sie doch staatliche (Verwaltungs)ordnung.

3. Die württembergische Gemeindeverfassung im 19. Jahrhundert

Württemberg war in der Zeit des Absolutismus geprägt von einem ständischen Dualismus zwischen staatlicher Lenkung bzw. herrschaftlicher Verwaltung einerseits und landschaftlich korporativer Selbstverwaltung andererseits. Dieser Dualismus zeigte sich durchgehend auf den verschiedenen institutionellen Ebenen, bis hinunter zu den Gemeinden. Deren Verwaltung war in der „Communordnung“ von 1758 geregelt. Das Spannungsfeld zwischen gemeindlicher Selbstverwaltung und behördlicher Überwachung wird je nach Autor verschieden interpretiert⁴⁰.

Bei der Neuorganisierung des größer gewordenen Staates wurde im Verwaltungs-edikt von 1822 auf die Tradition dieser Communordnung zurückgegriffen. Gleichzeitig wurde sie beeinflusst von den Reformideen des Freiherrn vom Stein und von

38 Nieder (wie Anm. 33), S. 26.

39 KreisA Schwäbisch Hall, 1/307, Schr. 6.

40 E. Naujoks: Strukturwandel kommunaler Verwaltung in württembergischen Gemeinden während der frühen Industrialisierung, in: B. Kirchgässner, J. Schade (Hrsgg): Kommunale Selbstverwaltung, Idee und Wirklichkeit, Sigmaringen 1983, S. 113–131, hier: S. 113.

Friedrich List⁴¹. Im Urteil von Zeitgenossen wurde dabei dem Prinzip der Selbstverwaltung der Gemeinden im Vergleich zu anderen deutschen Staaten großes Gewicht beigemessen. „Das württembergische Gemeinderecht ist, was den Wahlmodus betrifft, am meisten demokratisch; was den Umfang der Gemeindefunctionen betrifft, stellt es der Gemeindeverwaltung, und zwar ohne Unterscheidung der Gemeindeclassen, die meisten Aufgaben. In beiderlei Beziehungen steht dieses Land auf dem äußersten linken Flügel wenigstens einer formalen Gemeindefreiheit“⁴².

Zu unterscheiden ist, wie auch schon im Zitat erwähnt, die Ebene der Gemeindeorgane und deren Funktionen einerseits und das Ausmaß des Wahlrechts andererseits. Für beide möchte ich jetzt kurz die württembergischen Ausformungen darstellen⁴³.

Stadt- und Landgemeinden waren sich quasi gleichgestellt. Eingeteilt wurden die Gemeinden nach Größen. Eine Gemeinde sollte wenigstens 100 Familien beherbergen. Die Gemeinde sollte das Recht haben, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, ihr Gemeindevermögen selbständig zu verwalten und ihre Ortspolizei selbst zu handhaben.

An der Spitze der Gemeinde stand der Schultheiß, der lebenslang eingesetzt war. Aus der Mitte der Wahlberechtigten wurden drei Kandidaten gewählt. Der Oberamtmann wählte aus diesen Bewerbern den Schultheißen aus. Der Schultheiß hatte die doppelte Funktion der Vertretung der Gemeindeinteressen als auch der staatlichen Interessen. Der Gemeinderat bestand aus 7–21 Mitgliedern, die für zwei Jahre und dann eventuell lebenslänglich von der Bürgerschaft gewählt wurden. Er setzte Ausschüsse ein und kümmerte sich um die Besetzung der Gemeindeämter (Ortsvorsteher, Ratsschreiber, Gemeindepfleger, Verwaltungsaktuar). Die Aufgaben lagen hauptsächlich im Kirchen- und Schulwesen, der Armenfürsorge, dem Bauwesen, der Ortspolizei, den Gemeindefinanzen und den ihnen übertragenen hoheitlichen Aufgaben⁴⁴. Neben dem Gemeinderat und zur Kontrolle desselben seitens der Bürgerschaft wurde der Bürgerausschuß geschaffen, der alle Jahre zur Hälfte neu gewählt wurde.

Nach politischen Auseinandersetzungen, die 1848 ihren Höhepunkt hatten, wurden einige Veränderungen eingeführt: Die Lebenslänglichkeit der Gemeinderäte nach der zweiten Wahl wurde abgeschafft, alle wurden auf sechs Jahre gewählt und auch nicht mehr staatlich bestätigt. Auch die Ernennung und Verpflichtung der Gemeindeämter sollte ohne Aufsicht des Staates erfolgen, die Beratungen des Gemeinderates wurden öffentlich (fakultativ). Die Lebenslänglichkeit der Schult-

41 *Naujoks*, S. 115 und *A. Dehlinger*: Württembergs Staatswesen, Stuttgart 1951, S. 268–273.

42 *A. Schäffle* in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1866, S. 68 zitiert nach: *H.-G. Wehling*: Zur Geschichte der kommunalen Selbstverwaltung im deutschen Südwesten, in: *Pfizer, Wehling* (Hrsgg): Kommunalpolitik in Baden-Württemberg, Stuttgart 1990, S. 27–39, hier: S. 32.

43 Im folgenden: *Hettling* (wie Anm. 2), S. 80–84 und *Memminger*: Beschreibung von Württemberg, Stuttgart, Tübingen 1841, S. 566–570 und *Dehlinger* (wie Anm. 41), S. 271.

44 *Hettling* (wie Anm. 2), S. 82.

heißen, wiewohl heftig angegriffen, blieb bestehen⁴⁵. Brachten die Auseinandersetzungen im Rahmen der Revolution 1848 Liberalisierungen, so wurde von Seiten des Staates in der darauffolgenden Restaurationszeit auch wieder Freiräume eingengt, so z. B. durch das Mittel der „Staatsaufsicht für verarmte Gemeinden“ von 1853⁴⁶.

Entscheidend für die demokratische Qualität der Gemeindeverfassung ist neben den beschriebenen Gemeindeorganen, deren Strukturierung und Aufgaben besonders auch der Kreis derer, die politische Rechte ausüben dürfen, das heißt das Bürger- und Wahlrecht.

Die Bürgerrechte wurden 1828 formuliert und 1833 revidiert. Der Begriff des Staatsbürgers wurde generell dem des Gemeindebürgers übergeordnet. Jeder Staatsbürger mußte jedoch Gemeindebürger werden (mit einigen Ausnahmen)⁴⁷. Die Gemeindemitglieder waren eingeteilt in die Beisitzer und die Bürger. Die Beisitzer besaßen das Heimat- (oder Beisitz-)recht, die Bürger darüber hinaus noch das Bürgerrecht. Das Heimatrecht berechnete zur Niederlassung, zur Aufnahme eines Gewerbes und zur Armenunterstützung, das Bürgerrecht dazu noch zur Ausübung des aktiven und passiven Wahlrechts zum Gemeinderat und zum Landtag. Auch die generelle Teilhabe an den Gemeindennutzungen konnte auf die Bürger beschränkt sein. Dafür mußten die Bürger Gemeindeämter annehmen, bei Beisitzern war das fakultativ. Genauso unterschied sich der Umfang der zu zahlenden Steuern.

Beide Rechte waren von Grundbesitz unabhängig. Man erwarb das Bürger- und Beisitzrecht entweder durch Geburt, Aufnahme bei entsprechender Gebühr, durch die Ehe (bei Frauen) und durch Zuteilung. Diese „Zuteilung“ wurde praktiziert bei den armen Bevölkerungsschichten, berechnete aber nur zum Heimatrecht⁴⁸.

Eine entscheidende Veränderung erhielten diese Bestimmungen durch die Änderung des Wahlrechts 1849. Dabei traten bei den Beratungen im Landtag zwei unterschiedliche Konzepte zutage: die Einwohnergemeinde und der Genossenschaftsverband. Dem liberalen Bürgermodell der genossenschaftlichen Vereinigung der Selbständigen stand das demokratische Modell des politischen „citoyen“ gegenüber. Jedoch auch das demokratische Modell forderte die Einwohnergemeinde nur bei der politischen Mitbestimmung, nicht jedoch bei der privatähnlichen, genossenschaftlichen Nutzung des Gemeindevermögens⁴⁹. Die Frage war: Politische Mitbestimmung nur bei ökonomischem Besitz? Entschieden wurde dann dahingehend, daß jeder volljährige, männliche Gemeindeangehörige, der in der Gemeinde wohnte und irgendeine Steuer an die Gemeinde entrichtete, das aktive und passive Wahlrecht besaß. Es erhielten auch Nicht-Württemberger, die Staatsbürger anderer deutscher Staaten waren und zwei Jahre am Ort wohnten, das

45 Hettling, S. 181 und Dehlinger (wie Anm. 41), S. 272.

46 Dehlinger, S. 272.

47 Hettling, S. 93.

48 R. von Mohl: Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg, Tübingen 1846, S. 154–184.

49 Hettling, S. 187.

kommunale Wahlrecht. Damit gab es ab 1849 in Württemberg auf kommunaler Ebene faktisch ein allgemeines, gleiches und direktes Wahlrecht aller steuerpflichtigen Männer über 25 Jahren⁵⁰.

„Als 1849 die politische Teilhabe am Gemeindeverband nicht mehr an Besitz und Selbständigkeit gebunden wurde, löste sich damit auch die bis dahin immer vorausgesetzte Gleichheit der Interessen der Gemeindemitglieder, d. h. der ehemaligen Genossenschaftsmitglieder, auf. Die innerhalb der Gemeinde als Korporation – potentiell – bestehenden Interessensgegensätze veränderten die Stellung der Gemeinden zum Staat. Die Öffnung nach unten bewirkte eine Öffnung nach oben, ein Arrangieren mit der Staatsbürokratie.“⁵¹

Württemberg war also im 19. Jahrhundert auf kommunaler Ebene von recht weitgehender Selbstverwaltung und breiter Teilhabe an politischen Rechten, besonders nach 1849, gekennzeichnet. Diese Feststellung gilt für die Frauen nicht. Sie konnten am politischen Leben nicht teilnehmen. Politische Entscheidungen waren und blieben noch lange auf die Interessen der männlichen Bevölkerung zugeschnitten. Zu untersuchen ist, inwieweit ein Dorf wie Bühlerzimmern durch die angesprochenen Entwicklungen berührt wurde.

4. Die Situation der politischen Gemeinde in Bühlerzimmern

Bühlerzimmern war mit seinen 11 Anwesen für eine eigene Gemeinde zu klein. Deswegen wurde es als Teilgemeinde einer größeren Nachbargemeinde zugeordnet. Von 1802 bis 1849 war das die Gemeinde Weckrieden. Aus dieser Zeit sind keine Unterlagen zur politischen Situation erhalten.

Ab 1849 war Bühlerzimmern dann Teilgemeinde von Geislingen, einer Gemeinde im naheliegenden Kochertal. Bühlerzimmern gehörte auch schon länger zur Pfarrgemeinde Geislingen.

In den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden von den einzelnen Kommunen im Königreich Württemberg Ortsstatute schriftlich niedergelegt, die die politische Organisation der jeweiligen Gemeinde festschreiben sollten. Solch ein Ortsstatut existiert auch von Geislingen mit seinen beiden Teilgemeinden Bühlerzimmern und Hergershof (auch ein kleiner Weiler). Dort wird genauer auf die Situation in Bühlerzimmern eingegangen⁵²:

- Da Bühlerzimmern nur Teilgemeinde war, wählte es keinen eigenen Schultheißen sondern besaß einen *Anwalt* (Ortsvorsteher), der vom Gesamtgemeinderat berufen wurde.
- Der Gesamtgemeinderat und Bürgerausschuß mit je sieben Mitgliedern wurde von allen stimmberechtigten Mitgliedern der gesamten Gemeinde gewählt. In beiden stellte Bühlerzimmern ein Mitglied (5 Geislingen und eines die andere

50 Wehling (wie Anm. 42), S. 33.

51 Hettling, S. 188.

52 KreisA Schwäbisch Hall, I/157, Schr. 6.

Teilgemeinde). Dieser Gesamtgemeinderat war das repräsentative Organ für Bühlerzimmern. Ein separater Teilgemeinderat wurde aufgrund der Größe des Dorfes nicht für notwendig befunden. Diesen Verzicht bekräftigten *sämtliche stimmberechtigten Einwohner*⁵³ nochmals schriftlich in einem besonderen Protokoll, das nicht mehr erhalten ist.

- Bühlerzimmern hatte alle seine Markung betreffenden öffentlichen Leistungen selbst zu bestreiten, namentlich auch die Armenfürsorge, was bei der Umlage der Gesamtgemeindkosten berücksichtigt wurde. Besonders erwähnt wurden die Gemeinderechtsverhältnisse, die weiter nach bisherigem Brauch fortgeschrieben wurden. Verwiesen wurde dabei auf die schriftlich fixierten Rechte und Pflichten der Gemeinderechtsbesitzer von 1843 (s. o.). Aller Aufwand für öffentliche Zwecke, der bisher von den Gemeinderechtsbesitzern aufgebracht wurde, war ausdrücklich weiter von ihnen aufzubringen⁵⁴. (Die Armenfürsorge war von der Teilgemeinde Bühlerzimmern zu erbringen, sie war nicht genuine Aufgabe der Realgemeinde. In Bühlerzimmern fielen jedoch faktisch die Gemeinderechtsbesitzer mit den stimmberechtigten Einwohnern zusammen, s. u.)

1869 wandten sich die – laut Unterzeichnung – *Einwohner von Bühlerzimmern*⁵⁵ mit einer Bitte an das königliche Oberamt Hall: Sie wollten einen Gemeinderat mehr zu ihrer Vertetung in den Gesamtgemeinderat schicken. Begründet empfangen sie ihr Anliegen durch die Tatsache, daß Bühlerzimmern auch die Hälfte der Gemeindkosten trug, die der Hauptort Geislingen leistete. Als Einwohner firmieren dabei laut Unterschrift 9 Bürger, die allesamt dem Kreis der Gemeinderechtsbesitzer angehörten. Diese Liste der durch ihr Gesuch „aktiven“ Bürger ist (außer zwei fehlenden) mit den Besitzern der Gemeindrechte identisch. Dieses Gesuch stammt vom Juli 1869, im Oktober darauf wurde die Auflösung der Gemeinderechte besiegelt.

Nach der Zustimmung des Gesamtgemeinderats und des Teilgemeinderats von Geislingen (dieser wurde auf ausdrückliche Anweisung des Oberamtes befragt) wurde dem Gesuch stattgegeben.

*Sämtliche stimmberechtigte Einwohner Bühlerzimmerns*⁵⁶ treten nochmals hervor in einer Angelegenheit betreffend der gemeindlichen Armenunterstützung. Aufgrund neuer Regelungen sollten die Gemeinden Armenverbände einrichten. Bühlerzimmern richtete einen eigenen Verband ein, Geislingen mit dem anderen Teilort Hergershof zusammen einen anderen. Es ging um die Finanzierung dieses Armenverbandes. Gesamtgemeinderat und Bürgerausschuß beschlossen, Bühlerzimmern dafür bestimmte gemeindliche Steuern, die bisher in die Gesamtgemeinde flossen (Bürgeraufnahmegebühren sowie die Bürger- und Wohnsteuern), auf zehn Jahre zur Verfügung zu stellen. Dazu wurden die stimmberechtigten Einwohner

53 KreisA Schwäbisch Hall, 1/157, Schr. 1.

54 KreisA Schwäbisch Hall, 1/157, Schr. 8 und 9.

55 KreisA Schwäbisch Hall, 1/157, Schr. 8.

56 KreisA Schwäbisch Hall, 1/157, Schr. 19.

nochmals amtlich informiert und durch Unterschrift aufgefordert, die Beschlüsse zu genehmigen. 11 Einwohner unterschrieben, alle 11 die früheren Gemeindefreirechtsbesitzer.

In den Archivalien, die zur Verfügung stehen, treten also bis in das Jahr 1874 als politisch aktive und stimmberechtigte Bürger ausschließlich die Inhaber der früheren Gemeindefreirechte auf. Andere Einwohner Bühlerzimmerns, die nicht zahlreich waren aber doch existent (s. o.), treten überhaupt nicht in Erscheinung. Ist das zurückzuführen auf die Vollziehung des Gemeindefreirechts in Württemberg? War man einmal Bürger einer Gemeinde, so blieb man Bürger in dieser Gemeinde, auch wenn man woanders hin zog. Man war dann nicht mehr „aktiver“ Bürger, sondern „ortsabwesend“. Die mobilere Bevölkerung konnte damit ihr Wahlrecht als Bürger nicht ausüben. In dem Ort, in dem sie eventuell „Bürger“ waren, waren sie nicht anwesend, und in ihrem aktuellen Wohnort hatten sie kein Stimmrecht. Das traf z. B. auf mehrere Schäfer in Bühlerzimmern zu. Trotz des vergleichsweise liberalen Wahlrechts in Württemberg hatten so die unteren Schichten der Bevölkerung, die zur Deckung ihres Unterhaltes mobil sein mußten, kaum Chancen, ihre politischen Rechte auch auszuüben.

Die stimmberechtigten Bürger Bühlerzimmerns traten rege für ihre gemeindlichen Belange ein: Sie ersuchten bei der übergeordneten Verwaltungsstelle um die Zustimmung zu einem zahlenmäßig größeren Gewicht im gemeindlichen Repräsentationsorgan, sie zogen auch Aufgaben von der Gesamtgemeinde auf ihre Teilgemeinde ab, so z. B. die Armenunterstützung.

Festzuhalten bleibt auch, daß im Ortsstatut die Leistungen für öffentliche Zwecke, die die Gemeindefreirechtsbesitzer zu erbringen hatten, ausdrücklich festgeschrieben wurden. Traditionelle Leistungen mußten weiter erbracht werden. Die Leistungen der (politischen) Gesamtgemeinde verminderten sich um die Leistungen, die die Gemeindefreirechtsbesitzer auf ihrer Markung zu erbringen hatten (s. o.). Der Oberamtmann bemerkte hierzu⁵⁷: *Die Markungen stehen noch fast ganz im Eigentum einer oder mehrerer gemeinschaftlich wirtschaftender Personen, welche allen Aufwand für örtliche Zwecke ohne Beziehung des übrigen in der Markung befindlichen steuerbaren Vermögens allein bestreiten.*

Was darüber hinaus noch auffällt an den eingesehenen Akten, ist die Praxis des königlichen Oberamtes, für die politische Organisation und etwaige Veränderungen breite Zustimmung auch schriftlich einzuholen, sei es die Zustimmung von vielleicht betroffenen Teilgemeinderäten oder auch ausdrücklich die Zustimmung der betroffenen stimmberechtigten Bevölkerung, wie oben beschrieben.

5. Die Auflösung der Realgemeindefreirechte in Bühlerzimmern

Bis Ende 1869 wurden die öffentlichen Belange in Bühlerzimmern sowohl von dem Gesamtgemeinderat in Geislingen als auch, was die öffentlichen Leistungen

57 KreisA Schwäbisch Hall, 1/157, Schr. 1.

anging, durch die Realgemeinde geregelt. Beide Ordnungen existierten nebeneinander her. Dabei war der politische Spiel- und Gestaltungsraum der politischen Gemeinde bedeutender. Die Realgemeindeverhältnisse waren ja im engen Rahmen festgeschrieben und öffneten sich auch nicht mehr weiter. Die eigenen Interessen wurden innerhalb der politischen Gemeinde artikuliert (siehe z. B. der Wunsch nach einem Gemeinderatsmitglied mehr), die Realgemeinde hatte keinen lebendigen Inhalt mehr.

Über die Gründe der Gemeinderechtsbesitzer von Bühlerzimmern zur Auflösung der Gemeinderechtsverhältnisse gibt es keine Informationen von ihnen selbst. In der Aufhebungsurkunde vom 15. Oktober 1869 wurde nur von *Mißständen für das Gemeinwesen*⁵⁸ gesprochen, die es zu beseitigen gelte, ohne konkreter zu werden. So kann nur auf die obigen Ausführungen verwiesen werden.

Die wichtigen Übereinkünfte im Rahmen des Auflösungsvertrages zwischen den Gemeinderechtsbesitzern und der politischen Gemeinde lauten:

- Die besonderen Nutzungsrechte der Gemeinderechtsbesitzer (Schafweiderecht) wurden aufgehoben, sowie auch die Verpflichtungen und Lasten gegenüber der Gemeinde. Diese gingen nach den jeweiligen gesetzlichen Vorschriften auf die politische Gemeinde Bühlerzimmern über.
- Das unverteilte Eigentum verblieb mit allen Rechten bei der politischen Gemeinde (insbesondere mit dem Schafweiderecht, d. h. es wurde nicht aufgehoben!).
- Die Gemeinderechtskasse ging mit etwaigen Defiziten auf die politische Gemeinde über.
- Befreit von allen alten Gemeinderechtslasten wurde das Eigentum der einzelnen Anwesen an den schon verteilten Allmanden ausdrücklich anerkannt.
- Hinsichtlich des Schafweiderechts wurde bestimmt, daß es verpachtet oder nach der Morgenzahl von den Gemeindesteuerpflichtigen in der Gemeinde genützt werden könne.

Diesen Vertrag unterschrieben alle 11 Gemeinderechtsbesitzer von Bühlerzimmern einerseits und der Gesamtgemeinderat und Bürgerausschuß andererseits.

Eine privatrechtliche Ordnung (die Realgemeinde) wurde aufgehoben und deren noch aktuellen Inhalte der staatlichen Ordnung anheimgegeben. Der Staat ordnete dann nach moderneren Begriffen. Abzulesen ist das z. B. am Schafweiderecht, das künftig nach Morgenzahl, also nach ökonomischer Potenz verteilt wurde und nicht mehr nach alten Rechtstiteln. Politische Handlungsmöglichkeit im Rahmen der Gesamtgemeinde erstreckte sich jetzt auch auf Bereiche, die früher durch die Realgemeinde abgedeckt und festgeschrieben worden war.

Hervorzuheben ist auch, daß der verbliebene Rest an Allmanden, wie auch schon im Vertrag von 1843 vorbereitet, nicht an die Bauern je nach Gemeinderecht verteilt wurde. Es verblieb bei der Gemeinde und damit in öffentlicher Hand. Eine Verschiebung ökonomischer Potenz durch die Aufhebung der Allmanden trat hier

also nicht ein. Alte Eigentumsansprüche, die noch nach den alten Verteilungsprinzipien zustande gekommen waren und schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bestanden, wurden jedoch anerkannt.

Fazit

Wie kann man nun die Entwicklung der Dorfgemeinde Bühlerzimmern im 19. Jahrhundert charakterisieren? Das Königreich Württemberg war ja in dieser Zeit geprägt von einer im gesamtdeutschen Vergleich eher gemächlichen ökonomisch-sozialen Entwicklung, in politischer Hinsicht war die Entwicklung jedoch sehr viel dynamischer, gerade auch im kommunalen Kontext.

Und Bühlerzimmern?

Bühlerzimmern zeigt uns einen Kleinstausschnitt der möglichen Realitäten im 19. Jahrhundert: Ein bäuerlicher Weiler, rein von einer Landwirtschaft geprägt, die schon früh einen Entwicklungsschub machte, was Anbaumethoden und auch Vermarktung betrifft. Schon zur Jahrhundertwende um 1800 waren kapitalistische Marktstrategien vorhanden. Bei diesem Entwicklungsschub blieb es dann jedoch. Erst zu Ende des 19. Jahrhunderts wurden weitere Veränderungen in Angriff genommen. Es kam auch zu keiner weiteren sozialen Differenzierung. Die Größe der 11 Anwesen blieb gleich, innerhalb der Bauernschicht scheint es keine Verdichtung ökonomischer Macht gegeben zu haben. Die einzelnen Familien auf dem Hof wechselten. Neben Einheirat und Erbe kam auch häufig Kauf und Verkauf vor. Die Strukturen erhielten sich jedoch. Von den unterbäuerlichen Schichten begegnet uns der Schäfer. Andere Unterschichten verschwinden im bäuerlichen Anwesen, werden nicht sichtbar, wiewohl als Gesinde oder auch einmal als Hausgenossen mit Familie oder Tagelöhnerfamilie vorhanden.

Von der sich entwickelnden Industrie war Bühlerzimmern nicht berührt. Von ökonomischer oder sozialer Entwicklung im 19. Jahrhundert kann also kaum gesprochen werden.

Und die politische Entwicklung? Es änderte sich viel... und es änderte sich nichts! Beide Aussagen scheinen richtig. Auf der Ebene der politischen und rechtlichen Vorgaben, der politischen Organe änderte sich viel: Die alte Grundbesitzergemeinde fungierte nur noch als privatrechtlicher Fremdkörper innerhalb des Systems der politischen Gemeinde. Sie war festgezurr in ihren Inhalten, Zwecken, Ausrichtungen. Sie hatte kaum noch nennenswerte öffentliche Funktionen außerhalb der Zuschreibung von Leistungen der Gemeinderechtsbesitzer für öffentliche Belange. Dies gilt für den öffentlichen Bereich der Realgemeinde. Die Regelung der genossenschaftlichen Produktion – der ökonomische Kern des genossenschaftlichen Zusammenschlusses der dörflichen Produzenten – wurde in dieser Arbeit nicht untersucht. Sie gehörte in den Augen des 19. Jahrhunderts auch rein zu den privatwirtschaftlichen Aufgaben der Genossenschaft, die in der entstehenden kapitalistischen Ordnung weiter ihren Platz hatten.

Anstatt dieser genossenschaftlichen Realgemeinde innerhalb des kleinen Weilers gab es dann ein vom Staat vorgegebenes repräsentatives System der Gemeinde-selbstverwaltung mit der Möglichkeit der für die Zeit recht breiten Beteiligung der männlichen Bevölkerung, in Bühlerzimmern organisiert als Teilgemeinde einer Gesamtgemeinde. Auch der Ort des politischen Handelns verlagerte sich also, ins Nachbardorf.

Das waren die systemischen Vorgaben, die Dynamik des Zeitalters. Und was bedeutete das konkret für die Einwohner von Bühlerzimmern?

Bei dieser Frage kommt man auf den zweiten Teil der Antwort zurück: scheinbar erstaunlich wenig!

Am politischen Leben beteiligten sich genau die 11 Bauern, die schon vorher die Realgemeinde ausgemacht hatten. Sie waren die *Einwohner von Bühlerzimmern* (in Selbstaussagen der Bauern, oder in Worten des Oberamtmannes, die *stimmberechtigten Einwohner*). Es traten immer noch nicht in Erscheinung: die Frauen, die ja auch rechtlich noch keine Möglichkeit der Einflußnahme hatten, und auch nicht die nichtbäuerlichen Ortsanwesenden. Die Schäfer traten nicht in Erscheinung, obwohl sie teils mehrere Jahre in Bühlerzimmern ansässig waren, und auch nicht das noch mobilere Gesinde oder die wenigen Tagelöhner(familien), die in den Akten auftauchen. Die Schäfer z. B. waren, trotz längerer Jahre des Aufenthalts in Bühlerzimmern, oft Bürger in anderen Gemeinden, der „Heimatgemeinde“⁵⁹. Aus ökonomischen Gründen mobil, konnten sie ihre politischen Rechte, auf dem Papier zugestanden, scheinbar gar nicht ausüben.

Trotz rechtlich relativ breiter Möglichkeit der politischen Teilhabe wenigstens der männlichen Bevölkerung ist also in Bühlerzimmern davon nichts zu konstatieren. Die Dorfgemeinde, das waren immer noch die 11 Grundbesitzer der Realgemeinde. Diese artikulierten sich in einem neuen politischen System, der politischen Gemeinde, als stimmberechtigte Einwohner einer Teilgemeinde im Rahmen des Gesamtgemeinderats. Und an diesem politischen Leben nahmen sie aktiv Anteil, wie gezeigt werden konnte. (Dies galt für die Ebene der einzelnen Wähler als auch der Mandatsträger. Natürlich stammten diese auch nur aus dem Kreis der 11 Bauern). Und sie nahmen daran offensichtlich Anteil als eine Interessensgemeinschaft und nicht als partikulare Individuen oder Gruppen.

In Bühlerzimmern wurde das Vermögen der alten Realgemeinde der politischen Gemeinde übertragen. Das war nicht immer so bei der Ablösung alter Realgemeinden. Z. B. gab es auch den Fall, daß die alte Realgemeinde mit ihrem Vermögen als private Genossenschaft existent blieb⁶⁰. In solchen Fällen war das realgemeindliche Vermögen jedoch den anderen Mitgliedern der politischen Gemeinde entzogen. In Bühlerzimmern wurde anders verfahren. Dort ging es nicht mehr um viel Land. Vielleicht kam auch für die Zustimmung der Realgemeinderechtsbesitzer, die verbliebenen Allmanden als gemeindliches Eigentum anzuerkennen, zum Tra-

59 Familienregister der Pfarrei Geislingen.

60 Landauer (wie Anm. 30), S. 55.

gen, daß sie selbst die stimmberechtigten Einwohner darstellten, daß sie mit der neuen politischen Gemeinde identisch waren, daß kein sich Arrangieren mit anderen gemeindlichen Interessengruppen zu erwarten war.

Nicht explizit zum Thema gemacht werden konnte in dieser Arbeit ein Vergleich der Gestaltungsmöglichkeiten, des Spielraums für gemeindliche Selbstverwaltung innerhalb der Realgemeinde vor 1802 und der politischen Gemeinde zu württembergischer Zeit. In der Zeit des 19. Jahrhunderts war, wie belegt, ein gestaltendes Moment innerhalb des Rahmens der Realgemeinde nicht mehr vorhanden. Wie war es jedoch in der Zeit vor 1802, als Bühlerzimmern zur Reichsstadt Hall gehörte, als die Institution „Realgemeinde“ noch die adäquate politische Ebene war? Was genau konnten die bäuerlichen Grundbesitzer am gemeindlichen Leben in dieser Zeit regeln? Und welcher Spielraum konnte demgegenüber in württembergischen Zeiten genutzt werden?

In der politischen Debatte des 19. Jahrhundert, Staat oder Gemeinde als Leitmotiv bürgerlicher Politik, bestand Württembergs Modell „in einer weitgehenden Demokratisierung des hergekommenen bürgerlichen Status-Begriffs bei ausgedehnter Freiheit der Kommunen“⁶¹. Ein Gegenmodell dazu war die einheitliche Staatsbürgergesellschaft, im Prinzip zur egalitären Demokratie hin offen, wie sie z. B. die von Frankreich eroberten Gebiete oder manche Rheinbundstaaten anstrebten. Diesem Bestreben fiel die kommunale Selbstverwaltung zum Opfer.

Die neue politische Gemeinde in Württemberg stand der Tradition der Realgemeinden nicht wesensfremd gegenüber, wenn auch der Grad der Beteiligung besonders nach 1849 weitreichender war. Nachdem innerhalb der alten Realgemeinde kein Raum mehr war für politische Gestaltung, nahmen die alten Realgemeinderechtsbesitzer von Bühlerzimmern den neuen Raum innerhalb der politischen Gemeinde aktiv in Besitz. Die politische Partizipation blieb in einem Dorf mit dem sozioökonomischen Hintergrund wie Bühlerzimmern auf die alte bäuerliche Schicht begrenzt. Der Weg des 19. Jahrhundert zur Einwohnergemeinde, zum Auseinanderfallen von partikularen Interessen innerhalb der Gemeinden, zur verwalteten Staatsbürgergemeinde ist in Bühlerzimmern nicht abzulesen.

61 Koch (wie Anm. 31), S. 93.

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) – Facetten seines Lebens¹

VON MONIKA FIRLA

1. Vorbemerkung

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg war zu seinen Lebzeiten ein vor allem auf dem Gebiet der Ornithologie international anerkannter Wissenschaftler und Mitglied zahlreicher naturwissenschaftlicher Gesellschaften², doch heute ist er nur noch Wenigen bekannt. Zum Anlaß seines 200. Geburtstags an ihn zu erinnern, kann angesichts seiner Vielseitigkeit lediglich bedeuten, die vielen Facetten seiner Persönlichkeit anzudeuten. Sein Leben und Werk angemessen zu behandeln, erfordert die Zusammenarbeit von Historikern, Ethnologen und Naturwissenschaftlern. Entsprechende Kräfte ein wenig anzuregen, ist die Hoffnung dieses Beitrags.

2. Leben und Reisen

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg kam am 25. Juni 1797 in Karlsruhe in Schlesien als zweiter Sohn des Herzogs Eugen von Württemberg (1758–1822) und dessen Frau Louise, geb. Prinzessin zu Stolberg-Gedern (1764–1834), zur Welt³. Zeit seines Lebens verband ihn eine enge Beziehung mit seinem ältesten Bruder, Herzog Eugen (1788–1857)⁴.

1 Überarbeiteter Text eines am 25. Juni 1997 im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim aus Anlaß des 200. Geburtstags von Herzog Paul Wilhelm von Württemberg gehaltenen Vortrags.

2 *Anonymus*: Herzog Paul Wilhelm Friedrich [sic!] von Württemberg, der Naturforscher, in: Schwäbische Chronik, Nr. 21 v. 24. 1. 1861, S. 141–143; Nr. 24 v. 27. 1. 1861, S. 165–166, hier S. 141, 165. Der Autor dürfte Theodor von Plieninger, der Paläontologe und Vertraute des Herzogs, sein; ein Aufsatz hierzu ist in Vorbereitung. Dieser Nachruf ist direkt und indirekt die Quelle für zahlreiche folgende biographische Artikel; z. B. für *J. G. von Kurr*: Nekrolog des Herzogs Paul Wilhelm Friedrich [sic!] von Württemberg, in: Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 18 (1862), S. 20–24, und *P. Stälin*: Friedrich P. Wilhelm, Herzog von Württemberg, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 25, München 1887, S. 243–244. Zur exakten Namensform s. Anm. 3.

3 *F.-C. Esbach*: Das herzogliche Haus Württemberg zu Karlsruhe in Schlesien, Stuttgart 1906, S. 12, 18, 22. Die exakte Namensform des Herzogs lautet *Friedrich Paul Wilhelm* (HStAS Findbuch Hausarchiv, Bd. VI, 2, Bl. 400r). Er selbst unterschrieb mit *Paul Wilhelm*. Gelegentlich wird er mit Herzog Paul (1785–1852), dem zweiten Sohn von König Friedrich I. von Württemberg, verwechselt.

4 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 143.

Ab 1806⁵ besuchte Paul Wilhelm das „Kadetteninstitut“ in Stuttgart, das sich im Gebäude der ehemaligen Karlsakademie befand⁶. Dieses verließ er offensichtlich 1817⁷, um in die preußische Armee einzutreten⁸, in der auch schon sein Großvater und sein Vater gedient hatten⁹. 1822 schied Paul Wilhelm aus dem aktiven Militärdienst aus, um seine erste Reise zu unternehmen, wurde in späteren Jahren aber, wie dies üblich war, nominell weiterbefördert¹⁰.

Einer seiner Lehrer in frühen Jahren, der damalige Professor der Naturgeschichte am Stuttgarter Gymnasium, Albrecht Benjamin Leuret, hatte in ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften geweckt¹¹, die die Interventionen seines Onkels, König Friedrich I. von Württemberg offenkundig überdauerte¹². Des „Dienstes immer gleichgestellte Uhr“ in der Armee¹³ schätzte der Herzog ebensowenig wie die Möglichkeit, durch den frühzeitigen Tod des späteren Königs Wilhelm I. (reg. 1816–1864) oder dessen Sohn, des Thronfolgers Karl selbst in der Thronfolge weiter vorzurücken. Und so äußerte er in späteren Jahren gegenüber einem Lord Blank, der ihn fragte „How does it seem to you, Highness, to have been for all these years and still to be, so near to wearing the purple?“, folgendes: „Lord Blank, I shall be very honest with you. The thought of an eventuality that might compel me to give up my predilection for travel and exploration has been the only dark cloud in my life. On returning from any one of my extended trips that carried me far beyond the reach of civilization, I have always felt a certain apprehension, even horror, as I would open my mail, lest something untoward had befallen my

5 Ebd., S. 141.

6 HStAS G 283 (Herzog Friedrich Paul Wilhelm von Württemberg) Bü 1. Der in diesem Bestand des öfteren über den damaligen Prinzen Paul Wilhelm berichtende von Beulwitz stand dem Kadetteninstitut von 1809 bis 1816 als Kommandeur vor. Dies geht aus der Einleitung des Findbuchs zum Bestand HStAS E 276a hervor. Das Kadetteninstitut existierte von 1805 bis 1817.

7 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 141.

8 1819 war Paul Wilhelm z. B. *Capitain* (Hauptmann) in preußischen Diensten, wie aus HStAS E 55 Bü 487 (Konzept des Ministeriums für Familienangelegenheiten des Württembergischen Königshauses, Juli 1819) hervorgeht.

9 *Esbach* (wie Anm. 3), S. 12, 17. Paul Wilhelm war durch seine Großmutter väterlicherseits, Dorothea, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, ein Ururenkel von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (ebd., S. 12).

10 Insgesamt bis zum Generalmajor. Vgl. Württembergische Landesbibliothek Stuttgart / Handschriftenabteilung (WLBS/HS) Nachlaß Herzog Friedrich Paul Wilhelm von Württemberg (Cod. hist. fol. 1012), noch unkatalogisierte Schachtel, darin: Manuskript *F. Bauser*: „Katalog der Handschriften“, S. 5. – Dieser Katalog der Handschriften verzeichnete den 1944 fast vollständig verbrannten Nachlaß des Herzogs. Die von mir sog. „noch unkatalogisierte Schachtel“ enthält zusätzliches Material; s. hierzu auch unten.

11 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 141.

12 So schreibt der Obrist von Beulwitz als Kommandeur des „Kadetteninstituts“ einmal in einem Brief an Hofrat Lehr, 29. 9. 1810 (HStAS G 283 Bü 1): *Seine Koenigl[iche] Majestät haben auf den von mir un[ter]tänigsten Bericht, über die Prüfungen des Prinzen Paul Durchl[au]cht zu befehlen geruht, daß dieser Prinz besonders zur Mathematik und Lateinischen auch Französischen Sprache angehalten werden solle, und bei demselben Bothanik nur als neben Sache zu betrachten, indem sonst dadurch Zeirverlust entstehe.*

13 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 141.



Abb. 1 Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860). Kreidezeichnung (Vorlage: Deutschordensmuseum Bad Mergentheim; Foto: Petra Larass).

cousin or my nephew; and I would kneel before God in utter relief, and render Him my deepest thanks for having preserved my illustrious relatives in good health. There has never been a night when I have not prayed that this cup never be for my lips to taste. My life is cast in ambitions of another kind altogether. In the atmosphere of a palace I would feel like a wild thing that is imprisoned in a gilded cage. The ermine, the scepter, and the crown would be to me the emblems of a gal-

ley slave, and my heart would never cease to hunger for the vaste, silent places and the simple life among the unaffected children of nature“¹⁴.

Ausgerüstet mit den nötigen naturwissenschaftlichen und sprachlichen Kenntnissen und einem Paß auf den Namen *Baron von Hohenberg*¹⁵ reiste Paul Wilhelm Anfang Oktober 1822 von Hamburg mit einem Dreimaster nach New Orleans¹⁶, von dort nach Kuba und wieder zurück nach New Orleans und von dort den Mississippi und Missouri stromaufwärts bis zum 21° nördlicher Breite¹⁷. „Zweck“ der Forschungsreise war, so erklärt der Herzog, „Kenntnisse des Landes, seiner Einwohner und Produkte zu erlangen und diese in Fragmenten oder einzelnen Abhandlungen bekanntzumachen, falls meine gesammelten Erfahrungen Stoff genug darbieten sollten, der gebildeten Welt mitgeteilt zu werden“¹⁸. Neben dem eigentlichen „Reisebericht“, den der Herzog unvollständig 1828¹⁹ und vollständig 1835 unter dem Titel „Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824“ bei Cotta veröffentlichte, wollte er auch „die geographischen und naturhistorischen Beobachtungen“ und „einige“ von ihm „entworfenene Zeichnungen der Gegenden“ und anderer „Gegenstände, die das Publikum interessieren könnten, besonders“ publizieren²⁰. Doch dazu kam es nie. Der 1835 erschienene und 1978 mit leicht abgeändertem Titel²¹ wieder aufgelegte Reisebericht vereinigt geographische, zoologische, botanische, geologische, meteorologische, ethnologische, politische, historische und zeitgeschichtliche Daten, die bis heute kaum ausgewertet wurden.

Herzog Paul Wilhelm führte eine Ausrüstung aus Waffen, physikalischen Instrumenten etc.²² mit sich und wurde von seinem Jäger²³ namens J.G. Schlape²⁴ begleitet. Mit Hilfe von Empfehlungsschreiben²⁵ und Einladungen²⁶ und mit Unter-

14 Zit. Nach L. C. Butscher: A Brief Biography of Prince Paul Wilhelm of Württemberg (1797–1860), in: *New Mexico Historical Review* 17 (1942), S. 181–193, hier S. 189–190. Leider gibt Butscher seine Quelle nicht an. Da das Gespräch zwischen Lord und Herzog tatsächlich in Englisch geführt worden sein dürfte, habe ich auf eine Übersetzung verzichtet.

15 HStAS E 55 Bü 489.

16 P. W. v. Württemberg: *Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824*. [Mit einer Einführung hrsg. von S. Augustin], München o.J. [1978], S. 15 f.

17 Ebd., S. 48 f.

18 Ebd., S. 13 f.

19 F. P. W., *Herzog v. Württemberg: Reise nach Nordamerika während der Jahre 1822, 1823 und 1824*, Stuttgart 1835. – Ein offenbar vom Herzog selbst handschriftlich korrigiertes und mit Zusätzen versehenes Exemplar befindet sich in der Henry E. Huntington Library in San Marino, Calif. (S. Lottinville: Editor's Introduction, in: *Paul Wilhelm, Duke of Württemberg: Travels in North America 1822–24* – Transl. by W. R. Nitske. Ed. By S. Lottinville, Norman, Okla. 1973, S. XIII–XXIX, hier S. XXV). – Ein Exemplar der Ausgabe 1828 befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

20 P. W. v. Württemberg (wie Anm. 16), S. 5.

21 P. W. v. Württemberg (wie Anm. 16).

22 Ebd., S. 81 u. a.

23 Ebd., S. 109 u. a.

24 S. Lottinville (wie Anm. 19), S. 15.

25 P. W. v. Württemberg (wie Anm. 16), S. 33, 96, 108.

26 Ebd., S. 71 u. a.

stützung der „Zivil- und Militärbeamten der verschiedenen amerikanischen Staaten“ und „amerikanischen Pelzhandelsgesellschaften“ (der späteren „American Fur Company“) ²⁷ fand der Herzog Unterkunft und sonstige Hilfe. Kontinuierlich legte er auch eine botanische, zoologische, ethnographische etc. Sammlung an ²⁸, die per Schiff nach Europa gelangte. Die zoologischen Stücke mußten zuvor natürlich präpariert werden ²⁹. Gegenstände aus den entsprechenden Indianerkulturen gehören bis heute zu den Spitzenstücken des Berliner Museums für Völkerkunde und des Stuttgarter Linden-Museums ³⁰. Und auch Baptiste Charbonneau, einen 16jährigen Halbindiander, brachte der Herzog mit sich nach Europa. Er war der Sohn von Sacajawea und Toussaint Charbonneau, einer Schoschonen-Indianerin, die berühmt geworden war als Führerin und Dolmetscherin der Expedition Lewis und Clark (1804–1806), und eines französischen Pelzjägers und ebenfalls Dolmetschers ³¹. Baptiste Charbonneaus Nachkommen überlieferten anfangs dieses Jahrhunderts diese Tatsache mündlich ³², und indirekt ist es ihnen zu verdanken, daß der 1944 in der Württembergischen Landesbibliothek fast gänzlich verbrannte schriftliche Nachlaß des Herzogs zuvor noch gesichtet worden war, wie wir weiter unten noch sehen werden. Über Baptiste Charbonneaus Aufenthalt in Europa ist ansonsten nichts bekannt. 1829 kam er mit dem Herzog zurück nach Amerika ³³. Lediglich eine Zeichnung ist photographisch überliefert, die den Herzog bei einem späteren Besuch in Charbonneaus Indianersiedlung zeigt ³⁴.

Die erste Reise nach Amerika war kostspielig wie alle folgenden, und 1825 klagte die Compagnie Vincent Nolté in New Orleans einen Wechsel von über 3000 Franc am Stuttgarter Königshof ein ³⁵. Finanzielle Schwierigkeiten sollten den Herzog von nun an immer begleiten. Drei Jahre nach der Rückkehr von seiner ersten Reise heiratete er am 17. April 1827 Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis (1800–1870) ³⁶. Als Apanageschloß wurde dem Paar das ehemalige Deutschordensschloß in Mergentheim zugewiesen ³⁷. Herzogin Sophie verließ ihren Mann jedoch schon vor der Geburt des einzigen Sohnes, Maximilian (1828–1888), der in Neresheim

27 Ebd., S. 14.

28 Ebd., S. 26, 43, 62., 81, 90, 202 u. v. a.

29 Ebd., S. 133 u. a.

30 S. hierzu W. Krickeberg: *Ältere Ethnographica aus Nordamerika im Berliner Museum für Völkerkunde*, Berlin 1954; A. Schulze-Thulin (Bearb.): *Indianer der Prärien. Reisen und Sammlungen des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg (1822–24) und des Prinzen Maximilian zu Wied (1832–34) im Linden-Museum Stuttgart*, Stuttgart ²1987.

31 P. W. v. Württemberg (wie Anm. 16), S. 283, 411. G. Raymond Hebard: *Sacajawea. A guide and interpreter of the Lewis and Clark expedition, with an account of the travels of Toussaint Charbonneau, and of Jean Baptiste, the expedition papoose*, Glendale, Calif. 1933, S. 118, 124, passim.

32 Ebd., S. 19.

33 Ebd., S. 122.

34 Ebd., S. 149.

35 HStAS G 283 Bü 1 (Schreiben von Prokurator Schott, 27.2. 1825).

36 *Esbach* (wie Anm. 3), S. 39.

37 *Anonymus* (wie Anm. 2) S. 141.

auf Schloß Taxis zur Welt kam³⁸ und fortan mit seiner Mutter auf deren elterlichem Schloß in Regensburg lebte³⁹. In einem Brief an seinen Bruder Eugen aus dem Jahr 1839 spricht Paul Wilhelm von *einer vom Hofe angezettelten Heyrath*, und es scheint aus dem Text hervorzugehen, daß die Ehe nicht zuletzt an finanziellen Differenzen scheiterte⁴⁰.

Schon im Frühjahr 1829 unternahm der Herzog eine zweite Reise in das Gebiet des *tropischen u[nd] nördlichen America*, die bis 1831 dauerte, wie aus seinem Nachlaß hervorgeht⁴¹. Siegfried Augustin hat sie zum Großteil auf Grund von „bruchstückhaften Archivmaterialien und zeitgenössischen amerikanischen Quellen“ rekonstruiert, die er aber leider nicht belegt⁴². Diese Reise führte den Herzog von Bremen aus unter anderem in den Golf von Mexiko, nach San Domingo, New Orleans und bis zu den Arikara-Indianern am Missouri (45° 50' nördlicher Breite), zu den Rocky Mountains, ins Quellgebiet des Missouri, zurück nach New Orleans, Tampico, Mexiko-Stadt, erneut zurück nach New Orleans, nach Cincinnati und zu den Niagara-Fällen. Dabei dürfte er als erster die Quellen des Mississippi entdeckt haben, zwei Jahre vor dem offiziellen Entdecker Henry Schoolcraft⁴³.

1835 war der Herzog fest entschlossen, auch den Bericht dieser zweiten Reise zu veröffentlichen⁴⁴, doch dazu kam es nie, und merkwürdigerweise befand sich auch in seinem Nachlaß nur ein Auszug des Reiseabschnitts vom 31. Dezember 1830 bis zum 1. Februar 1831⁴⁵. Die vollständigen Aufzeichnungen könnten somit bis heute unentdeckt noch in einem Archiv liegen. Die Vielseitigkeit des Beobachtens, Aufzeichnens und Sammelns dürfen wir auch im Fall dieser zweiten Reise unterstellen. Und von ihr müßte der Herzog Johann Alvarado aus Tampico in Mexiko mitgebracht haben. Dieser hatte in Mergentheim um 1838 eine Buchbinderlehre absolviert und ein uneheliches Kind mit einer Barbara Wulfinger bekommen. Er starb als herzoglicher Kammerdiener im Oktober 1841⁴⁶. Ob auch der Sioux-Indianerhäuptling Haucmonc von dieser zweiten Reise stammte, den der Herzog samt Pferd angeblich gekauft, z. T. wie einen Gefangenen gehalten und nach einem fehlgeschlagenen Angriff desselben wieder in dessen Heimat entlassen hatte⁴⁷, ist bisher nicht bekannt.

38 *Esbach* (wie Anm. 3), S. 40–41.

39 Vgl. hierzu u. a. den Bestand HStAS E 14 Bü 129.

40 HStAS G 283 Bü 1.

41 Nachlaß (wie Anm. 10), S. 4; *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 141, datiert diese zweite Reise von 1829–1832.

42 *S. Augustin*: Einleitung, in: *P. W. v. Württemberg: Reisen und Streifzüge in Mexiko und Nordamerika 1849–1856*. Hrsg. u. eingel. v. *S. Augustin*. Mit ethnolog. Anm. v. *E. Renner*, Stuttgart u. a. 1986, S. 11–31, hier S. 14–15.

43 *Ebd.*, S. 15.

44 *P. W. v. Württemberg* (wie Anm. 16) S. 298, 338.

45 Nachlaß (wie Anm. 10).

46 StadtA Bad Mergentheim Rep. A 1271, Nr. 31 (Verlassenschaftsakte des Johann Alvarado aus Tampico).

47 *S. Hierzu R. F.*: Ein Indianerhäuptling in Mergentheim, in: *Fränkische Chronik* 11. 11. 1926, S. 71.

1834 wurden in Stuttgart bei der jährlich an verschiedenen Orten tagenden „Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“ im Auftrag des an der Teilnahme verhinderten Herzogs seine bisherigen Forschungsergebnisse, vor allem „meisterhaft ausgeführte Zeichnungen und Beschreibungen neuentdeckter Thiere und Pflanzen“ vorgestellt, wodurch sich sein Ansehen in der Fachwelt festigte. Diese Präsentation neuer Ergebnisse wiederholte man auch bei späteren Tagungen⁴⁸. In den 1830er Jahren widmete sich Paul Wilhelm der wissenschaftlichen Bearbeitung seiner Reisesammlungen und Sammlungen, die er im Mergentheimer Schloß systematisch geordnet aufstellte, dem Weinbau und der Kultivierung der von seinen Reisen mitgebrachten Pflanzen und Samen in Gewächshäusern des Schloßgartens. Durch den Tausch von Sämereien und zoologischen Doubletten ins In- und Ausland kommunizierte er von Mergentheim mit der wissenschaftlichen Welt. Durch den Zukauf z. T. ganzer Kabinette vervollständigte er seine eigene Sammlung. Seine wissenschaftlichen Arbeiten wurden allerdings nicht nur durch kleinere Reisen, sondern auch „wiederholt und auf längere Dauer durch die Theilnahme des Herzogs an den landständischen Arbeiten als Mitglied der württembergischen ersten Kammer“ unterbrochen⁴⁹. Diese politische Tätigkeit ist bisher völlig unerforscht.

In den 1830er Jahren begann der Herzog auch kurze Beziehungen mit zwei Mergentheimer Bürgerstöchtern, aus denen jeweils eine Tochter hervorging. Mit Maria Ursula Eleonora Jäger (geb. 1810), Tochter eines Seifensieders, bekam Paul Wilhelm am 9. Februar 1833 die Tochter Maria Elisabeth, später genannt Louise; auf die Mutterrechte verzichtete Jäger 1836⁵⁰. Louise Jäger kam mit 3 Jahren in den Haushalt ihres Vaters, mit 6 Jahren (1839) in die Pensionsanstalt der Brüdergemeinde Korntal, wo sie bis April 1849 blieb⁵¹. Danach durfte sie auf das 1846 erbaute Gut Hirschrain (gehört heute zu Bartholomä, ca. 12 km sw von Aalen) gekommen sein, das dem Herzog seit 1847 gehörte⁵², und wo sie 1850 eindeutig nachzuweisen ist⁵³. Noch im selben Jahr kam sie zurück nach Mergentheim und lebte bei ihrer Mutter⁵⁴. Herzog Paul Wilhelm hatte offensichtlich guten Kontakt zu Louise, denn 1856 ließ er für sie in New Orleans eine Brosche und Ohrhinge anfertigen⁵⁵.

48 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 141–142.

49 *Ebd.*, S. 142.

50 StadtA Bad Mergentheim Rep. 255a (Herzog Paul), Fasz. 4 (Verzichtserklärung).

51 HStAS G 283 Bü 5 (Schreiben des Pflegers Hettenbach, 6. April 1850).

52 Zu Hirschrain s.: Das Land Baden-Württemberg. Amtl. Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Bd. 4: Regierungsbezirk Stuttgart. Regionalverbände Franken und Ostwürttemberg, Stuttgart 1980, S. 726.

53 HStAS E 55 Bü 492 (Gedruckter Vergleich in der Debitsache des Herzogs Friedrich Paul Wilhelm von Württemberg vom 7. Mai 1850, S. [2]).

54 Wie Anm. 51.

55 Nachlaß (wie Anm. 10) noch unkatalogisierte Schachtel, darin: Umschlag 7 Briefe 1977 (es handelt sich jedoch um eine viel größere Anzahl von photokopierten Briefen), Paul Wilhelm von Württemberg an Pauline Teichmann, 18. April 1856.

Während Louise Jäger bisher unbekannt blieb, ist die zweite Tochter Pauline schon 1926 ‚wiederentdeckt‘ worden. Diese bekam der Herzog am 20. September 1836 mit Eva Franziska Dermühl (geb. 1820), der Tochter des Stadtzinkenisten und Türmers auf Schloß Mergentheim. 1837 verzichtete auch Franziska Dermühl auf ihre Mutterrechte, und Pauline wuchs im Haushalt des Vaters auf⁵⁶. Sie heiratete später einen Heinrich Teichmann und lebte mit ihm und ihren Kindern in Mascoutah in Illinois, wie aus dem Briefwechsel mit ihrem Vater hervorgeht⁵⁷. Der Herzog hatte zu Pauline Teichmann und deren Familie eine herzliches Verhältnis, und meist unterschreibt er seine zahlreichen Briefe mit *Dein treuer Vater* bzw. *Euer treuer Papa*⁵⁸. Und auch der damals 28jährige Halbbruder Maximilian von Württemberg, formuliert einmal als Nachschrift zum Brief des gemeinsamen Vaters herzliche Zeilen und unterschreibt als *Dein Bruder Max*⁵⁹.

1835 wurde die Ehe des Herzogs geschieden⁶⁰, und er verheiratete sich in der Folge nicht mehr. Von Oktober 1839 bis 1840 unternahm Paul Wilhelm eine dritte große Reise, diesmal nach Afrika. Von Marseille fuhr er per Schiff nach Alexandria, wo er von Vizekönig Mehmet Ali empfangen wurde, dann auf dem Nil nach Kairo, Assuan, Kurusku, Abu Hamed, Berber, Karthum, Sennar, zum Fazoglu, nach Famaka und dann zu Land den Tumatfluß aufwärts bis Kassan und Fakarno bis zum 9° nördlicher Breite. Im Anschluß kehrte er zurück auf derselben Route⁶¹. Ägypten und der Sudan standen in jener Zeit unter Verwaltung des türkischen Vizekönigs Mehmet Ali, und Herzog Paul Wilhelm nahm während seiner Reise als Berater einer Militärexpedition zur Erforschung der Goldvorkommen in der Gegend von Kassan und Fakarno teil⁶². Als Mitglied des Vortrupps einer Mannschaft von ca. 1100 Soldaten trat er nicht nur als Naturwissenschaftler, sondern ebenso als Militär in Erscheinung, wozu er ja in seiner Jugend ausgebildet worden war⁶³. Die Expedition, deren Zweck – Ausbeutung der Bodenschätze eines eroberten Gebietes – der Herzog übrigens kein einziges Mal kritisierte, scheiterte allerdings am militärischen Unvermögen der türkischen Regierungstruppen und dem erfolgreichen Widerstand des einheimischen Militärs⁶⁴. Wie bei seinen früheren, so sammelte der Herzog auf dieser Reise u.a. geographische, zoologische, botanische, geologische, meteorologische, ethnologische, politische, historische und zeitge-

56 G. A. Renz: Türmers Töchterlein, in: Fränkische Chronik, 8. 3. 1926, S. 18. – Die Originalquellen befinden sich übrigens im StadtA Bad Mergentheim Rep. 255a (Herzog Paul), Fasz. 4.

57 Wie Anm. 56.

58 Ebd., Herzog Paul Wilhelm an Pauline Teichmann, 22. 8. 1856 sowie 11. 3. 1857.

59 Ebd., Herzog Paul Wilhelm an Pauline Teichmann, 22. 8. 1856.

60 M. Dallmeier, M. Schad: Das Fürstliche Haus Thurn und Taxis. 300 Jahre Geschichte in Bildern, Regensburg 1996, S. 85.

61 Nachlaß (wie Anm. 10) darin: Abschrift F. Bauser: „Aegyptische Reise 1839–1841 [sic!]“ (Cod. hist. fol. 1012 B III) und Manuskript F. Bauser „Einteilung des Werkes [von Herzog Paul Wilhelm]“ (Cod. hist. fol. 1012 A, S. 2–3).

62 „Aegyptische Reise 1839–1841“ (wie Anm. 61), S. 98 ff.

63 Ebd., S. 96 ff.

64 Ebd., S. 115 f.

schichtliche Daten, sowie ethnographische und zoologische, botanische etc. Objekte⁶⁵. Einige der ethnographischen Stücke befinden sich bis heute im Stuttgarter „Linden-Museum“⁶⁶. Obwohl der Herzog im Juni 1854 die Herausgabe seines *Werkes über Afrika* bei einem nicht genannten Leipziger Verlag plante⁶⁷, blieb das Vorhaben unausgeführt.

Von dieser Reise brachte der Herzog zwei Personen mit sich nach Europa. Es waren die Afrikaner Paul Anton Rehan (um 1835–1865) und Carl Aman Habasch (um 1828–1847), die in Mergentheim unterrichtet und getauft wurden und in die Schule gingen⁶⁸. Während Rehan 1860 und ohne Zweifel bis zu seinem Tod keiner geregelten Beschäftigung nachging⁶⁹, besuchte Habasch zunächst die Mergentheimer Lateinschule und sollte später Medizin studieren, um in seine Heimat als Arzt zurückzukehren, was sein früher Tod mit etwa 19 Jahren vereitelte⁷⁰. Berühmtheit erlangte Habasch, weil Karl Tutschek, der in München die vier Afrikaner von Herzog Maximilian in Bayern unterrichtet hatte, auf Einladung von Herzog Paul Wilhelm 1841 zweimal nach Mergentheim kam, um mit Habasch als Sprachinformant für sein „Lexicon der Galla Sprache“ (heutige Bezeichnung für Galla: Oromo) zu arbeiten⁷¹. Während seines Aufenthaltes in Mergentheim bestimmte Paul Wilhelm für Tutschek die von seinen Informanten benannten Pflanzen⁷². Mit Karl Tutscheks Arbeiten wurde natürlich auch der Herzog im Kreis der Linguisten als Förderer ihrer Wissenschaft bekannt. Im Jahr der Zusammenarbeit mit jenem erhielt Paul Wilhelm außerdem den Titel eines Dr. med. h.c. der Universität Tübingen⁷³.

Nach der Rückkehr aus Afrika 1840 folgte, wie schon nach der Rückkehr von früheren Reisen, wieder eine Periode des Ordnen, Katalogisierens etc. der mitgebrachten Sammlungen und des Bearbeitens der Aufzeichnungen für den leider nie

65 Zu den Ethnographica s. den auch unten noch zu behandelnden Katalog von *Anonymus*: Ethnographische Sammlung. Gesammelt von Sr. königl. Hoheit Herzog Paul von Württemberg [sic!], o.O., o.J.

66 Ein Aufsatz hierzu ist in Vorbereitung von *M. Firla, H. Forkl*: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) und Afrika, erscheint in: *Tribus* 47 (1998).

67 WLBS t / HS (Abk. wie in Anm. 10) Cod. hist. qt. 331, Nr. 562 (Herzog Paul Wilhelm an Naturalienhändler Ahsmann), 30. 6. 1845.

68 Zur Namensform s. Evangelische Kirchengemeinde Mergentheim, Totenbuch, Einträge vom 1. 8. 1847 und 6. 5. 1865.

69 Vgl. seine Charakterisierung HStAS G 283 Bü 10 (*Verlassenschaft S[eine]r Hoheit des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg [...] Obsignations-Protokoll*).

70 *Anonymus*: Eine Neger-Confirmation, in: Evangelisches Kirchenblatt zunächst für Württemberg 5 (1844), S. 365–367, hier S. 366.

71 *K. Tutschek*: Lexicon der Galla Sprache. Hrsg. von L. Tutschek, 1. Theil, München 1844, S. XXXIII–LIX, hier S. XL. – Nachdem Karl Tutschek verstorben war, gab sein Bruder Lorenz die von ihm nahezu fertiggestellte Grammatik heraus. Das Werk war ein linguistischer Meilenstein.

72 Ebd., S. LVIII.

73 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 165; HStAS E 14 Bü 124 (Herzog Paul Wilhelm an König Wilhelm I. von Württemberg, 5. 11. 1841).

erfolgten Druck. Und auch die Mitgliedschaft in der Kammer der Standesherrn nahm ihn in Anspruch⁷⁴.

Die Veränderungen des Jahres 1848 brachten für den Herzog eine Verminderung seiner Einnahmequellen mit sich, und kurz entschlossen unternahm er im Frühjahr eine dritte Reise nach Amerika, zusammen mit seinem Präparator, und zwar „wie er selbst bekannte, in einer Art freiwilligen Exils“⁷⁵. In der Tat übertrafen die Ausgaben Paul Wilhelms seine Einkünfte bei weitem, und 1849 hatte er gute 50.000 Gulden Schulden⁷⁶ bei einer jährlichen Apanage von knapp 15.500 Gulden. Nachdem kleinere Liegenschaften und das entbehrliche Mobiliar des Schlosses in Mergentheim verkauft worden waren, und König Wilhelm I. mit 6.000 Gulden aus seiner Privatschatulle für die drückendsten Schulden eingesprungen war, verblieben jedoch immer noch knappe 37.000 Gulden an Verpflichtungen⁷⁷. Die Naturaliensammlung im Wert von 100.000 Gulden blieb zwar unverkauft, doch deren *Besitz* wurde *durch die Masseverwaltung* entsprechend *der neuen Pfand-Gesetze* ausgeübt und *als Faustpfand* verwaltet. Für den Fall der Rückkehr des Herzogs sollte *nur der freie Zutritt und die Benützung der Bibliothek gestattet werden, ohne [... ihn] in den wirklichen und freien Besitz zu setzen*⁷⁸. Da man unter anderem das Naturalienkabinett zur Wertfeststellung verzeichnete und schätzte, ist durch den erstellten *Catalog der naturhistorischen Sam[m]lungen* der Bestand desselben nach Sälen exakt nachvollziehbar⁷⁹. Das Naturalienkabinett war zu jener Zeit umfangreicher als die meisten öffentlichen und vermutlich die größte der privaten Sammlungen⁸⁰. In Anbetracht der geschilderten finanziellen Umstände, über die der Herzog natürlich durch seinen Bevollmächtigten in Kenntnis gesetzt wurde⁸¹, hatte er wenig Grund zu einer schnellen Rückkehr. Und so dehnte er diesmal seine Reise bis 1856 aus. Sie ging in das südwestliche Texas, *über das nordamerikanische Hochplateau und die Cordilleras und Mazatlan und Californien, über den Isthmus zurück nach New Orleans*, dann den Mississippi hinauf, nach Chicago und die großen Seen, nach New York, zurück zu den Seen, nach St. Louis, von dort zu den Rocky Mountains und zurück, nach New Orleans; sodann abermals den Mississippi flußaufwärts bis nach St. Louis und zurück, zuletzt nach Alabama und Illinois, und schließlich auf dem Seeweg von New Orleans nach New York und Europa⁸². Auch der Bericht von dieser Reise kam zu Lebzeiten des Herzogs nicht zum Druck. Aufgrund privater Abschriften vor dem II. Weltkrieg gab ihn jedoch

74 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 142. Zur politischen Inanspruchnahme s. auch *K. Floericke*: Aus vergilbten Briefen, in: *Mitteilungen aus der Vogelwelt* 27 (1928), S. 12–14, hier S. 13. Floericke zitiert hier vollständig einen Brief von Herzog Paul Wilhelm an C. L. Brehm, 5. 4. 1845.

75 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 142.

76 HStAS G 283 Bü 3 (*Vermögens Untersuchung*, 7. 8. 1849).

77 HStAS E 55 Bü 492 (Vergleich; wie Anm. 53, S. 1, 2.).

78 Ebd., S. 1.

79 HStAS G 283 Bü 3.

80 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 165.

81 S. Hierzu HStAS E 55 Bü 492 (Hofrat Schumacher an Herzog Paul Wilhelm, 25. 2. 1851).

82 Manuskript *F. Bauser* (wie Anm. 61), S. 3.

Augustin 1986 heraus⁸³. Wie schon während der früheren Reisen verzeichnete und sammelte der Herzog Daten und Objekte. Unter anderem lernte er dabei den später als Schriftsteller sehr erfolgreichen Balduin Möllhausen kennen und reiste mit diesem 1851 eine Zeitlang, eine Episode, die Graf virtuos behandelt⁸⁴.

Nach seiner Rückkehr 1856 widmete sich der Herzog einige Monate der Ordnung der „bis ins Unglaubliche in Bremen angehäuften Sendungen an Kisten, Ballois, Weingeistpräparaten in Fässern usw.“⁸⁵. In Bremen, wo Paul Wilhelm in der Regel seine Amerikareisen begann und auch 1856 wieder beendete, hatte er im Hotel de l'Europe zwei Zimmer gemietet und einen Speicherraum für seine aus Übersee eintreffenden Sammlungen eingerichtet⁸⁶. 1857 kamen z. B. 8.000–10.000 Vogelbälge meist von der Westküste Nord-, Mittel- und Südamerikas in die Sammlung des Naturhistorischen Vereins Bremen, die heute zum Bremer Überseemuseum gehört⁸⁷.

Nachdem er sich in der ersten Hälfte des Jahres 1857 teils in Bremen, teils in Karlsruhe in Schlesien seinen wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet hatte⁸⁸, fuhr er erneut von Bremen aus nach New York, von dort nach St. Louis und New Orleans, 1858 den Mississippi und Ohio flußaufwärts bis Cincinnati und dann mit dem Zug nach New York. Im Mai 1858 schiffte er sich von New York nach Melbourne ein, von wo er über Sydney nach Brisbane sowie Ipswich und wieder zurück nach Sydney, Tasmanien und Melbourne fuhr. Ende 1858 brach er von Melbourne nach Ceylon auf, kam im Dezember in Aden an und gelangte über Triest Anfang Januar 1859 in die Heimat⁸⁹. Auch nach dieser fünften Reise traf in Bremen wieder eine bedeutsame Ausbeute ein, zu deren teilweiser Eingliederung in das Kabinett der Herzog bis Ende 1860 mehrmals kurz nach Mergentheim reiste, da er inzwischen seinen Hauptwohnsitz „auf den Besitzungen“ seines Bruders, Herzog Eugen, der 1857 verstorben war, genommen hatte⁹⁰. Die „Paulsburg“, ein Palais, das er sich in Karlsruhe in Schlesien gebaut hatte, wurde erst 1860 fertiggestellt⁹¹. Bei einem seiner Besuche in Mergentheim starb der Herzog innerhalb we-

83 P. W. v. Württemberg: Reisen und Streifzüge in Mexiko und Nordamerika 1849–1856. Hrsg. v. S. Augustin. Mit ethnolog. Anm. von E. Renner, Stuttgart u.a. 1986. – Zur berechtigten Kritik an dieser Ausgabe s. A. Graf: Der Tod der Wölfe. Das abenteuerliche und das bürgerliche Leben des Romanschriftstellers und Amerikareisenden Balduin Möllhausen (1825–1905), Berlin 1991, S. 222 Anm. 230, S. 224 Anm. 274.

84 Ebd., S. 64 ff. – Zu Möllhausen in der Darstellung des Herzogs s. Paul Wilhelm von Württemberg (wie Anm. 83), S. 197 ff.

85 Anonymus (wie Anm. 2), S. 143.

86 Anonymus (wie Anm. 2), S. 143. HStAS G 283 Bü 2 (Schreiben des Präparators Burchartz, 28. 11. 1860).

87 L. Gebhardt: Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg, in: ders.: Die Ornithologen Mitteleuropas. Ein Nachschlagewerk, Giessen 1964, S. 269.

88 Anonymus (wie Anm. 2), S. 143.

89 Manuskript F. Bauser (wie Anm. 61), S. 2–3.

90 Anonymus (wie Anm. 2), S. 165.

91 Esbach (wie Anm. 3), S. 39. Sie wurde, ebenso wie die übrigen herrschaftlichen Gebäude, im 2. Weltkrieg zerstört. Für diese Auskunft danke ich S.K.H. Herzog Ferdinand von Württemberg.

niger Tage an einer Erkältungskrankheit am 25. November 1860 und wurde in der Stuttgarter Stiftskirche beigesetzt⁹².

3. Veröffentlichungen, schriftlicher Nachlaß und Sammlungen

Wie bereits erwähnt, kam aus der Feder des Herzogs zu seinen Lebzeiten nur eine Monographie zum Druck, nämlich der 1828 unvollständig als Probedruck und 1835 vollständig veröffentlichte Bericht über seine erste Amerikareise von 1822 bis 1824⁹³. Die übrigen Veröffentlichungen, nämlich wissenschaftliche Beiträge in Aufsatzform und reisejournalistische Artikel in Zeitungen müssen mühsam ermittelt werden. An wissenschaftlichen Beiträgen in Aufsatzform konnte ich bisher feststellen:

- „Beobachtungen über Zugvögel im Winter 1844–45“⁹⁴;
- „Verzeichniss Central-Africanischer und Nord-Africanischer Vögel, abgebildet in des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg Icones inedit. In den Jahren 1842–1844 aufgestellt. Nach Mittheilungen Sr. Königl. Hoheit an den Herausgeber“⁹⁵.

Weitere kleinere Beiträge könnten sich in den einschlägigen naturwissenschaftlichen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts finden.

Einige reisejournalistische Artikel aus den Jahren 1850, 1852, 1854 und 1858 in den bei Cotta erschienenen Zeitungen „Das Ausland“ und „(Augsburger) Allgemeine Zeitung“ hat zum ersten Mal Paul Wilhelms erster, anonym gebliebener Biograph aufgelistet, aus dessen Nekrolog oben bereits mehrfach zitiert wurde⁹⁶. Insgesamt konnte ich bisher folgende reisejournalistische Artikel des Herzogs bibliographieren:

- 1821 „Reise des Herzogs Friederich Paul Wilhelm von Württemberg in Nordamerika. (Noch nicht im Druck erschienen)“⁹⁷;
- 1840 a „Schreiben des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg aus Nubien“⁹⁸;
- 1840 b „Herzog Paul Wilhelm von Württemberg im Fazogl“⁹⁹;
- 1840 c „Reise des Herzogs Paul von Württemberg in die Goldgebiete“¹⁰⁰;
- 1847 „Reise im inneren Afrika im Jahre 1839“¹⁰¹;

92 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 165.

93 S. o. und Anm. 19.

94 Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 1 (1945), S. 127–128.

95 *Naumannia* 7 (1857), S. 432–435.

96 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 142, 143.

97 *Das Ausland* (1828), S. 1081–1084, 1085–1087.

98 *Allgemeine Zeitung/Beilage* (1840), S. 521–522, 529–530.

99 *Ebd.*, S. 1401–1402.

100 *Ebd.*, S. 2721–2722.

101 *Sonntagsblätter* (Wien) 6 (1847), S. 151–153, 199–204, 249–252.

- 1850 „Chronik der Reisen. Reise von Texas nach West Mexico“¹⁰². Die Angabe des *Anonymus* für 1852¹⁰³ konnte ich noch nicht verifizieren.
- 1854 „Aus einem Schreiben Sr. Hoheit des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg an einen Naturforscher in der ‚Heimat‘“¹⁰⁴.
- Die Angabe des *Anonymus* für 1858¹⁰⁵ konnte ich noch nicht verifizieren. Auch über die Reisen des Herzogs wurde in den Zeitungen berichtet. Doch um diese Notizen zu finden, bedarf es der aufwendigen Suche. Es erschien beispielsweise:
 - 1839 in der „Allgemeinen Zeitung“, unter der Überschrift „Syrien und Aegypten [...], Alexandria, 6. Nov.“ folgender Hinweis:
 „Mit dem letzten französischen Paketboote kam der Prinz Paul Eugen [sic!] von Württemberg hier an. Dieser rühmlich bekannte und unermüdete Naturforscher wird nur einige Tage hier verweilen; er ist beim Grafen Medem abgestiegen; wie man sagt, begibt er sich nach Abyssinien über Cosseir und Massauwa. Mit demselben Dampfboote kam von Marseille Horace Vernet hier an; wahrscheinlich sucht derselbe im classischen Aegypten und Syrien neue Inspirationen für sein ausgezeichnetes Talent“¹⁰⁶;
 - 1840 ebenfalls in der „Allgemeinen Zeitung“, unter der Überschrift „Oesterreich. [...], Wien, 4. Sept.“ eine Notiz, die ausschließlich dem Herzog galt:
 „Der Herzog Paul Wilhelm von Württemberg ist über Konstantinopel nach Wien gereist und bereits daselbst eingetroffen. Der Herzog hat vom Fazoglu aus die reichen Goldminen des Bertat und Kamamil besucht und ist mit der ihn begleitenden Expedition unter Ferhad Bey bis in die bisher völlig unbekanntenen Gebirge von Fakarno und Sude eingedrungen. Der Herzog hat den Reichthum der Cascelhos dieser Gegend durchaus nicht übertrieben gefunden, und schließt sich in dieser Hinsicht vollkommen der Meinung von Russegger und Boriani an, in deren Berichten an den Vicekönig keineswegs zuviel gesagt ist. Nicht genug kann der Reisende die üppige Vegetation dieser mit Urwäldern bedeckten Länder Zentralafrica's, sowie überhaupt den Reichthum derselben in allen Classen des Thierreichs preisen. Seinen Rückweg nahm der Herzog meist zu Land und beschreibt die Hitze während der Monate April und Mai als beinahe unerträglich. Er traf mit der Expedition des Selim Kapitana zusammen, deren glückliche Resultate bei Erforschung des Bahr ab Abiad schon bekannt sind, und war so glücklich einen großen Theil der naturhistorischen und ethnographischen Sammlung derselben zu acquiriren. Der Herzog besuchte die von Caillaud entdeckten Trümmer von Masurat und die Pyramiden von Assur, deren Aehnlichkeit mit den altägyptischen nicht zu verkennen ist“¹⁰⁷.

102 Das Ausland 23 (1850), S. 623–624, 628, 632, 635–636, 639–640.

103 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 142.

104 Ebd.; Allgemeine Zeitung/Beilage (1854), S. 4633–4634

105 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 143.

106 Ebd. (1839), Nr. 335, S. 2679.

107 Allgemeine Zeitung (1840), S. 2031.

Selbstverständlich berichteten auch ausländische Blätter über Paul Wilhelm, so z. B. am 13. Dezember 1830 „Le Courier“ in New Orleans unter dem Titel „Suite du voyage du prince de Wurtemberg“, und im Dezember 1858 „The Polyglot News Letter“ in Melbourne unter dem Titel „A Distinguished Visitor“¹⁰⁸.

Es sind somit die Zeitungen, in denen sich das publizistische Leben des Herzogs (aktiv: durch eigene Artikel; passiv: durch Artikel über ihn) dokumentierte, und man muß sich schon der Mühe unterziehen, in diesen Medien auf die Suche zu gehen. Die Vermutung, er habe „[a]n schriftstellerischer, wissensch[aftlich] auswertender Tätigkeit ... keine Freude“ gehabt¹⁰⁹, ist unberechtigt. Dies zeigt sich auch an dem 16 Seiten umfassenden Verzeichnis des schriftlichen, 1944 fast völlig verbrannten Nachlasses Paul Wilhelms, das Friedrich Bauser maschinenschriftlich mit der Überschrift „Katalog der Handschriften“ anfertigte¹¹⁰. Der Nachlaß enthielt neben den Reisetagebüchern auch hunderte von Zeichnungen, sowie Druckmanuskripte, enthaltend Abschnitte der Reisen in den Sudan (1839–40) und der dritten (1849–56) und vierten Reise (1857–59) nach Amerika bzw. Australien¹¹¹, was beweist, daß der Herzog deren Veröffentlichung plante. In einer Verfügung (New Orleans, vom 15. 3. 1858) bestimmte Paul Wilhelm, daß nach seinem Tod seine Reiseaufzeichnungen aus den Jahren 1850–58 an Theodor von Plieninger zu gehöriger Bearbeitung und Herausgabe übergeben werden sollen¹¹². Der bekannte Paläontologe Plieninger, der wie der Herzog der Stuttgarter Freimaurerloge „Zu den 3 Cedern“¹¹³ angehörte und von 1848 bis 1864 Meister von Stuhl (d. h. Vorsitzender) dieser Loge war¹¹⁴, bearbeitete diese Aufzeichnungen mit großer Akribie, nachdem der Cotta-Verlag die Veröffentlichung 1862 zugesagt hatte, und sandte sie 1865 ein¹¹⁵. Da das Manuskript jedoch doppelt so umfangreich war, wie ursprünglich verabredet, schickte der Cotta-Verlag das Manuskript aus Mangel an Kapazität an Plieninger zurück¹¹⁶. Ob es heute noch in einem Privatarchiv existiert, ist unbekannt.

1876 schenkte Herzog Maximilian von Württemberg, der Sohn Paul Wilhelms, den schriftlichen Nachlaß seines Vaters an die damalige Königliche Hofbibliothek, die heutige Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart¹¹⁷. Dort lag er *als noch*

108 Fotoabzüge von Aufnahmen dieser Artikel, auf denen allerdings z. T. Seitenzählung bzw. Datum abgeschnitten sind, befinden sich in der schon mehrfach erwähnten, zum Nachlaß des Herzogs gehörenden, noch unkatalogisierten Schachtel: Nachlaß (wie Anm. 10), darin: Umschlag *Zeitung. Artikel von und über ihn*.

109 Gebhardt (wie Anm. 87), S. 269.

110 Nachlaß (wie Anm. 10).

111 F. Bauser: Katalog der Handschriften (wie Anm. 10), S. 14–15.

112 HStAS G 283 Bü 2.

113 K. Stempfle: Geschichte der Freimaurerloge Zu den 3 Cedern i. O., Stuttgart 1974, S. 27, 28.

114 Ebd., S. 28.

115 HStAS E 14 Bü 128 (Th. von Plieninger an Kabinettschef von Egloffsheim, 12. 7. 1865).

116 Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar / Cotta-Archiv, J. G. Cotta an Herzog Maximilian von Württemberg, 10. 5. 1865.

117 F. Bauser: Katalog der Handschriften (wie Anm. 10), S. 15.

unkatalogisiertes Depot, bis er beim Lufangriff der Nacht vom 12. zum 13. Sept. 1944 fast vollständig verbrannte¹¹⁸; erst 1963 wurden drei zerstört geglaubte Tagebücher von insgesamt 184 Blättern aus der Zeit von 1852–53 wieder aufgefunden¹¹⁹. Daß der Nachlaß vor seiner nahezu vollständigen Vernichtung überhaupt noch – zum ersten und letztenmal – gesichtet und verzeichnet wurde, ist indirekt der Familie jenes oben bereits erwähnten Halbindians Baptiste Charbonneau zu verdanken, den Paul Wilhelm 1824 von seiner ersten Reise für einige Jahre mit nach Europa gebracht hatte. Nachkommen Charbonneaus berichteten fast hundert Jahre später nämlich, Baptiste sei mit nach Europa genommen worden, und die amerikanische Historikerin Grace Raymond Hebard gewann durch Vermittlung des amerikanischen Generalkonsulats 1929 den Archivar Friedrich Bauser, der in der damaligen Württembergischen Staatsbibliothek auf der Suche nach Äußerungen des Herzogs zu Baptiste dessen unkatalogisierten Nachlaß sichtete, ordnete, verzeichnete und teilweise exzerpierte¹²⁰. Nach dem Weltkrieg, als der Nachlaß bereits fast komplett verbrannt war, kaufte dann die Württembergische Landesbibliothek Bausers mehrbändige Exzerpte und auch die dazugehörigen Aufzeichnungen im Jahr 1956 von seinem Schwiegersohn¹²¹.

In den 1930er Jahren fertigte allerdings eine Reihe von amerikanischen Wissenschaftlern auszugsweise Mikrofilme des damals noch existenten Nachlasses an. Diese befinden sich teilweise bis heute in der Lovejoy Library / University of Southern Illinois, Edwardsville, Ill.¹²². 1983 sandte die Lovejoy Library etwa 700 Abzüge der seinerzeit von Charles L. Camp angefertigten Filme an die Württembergische Landesbibliothek. Sie befinden sich in der noch unkatalogisierten Schachtel, die dem Nachlaß des Herzogs beigelegt wurde, in provisorisch beschriebenen Umschlägen. Die Abzüge stammen unter anderem von Skizzen, die Indianer darstellen. In einem weiteren Umschlag befinden sich außerdem Photokopien von zahlreichen Briefen Paul Wilhelms an seine uneheliche Tochter Pauline Teichmann, die einer anderen Provenienz zugehören¹²³. 1968 kaufte die Württembergische Landesbibliothek aus Privatbesitz einen *Naturhistorische[n] Atlas. I. Africannische Section* aus dem Besitz des Herzogs. Er enthält 96 Aquarelle von Tieren und Pflanzen des Sudan, den er 1839–40 bereist hatte. Die Aquarelle stammen meist von dem Mergentheimer Künstler Josef Ludwig Roßhirt¹²⁴. Im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart existieren außerdem die sog. *Icones ineditae*, bestehend aus dem *Atlas Säugthiere* und *Atlas Vögel*. Die Atlanten beinhalten un-

118 WLBSt / HS Repertorium: Cod. hist. fol. 887f. (Vorbemerkung zu Cod. hist. fol. 1012).

119 Ebd. (Vorbemerkung zu Cod. hist. fol. 1012 D).

120 Hebard (wie Anm. 31), S. 18–19. – F. Bauser: Einteilung des Werkes (wie Anm. 61), fol. 16v–17r.

121 WLBSt (wie Anm. 118).

122 Graf (wie Anm. 83), S. 222–223.

123 Zur Sendung der Abzüge s. Nachlaß (wie Anm. 10), darin: (lose) Lovejoy Library an WLBSt, 17. 10. 1983.

124 WLBSt Cod. med. et phys. fol. 55. Zur Beschreibung desselben s. auch das entsprechende Repertorium: Cod. Med. Et phys. Cod. Orient. Cod. Cam. Et oec., fol. 55v.

gebundene Aquarelle von nordamerikanischen Tieren, die von Balduin Möllhausen stammen dürften¹²⁵. Die *Icones ineditae* hatte seinerzeit das Stuttgarter Linden-Museum an das Naturkundemuseum weitergegeben¹²⁶.

Die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen des Herzogs blieben zwar auch nicht vereint erhalten, doch im Gegensatz zum schriftlichen Nachlaß sind größere Teile derselben bis heute existent. Der Herzog führte zwar wissenschaftlich bearbeitete Kataloge, doch diese wurden „wegen der Masse des immer wieder aufs Neue Einzureihenden, nie abgeschlossen [...], und daher stets von der Veröffentlichung zurückbehalten“¹²⁷. Von der Naturaliensammlung wurde, ebenso wie vom Herbarium und der Bibliothek, 1850 ein Katalog zur Wertfestsetzung für die Schuldenbegleichung angefertigt, als Paul Wilhelm im Ausland forschte. Diese handschriftlichen Kataloge existieren bis heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart¹²⁸. Ein Katalog der ethnographischen Sammlung aus der Zeit vor dem Tod des Herzogs, also vor 1860, ist bisher nicht bekannt.

Die Naturhistorische und ethnographische Sammlung blieben nach dem Ableben Paul Wilhelms zunächst für einige Jahre im Mergentheimer Schloß. Verhandlungen über die Übernahme des Naturalienkabinetts von staatlicher Seite gab es spätestens seit Anfang 1861¹²⁹. Das Naturalienkabinettt überprüfte Ferdinand Krauss vom Königlichen Naturalienkabinettt in Stuttgart in den Jahren 1861 und 1868¹³⁰. Ein Verkauf der herzoglichen Sammlungen nach Stuttgart scheiterte 1866, weil Herzog Maximilian seinem Vater versprochen hatte, die Sammlungen *nur im Ganzen zu veräußern*¹³¹. Trotzdem fehlte beim zweiten Besuch von Krauss 1868 *sehr vieles von dem Bestand* und war an einzelne Personen veräußert worden¹³². Als im selben Jahr das Mergentheimer Schloß zur Kaserne umgebaut wurde, verlagerte man schließlich das ganze Naturalienkabinettt in die Nebengebäude der Schloßanlage¹³³. Was mit der ethnographischen Sammlung passierte, ist nicht über-

125 Staatliches Museum für Naturkunde. Stuttgart / Archiv; C. König: Forschungsreisende und ihre Verdienste um den Aufbau der zoologischen Sammlung, in: Aus der Geschichte des Stuttgarter Naturkundemuseums, Stuttgart 1991, S. 21–37, hier S. 24.

126 StadtA Bad Mergentheim Rep. 255a Herzog Paul (Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart an Dr. Meiner, 2.5.1973).

127 *Anonymus* (wie Anm. 2), S. 165.

128 HStAS G 383 Bü 3. Zwei gedruckte Beschreibungen verzeichnen nur einen kleinen Teil der ornithologischen Bestände des Herzogs. S. hierzu [G. Harlaub]: Die wissenschaftliche Ausbeute der neuesten Reiseunternehmung des Herzogs P. W. V. Württemberg, in: Journal für Ornithologie (1856), S. 336, sowie M. Th. v. Heuglin: Ueber die ornithologischen Arbeiten des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg, während seiner Reise in die oberen Nil-Länder, in: Journal für Ornithologie 15 (1867), S. 289–304.

129 Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart / Archiv, Akte „Herzog Paul Wilhelm von Württemberg“ (Ministerium des Kirchen- und Schulwesens an die Direktion der wissenschaftlichen Sammlungen, 18. 3. 1861).

130 Ebd. (Zoologisches Institut der Universität Tübingen an das Naturalienkabinettt, 26. 1. 1911).

131 Ebd. (Hofrat Schumacher jun. an die Wissenschaftlichen Sammlungen, 1. 2. 1866).

132 Zoolog. Institut (wie Anm. 130).

133 HStAS E 271c Bü 1877 (Schreiben der Kasernenverwaltung Stuttgart, 11. 11. 1868).

liefert. Im Jahr 1890, zwei Jahre nach dem Tod von Herzog Maximilian, befand sich die Naturaliensammlung in Regensburg, wo Sohn und geschiedene Frau von Paul Wilhelm ja ihren Hauptwohnsitz besaßen. Zumindest große Teile der Naturaliensammlung kamen dann an das Zoologische Institut der Universität Tübingen¹³⁴. Von dort aus gelangte 1937 wiederum das meiste ans Stuttgarter Naturalienkabinett bzw. Naturkundemuseum¹³⁵, das jedoch bereits früher Objekte erworben haben dürfte und bis heute noch einige hundert Präparate von ausgestopften Vögeln besitzt¹³⁶. Herzog Paul Wilhelm zählt deshalb zu den wichtigsten Beiträgern in der Geschichte dieses Museums¹³⁷. Es befinden sich jedoch auch in anderen Museen Bestände aus der herzoglichen Naturaliensammlung, so z. B. im Bremer Überseemuseum¹³⁸, und zweifellos unter anderem in ausländischen Museen in Wien und St. Petersburg¹³⁹.

Die ethnographische Sammlung Paul Wilhelms, einmal bezeichnet als das *indianische u[nd] morgenländische Kabinet*, wurde nach seinem Tod 1860 in Mergentheim *versiegelt*¹⁴⁰. Im Linden-Museum Stuttgart befindet sich ein 24 Blätter umfassendes sog. *Reisenotizbüchlein des Herzogs Paul von Württemberg*¹⁴¹. Es handelt sich hier um einen Katalog nordamerikanischer Ethnographica, bestehend aus meisterhaft ausgeführten Zeichnungen nebst detaillierter handschriftlicher Beschreibungen¹⁴². Der Katalog, der aus den 1860er Jahren stammen dürfte¹⁴³, zeigt jedoch nicht die Handschrift des Herzogs, und der tatsächliche Zeichner und Autor ist bis heute unbekannt. Ein gedruckter Katalog, der wohl die vollständige ethnographische Sammlung des Herzogs auflistet, ist vermutlich vor 1867 entstanden, dem Jahr, in dem die Königliche Ethnographische Sammlung in Berlin, das heutige Völkerkundemuseum, einem Leopold Metzler in Sobernheim bei Bad Kreuznach über 20 Americana abkaufte, die bis zur Gegenwart zum wertvollsten Bestand dieser Institution gehören¹⁴⁴. Ein Exemplar dieses anonym erschienen Katalogs mit dem Titel „Ethnographische Sammlung. Gesammelt von Sr. Königl. Hoheit Herzog Paul von Württemberg“ befindet sich noch im Archiv des Berliner Völkerkundemuseums¹⁴⁵. Er umfaßt 14 Seiten, verzeichnet in Kurzform 307 Positionen und stellt ein Württembergicum allerersten Ranges dar. In den Erläuterun-

134 Zoolog. Institut (wie Anm. 130).

135 Staatl. Museum/Akte (wie Anm. 129) (Kultministerium an Naturaliensammlung, 18. 3. 1937).

136 *König* (wie Anm. 125), S. 24.

137 Ebd., S. 23.

138 S. Hierzu oben.

139 Vgl. *Anonymus*, Reise des Herzogs Paul von Württemberg in die Goldgebiete, in: *Allgemeine Zeitung / Beilage* 7. 12. 1840, Nr. 342, S. 2721–2722, hier S. 2722 Anm.*.

140 HStAS G 283 Bü 10 (Verlassenschafts- und Obsignationsprotokoll, 12. 12. 1860, fol. 15v).

141 Linden-Museum Stuttgart, Inv. – Nr. 96838.

142 Eine Seite daraus ist abgebildet in: *Schulze-Thulin* (wie Anm. 30), S. 7.

143 Für diese Auskunft danke ich Herrn Kilian Klann, Berlin.

144 *Krickeberg* (wie Anm. 30), S. 11.

145 Völkerkundemuseum Berlin, Signatur: E 104 / 67. Für die Überlassung einer Kopie danke ich ganz herzlich Herrn Dr. Rolf Krusche, Museum für Völkerkunde Leipzig.

gen erscheint der Herzog sowohl in der 1. als auch in der 3. Person¹⁴⁶. Die Namensform „Paul“ auf dem Titelblatt deutet zweifelsfrei darauf hin, daß der Herzog nicht selbst als Autor fungierte, denn er wählte in der Regel die Namensform „Paul Wilhelm“ und hätte außerdem Orts- und Jahresangabe nicht vergessen. Vermutlich handelt es sich um einen eilig erstellten Verkaufskatalog, allerdings ohne Wertangaben.

Im Jahr 1900 gelangte durch Schenkung der Witwe von Herzog Maximilian die „Sammlung Hermine, Herzogin von Württemberg“ in das heutige Linden-Museum. Die Sammlung umfaßt Americana und Africana¹⁴⁷. Während die Americana-Sammlung bereits publiziert wurde, da auch sie absolute Spitzenstücke enthält¹⁴⁸, harret die Africana-Sammlung noch ihrer Veröffentlichung¹⁴⁹. Die von Herzogin Hermine geschenkte ethnographische Sammlung kann sich zuvor eigentlich nur, so wie die Naturaliensammlung, in Regensburg befunden haben. Zweifellos gehören auch Ethnographica Paul Wilhelms zum Bestand weiterer Museen, doch dies muß eigens noch verifiziert werden.

4. Schlußbemerkung

Wie bereits in der Vorbemerkung erwähnt, sind Leben und Werk Paul Wilhelms von Württemberg nur interdisziplinär angemessen zu würdigen. Das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim plant in den nächsten Jahren eine Ausstellung über den Herzog. Man kann dieses Vorhaben nur wärmstens unterstützen.

146 Ebd., S. 4 (Nr. 22), S. 8 (Nr. 133) u. a.

147 Für diese Auskunft danke ich meinem Mann, Dr. Hermann Forkl, Linden-Museum Stuttgart.

148 *Schulze-Thulin* (wie Anm. 30.). Eine neue Monographie über die Americana-Sammlung insgesamt erscheint voraussichtlich 1998; es handelt sich um *K. Klann: Die Sammlung indianischer Ethnographica aus Nordamerika des Herzogs Friedrich Paul Wilhelm von Württemberg* (im Druck).

Haller für den Frieden 1870–1914. Ein Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Friedensbewegung im Württemberg der Kaiserzeit

VON PHILIPPE ALEXANDRE

*Der Friede, der Weltfriede ist eine so zarte Blüte,
daß sie nur im Garten des Rechts gedeihen kann.*

*Warum soll ein deutscher Patriotismus nicht ein
europäischer Patriotismus sein können?*

Professor Leonhard Hoffmann,
Abgeordneter von Hall-Öhringen im Reichstag
am 4. Februar 1903.

Einleitung*

Spricht man heute von der Friedensbewegung, so denkt man gleich an die politische Massenbewegung, die Anfang der 80er Jahre in der Bevölkerung westlicher Staaten entstand und die angesichts der weltweiten nuklearen Aufrüstung die Regierungen zur Friedenssicherung drängte. Unter dem Eindruck der schlagartigen Verschlechterung der weltpolitischen Lage wurden damals Rüstungsstopp, Rüstungskontrolle und Abrüstung verlangt. Die westdeutschen Pazifisten reagierten entschieden auf den Nato-Doppelbeschluß, der Ende 1979 verabschiedet worden war und die Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen – überwiegend in der Bundesrepublik – vorsah¹.

Das individuelle oder kollektive Eintreten für den Frieden ist aber keine spezifische Erscheinung der Zeit des „Kalten Krieges“ und des nuklearen Wettrüstens.

* Ich möchte hier all denjenigen meinen Dank aussprechen, ohne deren tatkräftige Hilfe und Ratschläge die vorliegende Arbeit nie entstanden wäre, und zwar Dr. Andreas Maisch, Herta Beutter und Daniel Stihler vom Stadt- und Hospitalarchiv Schwäbisch Hall, Dr. Hans Peter Müller vom dortigen Kreisarchiv, Peter Wunderlich von der Haller Stadtverwaltung, Dr. Hendrikje Kilian von der Landesbibliothek Stuttgart, A. Wehmeyer, Leiterin der Abteilung „Historische Drucke“ der Staatsbibliothek zu Berlin, der Universitätsbibliothek Tübingen, außerdem Bärbel und Hermann Kunz sowie Renate und Helmut Brandt für die kritische Durchsicht des Manuskriptes.

1 Karl Holl: Pazifismus in Deutschland (Neue Historische Bibliothek NF 533), Frankfurt a. Main 1988, S. 232–237.

Schon in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) und später, während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763), schilderten deutsche Dichter die Not der leidenden Bevölkerung und wünschten in deren Namen den Frieden herbei.

Beispiele sind etwa Martin Opitz' „Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges“ (1633), Andreas Gryphius' berühmte „Tränen des Vaterlandes“ (1636) oder das „Friede wünschende Teutschland“ Johann Rists (1647). Logaus Epigramme und Grimmelshausens „Simplicissimus“ schildern das Wüten des Krieges und die Auswüchse des Soldatenlebens. Bemerkenswert sind ebenfalls in der frühen Geschichte der Friedensdichtung die Oden, in denen Johann Peter Uz (1720–1796) und Karl Wilhelm Ramler (1725–1798) gegen Ende des Siebenjährigen Krieges das Elend der Bevölkerung schilderten und den Frieden herbeiwünschten. Damals war Lessing derjenige, der den überspannten Patriotismus seines Freundes J. W. L. Gleim am lautesten mißbilligte. In seinem Stück „Minna von Barnhelm“, das unter dem Eindruck des Siebenjährigen Krieges geschrieben wurde, zeigte er in der Figur des Majors von Tellheim ein anderes Ideal als das des kriegerischen Heldentums, nämlich das Ideal eines friedlichen Lebens, das auf die Liebe und das Glück gegründet ist². Der schwäbische Publizist und Musiker Daniel Schubart (1739–1791), in Obersontheim geboren, zählt zu den bürgerlichen Intellektuellen, die sich in der Zeit der Aufklärung klar und deutlich gegen den Krieg aussprachen. In seiner kritischen Zeitschrift, der „Teutschen Chronik“, geißelte er zum Beispiel 1776 die „Zeitungsschreiber“, denen er vorwarf, in der öffentlichen Meinung Europas eine sinnlose und verderbliche Stimmung zugunsten des Krieges hervorzurufen³. Während der Revolutions- und Napoleonischen Kriege (1792–1815), unter denen ganz Europa zu leiden hatte, widmeten bedeutende deutsche Denker und Schriftsteller wie Herder, Goethe und Schiller dem Frieden manche Überlegungen. Immanuel Kant machte 1795 in seinem philosophischen Entwurf „Zum Ewigen Frieden“ konkrete Vorschläge, die einen wirklichen Frieden herbeiführen sollten⁴. Diese Schrift übte durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch einen tiefgreifenden Einfluß aus, namentlich in der Zeit, in der Nationalismus und Imperialismus einen Höhepunkt erreichten. Damals beriefen sich heilsichtige Geister, die ahnten, wohin Europa trieb, immer wieder auf Kant. Was der Philosoph für möglich hielt, weil er an die Vernunft und an die Gesittung glaubte, wurde aber nicht Wirklichkeit. In einem wohlbekanntem Gedicht schrieb Schiller um 1800 pessimistisch:

2 *Philippe Alexandre*: La guerre de Sept Ans dans la poésie préclassique allemande (1756–1763) ou l'affirmation d'un patriotisme prussien, in: La Guerre. Approches philosophiques et littéraires. Colloque international organisé par Jean-Marie Paul. 11–13 mai 1995. Université de Nancy II.

3 *Christian Friedrich Daniel Schubart*: Die Sturmglöcke, in: Vaterlandschronik, 97. Stück, 2. 12. 1776; ders.: Europa an Mars (Gedicht), in: Vaterlandschronik, 77. Stück, 1788; auch enthalten in: ders.: Schubarts Werke in einem Band. Ausgewählt und eingeleitet von Ursula Wertheim und Hans Böhm. Berlin/Leipzig 1988, S. 105.

4 *Immanuel Kant*: Zum Ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf [1795]. Hrsg. von Theodor Valentiner, Stuttgart 1972.

„Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
 Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
 Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
 Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und die Grenzen aller Länder wanken,
 Und die alten Formen stürzen ein,
 Nicht das Weltmeer setzt der Kriegswut Schranken,
 Nicht der Nilgott und der alte Rhein...

Ach umsonst auf allen Ländercharten
 Spähst du nach dem seligen Gebiet,
 Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
 Wo der Menschheit schöne Jugend blüht...

In des Herzens heilig stille Räume
 Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
 Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
 Und das Schöne blüht nur im Gesang“⁵.

Wer die Bände alter Zeitungen durchblättert, kann schnell feststellen, was dem Bürger in den Schreckensjahren der Revolutionszeit und der Napoleonischen Herrschaft am Herzen lag: die Wiederkehr des Friedens. Das „Hallische Wochenblatt“, das seit 1788 in Schwäbisch Hall erschien, liefert uns manche Beispiele dafür. Kriegsmüdigkeit und Sehnsucht nach einer segensreichen Friedenszeit sind die Gefühle, die in den Neujahrswünschen der damaligen Herausgeber des Blattes zum Ausdruck kommen⁶. Im 19. Jahrhundert sollte das Entstehen der Nationalstaaten und dessen verhängnisvolle Begleiterscheinungen die öffentliche Meinung der europäischen Staaten beschäftigen. Die Pazifisten, die an eine friedliche oder wenigstens friedlichere Weltordnung glauben wollten, predigten tauben Ohren. Die deutsche Presse – und das ist am Beispiel des „Haller Tagblatts“ eindeutig festzustellen – spiegelt die Tragik der damaligen Stimmungslage in Europa wider. Man wünschte zwar den Frieden, man war von dessen segensreichen Folgen überzeugt; in der Zeit des Imperialismus waren aber die Völker Europas von einem derartig überspannten Nationalgefühl durchdrungen, daß sie sich unabwendbar zum Krieg hinreißen ließen.

Die Idee des Friedens war oft mit derjenigen der internationalen Organisation eng verbunden, wie Jacob Ter Meulen in seinem beeindruckenden dreibändigen Werk

5 Zit. nach: *Franz Hebel* (Hrsg.): *Friedensgesinnungen. Deutsche Literatur gegen den Krieg. Arbeits-
 texte für den Unterricht*, Stuttgart 1993, S. 33f.

6 Neujahrswünsche (Gedicht), in: *Hallisches Wochenblatt* Nr. 1, 1. 1. 1800; Neujahrswünsche (Gedicht), in: *Hallisches Wochenblatt* Nr. 1, 1. 1. 1804.

(1917–1929–1940) gezeigt hat⁷. Am häufigsten werden in den Untersuchungen zur Idee der internationalen bzw. der europäischen Organisation der in den Memoiren des Herzogs von Sully erwähnte „Grand Dessein“ des französischen Königs Heinrich IV.⁸, der Völkerbundplan des Quäkers William Penn⁹ und der Friedensplan des Abbé de Saint-Pierre¹⁰ erwähnt. Zu den Utopisten des 19. Jahrhunderts, die das Zustandekommen eines Menschheitsbundes herbeiwünschten und auch Pläne zu diesem Zweck ausarbeiteten, gehört der deutsche Philosoph Karl Christian Friedrich Krause. Er veröffentlichte 1814 eine Schrift, die unter dem Titel „Entwurf eines europäischen Staatenbundes“ die Organisation des Friedens behandelt. Wie im Titel angegeben, verstand der Autor den von ihm vorgeschlagenen Plan „als Basis des allgemeinen Friedens und als rechtliches Mittel gegen jeden Angriff wider die innere und äußere Freiheit Europas“¹¹. Nach der Erfahrung der napoleonischen Zeit sollte Europa nicht nur gegen die Eroberungssucht Frankreichs geschützt werden; den siegenden Mächten, denen es nun oblag, die politischen Verhältnisse in Europa zu regeln, wurde der Rat gegeben, jenen Bund herzurichten, der allein imstande sein sollte, den Frieden dauerhaft zu festigen.

Im Rahmen dieser Studie kann natürlich nicht auf die zahlreichen Schriften und Pläne eingegangen werden, die schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts veröffentlicht wurden und die der beginnenden Friedensbewegung ihre theoretischen Grundlagen gaben. Die ersten Ansätze dieser Bewegung zeigten sich erst in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, als unter dem Einfluß amerikanischer und englischer Pazifisten in europäischen Großstädten regelmäßig Friedenskongresse abgehalten wurden¹². In Anlehnung an diese Kongresse wurde 1867 in Genf eine Internationale Friedens- und Freiheitsliga gegründet, in der sich süddeutsche Demokraten und Sozialdemokraten neben Persönlichkeiten wie dem französischen Dichter Victor Hugo oder dem italienischen Freiheitskämpfer Giuseppe Garibaldi betätigten¹³. In der Bismarckzeit vermehrten sich die Organisationen, die es sich zur Auf-

7 *Jacob Ter Meulen*: Der Gedanke der Internationalen Organisation in seiner Entwicklung, Band 1: 1300–1789, Den Haag 1917; Band 2: 1789–1889, 1. Stück: 1789–1870, Den Haag 1929; Bd. 2, 2. Stück: 1867–1889, Den Haag 1940.

8 *Ter Meulen* (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 160–168.

9 *Ebd.*, S. 171–176; *Margarete Rothbarth*: William Penns Völkerbundplan, in: *Monographien zum Völkerbund* 9, Berlin 1920, S. 3–31.

10 *Ter Meulen* (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 180–221.

11 *Karl Christian Friedrich Krause*: Entwurf eines europäischen Staatenbundes [...] Neu herausgegeben und eingeleitet von *Hans Reichel*, Leipzig 1920; *Ter Meulen* (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 133–142.

12 *Dorothea Stiewe*: Die bürgerliche deutsche Friedensbewegung als soziale Bewegung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Diss., Freiburg i. Br. 1972; *Alwin Schmidt*: Republikanisch-demokratischer Internationalismus im 19. Jahrhundert, Husum 1977, hier v.a. S. 83–100; Die Internationale Friedens- und Freiheitsliga; *Miklos Molnar*: La Ligue de la Paix et de la Liberté: ses origines et ses premières orientations, in: *Jacques Bariéty et Antoine Fleury* (Hrsgg.): *Mouvements et initiatives de Paix dans la Politique internationale* [...] 1867–1928, Berne 1987, S. 17–36; *Holl* (wie Anm. 1), S. 20 ff.; *Dieter Riesenberger*: *Geschichte der Friedensbewegung in Deutschland. Von den Anfängen bis 1933*, Göttingen 1985, S. 24–36.

13 *Holl* (wie Anm. 1), S. 34 f.

gabe machten, auf den Frieden und die Annäherung zwischen den Völkern hinzu-
arbeiten¹⁴.

Die Friedensbewegung nimmt bis heute in der herkömmlichen Geschichtsschreibung einen geringen Platz ein, und zwar vor allem deshalb, weil sie eine minoritäre Strömung geblieben ist, die nicht imstande war, einen entscheidenden Einfluß auf das internationale Kräftespiel zu gewinnen und in den Gang der Geschichte einzugreifen. Von den nationalistisch gesinnten Historikern, die lange Zeit die Richtung der Geschichtsschreibung bestimmten, konnte sie nicht berücksichtigt werden, da die Argumente der Friedensfreunde nicht in die Ideologie des verherrlichten Machtstaates paßten. Man denke etwa an die Versuche der Friedensfreunde, und dies bis ins 20. Jahrhundert hinein, an der Autorität eines Treitschke zu rütteln, da der Historiker zu denen gehörte, die die Idee der Notwendigkeit des Krieges verbreiteten. Man erinnert sich an die Polemik, die Moltkes Antwort auf die 1881 von Bluntschli veröffentlichte Schrift „Gesetze für den Krieg zu Lande“ auslöste. Der Feldmarschall hatte in dieser Antwort unter anderem geschrieben: *Der ewige Friede ist ein Traum, und zwar nicht einmal ein schöner Traum*. Damals fühlte sich der Württemberger Ludwig Pfau (1821–1894) verpflichtet, noch einmal in die Schranken zu treten, um die Thesen des *preußischen Militarismus* als eine *Negation der Humanität* zu widerlegen und im Gegensatz zu ihnen den Codex einer sittlicheren Weltordnung vorzuschlagen¹⁵.

Wer – in Deutschland wie in Frankreich – für den Frieden, die Versöhnung mit dem Feind von gestern und den Gedanken einer supranationalen Organisation als Garantie für den Frieden eintrat, wurde als „vaterlandsloser Geselle“ abgestempelt, öfters auch verfolgt.

Trotz dieser ungünstigen Konjunktur gelang es aber den deutschen Friedensfreunden, sich zu organisieren. Unter dem Einfluß der internationalen pazifistischen Zusammenarbeit wurde 1892 eine Deutsche Friedensgesellschaft ins Leben gerufen. Die Württemberger sollten sich in dieser Gesellschaft so aktiv zeigen, daß der Sitz dieser Friedensgesellschaft 1900 von Berlin nach Stuttgart verlegt wurde. Württemberg wurde also vor dem Ersten Weltkrieg zum Kerngebiet der Friedensbewegung in Deutschland, vornehmlich durch die unermüdliche Tätigkeit des Stuttgarter Stadtpfarrers Otto Umfrid (1857–1920), auf dessen Anregung die meisten württembergischen Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft entstanden¹⁶. Als Kind dieser regionalen Bewegung bildete sich 1895 in Schwäbisch Hall ein Friedensverein.

Mit der vorliegenden Arbeit soll versucht werden, die Problematik der sich organisierenden Friedensbewegung und der Debatte um die Friedensfrage im Deutsch-

14 Ebd., S. 32–41; *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 37–78.

15 Vgl. weiter unten.

16 *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 66 ff.; *Manfred Schmid*: Pazifistische Strömungen in Württemberg zwischen Kaiserreich und Drittem Reich, in: ZWL 49 (1990), S. 321–342; *Christof Mauch, Tobias Brenner*: Für eine Welt ohne Krieg. Otto Umfrid und die Anfänge der Friedensbewegung. Geleitwort von *Walter Jens*, Schönaich 1987.

land der Kaiserzeit auf regionaler und lokaler Ebene, nämlich von einer südwestdeutschen Kleinstadt aus, zu studieren. Schwäbisch Hall stellt einen nicht uninteressanten, aber auch typischen Fall dar. Wer weiß heute, daß hier vor dem Ersten Weltkrieg ein Friedensverein als Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft existiert hat? Wer weiß, daß sich zwei Abgeordnete von Hall, Karl Gustav Friedrich von Bühler (1817–1892) und Leonhard Hoffmann (1845–1921) entschieden für Abrüstung und Frieden eingesetzt haben? Wer weiß noch, daß die „Haller Zeitung“, die von 1894 bis 1903 als Organ der Deutschen Volkspartei erschien, eine beachtenswerte Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit zugunsten der Friedensidee leistete? Wer heute die Spalten des „Haller Tagblatts“ durchliest, kann feststellen, welche Bedeutung die Debatte um die Friedensfrage in der Bevölkerung einer Kleinstadt in der Kaiserzeit erhielt, obwohl der gesamte Kontext – in Deutschland wie in anderen europäischen Ländern widersprüchlicherweise von einem überspannten Nationalismus und von der Furcht vor einem neuen Krieg geprägt – für das Zustandekommen einer friedlichen Weltordnung immer ungünstiger wurde.

Das Engagement von Haller Bürgern, von zwei Haller Abgeordneten und vom Redakteur der „Haller Zeitung“, Paul Kienle, wäre kaum zu verstehen, wenn wir nicht zunächst die Stellung Württembergs in der deutschen Friedensbewegung erwähnten. Hervorzuheben ist namentlich die Rolle, die die württembergischen Linksliberalen, d. h. die Demokraten der Deutschen Volkspartei (1868–1910), und ihr Organ, der „Stuttgarter Beobachter“, in der Förderung der Friedensidee gespielt haben. Sie haben namentlich versucht, als Vermittler durch eine publizistische Aufklärungsarbeit auf eine Annäherung zwischen Deutschen und Franzosen hinzuarbeiten. Ebenso undenkbar wäre die Tätigkeit Otto Umfrids und des Landesverbandes württembergischer Friedensvereine, der neben den aktiven Vereinen von Frankfurt am Main und Königsberg das Gros der deutschen Pazifisten in der Kaiserzeit darstellte, nicht mit in Betracht zu ziehen.

Recherchen über einen Friedensverein führen unvermeidlich dazu, sich mit dem politischen Leben auf lokaler Ebene zu beschäftigen. Dabei stellt sich ziemlich bald heraus, daß dieses Feld des geistigen Lebens der Kaiserzeit und des 19. Jahrhunderts überhaupt noch ungenügend erforscht bleibt. Die Lokalpresse bleibt außerdem oft die einzige Quelle, allerdings eine ergiebige, die dem Historiker zur Verfügung steht. Die Männer, die in der wilhelminischen Ära diese Friedensvereine gegründet und sich für die Friedenssache eingesetzt haben, sind heute in Vergessenheit geraten. Wenn nicht, muß man doch feststellen, daß ihre Tätigkeit als Pazifisten in den verfügbaren Quellen völlig unerwähnt bleibt. Dies ist aber nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß sie ja in einer Zeit starben, in der die Folgen des Ersten Weltkrieges und die Entwicklung der internationalen Lage zu einer Radikalisierung des politischen Denkens und zu einer Steigerung des Nationalismus führten. Bei Forschungen über die Friedensbewegung auf lokaler Ebene vermißt man noch oft Studien über das politische Vereinsleben oder die Tätigkeit auch der Reichstags- und Landtagsabgeordneten. Kurzum, die Erforschung der lokalen Öffentlichkeit bleibt in manchen Städten eine dringende Aufgabe des Histo-

rikers. Was Schwäbisch Hall betrifft, stellen die Veröffentlichungen von Kreisarchivar Hans Peter Müller kostbare Quellen dar, denn sie schildern ausführlich das politische Leben der Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese sehr informativen Milieuschilderungen erlauben, den Haller Friedensverein in seinem Kontext besser zu situieren¹⁷.

Über das Geschichtliche und Organisatorische hinaus soll hier aber auch versucht werden, den Fragen nachzugehen, mit denen sich die Überlegungen und Initiativen der Friedensfreunde der Kaiserzeit befaßten. Der Gegensatz zwischen den Pazifisten und denjenigen, die damals den militärischen Machtstaat, ja den Krieg befürworteten, beruhte auf Verschiedenheiten in der Auffassung der Geschichte und des Staates. Träger der Friedensidee war in der Hauptsache die bürgerliche Linke, die namentlich auf eine Annäherung und eine Versöhnung mit Frankreich als Grundlage für eine neue friedliche Ordnung in Europa hinarbeiten wollte, später auch die Sozialdemokratie. Einige Geistliche, evangelische und katholische, traten aktiv für die Friedenssache ein. Ein weltbürgerlicher Rationalismus Kantscher Prägung und ein Moralismus christlicher Färbung waren neben dem Internationalismus der Sozialdemokratie die stärksten Triebfedern der damaligen Friedensbewegung.

Die Debatte über das Friedensproblem kreiste um drei Hauptfragen: Welches sind die Ursachen des Krieges? Muß die Institution des Krieges als Mittel der Beilegung individueller und kollektiver Streitigkeiten abgeschafft oder beibehalten werden? Wenn ja, mit welchen Mitteln kann ein dauernder Frieden herbeigeführt und erhalten werden? Eine sehr nützliche theoretische Grundlage bietet uns Carl Friedrich von Weizsäcker¹⁸ mit seinem 1975 erschienen Aufsatz „Das Friedensproblem“¹⁹. Dem Physiker und Philosophen ging es darum, die Elemente einer konkreten Friedenspolitik zusammenzustellen. Die Fragestellung des Philosophen soll hier dem Historiker zu Hilfe kommen, der seinem Leser einen Überblick über die Fülle der Ideen zu verschaffen versucht, die die Debatte um das Friedensproblem vor 1914 hervorbrachte. Carl Friedrich von Weizsäcker ging von der Feststellung aus,

17 Siehe *Hans-Peter Müller: Johann Haigold aus Schwäbisch Hall-Tüngental (1917–1903). Schult- heiß, Förderer der Landwirtschaft, Landtagsabgeordneter*, in: *WFr* 73 (1989), S. 179–201; *ders.: Fried- rich Hartmann aus Schwäbisch Hall-Wackershofen (1841–1901). Landtags- und Reichstagsabgeordneter der württembergischen Volkspartei*, in: *WFr* 75 (1991), S. 265–286; *ders.: Parteien und Politik in Hall 1860–1900*, in: *Elisabeth Schraut, Harald Siebenmorgen, Manfred Akermann* (Hrsgg.): *Hall im 19. Jahrhundert: Eine württembergische Oberamtsstadt zwischen Vormärz und Jahrhundertwende* (Kata- loge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 3), Sigmaringen 1991, S. 27–35; *ders.: Lud- wig August Oesterlen (1819–1893), Landtagsabgeordneter für Hall*, in: *Hohenloher Freilandmuseum Mitteilungen* 15 (1994), S. 65–69.

18 Carl Friedrich v. Weizsäcker beschäftigte sich unter anderem mit der Frage der Verantwortung der Wissenschaft für die Entwicklung der Gesellschaft und des Weltfriedens. Er organisierte die „Erklärung der Göttinger Achtzehn“ (1957), einen Protest von Wissenschaftlern gegen eine Bewaffnung der Bundeswehr mit Atomwaffen.

19 *Carl Friedrich v. Weizsäcker: Das Friedensproblem*, in: *Forschung für den Frieden. Festschrift zum fünfjährigen Bestehen der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung*, Boppard 1975. Wieder aufgenommen in: *Carl Friedrich v. Weizsäcker: Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie*, München/Wien ²1977, S. 35–46.

daß das Friedensproblem vier Bereiche des menschlichen Verhaltens berührt: das Militär, die Außenpolitik, die Gesellschaftsstrukturen und die seelischen Vorgänge im Individuum, und er zeigt thesenhaft, daß die Aufgabe der Friedenssicherung sich in keinem dieser Bereiche als zuverlässig lösbar erweist.

Das Militär war eine zentrale Frage, in der die Meinungen auseinandergingen. 1975 schrieb Carl Friedrich von Weizsäcker warnend, der „Friede“ in Europa sei keine Garantie für die Zukunft und das Problem der Kriegsverhütung sei nicht gelöst. „Daß Militär den Frieden nicht permanent bewahrt, ist eine alte Wahrheit“, fügte er hinzu. Dies war auch der Standpunkt der Pazifisten der wilhelminischen Zeit. „Si vis pacem, para bellum“ war eine Klugheitsregel in einer Welt, in der der Krieg eine selbstverständliche Institution blieb. Diejenigen, die den „Idealismus“ der Friedensfreunde verwarfen, stützten sich auf diese alte Regel sowie – bis 1914 – auf die Überzeugung, seine militärische Macht mache aus Deutschland ein „Bollwerk des Friedens“. Einige der damaligen Pazifisten wiesen auf die Schwäche dieses Denkens hin: den Frieden mit dem Militär garantieren zu wollen, führt zu einem Wettüben, das nur die Kriegsgefahr steigert.

Die klassische Außenpolitik allein schien auch keine wirkliche Garantie zu bieten. Diese beruhte auf dem „Interessenausgleich“ souveräner Mächte. Carl Friedrich von Weizsäcker betont, daß Diplomatie und Völkerrecht, obwohl sie Mittel zur friedlichen Lösung außerpolitischer Konflikte entwickelt haben, bisher nie die Institution des Krieges überwinden konnten. Das „Konzert der Mächte“ in Europa sollte vor 1914 den Frieden garantieren. Der Erste Weltkrieg zeigte aber, daß ein solches System souveräner Mächte „nicht einfach durch einen Akt des Willens“ in einen dauernden Friedenszustand übergehen kann²⁰. Diese Unmöglichkeit hat ihre Wurzeln in der Struktur der Macht, in der Überzeugung, den zuverlässigsten Schutz biete die eigene Macht. Die Pazifisten der wilhelminischen Zeit setzten, wie wir sehen werden, große Hoffnungen auf die wachsende Zahl der „neutralen“ Staaten und dachten, daß sich diese „Neutralität“ verallgemeinern würde. In einem System souveräner Mächte, wie das Europa der Jahrzehnte vor 1914 eines war, steigerten die einen ihre Macht, während den anderen, den „Kleinen“, keine andere Wahl blieb, als auf die Teilnahme an dieser Konkurrenz zu verzichten. Dieser Verzicht wurde aber in der wilhelminischen Zeit als ein Fortschritt auf dem Weg zum europäischen Frieden mißdeutet.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen der inneren gesellschaftlichen Struktur, die durch Herrschaft stabilisiert ist, und der auswärtigen Machtpolitik, die den Interessen der Herrschenden dienen soll. Es ist kein Zufall, wenn in der Kaiserzeit pazifistische Ideen in der Hauptsache von Demokraten und Sozialdemokraten vertreten wurden. Als Erben der Aufklärung waren die Demokraten die Mitträger einer Bewegung, die auf Eindämmung oder Überwindung von Herrschaft zielte²¹. Sie hegten die Hoffnung, durch Veränderung des bestehenden Gesellschafts-

20 Ebd., S. 37.

21 Ebd., S. 38.

systems auch die Ursachen des Krieges auszuschalten. Sie lehnten nach dem 2. September 1871 die Fortführung des Krieges gegen Frankreich als Eroberungskrieg einer Dynastie ab, sie geißelten die „Krieg-in-Sicht“-Politik, die nur die Erhaltung der bestehenden Ordnung bezweckte, sie verwarfen die Rüstungspolitik, in der sie ein Instrument im Dienste der Hohenzollern, der militärischen Kreise und der mit ihnen verbündeten Großindustriellen sahen. Im Programm der Deutschen Volkspartei läßt sich eine Hoffnung erkennen, die Carl Friedrich von Weizsäcker allgemein formuliert, und zwar die, staatliche Gegensätze und damit auch den Krieg „durch die liberale Weltwirtschaft, durch demokratische Vernunft, durch sozialistische Moral und Überwindung der Herrschaftsform“ zu bändigen²².

Carl Friedrich von Weizsäcker zeigt, daß der Krieg auch im individuellen und im Gruppenverhalten wurzelt. Die Konflikte zwischen Partikularinteressen können überwunden werden, wenn die Konfliktgegner ihr wahres gemeinsames Interesse erkennen. Wie wir feststellen werden, war die Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit der Pazifisten der wilhelminischen Zeit, namentlich in linksliberalen Kreisen, oft ein Appell an die Vernunft, der von dieser Hoffnung ausging. Sie fanden den Grund der Konflikte in „irrationalen Seelenvorgängen“, die ihrer Ansicht nach durch falsche Erziehung erzeugt oder verfestigt seien. Die friedenspädagogische Arbeit erhielt einen zentralen Platz in ihren Überlegungen zu den möglichen Aktionsformen zugunsten des Friedens. Diese neue Erziehung sollte nicht nur zum Frieden im individuellen Umgang mit anderen Menschen, sondern auch in den Beziehungen zwischen den Völkern beitragen. Es galt, die Angst zu überwinden und die mit dieser Angst eng verbundenen Vorurteile über Nachbarvölker abzubauen²³. Deshalb zeigten sie sich bemüht, eine Revision der Schulbücher und der Lehrinhalte im Geschichtsunterricht zu erreichen. Deshalb versuchten die deutschen Pazifisten, durch eine unermüdliche publizistische Aufklärungsarbeit ihren Landsleuten zu beweisen, daß ihre Angst vor dem Nachbarland Frankreich unberechtigt sei. Doch diese Angst schien durch erkennbare Gefahren berechtigt zu sein. Französische Nationalisten dachten tatsächlich an den Revanchekrieg gegen Deutschland, die französische Republik rüstete auf. Der Fall der deutsch-französischen Beziehungen, der hier nur als Beispiel in den komplexen Zuständen des damaligen Europa angeführt wird, verdeutlicht den Satz von Weizsäckers: die Angst ist „eine affektive Form realistischer Wahrnehmung“²⁴. Der Kampf ist allem organischen Leben eigen. Jedes Lebewesen fühlt sich bedroht, lebt in der Angst, das heißt in der Vorstellung von Gefahren, denen es mit bestimmten Mitteln zu begegnen gilt. Die Macht ist „die Fähigkeit zur realen Vorstellung solcher Mittel“. Da diese Vorstellung unbegrenzt ist, können sich diese Mittel bis ins Unendliche vermehren. Diese abstrakt formulierte Analyse läßt sich auf das internationale Kräftespiel, auf die

22 Ebd., S. 39.

23 Carl Friedrich v. Weizsäcker bezeichnet die Angst als „das wichtigste friedenspsychologische Thema“. Ebd., S. 40.

24 Ebd.

Beziehungen zwischen den Nationen und den Staaten ausdehnen. Sie wird durch die Tragik der Machtpolitik und des Wettrüstens in der Zeit des Imperialismus der europäischen Mächte vor 1914 dokumentiert. Deutschland lebte damals in der Angst vor dem „revanchelustigen“ Frankreich und – wegen seiner Stellung in der Mitte Europas – vor der Einkreisung durch die Flügelmächte Rußland und England. Carl Friedrich von Weizsäcker kommt zu diesem Schluß: „Die reale Leistung eines Friedens unter Menschen ist daher die vernünftige Begrenzung von Macht“. Offensichtlich dieselbe Erkenntnis führte die Pazifisten der wilhelmschen Zeit dazu, für den Abbau der Macht und die Abrüstung einzutreten. Die „Machtpolitik“ sollte durch eine Friedenspolitik ersetzt werden, die im Handeln und Verhandeln dem Frieden eine Priorität geben und die Bedingungen eines Friedens schaffen würde. Eine Voraussetzung für den Frieden war auch eine Erziehung, mit der die Pazifisten das kollektive Verhalten der Nationen zu verändern hofften: es ging vor allen Dingen darum, die Nationen zu überzeugen, daß eine Friedenspolitik im Interesse aller betrieben werde. Die Friedenspolitik hätte sich in der Kaiserzeit auf die aktive Mitarbeit derjenigen, die die Kriege von 1866 und 1870/71 mitgemacht oder miterlebt hatten, stützen können. Man weiß aber, welche Rolle gerade die Kriegervereine damals spielten. Während Bertha von Suttner in ihrem autobiographischen Roman „Die Waffen nieder!“ zeigte, wie das Erlebnis des Krieges zu einem aktiven Pazifismus führen kann, wurden die Kriegervereine zu Mitträgern des Militarismus und eines aggressiven Patriotismus.

Wenn die demokratisch gesinnten Elemente in der Kaiserzeit die Hauptträger des Friedensgedankens waren, ist dies kein Zufall. In der Demokratie sahen sie die Regierungsform, die am meisten geeignet ist, den inneren Frieden zu garantieren, da sie jedem gleichberechtigten Einzelnen die Möglichkeit gibt, am politischen Leben mitzuwirken und damit seine Wünsche auf friedlichem Weg zur Geltung zu bringen. Nach diesen Vorstellungen konnte der Weltfriede oder wenigstens eine friedlichere Weltordnung mit der Ausdehnung derselben demokratischen Grundsätze auf die internationalen Beziehungen herbeigeführt werden. Die Demokraten verwarfen aber entschieden jede Herrschaftsform, die nach innen den Militarismus braucht, um sich zu erhalten, und nach außen eine machtstaatliche Politik betreibt oder ihre Interessen mit Gewalt durchsetzt. Beides, Militarismus und Machtpolitik, betrachteten sie als die größten Gefahren für den Weltfrieden. Da sie sich der Automatik des Mächtesystems, wie es sich im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt hatte, bewußt waren, empfahlen die Pazifisten der Kaiserzeit die Ablösung dieses Systems durch eine stabile weltweite Ordnung, in der Recht vor Gewalt gehen würde. Deshalb gehörten sie zu den Förderern der Idee der „Vereinigten Staaten“ Europas, ja sogar der Welt. Die Einheit der Menschheit, wenigstens funktional betrachtet, war die höhere „Wahrheit“, zu deren Erkenntnis sie ihre Mitmenschen erziehen wollten.

Carl Friedrich von Weizsäckers Anliegen in seinen Überlegungen zum „Friedensproblem“ war es, zu analysieren, „was in einer konkreten Friedenspolitik angestrebt werden soll und erreicht werden kann, und was nicht“. Seine Analyse stützte

sich auf die Erfahrung der neuesten Entwicklung der Weltgeschichte, das heißt namentlich auf die Erfahrung der beiden Weltkriege, die in hohem Maße dazu beigetragen haben, daß der Friede der Menschheit dieses Jahrhunderts „zur bewußten Aufgabe“ geworden ist. Illusionslos suchte er zu der bestmöglichen Lösung zu gelangen²⁵. Vor 1914 gaben sich viele Pazifisten Illusionen hin und wirkten in der Hoffnung, daß die Utopie des Weltfriedens sich eines Tages verwirklichen würde. Unter ihnen wurden aber auch die warnende Stimme derjenigen laut, die die Katastrophe herankommen sahen.

Am Beispiel von Württemberg und Schwäbisch Hall stellt man fest, daß der Pazifismus vor dem Ersten Weltkrieg ziemlich differenziert war, sowohl in der Zusammensetzung seiner Anhängerschaft als auch in seiner Zielsetzung und in der Vorstellung der Mittel zum Frieden.

In seiner Eröffnungsrede zum 41. Deutschen Historikertag in München erklärte Bundespräsident Roman Herzog im September 1996: „Die Geschichtswissenschaft muß sich in besonderem Maße um die Geschichte der europäischen und außereuropäischen Länder kümmern, aber nicht additiv, sondern integrativ“²⁶. Die Geschichte jener internationalen Bewegung, die durch das ganze 19. Jahrhundert auf das große Ziel eines dauerhaften Weltfriedens hingearbeitet hat, die aber wegen der beiden Weltkatastrophen des 20. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten ist, gehören zweifelsohne zu den Themen einer „integrativen“ und „global denkenden“ Geschichtsforschung. Die vorliegende Studie möchte aus der Lokalperspektive zeigen, wie Ideen, die heute in der UNO oder in der Europäischen Union ihre Verwirklichung gefunden haben, unter dem Einfluß unermüdlich wirkender Pioniere in manchen Regionen reiften. Solchen Entwicklungen schenken aber die Geschichtsbücher unserer Schulen noch zu wenig Beachtung.

Die württembergischen Linksliberalen als Förderer der Friedensidee

Die Internationalen Friedenskongresse, die von 1843 bis 1853 stattfanden, haben weitgehend dazu beigetragen, das Thema Krieg und Frieden in die öffentliche Diskussion zu bringen. Die Vertreter, die an diesen ersten Kongressen teilnahmen, haben außerdem die wesentlichen Argumente artikuliert, auf die sich die späteren Anwälte einer friedlichen Weltordnung beziehen sollten. Die Anregung zu diesen Kongressen gab der Amerikaner Elihu Burlitt (1810–1879), dessen Engagement als pazifistischer Wanderprediger auf religiösen und philanthropischen Motiven beruhte. Die Friedensidee war aber in den amerikanischen Friedensgesellschaften oft mit freihändlerischem Denken verbunden. Aus taktischen Gründen suchten die Organisatoren, auch bekannte Künstler und Wissenschaftler für die Friedenskongresse zu gewinnen, die das öffentliche Interesse auf diese Veranstaltungen lenken

25 Ebd., S. 36f.

26 Haller Tagblatt (HT) Nr. 217, 18.9.1996, S. 4.

sollten. Sie warben auch für die Anwesenheit von Regierungsvertretern auf diesen Friedenskongressen, denn sie hofften, sich auf diese Weise bei den politischen Entscheidungsträgern einen gewissen Einfluß zu verschaffen²⁷.

Der Antisklavereikongreß, der 1843 in London organisiert wurde, kann insofern als der erste internationale Friedenskongreß betrachtet werden, als er das Problem des „gerechten Krieges“ zur Debatte stellte. Die Teilnehmer konnten sich nicht darüber einigen, ob die Führung eines Verteidigungskrieges moralisch sei. An 54 Regierungen konnte trotzdem eine Resolution gerichtet werden, in der es hieß, man solle auf den Krieg als politisches Instrument verzichten und Schiedsklauseln in staatlichen Verträgen bevorzugen. Bei dem Friedenskongreß, der vom 20. bis 22. September 1848 in Brüssel stattfand, wurde eine Resolution angenommen, in der erklärt wurde, die Berufung auf die Waffen sei unvereinbar mit der Religion und der Vernunft, sie sei ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit, die Humanität und die Interessen des Volkes. Die völlige Abschaffung des Krieges sei eine Pflicht der zivilisierten Welt. Um den Krieg zu verhindern, könne man zur Lösung des Schiedsgerichts greifen, d. h. einen internationalen Gerichtshof einrichten. Ein Völkerkongreß könne ein Gesetzbuch für die internationalen Beziehungen ausarbeiten. Die Abrüstung bedeute, die Staatslasten zu verringern und neue Beziehungen zwischen den Völkern anzubahnen²⁸.

Der Friedenskongreß von Paris im Jahre 1849 (22.–24. 8.) wurde zugleich von religiös-humanitären Gedanken und von einem zivilisatorischen Fortschrittsoptimismus geprägt. Immer deutlicher trat aber auch die enge Verbindung zwischen Demokratie und Frieden sowie die Verbindung zwischen Friedensbewegung und Freihandelsbewegung in den Vordergrund. Hierdurch sollte der internationale Verkehr gefördert werden. Man vertrat außerdem die Ansicht, die Anerkennung der nationalen Einheit sei eine Voraussetzung für die europäische Einigung²⁹.

Am 22. August 1850 wurde der nächste Friedenskongreß in Frankfurt am Main eröffnet, d. h. am symbolträchtigen Tagungsort der ersten deutschen Nationalversammlung. Eine „Adresse an alle Völker und Regierungen“ wurde am Schluß des Kongresses veröffentlicht. Die Botschaft, die daraus hervorging, war die des Weltfriedens: man wollte die historische Einheit der Völker wiederherstellen und den Kreis der zivilisierten Völker ständig erweitern, Recht sollte vor Gewalt gehen³⁰.

Die Friedensfreunde begannen damals Druckschriften zu verbreiten und Volksversammlungen zu veranstalten. Indem sie diese Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit unternahmen, hofften sie, breite Massen des Publikums für ihre Ideen zu gewinnen. Ihre Tätigkeit beruhte auf dem zuversichtlichen Gedanken, die Gewalt der

27 *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 24 ff.

28 *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 25 ff.

29 Ebd., S. 26 f.; *Holl* (wie Anm. 1), S. 27. Die Eröffnungsrede hielt der französische Dichter Victor Hugo. Diese Rede wurde in: *Archiv für Politik und Geschichte in Deutschland* 5 (1927), S. 222–227, wiedergegeben, d. h. auf dem Höhepunkt der deutsch-französischen Verständigung nach dem Ersten Weltkrieg.

30 *Holl* (wie Anm. 1), S. 27 f.; *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 27 ff.

öffentlichen Meinung sei stärker als die Macht der Regierungen. Diese Hoffnung auf eine evolutionäre Entwicklung, dieser Fortschrittsoptimismus, diese Selbstgewißheit, die typisch für die erste Phase der Friedensbewegung ist, war jedoch angesichts der damaligen Situation in Deutschland und in Europa kaum gerechtfertigt. Die Zeit der Befreiungskriege blieb für viele etwas Großartiges, 1813 war zu einem Mythos geworden, und überhaupt gehörte die Verherrlichung des Krieges zu einer verbreiteten Weltanschauung.

1851, 1852 und 1853 fanden noch drei Friedenskongresse statt, in London, Manchester und Edinburgh. Damit endete die erste Phase der bürgerlichen Friedensbewegung, auf die eine lange Unterbrechung folgte. Man konnte zwar damals den Eindruck haben, daß bis jetzt keine konkreten Erfolge erreicht worden waren; jedoch war eine internationale Bewegung entstanden, der es einigermaßen gelang, die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf sich zu lenken. Die Friedensfreunde beriefen sich sowohl auf die christliche Lehre als auch auf rational-moralische, philanthropische und utilitaristische Grundsätze³¹. In den Resolutionen der Friedenskongresse wurden drei Hauptforderungen geltend gemacht: die Schiedsgerichtsbarkeit, die Kodifikation des Völkerrechts, die Abrüstung. Diese drei Stichwörter sollten später im Mittelpunkt der pazifistischen Arbeit stehen. Charakteristisch für diese beginnende Friedensbewegung ist auch, daß sie nur im Bunde mit effektiveren Reformbewegungen Erfolge erreichen konnte, d. h. daß sie allein wenig politische Kraft hatte.

Der demokratische Republikanismus, der nicht institutioneller Art war und an einzelne Persönlichkeiten wie Giuseppe Mazzini gebunden blieb, sollte der Friedensbewegung einen entscheidenden Impuls geben. Mazzini sah den Frieden als eine unausbleibliche Folge einer Föderation von republikanischen Nationen an. Andere Demokraten aber betrachteten den Frieden als ein eigenes Problem, das als solches behandelt werden sollte, selbst wenn die gegebenen Verfassungsverhältnisse als unbefriedigend empfunden wurden. Machte die Friedensfrage einen Verselbständigungsprozeß durch, so wurde die personale Kontinuität doch nicht völlig abgerissen. Wie Alwin Hanschmidt gezeigt hat, waren viele Teilnehmer an der Gründung der Internationalen Friedens- und Freiheitsliga in Genf im Jahre 1867 frühere Mitkämpfer der Revolution von 1848/49, die in der Emigration lebten. Diese Liga reihte sich in die organisatorischen Bemühungen um die internationale Demokratie ein. In ihrem Programm erhielt die Demokratie als friedenssicherndes Element eine entscheidende Bedeutung³².

Die Internationale Friedens- und Freiheitsliga entstand 1867, in einer Zeit, in der unter dem Eindruck der luxemburgischen Krise die Spannung in Europa wuchs³³.

31 *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 30.

32 *Alwin Hanschmidt*: Republikanisch-demokratischer Internationalismus im 19. Jahrhundert. Ideen – Formen – Organisationsversuche, Husum 1977, S. 83 ff.

33 Die luxemburgische Krise entstand dadurch, daß der niederländische König als Landesherr sich bereit zeigte, Luxemburg, in dem er seit der Auflösung des Deutschen Bundes 1866 ein Garnisonsrecht

Diese Krisensituation nährte den Gedanken, einen Friedenskongreß einzuberufen, auf dem sich die pazifistischen Kräfte international sammeln und organisieren würden. In Paris wurde am 3. Mai auf Anregung des Franzosen Frédéric Passy (1822–1912)³⁴ die „Ligue Internationale et Permanente de la Paix“ gegründet, die erste internationale Friedensorganisation. Am 6. Mai schlug der Chefredakteur der demokratischen Zeitung „Le Phare de la Loire“, in einem Artikel vor, einen Kongreß der Völker einzuberufen. Diese Initiative beruhte auf der Überzeugung, daß die öffentliche Meinung für die Idee des Friedens mobilisiert und daß dadurch der Friede sichergestellt werden könnte. Als Tagungsort für einen solchen Kongreß schien sich Genf anzubieten³⁵. Auf diesen Aufruf hin bildete sich in Paris unter der Leitung von Charles Lemonnier (1806–1891) ein Aktionsausschuß, der sich mit Genfer radikalen Politikern und dort im Exil lebenden Franzosen mit dem Ziel in Verbindung setzte, den Aufbau des Friedens durch die Völker selbst herbeizuführen und auf diese Weise die Grundlagen für Vereinigte Staaten von Europa und für eine europäische Demokratie zu schaffen. Das Manifest dieses Ausschusses unterzeichnete im Juli 1867 u.a. die Franzosen Victor Hugo, Jules Favre, Charles Lemonnier, Edgar Quinet, Jules Simon und Louis Blanc, aus England John Stuart Mill, aus Italien Guiseppe Garibaldi, aus Deutschland Amand Goegg, badischer Revolutionsminister von 1848/49, und Julius Haußmann (1816–1889), Redakteur des Stuttgarter „Beobachters“, als Vertreter der württembergischen Volkspartei³⁶. In diesem Manifest hieß es, in Europa gebe es nur noch zwei Parteien: diejenige der Militärdiktaturen und diejenige der Freiheit; deshalb seien die *Mitbürger Europas* eingeladen, an diesem „Congrès de la paix par la liberté“ teilzunehmen³⁷.

Julius Haußmann ließ an die Volksvereine, die Lokalorganisationen der Volkspartei, die Aufforderung gehen, der Friedens- und Freiheitsliga beizutreten; das taten auch einige von ihnen. Der „Beobachter“, das Organ der württembergischen Demokratie, bemühte sich, den Geist dieses pazifistischen Internationalismus zu fördern. *Ein Volk, das sich ausschließlich in eine 'nationale' Aufgabe verbohrt, ist solange ein abgerissenes Glied des großen Menschheitskörpers*. So lautete das Prinzip, das seine Redaktion im Dezember 1868 verteidigte³⁸.

Der Gründungskongreß der Friedens- und Freiheitsliga fand vom 9. – 12. September statt. Er sollte eine richtige Massenveranstaltung werden, denn mehrere tau-

besaß, an Frankreich abzutreten. Die Neutralisierung Luxemburgs auf der Londoner Konferenz am 11. Mai 1867 ermöglichte es, diesen Streitfall zu lösen.

34 Adolf Wild: Frédéric Passy (1822–1912). Internationale Organisation der Friedensbewegung, in: Christiane Rajewsky, Dieter Riesenberger (Hrsgg.): Wider den Krieg. Große Pazifisten von Immanuel Kant bis Heinrich Böll, München 1987, S. 40–46.

35 Hans Wehberg: Ideen und Projekte betr. die Vereinigten Staaten von Europa in den letzten 100 Jahren, in: Die Friedens-Warte 41 (1941), S. 49–122, hier bes. S. 69–72 über die Internationale Liga für Frieden und Freiheit.

36 Gerlinde Runge: Die Volkspartei in Württemberg von 1864 bis 1871. Die Erben der 48er Revolution im Kampf gegen die preußisch-kleindeutsche Lösung der nationalen Frage, Stuttgart 1970, S. 116.

37 Hanschmidt (wie Anm. 32), S. 85 f.

38 Stuttgarter Beobachter Nr. 287, 9. 12. 1868.

send Teilnehmer folgten der Einladung des Aktionsausschusses und begaben sich nach Genf. Wie die Berichterstattung des „Haller Tagblatts“ zeigt, erregte der Kongreß vor allem dadurch Aufsehen, daß Garibaldi einige Tage in Genf verweilte und von der Bevölkerung stürmisch gefeiert wurde. Er benutzte die Gelegenheit, gegen den Kirchenstaat zu agitieren und eine Resolution einzubringen, in der das Papsttum für abgesetzt erklärt wurde.

Hier dürfen die telegraphischen Meldungen des „Haller Tagblatts“, die den Gründungskongreß der Friedens- und Freiheitsliga betreffen, wiedergegeben werden, damit sich der Leser vorstellen kann, welche Aufnahme ein Ereignis wie dieser Kongreß damals tatsächlich fand und wie sich die Bürger darüber informieren konnten:

*Genf, 5. 9. Garibaldi trifft am 7. Sept. hier ein. Ein großartiger Empfang wird vorbereitet. Auch Victor Hugo, Louis Blanc, Jules Favre kommen hierher*³⁹.

Genf, 8. 9. Garibaldi hielt heute abend sechs Uhr unter beispiellosem Enthusiasmus seinen Einzug und sprach hierauf in einer energischen Rede für Demokratie und gegen das Papsttum.

*Genf, 8. 9. Garibaldi wurde auf den Eisenbahnstationen Lausanne und Genf festlich empfangen. Hier in Genf überstieg die Begeisterung beim Empfange desselben alle Begriffe. Garibaldi dankte dem braven Genfer Volke, das allen Demokraten stets ein Asyl geboten, und sprach besonders dankbare Anerkennung aus für die Initiative, welche die Genfer gegen das Papsttum ergriffen. Gleichzeitig forderte er das Genfer Volk auf, das Werk zu vollenden, und empfahl im Interesse der Freiheit und der Demokratie, dem Schweizervolke die Erhaltung der Eintracht*⁴⁰.

Genf, 9. 9. Der Friedenskongreß ist um 2 Uhr zusammengetreten. Garibaldi ist Ehrenpräsident, [Regierungsrat und Ständerat] Jolissaint von Bern wirklicher Präsident, [der französische, in Genf lebende Philosophieprofessor Jules] Barni, Vizepräsident. Garibaldi hat den Zerfall des Papsttums ausgesprochen.

*Genf, 9. 9. Der Direktor der italienischen Bahn, Herr Lavalette, ein Verwandter des französischen Ministers, verweigerte den Verwaltungsdampfer „Simplon“ für die Garibaldi-Fahrt*⁴¹.

*Genf, 10. 9. Der Vorsitzende des Friedenskongresses erläßt einen Aufruf zur Versöhnung und verliest sodann zwei Briefe von Jules Favre und Louis Blanc, welche ihr Ausbleiben mit Krankheit und Geschäften entschuldigen. Simon ladet Deutschland und Frankreich ein, sich im Interesse der inneren Freiheit zu verständigen. Lemonnier sagt, Republiken können allein die Kriege beenden. Garibaldi umarmt Lemonnier*⁴².

Genf, 10. 9. Präsident Jolissaint proklamiert volle Redefreiheit; der Kongreß sei nur für Beschlüsse verantwortlich. Dann folgt die Verlesung von Adressen aus Ita-

39 HT Nr. 211, 7. 9. 1867, S. 1.

40 HT Nr. 214, 11. 9. 1867, S. 1.

41 HT Nr. 215, 12. 9. 1867, S. 1.

42 HT Nr. 216, 13. 9. 1867, S. 1.

lien, aus Brüssel, von einer Zuschrift der Pariser Freimaurer, von Briefen Garibaldi, Jules Favres, Louis Blancs, von einem Protest gegen die sozialistische Adresse des Arbeiterkongresses. E. Quinets poetische Rede erklärt: In der Menschheit sei das Bewußtsein und Gewissen erstorben. Amand Goegg redet gegen Zentralisation; Garibaldi, ein zweiter Christus, werde die Priesterherrschaft zerstören. Garibaldi Adjutant legt alle seine auf Schlachtfeldern erworbenen Dekorationen nieder. Dupont erklärt sich für Sozialrevolution. Carteret will nur Protest gegen Krieg und stehende Heere. L[udwig] Simon von Trier polemisiert heftig gegen die Politik Preußens. Lemonnier aus Paris entwirft das Ideal einer Republik. Garibaldi wird morgen abreisen⁴³.

Genf, 11. 9. Garibaldi ist heute früh plötzlich und jedermann unerwartet abgereist. Die Sitzung des Friedenskongresses war lang und stürmisch. Dupasquier wirft der Versammlung Angriffe gegen Gott vor. Morgen um 9 Uhr findet wieder Sitzung statt.

Genf, 12. 9. Gestern abend fand eine große schweizerische Volksversammlung statt. Dieselbe protestierte gegen die Richtung, welche der Kongreß genommen und gegen den von den französischen Sozialisten ihm aufgedrückten Charakter.

Genf, 12. 9. Die Konservativen haben mit Fazy eine Koalition gegen den Friedenskongreß geschlossen. Präsident Jolissaint aus Bern hielt eine versöhnliche Ansprache. Die Anträge Fazys wurden verworfen, die Komiteevorschläge angenommen. Die Minorität versuchte, den Kongreß zu terrorisieren und zwang den Präsidenten, durch Hutaufsetzen die Sitzung aufzuheben. Der Kongreß ist geschlossen, das Bureau beauftragt worden, die Liga zu organisieren.

Genf, 12. 9. Wegen der Wendung, die der Friedenskongreß genommen, herrscht vielfache Mißstimmung. In der gestrigen Sitzung erschienen Deputierte der englischen Reform-Liga. Vogt verlas eine Zuschrift von Fanny Lewald. Das Komitee entwickelte in einer beantragten Resolution das Programm des Kongresses. Grün sprach gegen die stehenden Heere. Die Komiteemitglieder Roget, Fazy und Wessel erklärten ihren Austritt, indem Fazy behauptete, den Schweizern werde das Wort entzogen. (Lebhafter Widerspruch.) Ladendorf empfahl die Befreiung der Völker durch sich selbst. Schmale aus Paris empfahl die sozialistische Konföderation. Claudet aus Paris sagte: Die Demokraten Frankreichs wünschen ein großes, einig, nicht monarchisch zentralisiertes Deutschland. Ein Demokrat aus Bologna empfahl die Erinnerung der Freiheit auf dem Wege der Revolution. Dupasquier aus Neufchâtel sagte: Es gäbe keine Freiheit ohne Sittlichkeit, und behauptete: Amerika habe einen Krieg behufs Unterdrückung Anderer geführt (Lebhafter Widerspruch seitens eines Amerikaners)⁴⁴.

Die Berichte des „Haller Tagblatts“ zeigen ganz deutlich die Heterogenität der Zusammensetzung und der Richtungen des Genfer Friedenskongresses. Diese Heterogenität erklärt nicht nur die Spannungen, die namentlich zwischen den mehr ge-

43 HT Nr. 216, 13. 9. 1867, S. 3.

44 HT Nr. 217, 14. 9. 1867, S. 1.

mäßigsten Schweizern und den radikaleren Franzosen auftraten, sondern auch die Verknüpfung der Friedensfrage mit der Frage einer demokratisch-liberalen Verfassung sowie mit der Arbeiterfrage, die in der Schlußresolution vorgenommen wurde. Dieser Kongreß wurde vor allem als ein sensationelles Ereignis empfunden, und angesichts seines chaotischen Charakters mag er wohl die Friedensfreunde Europas zunächst nicht überzeugt haben.

Liest man aber eine Lokalzeitung wie das „Haller Tagblatt“, so stellt man fest, daß das Problem des Friedens und die grundlegenden Fragen, die damit verbunden waren, die öffentliche Meinung Europas immer mehr beschäftigten, so z B. das Problem der Kosten der stehenden Heere. Unter dem Titel: *Kosten des bewaffneten Friedens* gab das „Haller Tagblatt“ die Übersetzung eines Aufsatzes aus dem Londoner „Economist“ wieder, der auf den großen Aufwand für die Friedensrüstung in den europäischen Staaten hinwies. Der Autor des Aufsatzes betonte, daß diese Situation nicht dem Grad der neuzeitlichen Zivilisation entspreche. Nachdem er die ausgegebenen Summen zusammengerechnet hatte, zog er folgenden Schluß: *Diese Summen stellen den jährlichen Preis vor, um welchen wir einen unsicheren Frieden versichern, einen Frieden, der seit 15 Jahren durch drei große Kriege unterbrochen wurde und der gerade jetzt in der äußersten Gefahr schwebt, im Großen gebrochen zu werden. Es ist ein reizendes Denkmal menschlicher Weisheit, ein ausgezeichnetes Zeugnis der guten Regierung der Völker, diese Ausgabe für unproduktive Beschäftigung. Die Gesamtrüstungen einschließlich der Kriegsflotten sind noch bedeutender als die angegebenen Zahlen, nicht weniger als 100 000 000 £ [= Pfund Sterling] jährlich. Das Schlimmste an der Sache ist, daß, wenn nur dieser ungeheure Aufwand gemacht ist, Europa nicht um einen Pfifferling mehr Sicherheit für Ruhe hat. Das ist die Ironie der Situation. Damit sind aber noch nicht die Gesamtkosten der Bewaffnung berechnet. Dazu kommt noch der Verlust, der daraus entsteht, daß 2½ Millionen Menschen in der vollen Blüte und Kraft ihres Alters von produktiver Arbeit ferngehalten sind. Ein Schilling Taglohn für jeden Mann gerechnet macht 39 Millionen £ per Jahr. Dazu müßten wir zählen den Unterschied zwischen ihrem Lohn und dem Werte ihrer Erzeugnisse. Wenn wir 200 Millionen £ per Jahr annähmen als Gesamtverlust für Europa in Barem und als Folge der gezwungenen Abhaltung von der Arbeit, so würden wir nicht weit von der Wahrheit sein, besonders wenn wir die schlimme Wirkung der Unsicherheit auf den Unternehmungsgeist mit inbegriffen*⁴⁵.

Diese Argumente, die hier von einem Engländer geltend gemacht wurden, wurden auch von den deutschen liberalen Demokraten sehr oft wieder aufgegriffen, um den Schaden, der den Staatsfinanzen wegen der stehenden Heere erwuchs, zu bemängeln. Eine andere Frage war damals mit der der Friedenserhaltung verbunden, die der Verwirklichung der deutschen Nationaleinheit. Angesichts der französischen Kompensationsforderungen war Bismarck am Ende des Deutschen Krieges 1866 bestrebt, mit den süddeutschen Regierungen Schutz- und Trutzbündnisse ab-

45 Kosten des bewaffneten Friedens, in: HT Nr. 221, 19.9.1867, S. 1.

zuschließen, was ihm auf geheimem Weg gelang. Die Partner verpflichteten sich zur gegenseitigen Unterstützung im Kriegsfall mit der vollen Streitmacht bei Übertragung des Oberbefehls an den König von Preußen. Diese Bündnisse machten eine Reorganisation der süddeutschen Truppen nach preußischem Muster notwendig, die auf einer von C. zu Hohenlohe-Schillingsfürst angeregten Süddeutschen Militärkonferenz in Stuttgart (3.–5. Februar 1867) grundsätzlich bejaht wurde. Angesichts der in Süddeutschland verbreiteten Abneigung gegen das preußische Militärsystem und den „preußischen Militarismus“ sollten aber die entsprechenden Wehrgesetze in Württemberg wie in Bayern erst im Januar 1868 verabschiedet werden.

Diese Frage stand auch in Schwäbisch Hall im Mittelpunkt der öffentlichen Debatte, als der demokratische Abgeordnete von Hall, August Oesterlen (1819–1893), hier auf einer vom lokalen Volksverein veranstalteten Volksversammlung seinen Standpunkt darlegen konnte⁴⁶. Er stellte das Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen als unnützlich, ja als gefährlich hin. Wegen ihrer Stellung zu dieser Frage wurde die demokratische Partei Württembergs einer *Anlehnung an das Ausland, an Frankreich oder an Österreich* beschuldigt. Oesterlen zeigte sich bemüht, eine solche Anschuldigung zu widerlegen. *Bei einem Kriege, in welchem Deutschland durch das Ausland bedroht werde*, erklärte er nachdrücklich, *verstehe es sich von selbst, daß ganz Deutschland wie Ein Mann, also auch der Süden, dastehe; hierzu bedürfe es keines Bündnis-Vertrags*. Oesterlen führte noch andere Argumente an, um seine ablehnende Stellung zu dem Vertrag mit Preußen zu rechtfertigen. Er erklärte weiter, Preußen habe die Möglichkeit eines Kriegs jeden Augenblick vor sich; sei dieser Krieg nun ein Verteidigungs- oder ein Angriffskrieg, werde er mit Recht oder Unrecht geführt, Württemberg habe dann keine andere Wahl, als Preußen *unsere Söhne und unser Geld* zur Verfügung zu stellen. *Und wie wäre es*, fuhr der Großdeutsche fort, *wenn Preußen mit Österreich, das auch noch zehn Millionen unserer deutschen Brüder zählt, wieder einen Krieg bekäme? Auch gegen diese müßten dann unsere Söhne zu Felde ziehen, sobald wir diesen Vertrag angenommen. Sodann treibt dieser Vertrag unser Budget zu einer eminenten Höhe, denn dafür, daß Preußen unserer Regierung in einem allenfallsigen Kriege seine ganze Militärmacht zur Verfügung stellt, verlangt es auch, daß das preußische Militärsystem bei uns eingeführt und unsere Kriegsmacht auf die möglichste Höhe gebracht wird. Wir haben somit nicht nur eine größere Armee zu erhalten, sondern haben auch noch die Segnungen einer dreijährigen Präsenzzeit. Wenn Preußen seine Liebäugelei mit dem Auslande – mit Rußland – aufgibt, wenn es ein Schutz-*

46 Der frühere Burschenschaftler und 48er Oesterlen wurde 1862 zum Abgeordneten des Bezirks Hall im württembergischen Landtag gewählt; er blieb dies bis 1876. 1866 war er einer der verschiedensten Vertreter der großdeutschen Richtung; 1868 wurde er in das Zollparlament gewählt. Das Deutsche Reich Bismarcks lehnte er ab und bekämpfte seine Einrichtungen und seinen Ausbau. 1876 wurde er nicht wieder gewählt. Vgl. Schwäbische Chronik Nr. 51, 2. 3. 1893 (Mittagsblatt), S. 426. Bei der Wahl von 1868 erhielt Oesterlen im XI. Wahlkreis 9104, Fabrikant Weber 1614 Stimmen. HT Nr. 73, 27. 3. 1868, S. 1f.

und Trutzbündnis mit Österreich abschließt, dann wird gewiß der ganze Süden Deutschlands gern und freudig diesem Bündnisse beitreten. Oesterlen empfahl also den Haller Bürgern folgende Haltung: *Warten wir darum, werden wir keine Anbeter der Macht, lassen wir unsern freisinnigen Brüdern im Norden Zeit, die Ernüchterung der anderen abzuwarten, die bloß in einem Militär-, in einem Großmachtstaate ihr Heil sehen. Seien wir nicht preußischer als die Preußen selber. Und wenn es denn kommen sollte, daß wir uns anschließen müßten, dann können wir wenigstens sagen, wir haben die Ehre gewahrt und uns keinen Sinneswechsel zu Schulden kommen lassen*⁴⁷.

Trotz seiner Wahl in das Zollparlament blieb Oesterlen ein Gegner des Eintritts Württembergs in den Nordbund; die Wahlergebnisse hatten übrigens gezeigt, bemerkte er, daß das württembergische Volk diesen Eintritt nicht wünschte. Auf einer Volksversammlung, die am 29. März in Hall stattfand, drückte er sich in diesem Sinne aus. Fabrikant Carl Kirchdörfer, der Vorsitzende des Haller Volksvereins, empfahl seinen Mitbürgern, bei den bevorstehenden Landtagswahlen demokratisch zu wählen, denn *wie es in den Cäsaren-Reichen aussehe, sei nur zu bekannt*. Noch einmal wurden die Zustände in Preußen gegeißelt. Schuld an der Not der dortigen Bevölkerung seien *die drückenden Steuern, welche der Militärstaat Preußen zur Aufrechterhaltung seines Militärapparats auferlege*⁴⁸.

Die württembergischen Demokraten verwarfen die neue Militärorganisation, die der Abschluß des Schutz- und Trutzvertrags mit Preußen zur Folge hatte, *weil sie nicht das schweizerische Milizsystem zur Grundlage genommen hat[te]*. Die Schweiz sollte künftighin in Sachen des Militärs, also nicht allein wegen ihrer föderativen Organisation, das Modell bleiben, das den süddeutschen Demokraten vorschwebte⁴⁹.

Die württembergischen Demokraten sollten ihrer Überzeugung treu bleiben und, sich auf die Organisation der Deutschen Volkspartei stützend, eine beachtenswerte Rolle in der deutschen bürgerlichen Friedensbewegung der Kaiserzeit spielen. Schon vor der Gründung der Deutschen Friedensgesellschaft im Jahre 1892 versuchten sie immer wieder, im Sinne des Programms ihrer Partei konsequent die Friedenssache zu fördern. Sie griffen dabei nicht nur zu den Mitteln der Politik: Durch ihre publizistische und literarische Tätigkeit haben sie sich bemüht, die Notwendigkeit einer friedlichen Weltordnung zu zeigen. Auch das „Haller Tagblatt“ schien, bevor es sich nach der Reichsgründung zu einem eher nationalliberal ausgerichteten Blatt entwickelte, gerne die Thesen der deutschen Friedensfreunde zu unterstützen, namentlich, indem es Auszüge aus ihren Schriften abdruckte⁵⁰.

47 HT Nr. 243, 15. 10. 1867, S. 1f.

48 HT Nr. 76, 31. 3. 1868, S. 1f.

49 HT Nr. 232, 2. 10. 1867, S. 1 (Bericht über eine Versammlung der württembergischen Volkspartei).

50 Arbeiter und Soldaten. Aus der Schrift von Dr. Hegewald: „Die Friedens-Union“, in: HT Nr. 220, 21. 9. 1869, S. 1. S. auch: Der Kriegszustand unserer Zeit. Nach Molinari im Econ[omiste] belge, in: HT Nr. 114, 16. 5. 1868, S. 1f. In diesem Aufsatz wies auch der belgische freihändlerisch gesinnte Nationalökonom Gustave de Molinari (1819–1911) auf die zu hohen Kosten des bewaffneten Friedens hin.

Das Bemerkenswerteste an dieser Tätigkeit ist vielleicht ihr Versuch, die deutsche öffentliche Meinung für die Idee einer Aussöhnung, einer Annäherung und einer Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich zu gewinnen.

Die Deutsche Volkspartei, in der sich süddeutsche und insbesondere württembergische Demokraten versammelten, wurde am 20. September 1868 in Stuttgart gegründet. Diese Gruppierung ging in ihren Wurzeln bis in die Zeit der Revolution von 1848 zurück, in der die württembergischen Demokraten eine starke und schon straff organisierte Volkspartei geschaffen hatten, die aber in der Reaktionszeit unterdrückt worden war. Unter dem Einfluß von Achtundvierzigern, die 1849 hatten emigrieren müssen und inzwischen zurückgekehrt waren, hatte sich eine demokratische Opposition gegen den nach Preußen orientierten Liberalismus gebildet. In Württemberg war es einer Gruppe um Karl Mayer, Ludwig Pfau und Julius Haußmann gelungen, 1864 eine neue Volkspartei wieder aufzubauen, die an die Tradition von 1848/49 anknüpfen sollte. Das Ziel der Partei war in erster Linie, die 1848 errungenen demokratischen Rechte wiederherzustellen und eine preußische Vormachtstellung in Deutschland durch eine Koalition der Mittel- und Kleinstaaten zu verhindern. Sie stützte sich auf das städtische Kleinbürgertum und auf die klein- und mittelbäuerlichen Schichten⁵¹.

Zusammen mit der Gruppe der Frankfurter Demokraten um die „Frankfurter Zeitung“ und deren Besitzer Leopold Sonnemann und mit wenigen norddeutschen Gesinnungsgenossen arbeiteten die Württemberger ohne großen Erfolg an der Konstituierung einer gesamtdeutschen demokratischen Volkspartei, die sich im Reichstag nur auf eine sehr kleine Fraktion stützen konnte⁵². Daß die Deutsche Volkspartei damals keine großen Kreise der öffentlichen Meinung zu gewinnen vermochte, liegt an ihrer unzeitgemäßen Programmatik. Nach dem Sieg von 1870 dem „Preußentum“ den Kampf anzusagen, in der Gründerzeit sozialpolitische Forderungen zu erheben: das war eine Herausforderung, die recht wenige Deutsche zu unterstützen bereit waren.

Dazu kam, daß diese Demokraten, wie schon früher die Radikalen des Hambacher Festes und der Paulskirche, mitten in einer vom Nationalismus tief geprägten Zeit für eine friedliche Weltordnung eintraten⁵³. Im zweiten Punkt ihres Programms von 1868 hieß es nämlich: *Die Volkspartei ist eine Partei des Friedens, sie erkennt in jedem Kriege eine verdammungswürdige Schädigung aller Kultur- und Freiheitsinteressen und wird daher alle Bestrebungen unterstützen, welche auf friedli-*

51 *Ludwig Elm*: Die Deutsche Volkspartei, in: *Dieter Fricke* (Hrsg.): Die bürgerlichen Parteien in Deutschland 1830–1945, Bd. 2, Berlin-Ost 1970, S. 637–644; *Friedrich Payer*: Die Deutsche Volkspartei und die Bismarcksche Politik, in: *Patria*. Jahrbuch der Hilfe 8 (1908); *Willy Kremer*: Der soziale Aufbau der Parteien des Deutschen Reichstages von 1871–1918, Emsdetten 1934.

52 *Gerhard A. Ritter*: Das Deutsche Kaiserreich 1871–1914. Ein historisches Lesebuch, Göttingen 1975, S. 366 f.: Ergebnisse der Reichstagswahlen von 1871–1912.

53 *Otto Heinrich Müller*: J. G. A. Wirth und die Entwicklung des radikalen Liberalismus von 1830 bis 1848, Diss., Frankfurt a. Main o.J.

*che Ausgleichung der zwischen einzelnen Völkern entstehenden Streitigkeiten abzielen*⁵⁴.

Das Stuttgarter Organ der Deutschen Volkspartei, „Der Beobachter“, unterstützte – wenn auch nicht unkritisch hinsichtlich der Arbeitsmethode⁵⁵ – die Internationale Friedens- und Freiheitsliga, die – wie oben geschildert – 1867 in Genf anlässlich der Weltausstellung in Paris ins Leben gerufen worden war und die süddeutsche Demokraten zu ihren Mitgliedern zählte⁵⁶. Das Ziel der Liga war die Bildung einer republikanischen Föderation der europäischen Völker, und sie suchte dieses Ziel durch die Presse, das freie Wort, die öffentliche Diskussion in Vereinen, bei Kongressen und Volksversammlungen zu erreichen. Die Liga erstrebte insbesondere die Abschaffung der stehenden Heere und an deren Stelle die Errichtung von Nationalmilizen⁵⁷.

Hauptpunkte des radikal-liberalen Programms der Liga waren die Trennung der Kirche vom Staate, die bürgerliche und politische Gleichstellung der Frauen und die Lösung der sozialen Frage durch die Verbesserung und Verallgemeinerung des Unterrichts und der Erziehung, durch die Förderung von Produktivgenossenschaften, durch alles, was nach dem Prinzip der Gerechtigkeit die Gleichheit unter den Bürgern herbeiführen konnte. Die Frage des inneren Friedens der Staaten, der durch die Überwindung von ungerechten Zuständen erreicht werden sollte, war im Sinne der Liga mit der Frage des internationalen Friedens eng verbunden⁵⁸.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß der „Stuttgarter Beobachter“ 1870 zu den wenigen deutschen Presseorganen zählte, die den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich mißbilligten. Die Demokraten machten einen Unterschied zwischen Volk und Regierung, deren Interessen ihrer Meinung nach nicht deckungsgleich waren. Vor der Kriegserklärung hieß es in einem Leitartikel des „Beobachters“, der damals in einem quasi revolutionären Geist redigiert war: *Sollen auf der heutigen Stufe der Zivilisation die Völker Europas nochmals ihr Blut für die Systeme und die ehrgeizigen Pläne der Könige vergießen? Nein, wir glauben, was uns betrifft, an den Frieden. Wenn die Völker leider noch nicht ganz ihre eigenen Herren sind, so sind sie es doch genugsam, um nicht mehr nötig zu haben, die*

54 Programm der Deutschen Volkspartei. September 1868, in: Felix Salomon (Hrsg.): Die deutschen Parteiprogramme, Tl. 1, Leipzig/Berlin 21912, S. 131 ff. S. auch Specht: Die Reichstagswahlen nebst den Programmen der Parteien, Berlin 1898, S. 50 ff.

55 Internationale Freiheits- und Friedensliga. 5. Kongreß, in: Beobachter Nr. 231, 5. 10. 1871. Der Berichterstatter des Stuttgarter Organs warf der Liga vor, zu *hastig und ungründlich gearbeitet* zu haben.

56 Die Liga war eine heterogene Zusammensetzung aus fortschrittlichen Intellektuellen wie Victor Hugo und John Stuart Mill, radikal-bürgerlichen Politikern, Revolutionären wie Garibaldi und Alexander Herzen und auch Sozialisten, unter denen J. P. Becker, Bakunin und Louis Blanc zu nennen sind. Riesenberger (wie Anm. 12), 39 f.

57 Auf der Tagesordnung ihres dritten Kongresses vom September 1869 in Lausanne standen u.a. eine föderativen Organisation Europas, die orientalische und polnische Frage oder die Beseitigung des jedweden ökonomischen oder sozialen Antagonismus zwischen den Bürgern zu? S. in: Dritter Internationaler Friedens- und Freiheits-Congreß, in: Stuttgarter Beobachter vom 21. 7. 1869.

58 Vgl. Congreß der Internationalen Friedens- und Freiheits-Liga, in: Stuttgarter Beobachter Nr. 220, September 1869.

*Fehler ihrer Regierungen zu bezahlen, da sie die Macht haben, diese Fehler wieder gutzumachen*⁵⁹. Die demokratische Zeitung blieb überzeugt, daß das Volk den Krieg nicht wollte, daß die Lüge es aber dazu verleitet hatte⁶⁰. Nach der Kriegserklärung betrachtete sie es als die *Aufgabe aller Vernünftigen* – in Frankreich wie in Deutschland – den Nationalhaß zu bannen, anstatt ihn zu schüren, das Volk vor der nationalen Begeisterung zu warnen, damit es sich nicht durch das tendenziöse Geschrei und Gehetz hinreißen lasse⁶¹.

Während des Krieges verbot sich der „Beobachter“ – wie die „Frankfurter Zeitung“ – jede Hetze gegen die Franzosen, betrachtete vielmehr eine objektive Berichterstattung als oberstes Gebot. Er wünschte, daß Württemberg und die süddeutschen Staaten bei diesem Konflikt neutral blieben⁶². Resigniert griffen die Demokraten doch zu den Waffen, um ihrer nationalen Pflicht gerecht zu werden, in diesem Kampf zwischen zwei großen Nationen, die – wie es im „Beobachter“ hieß – *kein anderes Interesse hatten, als die Freiheit in Europa fest zu begründen*⁶³. Nach der Proklamierung der Republik in Frankreich, das heißt nach der Niederlage Napoleons III. in Sedan am 3. September 1870, sprachen sich die Demokraten gegen die Fortsetzung des Krieges aus⁶⁴. Der „Beobachter“ druckte auch in seinem Feuilleton regelmäßig pazifistische Gedichte ab, unter anderem eines von Moritz Hartmann mit dem Titel *Genug*⁶⁵ und eines mit dem Titel *Unsere große Zeit* von Theobald Kerner, dem Sohn des schwäbischen Dichters Justinus Kerner⁶⁶.

Ebenso entschieden mißbilligten die süddeutschen Demokraten die Annexion des Elsaß und Lothringens. Der „Beobachter“ erklärte ihre Stellungnahme mit folgenden prophetischen Worten: *Es wäre ein Fehler ohne Gleichen, Frankreich Bedingungen aufzuerlegen, die ihm mit seiner Ehre und mit der nationalen Würde unverträglich scheinen. Was hätte Deutschland dabei zu gewinnen? Eine Nachbarschaft, welche die Sehnsucht nach Vergeltung, ein ewig bohrendes Rachegefühl nicht schlafen ließe, eine beständige Verschwörung an seiner Westgrenze, eine nie endende Intrige gegen die Ruhe des Weltteils. Schöne Errungenschaften das! Abgesehen davon, daß sie das europäische Gleichgewicht zugunsten Deutschlands in Frage stellen würde – die Demokraten blieben davon überzeugt – bedeutete die Annexion Elsaß-Lothringens in ihren Augen einen Verstoß gegen das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker*⁶⁷.

59 Beobachter Nr. 161, 14. 7. 1870.

60 Beobachter Nr. 162, 15. 7. 1870.

61 Beobachter Nr. 164, 17. 7. 1870.

62 Beobachter Nr. 168, 22. 7. 1870.

63 Beobachter Nr. 168, 22. 7. 1870.

64 Beobachter Nr. 210, 7. 9. 1870; Nr. 211, 8. 9. 1870.

65 Beobachter Nr. 5, 6. 1. 1871. Das Gedicht war zuerst am 1. Januar in der demokratisch gesinnten „Neuen Freien Presse“ in Wien erschienen.

66 *Unsere große Zeit*. Von *Theobald Kerner*, in: Beobachter Nr. 39, 16. 2. 1871; *Den Siegestrunkenen*. Von *Georg Herwegh*, in: Beobachter Nr. 15, 20. 1. 1872.

67 Beobachter Nr. 212, 9. 9. 1870.

Nach dem Krieg sollten die württembergischen Demokraten unermüdlich auf die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich hinarbeiten. Ludwig Pfau (1821–1894), ein verdienstvoller Vermittler zwischen beiden Völkern, der heute in eine undankbare Vergessenheit geraten ist, betätigte sich als Berichterstatter für die „Frankfurter Zeitung“ und den Stuttgarter „Beobachter“. In seinen „Briefen aus Paris“ versuchte er seinen Landsleuten zu zeigen, daß Frankreich nach seiner Niederlage und trotz seiner Schwächen ein Land der Kultur bleibe und nicht in einem Prozeß des Verfalls befangen sei, im Gegensatz zu dem, was viele Deutsche nach den Berichten der nationalistischen Presse glauben konnten. Ludwig Pfau übersetzte die Werke der zwei Lothringer Emile Erckmann (1822–1899) und Alexandre Chatrian (1826–1890), bretonische Lieder und das Buch „Mon oncle Benjamin“ Claude Tilliers (1801–1844), des Volksschriftstellers der Vormärzzeit. Hierbei versuchte er, gewisse Aspekte der französischen Literatur in Deutschland bekannt zu machen. Es kam aber auch vor, daß er gegen die Franzosen polemisierte, zum Beispiel, wenn es sich um die Frage der Schuld am Kriege handelte. In seiner Antwort auf das neueste Buch des Philosophen Ernest Renan schrieb er 1871: *Wenn die Geschicke der Völker noch heute mit dem Schwerte entschieden werden, so sind hieran die Franzosen wenigstens ebenso viel schuld als die Deutschen; und so lange die Völker nicht einsehen wollen, daß der Krieg der höchste und letzte Ausdruck der Unsittlichkeit ist, so lange mögen sie die Konsequenzen ihres Unverständs tragen.* Aus seiner Analyse der deutsch-französischen Beziehungen schloß Ludwig Pfau, *dem ganzen Jammer liege weniger der nationale Gegenstreit zweier Völker zugrunde als vielmehr der Fatalismus einer historischen Entwicklung, die noch auf dem Instinkt und der Gewalt fußt, statt auf der Bildung und der Gerechtigkeit*⁶⁸.

Ludwig Pfau blieb in den demokratisch gesinnten Kreisen Südwestdeutschlands einer der entschiedensten Verteidiger der Friedensidee, wie sich im Jahre 1881 zeigen sollte. Damals veröffentlichte das Institut für internationales Recht ein kleines Handbuch mit dem Titel „Gesetze für den Krieg zu Lande“. Johann Bluntschli (1808–1881), der Vize-Präsident dieses Instituts, überreichte Moltke ein Exemplar. Der Feldmarschall antwortete ihm in einem Brief, der in der Öffentlichkeit großes Aufsehen erregte und eine Polemik auslöste, nämlich wegen der folgenden Stelle: *Vor allem würdige ich in vollem Maße die menschenfreundlichen Bemühungen, welche bezwecken, die vom Kriege verursachten Leiden zu mildern. Der ewige Friede ist ein Traum, und zwar nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich daselbst: der Mut und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung; der Soldat gibt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich im Materialismus verlieren.*

Ludwig Pfau, der damals in Paris verweilte, glaubte um so mehr in die Polemik eingreifen zu müssen, als Moltkes Aussagen der Französischen Presse Anlaß zu

68 Ludwig Pfau: Eine Stimme von drüben, in: Beobachter Nr. 293, 16. 12. 1871; Nr. 294, 17. 12. 1871.

wenig schmeichelhaften Kommentaren gaben. Dies gab ihm Gelegenheit, noch einmal den preußischen Militarismus anzuprangern. *Die preußische, etwas primitive Art historischer Beweisführung, die mit dem Prügel argumentiert, vermag eben, trotz ihrer praktischen Erfolge, nicht jedermanns Bewunderung zu erobern*, kommentierte er. *Daß Graf Moltke seine Philosophie mit Pickelhelm und Schleppsäbel ausstaffiert, das muß man einem Feldmarschall zu gut halten, um so mehr als solche Anschauungen ganz dem Boden entsprechen, der sie hervorbrachte*⁶⁹. Ludwig Pfau sah in der *Ethik des Borussentums*, einer widerlichen Ollapotrida von Gottesfurcht, Herrendienst und Brutalität, eine wachsende Gefahr für alle Geisteskultur und namentlich für das Erbe, das Lessing, Goethe, Schiller und Kant hinterlassen hatten. Krupp, behauptete er, hatte die deutschen Lorbeerbäume auf dem deutschen Parnaß ersetzt. Pfau erkannte in Moltkes Denkweise den Codex, den Gott für die wilden Tiere geschrieben hat. Diesen Codex „homo homini lupus“ lehnte er ab, und er schlug einen anderen vor: den der Vernunft und der Gerechtigkeit. Der Fatalismus sollte durch die Freiheit und die Gewalt durch das Recht überwunden werden. Das Mittel gegen das soziale Fäulnis, fuhr er fort, sei nicht der Krieg, sondern der Friede, nicht der *tierische Mut des Mamelucken*, der nur die Vernichtung kennt, sondern der menschliche Mut des Freien, der die Wahrheit sucht und verteidigt, und der sich und andere zu der Erkenntnis erhebt, daß das Wohl des einzelnen und das Wohl aller solidarisch sind⁷⁰.

In seinen umzeitgemäßen Betrachtungen bemühte sich Ludwig Pfau, Moltkes Logik und Argumente zu widerlegen und den Deutschen des neuen Reichs eine andere Moral als die bisher herrschende zu empfehlen. *So lange es Staaten gibt*, erklärte er, *sich auf die Erfahrung der Geschichte stützend, sind sie alle an der Ungerechtigkeit zu Grunde gegangen, und der höchste Ausdruck der Ungerechtigkeit ist der Krieg. Er ist nichts anderes als der von Staats wegen organisierte Raubmord. Um suum cuique zu geben statt zu nehmen, braucht man nicht zu den Waffen zu greifen. Der Krieg kann daher, wie alles Böse, nur verderbliche Folgen haben, und weit entfernt, die sittliche Fäulnis zu verhindern, dieselbe nur begünstigen*. Er fuhr ironisch fort: *Wissen doch Gründertum und Bankrott, Sittenverfall und Zucht- haus von den moralisierenden Wirkungen unseres letzten Krieges mehr als genug zu erzählen. Kunst und Wissenschaft, Arbeit und Forschung, und vor allem eine durch die bürgerliche Freiheit, durch die soziale Gerechtigkeit gehobene, gemeinnützige Tätigkeit besitzen ganz andere Sittlichungsmittel und Antiseptika, als die noble Passion des Todschlags. Das sind freilich Kräfte, von denen man in den Kasernen nichts weiß. Für die armen Teufel, welche anderen Kastanien aus dem Feuer holen müssen, ist der Krieg allerdings eine Schule der Opferung, aber diese Opfer sind ohne Segen, denn sie sind falschen Göttern dargebracht*⁷¹.

69 Ludwig Pfau: Preußische Ethik und Polemik. Paris, Februar 1881, in: *ders.*: Politisches und Polemisches aus den nachgelassenen Schriften von Ludwig Pfau. Mit einem Geleitwort von Ernst Ziel, Stuttgart 1895, S. 275 f.

70 Ebd., S. 277 f.

71 Ebd., S. 278.

Ludwig Pfau bekämpfte ebenso entschieden die Behauptung, der Krieg solle vor dem Materialismus bewahren. Er war der Ansicht, daß der Krieg – im Gegenteil – mit materiellen Interessen verbunden sei und immer materielle Ziele verfolge, die die Angegriffenen zu Verteidigungs- oder Befreiungskriegen führen. Er zeigte auch, daß – nach innen – der Krieg ein Instrument der Unterdrückung sei. *Wie will man das Volk auspressen ohne Kriegsheer und wie soll man das Kriegsheer erhalten ohne Kriegsfurcht?* Er sah also in dem Krieg ein Ausbeutungsmittel im Dienste monarchischer Interessen: *Nicht die Völker und die Kleinen brauchen den Krieg, sondern die Fürsten und die Großen. Die Militärmonarchie muß Krieg führen, eben weil sie die Regierung der bevorrechteten und ausbeutenden Minderheit ist, ist der Krieg ihr Existenzmittel und das Fundament ihres Daseins.* Kein Wunder also, daß Ludwig Pfau den Patriotismus ablehnte, der – als *heuchlerischer Mantel* – den eigentlichen Zweck des Krieges beschönige: die Erhaltung und Vermehrung der Macht und des Besitzes in den Händen der Dynastien und Dirigenten⁷². Dies war ein radikaler, ja stellenweise revolutionärer Diskurs, der nicht sehr weit entfernt war von den Ideen der Sozialdemokraten.

Ludwig Pfaus Antwort auf Moltke war im „Beobachter“ unter dem Titel *Preußische Ethik* erschienen. Daneben mußte er sich weiterhin mit der „Württembergischen Landeszeitung“ auseinandersetzen, die eine Entgegnung publiziert hatte. In seiner Antwort an das Organ der *schwäbischen Afterspreußen* schlug er, um seinen Glauben an die Möglichkeit des Weltfriedens zu rechtfertigen und Moltkes Moral noch entschiedener zu diskreditieren, einen noch schärferen Ton an. Er schrieb u. a.: *[Moltke] macht den Krieg aus einer traurigen aber zu beseitigenden Folge menschlicher Unreife und Unkultur zu einem unabänderlichen aber erbaulichen Moralprinzip der Schöpfung. Er hebt das Vernunftgesetz in seinem Wesen auf und gibt die moralische Welt den blinden Gewalten physischer Notwendigkeit anheim.* Pfau sah in Moltkes Standpunkt eine *Negation der Humanität*. Er zeigte, warum die Völker – im Gegensatz zu Fürsten und Regierungen – den Krieg nicht wünschen können. Was er dem preußischen Feldmarschall auch vorwarf, war, daß er die Verantwortung, die er in seiner Stellung hatte, zu vergessen schien, indem er in der Öffentlichkeit mit unheilvollen Thesen auftrat⁷³.

Zum Schluß mußte noch Ludwig Pfau der „Württembergischen Landeszeitung“ über einen Punkt antworten, der ihm besonders am Herzen lag, und zwar seine Beziehungen zu Frankreich. Ihm wurden nämlich seine *Sympathien für die Franzosen* und sein *in der Luft schwebender Kosmopolitismus* vorgeworfen. Irritiert schrieb er unter anderem: *Nicht ungerecht sein gegen das fremde Volk, heißt diesen interessierten Speichelleckern der Nationalität das eigene verraten*⁷⁴! Pfau wollte an die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Frankreich glauben.

72 Ebd., S. 279 f.

73 Ebd., S. 285–287.

74 Ebd., S. 288 ff.

Pfaus Darlegungen endeten mit einer Diatribe gegen den preußischen Militarismus, die wohl zu seinen radikalsten Texten zählt. Eine solche Zuspitzung hängt aber mit dem Kontext der Polemik und der Natur der Angriffe der „Württembergischen Landeszeitung“ zusammen. Die Demokraten verstanden sich als die *öffentlichen Räte des Volkes*; deshalb predigten sie diesen *Kreuzzug gegen die Kaserne*, den Pfau mit diesen Worten rechtfertigte: *In Preußen ist das ganze Staatsleben auf die Kaserne gestellt und die Grundlage aller Jugenderziehung ist die dynastisch-militärische Dressur. Ein solcher Staat, nur für den Krieg hergerichtet, taugt freilich nicht für den Frieden. Aber gerade deshalb müssen wir früher oder später zum Stein des Anstoßes und Ärgernisses für die sittliche, intellektuelle und ökonomische Entwicklung Europas werden; und wenn wir zu feige sind, unsern Militärstaat von innen zu überwinden, so werden die anderen so tapfer sein, ihn von außen zu zerschlagen. Dagegen hilft kein Moltke und kein Krupp; das herrlichste Kriegsheer verweht wie Spreu im Wind vor dem Weltgesetze des Aufsteigens, vor der Gewalt des Fortschritts, der unmöglich ist mit dem preußischen Militarismus. Vergeblich wird sich dieser, in Form der Minoritäts- und Autoritäts-Regierung, der historischen Strömung entgegenstemmen, die nach Herrschaft der Majorität, nach Entwicklung von Recht und Freiheit geht. In diesem Kampfe mit der höhern Macht muß Deutschland unterliegen, wenn es seine Politik nicht ändert. Wir aber, die wir unsere Nation lieben, wie kein Feld- und kein Preßhusar lieben kann, wie sie nur derjenige lieben kann, der ihre geistigen Güter im Herzen trägt, wir möchten ihr eine Prüfung ersparen, deren Ausgang kaum zweifelhaft, deren Vorgang aber jedenfalls verderblich ist, und darum sind wir 'Reichsfeinde' und predigen den Kreuzzug gegen die Kaserne*⁷⁵.

Ludwig Pfau starb am 12. April 1894. Seine gesammelten politischen Schriften wurden im nächsten Jahre unter dem Titel „Politisches und Polemisches“ herausgegeben, und die Parteiorganisation sorgte offensichtlich für eine möglichst große Verbreitung derselben, was Pfaus gedanklichem Erbe erlauben sollte, einen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Auf der Plenarversammlung des Haller Volksvereins von 1896 *empfahlen mehrere Redner das Buch von Pfau mit warmen Worten* – laut einem Bericht der „Haller Zeitung“. Und der Redakteur des Blattes fügte hinzu: *Wir schließen uns der Empfehlung an und bemerken, daß Herr Paul Bauer [der Schriftführer des Haller Volksvereins] weitere Bestellungen in den nächsten Tagen noch gerne entgegennimmt*⁷⁶.

In dieser Überzeugung und in diesem Sinne sollten auch die süddeutschen Demokraten und ihre Presseorgane in den folgenden Jahren fortwirken. Im Jahre 1888 veröffentlichte der Sozialist Wilhelm Bloss im „Beobachter“ Auszüge aus seiner Korrespondenz mit dem Franzosen Hippolyte Carnot, dem Vater des Präsidenten der Republik. Bloss rechtfertigte die Publikation dieser Briefe auf folgende Weise: *Sie sollen dem neu entflammten Rassen- und Nationalitätenstreit dieser Tage mah-*

75 Ebd., S. 293 f.

76 HZ Nr. 87. 15. 4. 1896, S. 2.

*nend und versöhnend entgegetreten, indem sie bekunden, daß einer der besten Franzosen keinen schöneren Traum kannte, als die Versöhnung der beiden großen Kulturvölker im Herzen Europas, von deren Verhältnis zueinander in der Tat die Zukunft Europas abhängt*⁷⁷.

In einem kosmopolitischen und humanitären Geist bekämpfte also der „Beobachter“ den Chauvinismus. Er widmete seine Spalten den Weltausstellungen und allen Kunstveranstaltungen, soweit sie den Verkehr, die kulturellen Beziehungen und dadurch die Verständigung zwischen den Völkern förderten.

Seit Anfang der 90er Jahre trat in der Deutschen Volkspartei, die von nun an – und zwar nicht unkritisch – die „neue Demokratie“ genannt wurde, ein Wandel ein, der ihre weitere politisch-ideologische Entwicklung bestimmte und zur Fusion mit den anderen linksliberalen Parteien im Jahre 1910 führte. 1895 hieß es zwar noch im vierten Punkt des revidierten Programms der Partei: *Die Volkspartei ist eine Partei des Friedens. Sie erkennt im Kriege und im Militarismus die schwerste Schädigung des Wohlstandes, wie der Kultur und der Freiheitsinteressen. Sie erstrebt einen Friedens- und Freiheitsbund der Völker*⁷⁸. Der Wandel, den die Partei durchmachte, kurzum die Hinwendung ihrer einflußreichsten Mitglieder zur Realpolitik, ja teilweise zum Imperialismus, spiegelte sich aber in Zugeständnissen an die Entwicklung des Deutschen Reiches, die sie bisher abgelehnt hatte, sei es in der Frage der Kolonial- und Expansionspolitik oder in der der Aufrüstung und der Militarisierung Deutschlands⁷⁹.

Die organisierte Friedensbewegung verlor also einigermaßen in der „neuen Demokratie“ die überzeugten Verbündeten, die sie früher in der alten Generation der 48er gehabt hatte.

Karl Gustav Friedrich von Bühler, Abgeordneter von Hall-Öhringen, setzt sich für eine allgemeine Abrüstung ein

Die Abgeordneten, die Hall im Reichstag und im württembergischen Landtag vertraten, waren längere Zeit Männer, die der Volkspartei angehörten oder ihr nahestanden. Hofrat von Bühler, Reichstagsabgeordneter von Hall von 1877 bis 1884, neigte als „Wilder“ zur Volkspartei hin. Friedrich Hartmann, Gutsbesitzer in Wackershofen, der von 1890 bis 1898 Hall im Reichstag vertrat, war ein Mann der Volkspartei. Zu dieser gehörten auch die Landtagsabgeordneten von Hall: der Stuttgarter Rechtskonsulent Ludwig August Oesterlen (1862–1876), der res.

77 Zur Erinnerung an Hippolyte Carnot, in: Beobachter Nr. 297, 19. 12. 1888; Nr. 298, 20. 12. 1888.

78 Aus: Die Deutsche Volkspartei. Organisationskalender. Hrsg. vom Parteisekretariat, Stuttgart 1888. Zit. nach Salomon (wie Anm. 54) Tl. 2, S. 103 ff.; Der Entwurf des neuen Programms der Volkspartei, in: HT Nr. 189, 14. 8. 1895, S. 1.

79 Friedrich Payer: Vor vierzig Jahren. Aus der Entwicklungsgeschichte der Württembergischen Volkspartei, Stuttgart 1914; ders.: Die Deutsche Volkspartei und die Bismarcksche Politik, in: Patria. Jahrbuch der Hilfe 8 (1908).

Schultheiß Johann Haigold (1879–1894), Gutsbesitzer in Tüngental, und Friedrich Hartmann (1894–1900)⁸⁰. Es ist zu vermuten, daß die Parteizugehörigkeit dieser Haller Abgeordneten nicht ohne Zusammenhang mit der Gründung eines Friedensvereins in Hall im Jahre 1895 war.

Unter diesen Persönlichkeiten verdient Karl Gustav Friedrich von Bühler (1817–1892) ganz besonders unsere Aufmerksamkeit. Am 13. Dezember 1817 in Stuttgart geboren, studierte er 1836 bis 1839 in Tübingen die Staats- und Finanzwissenschaft (damals Kameralistik), trat 1841 in fürstlich Hohenlohe-Öhringische Dienste, in denen er es bis zum Generaldirektor der Besitzungen des Fürsten in Württemberg, Sachsen, Schlesien und Polen brachte. 1878 trat er aus den fürstlichen Diensten aus und wurde im selben Jahr, unterstützt von der Volkspartei, im 11. württembergischen Wahlkreis Backnang-Hall-Öhringen-Weinsberg in den Reichstag gewählt. 1878 und 1881 wurde er wiedergewählt. Von Bühler gehörte zunächst der Deutschen Reichspartei an, wurde aber im Laufe der Legislaturperiode von 1878 fraktionslos und näherte sich zuletzt der Deutschen Volkspartei, deren Gruppe er sich jedoch nicht anschloß. Bekannt machte er sich im Reichstag durch seine Bemühungen um den Weltfrieden und die Abschaffung der Kriege. Er ging so weit, Abrüstungsanträge zu stellen. Während seiner Wahlkämpfe in Hall setzte er sich ebenfalls für die Sache des Friedens ein. Er war auch der Verfasser einer Schrift über allgemeine Abrüstung mit dem Titel „Offener Brief an Leon Gambetta“, die großes Aufsehen erregte und der Presse sowie verschiedenen Politikern die Gelegenheit bot, zur Frage der Abrüstung und der deutsch-französischen Annäherung Stellung zu nehmen⁸¹.

Bevor wir uns mit von Büblers Friedensarbeit näher beschäftigen, muß sein Vorgänger Franz Weber, Obertribunalrat und Präsident der württembergischen Kammer, der 1871 und 1874 als Nationalliberaler vom XI. Wahlkreis in den Reichstag gewählt wurde, erwähnt werden, damit die Standpunkte verglichen werden können. Weber stellte die Frage des Militärwesens an die Spitze seines Wahlprogramms, das am 5. Januar 1874 veröffentlicht wurde. Darin hieß es im Punkt 1: *Nach meiner Ansicht sind die großen stehenden Heere, mit welchen, gleichsam bis an die Zähne bewaffnet, die Völker Europas auch im Frieden gegenüberstehen, eine Barbarei, und ich kann den Glauben nicht aufgeben, daß eine fortschreitende Zivilisation die Völker von dieser furchtbaren Last befreien und den Aufwand an Geld und Menschenkräften auf das richtige Maß zurückführen wird. Auf der andern Seite haben wir das Unglück, einen bösen Nachbarn zu haben. Die Franzosen wollen sich durch die in der Geschichte unerhörte Züchtigung ihres frechen Angriffs nicht witzigen lassen. Und das Gelüsten und Schreien nach Revanche ist in Folge des Prozesses Bazaine nur noch allgemeiner, stärker und drohender ge-*

80 Wilhelm German: Chronik von Schwäbisch Hall und Umgebung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Schwäbisch Hall 1900, S. 284 f.; Müller: Ludwig August Oesterlen (wie Anm. 17), S. 65–69; ders.: Johann Haigold (wie Anm. 17), S. 179–201; ders.: Friedrich Hartmann (wie Anm. 17), S. 265–286.

81 Vgl. Fränkischer Grenzbote (Crailsheim), 29. 9. 1892.

worden. *Ihr stehendes Heer ist auf 420 000 Mann und die Präsenz- oder Dienstzeit des einzelnen Manns auf 5 Jahre bestimmt. Wir befinden uns diesem Nachbarn gegenüber im Zustand der Verteidigung. In einem solchen Zustande kann die Frage nur sein: Was ist zu einer wirksamen Verteidigung notwendig? Der Aufwand für eine in dem drohenden Angriff gewachsene schlagfertige Armee ist notwendig. An diesem Aufwand abzurechnen wäre widersinnig. Denn eine mangelhafte Verteidigung würde uns eine Niederlage nicht ersparen und eine Niederlage uns unendlich mehr kosten, als eine wirksame Verteidigung*⁸².

Webers Schweise prägte die „Krieg-in-Sicht“-Politik, die – trotz eines vagen Glaubens an die „fortschreitende Zivilisation“ – beinahe fatalistisch die Kriegsgefahr als Tatsache betrachtete und die Situation mit denselben Mitteln wie der Nachbar – also Rüstung – zu überwinden empfahl. Die Überzeugung, daß der „Revanche“-Gedanke in Frankreich über kurz oder lang zu einem neuen bewaffneten Konflikt mit dem Nachbarland führen mußte, sollte bis 1914 die Stellung von vielen deutschen Politikern zur Frage der Abrüstung durchdringen. Sie erklärt die Tatsache, daß nach dem Kriege von 1870/71 diese Frage den Reichstag fast ein Jahrzehnt nicht beschäftigt hat, wenn man von gelegentlichen Äußerungen absieht, wie denjenigen der Zentrumsabgeordneten Dr. August Reichensperger (Krefeld) und Freiherr von Schorlemer-Alst in den Reichstagsitzungen vom 30. November 1871 und 11. Januar 1875⁸³.

Anders als bei seinem Vorgänger Franz Weber siegte bei Bühler der positive Glaube an die Möglichkeit sowie an die Notwendigkeit, den Friedenszustand mit friedlichen Mitteln herbeizuführen, ja sogar eine Annäherung und eine Zusammenarbeit mit dem Feind von gestern zu erzielen. Von Bühler hatte am deutsch-französischen Krieg teilgenommen. Auf dem Schlachtfeld zu Gravelotte, mitten unter Leichen stehend, hatte er sich geschworen, nach dem Abschluß des Friedens darauf hinzuwirken, daß das Elend des Krieges verhindert würde⁸⁴.

82 Reichstags-Wahl. Erklärung [des Kandidaten *Franz Weber*], in: HT, Beilage zu Nr. 5, 6. 1. 1874.

83 Dr. Ferdinand Goetz hatte schon 1867 einen Antrag zugunsten einer allgemeinen Beschränkung der Rüstungen im Reichstag des Norddeutschen Bundes gestellt. Vgl. Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags des Norddeutschen Bundes. Session 1867, Bd. 1, S. 275 ff.; Dr. Rudolf Virchow, Mitbegründer der preußischen Fortschrittspartei, hatte zwei Jahre später einen ähnlichen Antrag im Preußischen Haus der Abgeordneten gestellt. Vgl. Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Preußischen Hauses der Abgeordneten 1869/70. Bd. 1, S. 358 ff.; 1870 war May-Polenz auch in diesem Sinne im Landtag Sachsens aufgetreten. Vgl. Mitteilungen über die Verhandlungen des ordentlichen Landtags im Königreiche Sachsen 1869/70. Zweite Kammer, Bd. 1, S. 606 ff.; Bd. 2, S. 1008 ff.; Erste Kammer, Bd. 1, S. 591 ff.; S. auch *Hans Wehberg*: Die internationale Beschränkung der Rüstungen, Stuttgart/Berlin 1919, S. 37 ff.; *Guido Leser*: Der Abrüstungsantrag des Abgeordneten von Bühler. Ein Beitrag zur Geschichte des Gedankens der allgemeinen Rüstungsbeschränkung, in: Friedens-Warte 38 (1938), S. 25–33.

84 Dies waren Bühlers eigene Worte in dem Begleitbrief, den er an Bismarck schrieb, als er am 29. Februar 1880 dem Kanzler den *wenn auch politisch vielleicht verfehlten, aber menschlich gut gemeinten Antrag* übersandte. Vgl. *Heinrich v. Poschinger*: Fürst Bismarck und die Parlamentarier, 3. Bd., Breslau 1896, S. 9.

Den Anlaß zu Bühlers Initiative, der dem Reichstage erst zwei Jahre angehörte und noch nicht hervorgetreten war, gab die Beratung des Reichshaushaltsetats für das Jahr 1879/80. In der Sitzung vom 1. März 1879 äußerte der Abgeordnete August Reichensperger den Wunsch, daß der Reichskanzler, sich auf seine Macht stützend, sich einmal mit der Frage beschäftigen möge, ob nicht ein europäischer Abrüstungskongreß zusammentreten könne. Ein solcher Kongreß würde *sein Wirken auf die glänzendste Art krönen*. Auf das Einverständnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn hinweisend, fügte Reichensperger unter Beifall hinzu: *Wenn das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn Hand in Hand entschieden auftreten, so können sie dem übrigen Europa, jedenfalls unserem Kontinente gebieten, daß den stets wachsenden militärischen Zurüstungen, an welchen alle Staaten kranken, wenigstens allmählich gesteuert wird, daß das Maß der Bewaffnung der verschiedenen Staaten zu einem solchen wird, daß die stets steigenden Abgaben nicht allmählich die Völker dem Niedergange entgegenführen*⁸⁵.

Am 8. März, als der Etat des Reichsheeres für 1879/80 beraten wurde, brachte von Bühler ohne irgendwelche Unterstützung einen Antrag ein, der bezweckte, den Reichskanzler dazu zu ersuchen, einen europäischen Staatenkongreß zu veranlassen, der eine wirksame allgemeine Abrüstung herbeiführen sollte. Der Abgeordnete von Öhringen und Hall war nämlich davon überzeugt, daß es möglich war, die damalige Friedensstärke der europäischen Heere für die Dauer von vorläufig 10 bis 15 Jahren etwa auf die Hälfte zu reduzieren⁸⁶.

Bei der Reichstags Sitzung vom 11. März 1879 ergriff von Bühler das Wort, um seinen Antrag zu begründen. Die Militärausgaben, die mit jedem Jahr wuchsen, drohten, versicherte er, die Völker und die Staaten Europas zum Bankrott zu führen. In seinen Erörterungen konnte er sich sogar auf den Generalfeldmarschall von Moltke selbst berufen, der im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus anerkannt hatte, daß die Militärausgaben *enorm* seien und daß eine Herabsetzung der Präsenzzeit und dieser Ausgaben wünschenswert wäre. Der *bewaffnete Friede* erschien ihm also nicht als die angemessene Lösung. *Wenn Deutschland geeinigt ist, wenn Deutschland gerüstet ist, können wir Europa den Frieden gebieten. Wir sind schon geeinigt und gerüstet*, antwortete von Bühler. Weshalb sollte man also noch zögern? Wie die Fachliteratur zeigte, blieb Deutschland *die größte Kriegsmacht in Europa*. In seiner Beweisführung mußte der Redner sehr vorsichtig vorgehen und nicht den Eindruck erwecken, daß er das Militär in Frage stellte. *Ich möchte dem Militärstande nicht mit einer Silbe zu nahe treten*, beteuerte er, wobei er seine Bewunderung über die Kriegstaten des deutschen Heeres aussprach. Mit solchen Worten wollte er der Kritik der Nationalliberalen und der Konservativen

85 Reichstagsverhandlungen (RTV), 4. Legislaturperiode, 2. Session, 1879, 1. Bd., S. 223.

86 Sammlung sämtlicher Drucksachen des Reichstags, 4. Legislaturperiode, 2. Session 1879, 1. Bd., Nr. 48. Unter dem Ausdruck „Abrüstung“ verstand man damals „Rüstungsbeschränkung“. Auch „allgemeine Abrüstung“ bedeutete nichts anderes als „allgemeine Rüstungsbeschränkung“. Vgl. den Gründer der Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht, *Theodor Niemeyer*: Die Fragestellung des Abrüstungsproblems. Systematischer Teil, Berlin 1928, S. 9. Zitiert nach *Leser* (wie Anm. 83), S. 26.

vorbeugen, sie erlaubten ihm aber auch, zu behaupten, daß den wachsenden Militärausgaben endlich doch eine Grenze gesetzt werden mußte, da der entsetzliche Rüstungswettlauf unter den Völkern auf diese Weise nicht fortgehen konnte. Den Vorschlag, mit dem er im Reichstag auftrat, rechtfertigte er mit dem Argument, daß bloße diplomatische Verhandlungen nicht abhelfen würden. Ein europäischer Staatenkongreß, der die Sache ernsthaft in die Hand nehmen würde, schien ihm aber eine realistische Zielsetzung zu sein. Er war außerdem überzeugt, daß Deutschland in der Lage war, die Anregung zu einem solchen Kongreß zu geben. Das solle nicht bedeuten, daß Deutschland zuerst abrüsten müsse – dies war völlig ausgeschlossen –, sondern daß es mit Vorschlägen vorangehen solle. Die Erfolgchancen schienen ihm gut zu stehen: Österreich und Rußland würden darin eine Gelegenheit finden, ihre Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, von England hatten die Deutschen nichts zu fürchten, in Frankreich ließen sich *Stimmen der Friedensliebe* hören. Von Bühler, der nicht als Idealist abgestempelt werden wollte, gestand, daß er nicht an den ewigen Frieden glaubte. Seine Absicht war nur, *der bedrängten Menschheit den heißersehnten Frieden [zu] geben*, und er begründete zum Schluß seinen Antrag mit folgendem Satz: *Ich hielt es für unerlässlich, daß in diesem Hause einer aufsteht und dem Hauptübel, an dem die Völker krankten, Ausdruck gibt*⁸⁷.

Der konservative Abgeordnete Freiherr von Manteuffel versuchte zweimal vergeblich mit Schlußanträgen, die Diskussion zu verhindern, bis schließlich ein dritter angenommen wurde. Zuerst sprach der Volksparteiler Leopold Sonnemann, um von Bühler zu unterstützen. Auch er war der Ansicht, daß man das Volk entlasten mußte und daß die Voraussetzungen für einen Abrüstungskongreß vorhanden waren. In seinem Überblick über die europäischen Zustände fand er nur einen schwierigen Punkt: Frankreich. Er stellte aber fest, daß *auch dort ebenso sehnsüchtig auf friedliche Zeiten gehofft* wurde. Er stimmte ebenfalls von Bühlers Vorschlag zu, nicht für 50, sondern für 3 Jahre zu rüsten und zu warten, um zu wissen, ob man Frieden haben sollte oder nicht. Er betonte, daß es sich dabei nicht um eine Schwächung von Deutschlands Wehrkraft handelte, sondern um eine gleichzeitige Herabsetzung der Präsenzzeit und der Dienstzeit in den europäischen Ländern. Das Problem war außerdem ein juristisches, und zwar ein verfassungspolitisches, denn das Septennat setzte die Militärausgaben für sieben Jahre fest. Das hieß, daß jede Änderung im Militärwesen ausgeschlossen war, bis das Septennat am 31. 12. 1881 ablaufen würde. Der Reichstag konnte sich aber weigern, neue Steuern zu bewilligen, ohne vorher zu wissen, wie nach Ablauf des Septennats die Militärverhältnisse in Deutschland geregelt werden sollten. So der sozialpolitisch orientierte Demokrat Sonnemann, der vom bürgerlichen Leben, vom Gewerbe und von der Wissenschaft weniger Opfer verlangen zu können hoffte, denn 1874, als das Militärgesetz votiert worden war, waren mehr Gelder vorhanden. Inzwischen hatten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse geändert. Sonnemann zählte einige Maß-

87 RTV. 18. Sitzung am 11. 3. 1879, S. 365 f.

nahmen auf, mit denen man die Militärausgaben spürbar reduzieren könnte. Und er schlug vor, eine Kommission einzurichten, die beauftragt werden sollte, sich mit der Frage zu befassen, wie man auch 1881 Ersparnisse im Militäretat erzielen könne⁸⁸.

Der Fortschrittler Dr. Hänel nahm sehr differenziert Stellung zu den Vorschlägen der Vorredner. Von einem rechtlichen Standpunkte ausgehend, erinnerte er daran, daß im Reichstag schon zuständige Kommissionen existierten, die sich in diesem Sinne betätigen könnten und daß das Parlament, solange es unter dem Druck des Septennats stehen würde, auf irgendwelche erheblichen Einsparungen nicht rechnen durfte. Auch Hänel erkannte die Notwendigkeit, namentlich durch eine bessere Organisation und eine tüchtige Ausbildung die Militärausgaben zu reduzieren, ohne die Kriegsfähigkeit und die Wehrhaftigkeit der deutschen Armee zu mindern. Als Fortschrittler empfand er *lebhafteste Sympathien* für den eingebrachten Antrag, für die Idee *einer großen Friedensgemeinschaft der Völker*. Als Realpolitiker fand er aber einen Staatenkongreß gefährlich, sollte er nicht mit genügender Vorsicht vorbereitet werden, denn es ging dabei um die Sicherheit der Nation. Ein solcher Vorschlag schien ihm nicht der Strömung einer Zeit zu entsprechen, wo sich die Nationen wirtschaftlich immer mehr voneinander isolierten. Das konnte man in Deutschland feststellen, wo gerade 1879 ein Wandel in der Bismarckschen Wirtschaftspolitik eingetreten war: Der Reichskanzler kam vom freihändlerischen Kurs ab, um einen schutzzöllnerischen einzuschlagen. Nun blieben die Fortschrittler davon überzeugt, daß ein freiheitliches Wirtschaftssystem eine Grundbedingung für den internationalen Frieden sei. Übte die Fortschrittspartei Kritik an der praktischen Seite des Bühlerschen Antrags, was sie hinderte, ihm zuzustimmen, so begrüßte sie doch die *humane Anschauung*, die ihm zugrunde lag⁸⁹.

Der Abgeordnete des Zentrums Reichensperger erkannte wie Hänel nicht nur die ideale, sondern auch die sehr praktische Bedeutung des Antrags. Aber auch er war der Ansicht, daß man ihm, wie er dem Reichstag vorgelegt war, nicht die Zustimmung geben könne. Hänel meinte, der Antragsteller sei sozusagen mit Siebenmeilenstiefeln vorgegangen. Er glaubte nämlich, daß die Idee erst weiter verbreitet, daß das Bedürfnis, aus dem die Idee hervorgegangen sei, erst noch klarer gestellt, noch tiefer gefühlt werden müsse. Er hielt deren Verwirklichung in den damaligen Verhältnissen für eine Unmöglichkeit, selbst wenn das Bedürfnis, das von Bühler zum Ausdruck gebracht hatte, auch in den anderen Nationen vorhanden sei. Man müsse abwarten, fügte er hinzu, bis die Ausgaben für das Heerwesen für die Völker Europas eine solche Last geworden seien, daß sie wieder abnähmen. Hänel sprach noch die Hoffnung aus, daß die Staatsmänner wie die Vertreter des Militärstandes im Gefühl für den Notstand des Volkes immer mehr dem Gedanken der Abrüstung zugänglich würden. Davon ausgehend, daß von Bühlers Lösung ver-

88 Ebd., S. 366–368.

89 Ebd., S. 369f.

früht und übereilt sei, glaubte er ihr seine Zustimmung nicht geben zu können⁹⁰. Der Antrag Bühler wurde darauf in einfacher Abstimmung abgelehnt.

Die nächste Abrüstungsdebatte fand im Reichstag zwei Jahre später statt, in den Sitzungen vom 1. und 2. März 1880, als der Gesetzentwurf, betreffend Ergänzungen und Änderungen des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874, beraten wurde⁹¹. Generalfeldmarschall Graf Moltke, der als konservativer Abgeordneter dem Reichstag angehörte, eröffnete die Diskussion. *Wer möchte in Abrede stellen, daß ganz Europa unter dem Druck eines bewaffneten Friedens seufzt!*, sagte er. *Es ist das gegenseitige Mißtrauen, welches die Nationen gegen einander in Waffen hält. Kann dieses Mißtrauen überhaupt beseitigt werden, so wird es immer noch eher geschehen durch Verständigung von Regierung zu Regierung als durch andere Mittel, durch die babylonische Verwirrung von internationaler Verbrüderung und internationalen Parlamenten und was in der Richtung vorgeschlagen wird.* Auf die Statistik über die Vermehrung der Heeresstärke in Rußland und Frankreich hinweisend, begründete von Moltke seinen realpolitischen Standpunkt wie folgt: *Und dabei mutet man uns zu, großmütig das erste Beispiel der Entwaffnung zu geben! Hat der deutsche Michel überhaupt jemals das Schwert gezogen, als um sich seiner Haut zu wehren*⁹²?

Dann sprach der Zentrumsabgeordnete Peter Reichensperger, der Bruder August Reichenspergers, der schon am 5. November 1869 im preußischen Abgeordnetenhaus für den Abrüstungsantrag Virchow gestimmt hatte. Er vertrat die Ansicht, Deutschland habe das Recht und die Macht, *den Fuß zu setzen auf die Quelle des Übels, an dem ganz Europa krankt*. Seiner Meinung nach war es eine Pflicht, für die *allgemeine Abrüstung* einzutreten. Eine einseitige Abrüstung Deutschlands kam natürlich nicht in Frage. Mit Ernst konnte aber ins Auge gefaßt werden, die Staaten zur Abrüstung zu *zwingen*. Gerechtfertigt war demzufolge der Krieg, der endlich einmal den Frieden sichern würde. Diesen Frieden hatte Europa früher schon erreicht durch das System des *politischen Gleichgewichts*, das die Garantie des Rechts, der Solidarität und der Existenz war. Dieses System war aber untergegangen und vorderhand nicht wieder herzustellen. Die Ursache des Übels lag, so Reichensperger, nicht nur in der *Nationalitätsdoktrin*, sondern auch in der Erfindung der sogenannten *lokalisierten Kriege*, die die schlimmste Form des Faustrechts darstellten und das Rechts- und Solidaritätsbewußtsein der europäischen Gesamtheit verleugneten. Angesichts dieser Verhältnisse blieb nur noch eine Lösung übrig: auf die allgemeine Abrüstung hinwirken. Dies war die Aufgabe der *Edlen*, die den Dank aller Völker gewinnen würden. Reichensperger zeigte sich überzeugt, daß die Völker ihren Chauvinismus überwinden würden, wenn ihnen nur *dauernde Institutionen des Friedens und der gegenseitigen Sicherung* geboten

90 Ebd., S. 369 f.

91 RTV. Generalregister. (Abrüstung.) 27. Sitzung vom 11. März 1880, S. 23; RTV. 4. Legislaturperiode, 3. Session 1880, 1. Bd., S. 170 ff., 199 ff.

92 RTV. 4. Legislaturperiode, 3. Session 1880, 1. Bd., S. 170 ff., 199 ff.; Graf Hellmuth v. Moltke: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., Berlin 1892, S. 125 ff.

würden. Es ging schließlich um die Existenz und um die Prosperität der europäischen Völker. Sollte man die bisherigen Wege nicht verlassen, dann würde sich Europa in eine Armee verwandeln, in eine *Armee der fechtenden Bettler*⁹³.

Nach Reichensperger bestieg von Bühler die Rednertribüne. Er hatte seinen Antrag noch einmal eingebracht, wobei er aber dessen Formulierung etwas geändert hatte. Es ging ihm darum, zu zeigen, daß er keinesfalls eine Schwächung des militärischen Potentials Deutschlands im Sinne habe, sondern *eine wirksame, allgemeine und gleichzeitige Abrüstung* in allen Ländern. Dies war die einzige Lösung, die seiner Überzeugung nach die europäische Staatengesellschaft in finanzieller, politischer und wirtschaftlicher Beziehung retten konnte. Mochte er auch als Idealist abgetan und überhört werden, so hielt er es dennoch für seine Pflicht, das Wort zu ergreifen und zum Frieden zu mahnen. Wie Initiativen oder Aussagen in anderen Ländern zeigten, war sein Vorschlag keine Chimäre. 1873 hatte schon das englische Parlament einen Antrag an die Königin gerichtet, in dem es vorschlug, zur Verhütung von Kriegen internationale Schiedsgerichte einzuführen, in Österreich-Ungarn hatte sich die Regierung bereit erklärt, die Heeresstärke wesentlich herabzusetzen, und in Frankreich hatte der Ministerpräsident Freycinet vor kurzem erklärt, er sei ein leidenschaftlicher Gegner des Krieges. Im Gegensatz zu Moltke blieb von Bühler überzeugt, daß das Mißtrauen, das die europäischen Völker gegeneinander hegten, erst zerstreut werden könnte, wenn man einen Abrüstungskongreß einberufen würde. Seine Überzeugung nachdrücklich aussprechend, erklärte er prophetisch: *Wir sitzen auf einem Pulverfaß. Wir treiben unaufhaltsam dem Kriege zu.* Zum Schluß richtete er noch folgende Mahnung an die Reichstagsabgeordneten: *Meine Herren, ich bitte Sie, im Interesse des Wohles von Europa und ehe die Katastrophe losbricht, ein Wort des Friedens zu sprechen*⁹⁴.

Darauf ergriff Heinrich von Treitschke das Wort. Der einflußreiche Historiker war bekanntlich kurz zuvor aus der Nationalliberalen Partei ausgetreten und war fraktionslos geworden. Wie aus seiner Stellungnahme hervorgeht, prägten die Furcht vor der Einkreisung des Deutschen Reiches und der „Revanche“-Gedanke in Frankreich das außenpolitische Denken der maßgeblichen politischen Kreise und vieler Meinungsführer. Treitschke antwortete von Bühler: *Wenn das Schicksal Herrn von Bühler und mir wider Erwarten erlauben sollte, noch hundert Jahre zu leben, und wir uns dann auf einer einsamen Insel der Südsee unter Palmen zusammenfänden, dann könnten wir wohl selbender eine Friedenspfeife rauchen und über die Probleme der Friedensseligkeit der Erde mit einiger Aussicht auf Verständigung weiter sprechen. Jetzt stehen wir aber noch im Jahre 1880 und auf dem Boden unseres von mächtigen Nachbarn rings umgebenen Vaterlandes... Die Zeit des bewaffneten Friedens, sie wird zu Ende gehen erst dann, wenn die fremden Mächte sich daran gewöhnt haben, die Grundlage der heutigen europäischen Staatengesellschaft, wie sie das Jahr 1870 geschaffen hat, als fest, dauernd, wohlgesichert zu*

93 RTV. 4. Legislaturperiode, 3. Session 1880, 1. Bd., S. 170 ff., 199 ff.

94 RTV. 4. Legislaturperiode, 3. Session 1880, 1. Bd., S. 170 ff., 199 ff.

betrachten, wenn sie gelernt haben, mit Deutschlands Stärke zu rechnen, wie sie in früheren Jahrhunderten auf unsere Ohnmacht zählten⁹⁵. Diese realpolitische Betrachtungsweise verbirgt einen Pessimismus, der sich als berechtigt herausstellen sollte. An dieser Stimmungslage sollte sich bis 1914 nichts ändern, trotz der Gesten Wilhelms II. und der französischen Regierungen, trotz der zahlreichen Initiativen von Vereinen, die eine deutsch-französische Annäherung erwarten lassen konnten. Je mehr aufgerüstet wurde, je mehr die imperialistischen Tendenzen der europäischen Staaten sich behaupteten, desto mehr stieg die Nervosität auf dem ganzen Kontinent.

Mit Treitschkes Rede war die Debatte noch nicht zu Ende. Graf von Frankenberg, Mitglied der Deutschen Reichspartei, kam auf die Worte Reichenspergers zurück. Er stimmte ungefähr mit dem Vorredner überein, wenn er sagte, daß man in diesem Jahrhundert zur Abrüstung noch nicht kommen würde. Ein einziger Mann konnte sich doch seiner Auffassung nach mit Erfolgchancen für die Abrüstung einsetzen: der Papst. Dies war, meinte Frankenberg, die schönste und erhabenste Aufgabe, die der Papst übernehmen konnte.

Zwei Redner hatten sich noch zu Wort gemeldet, um zur Frage der Abrüstung Stellung zu nehmen. Der Konservative Freiherr von Maltzahn-Gültz bemerkte, daß von Bühler nicht so weit gehe, daß er ein Milizsystem fordere; auch er wolle an den Grundlagen der Heeresverfassung des Deutschen Reiches nicht rütteln. Der Zentrumsführer Windthorst, der als letzter sprach, erklärte, er wisse sehr wohl, daß eine allgemeine Abrüstung, wie man sie herbeizuführen wünschte, schwer erreichbar sei. *Die Leidenschaften der Menschen hören nicht auf*, fügte er hinzu, *und da die Völker aus Menschen bestehen, so hören auch die Leidenschaften der Völker nicht auf. Aber nichtsdestoweniger würde ich glauben, daß die stärkste Macht in Europa – und das ist Deutschland, zumal im Verein mit Österreich – sehr wohl auf eine Verminderung der Armee einzuwirken im Stande wäre; und das sollte nicht unterbleiben*⁹⁶.

Von Bühler brachte am 8. April 1880 zur zweiten Beratung des Militärgesetzes seinen Antrag erneut ein. Er begründete ihn in der Sitzung vom 10. April in einer kurzen Rede. Er behauptete, eine Ablehnung seines Antrags könne nur das Mißtrauen der Nationen verstärken. Diesmal meldete sich niemand mehr zur Diskussion, und es kam direkt zur Abstimmung. Der Antrag wurde abgelehnt⁹⁷.

Seinen Antrag hatte von Bühler am 29. Februar dem Reichskanzler Bismarck übersandt. Dieser hatte sich schon nach der ersten Einbringung des Antrags in Tischgesprächen darüber geäußert. Er hatte unter anderem bemerkt, der Abrüstungsgedanke sei ein sehr schöner Gedanke, wenn nur erst eine der anderen Mächte damit den ersten Schritt machen wollte, und er hatte hinzugefügt: *Das*

95 RTV. 4. Legislaturperiode, 3. Session 1880, 1. Bd., S. 199 ff. S. auch: *Otto Mittelstädt* (Hrsg.): *Reden von Heinrich von Treitschke im Deutschen Reichstage 1871–1884*, Leipzig 1896, S. 162 ff.

96 RTV. 4. Legislaturperiode, 3. Session 1880, 1. Bd., S. 199 ff.

97 RTV. 4. Legislaturperiode, 3. Session, Sitzung vom 10. April 1880, 4. Bd.: *Anlagen zu den Verhandlungen des Reichstags*, S. 630, Drucksache Nr. 89.

*Geld für die Militärausgaben könnten wir schon gebrauchen, namentlich um unsere Unterbeamten besser zu dotieren*⁹⁸.

In einem Brief vom 2. März antwortete Bismarck von Bühler: *Ich bin leider durch die praktischen und dringlichen Geschäfte der Gegenwart so in Anspruch genommen, daß ich mich mit der Möglichkeit einer Zukunft nicht befassen kann, die, wie ich fürchte, wir beide nicht erleben werden. Erst nachdem es Ew. Hochwohlgebornen gelungen sein wird, unsere Nachbarn für Ihre Pläne zu gewinnen, könnte ich oder ein anderer deutscher Kanzler für unser stets defensives Vaterland die Verantwortlichkeit für analoge Anregungen übernehmen. Aber auch dann fürchte ich, daß die gegenseitige Kontrolle der Völker über den Rüstungszustand der Nachbarn schwierig und unsicher bleiben, und daß ein Forum, welches sie wirksam handhaben könnte, schwer zu beschaffen sein wird*⁹⁹.

In einem Antwortschreiben vom 5. März zeigte der zielbewußte von Bühler, daß er in den Worten des Reichskanzlers eine Ermutigung gefunden hatte und daß er die Absicht hatte, in seinem Vorhaben weiterzugehen: *Der Weisung Euer Durchlaucht, mich mit meinen Plänen zunächst an andere Mächte zu wenden, möchte ich um so eher nachzukommen mich getrauen, weil sie nicht nur eine Art Vollmacht für mich, sondern selbst eine gewisse Garantie in sich schließt, daß Euer Durchlaucht für den Fall des Einverständnisses anderer Mächte analoge Anregungen auch für Deutschland zu übernehmen gewillt sind.*

Weil Bismarck ihn an Deutschlands Nachbarn verwiesen hatte und weil er diese Verweisung ernst genommen hatte, trat von Bühler mit einer weiteren Initiative hervor, die in der Öffentlichkeit Aufsehen erregte. Er wandte sich mit einem „Offenen Brief“ vom 15. Juni 1881 an Léon Gambetta, den Präsidenten der französischen Kammer¹⁰⁰. Der unbeantwortet gebliebene Brief wurde in der „Frankfurter Zeitung“, einem der einflußreichsten Presseorgane der Deutschen Volkspartei, abgedruckt. Inzwischen hatte sich von Bühler auch mit den Friedensgesellschaften in Genf und in Paris in Verbindung gesetzt, die seine Bestrebungen wiederholt begrüßt hatten. Ihre Antwort war aber enttäuschend ausgefallen. Die „Internationale Friedensliga“ in Genf schien sich etwas zurückhaltend zu zeigen, sobald es um die Frage der Abrüstung ging, und die Pariser „Gesellschaft der Friedensfreunde“ hatte ihrerseits geantwortet, *der französische Nationalstolz lasse es nicht zu, mit dem Antrage auf Abrüstung voranzugehen.* Die „Frankfurter Zeitung“ äußerte sich kritisch gegenüber diesen Organisationen, die sich gewöhnlich in *Friedensbeteu-*

98 *Heinrich v. Poschinger*: Fürst Bismarck und die Parlamentarier, Bd. 1, Breslau ²1896, S. 164 u. 168.

99 *Ebd.*, Bd. 3, S. 9 f.

100 [*Karl Gustav Friedrich*] v. Bühler: Krieg oder Frieden? Schreiben an L. Gambetta, Präsident [sic] der Französischen Kammer der Abgeordneten von v. Bühler, Mitglied des Deutschen Reichstages, Stuttgart 1881, 24 S.; französische Ausgabe Straßburg 1881; im Auszug mitgeteilt bei *H. Hetzel*: Die Humanisierung des Krieges in ihrer kulturgeschichtlichen Entwicklung, Frankfurt/Oder 1891, S. 272. Nach langem Suchen stellte sich heraus, daß ein Druck der Erstausgabe in der Universitätsbibliothek Tübingen konserviert ist (Signatur: Fm 993). Gesamter Text s. Anhang.

erungen erschöpft[en]; ihre Haltung stand mit ihren Grundsätzen in auffälligem Widerspruch¹⁰¹.

Von Bühler wandte sich an Leon Gambetta, weil dieser damals in Frankreich *das große Wort führt*[e]. Gambetta (1838–1882) hatte das Zweite Kaiserreich bekämpft. Nach der Kapitulation von Sedan am 4. September 1870 hatte er die Republik proklamiert und als Innen-, Finanz- und Kriegsminister der Regierung der nationalen Verteidigung Volksheere zum Entsatz von Paris aufgestellt. Als Führer der radikalen, dann auf seiten der gemäßigten Republikaner war er einer der entschiedensten Gegner der monarchistischen Mehrheit in der Nationalversammlung. Er setzte sich namentlich den Staatsstreichplänen des Marschalls Mac-Mahon entgegen. Er war seit 1879 Vorsitzender der Nationalversammlung. Die ganze deutsche Presse verfolgte mit größter Aufmerksamkeit Gambettas Tun und Treiben, denn man ahnte in ihm den Mann, der über kurz oder lang an die Macht kommen würde. In der Rede, die er am 29. Mai 1881 in Cahors, seiner Heimatstadt, bei der Enthüllung eines Denkmals für die gefallenen Mobilgarden gehalten hatte, hatte er einen Ton angeschlagen, der Hoffnungen auf eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland aufkommen ließ. Gambettas Diskurs blieb dennoch ambivalent. Einerseits huldigte er der Armee. *Völker, welche stark, frei und unabhängig bleiben wollen, müssen vor den Augen der jungen Geschlechter Beispiele und Erinnerungen entfalten*, erklärte er in Cahors. Dieses Beispiel fand er in den Heldentaten der Armee, die zur Volkserziehung beitragen sollten. Die Armee, meinte er, hatte immer ruhmreichen Anteil an der Entwicklung der nationalen Größe Frankreichs gehabt. Frankreich brauchte, so Gambetta, dieselbe Eintracht wie 1870/71, als es sich in großer Gefahr und am Rande des Verderbens befand. Gambettas Rede klang andererseits vielversprechend für diejenigen, welchen die deutsch-französische Verständigung am Herzen lag. *Das Schwert Frankreichs darf nicht wieder in die Hände eines Abenteurers fallen oder ein Werkzeug der Unterdrückung im Lande, des ungerechten Angriffs nach außen werden*, erklärte er. Der glühende Patriot trat als ein entschiedener Verfechter der Friedensidee auf, der sich überzeugt zeigte, daß Frankreich des Friedens bedürfe. *Lassen Sie sich nicht von denen irreleiten, welche behaupten, daß ein großes, für seine Ehre begeistertes Heer den Frieden bedroht*, erklärte er. *Einen langen und dauerhaften Frieden, welcher Ruhe gewährt und den Völkern eine lange Zukunft sichert, können Sie sich gönnen, welch' lauten Kriegslärm man auch vor Ihren Ohren erschallen läßt*¹⁰².

Die „Frankfurter Zeitung“ betonte den Gegensatz zwischen dieser Haltung und der, die Gambetta im vorigen Jahr in seiner Cherbourger Rede noch gekennzeichnet hatte. Diesmal betonte er die *Notwendigkeit des Friedens*, selbst wenn die Idee der *Würde Frankreichs* noch Vorbehalte klar erscheinen ließ. Die Verurteilung der Angriffs-, Abenteuer- und Eroberungspolitik aber begrüßte das Organ der Volks-

101 Gambetta und der Frieden. Schreiben an Herrn L. Gambetta, in: Frankfurter Zeitung Nr. 255, 12. 9. 1881 (Morgenblatt), S. 1 f.

102 Frankfurter Zeitung Nr. 150, 30. 5. 1881 (Abendblatt), S. 2.

partei als durchaus positiv¹⁰³. Gambettas Rede nützte dieses aus, um den militaristisch ausgerichteten Standpunkt der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zu geißeln. Diese hatte nämlich aus den Äußerungen Gambettas Waffen gegen die deutschen *Volksmänner* geschmiedet, die mit den militärischen Verhältnissen in Deutschland nicht zufrieden waren. Sich auf Gambettas Aussagen berufend, schrieb die „Norddeutsche Allgemeine“: *Der radikale Politiker, der berechnende Staatsmann, der Vorkämpfer des republikanischen Regimes auf breitester demokratischer Grundlage, der Anwalt der Freiheit und des Volkswohles ist weit davon entfernt, gleich andern soi-disant [= angeblichen] Volksbeglückern in einer starken Armee ein Hinderniß der fortschreitenden Entwicklung zu sehen.* Durch solche Aussagen konnten sich die Befürworter des preußischen Militarismus bekräftigt sehen. Denn auch sie dachten, eine große, für ihre Ehre leidenschaftlich eingenommene Armee sei keine Gefahr für den Frieden und ein langer, dauerhafter Friede beruhe auf der Macht der nationalen Organisation. Außerdem wies die „Norddeutsche Allgemeine“ die demokratische Opposition auf Gambetta hin, der zwar von *Gesinnung ebenfalls Republikaner und Demokrat sei, aber auch ein Politiker und Staatsmann, nicht aber ein bloßer parlamentarischer Klopffechter.* Die „Norddeutsche Allgemeine“ wiederholte also eine alte Denunziation, die darin bestand, zu behaupten, daß die deutschen *Volksmänner*, die das Prinzip der Sparsamkeit und der Reform auch in militärischen Dingen verfochten, Feinde einer starken Wehrmacht seien. Die Volksparteiler wünschten nur für das deutsche Heer die gleiche Situation, wie sie für das französische galt. Wie die „Frankfurter Zeitung“ erinnerte, war das Heer in Frankreich auf die Verfassung vereidigt, die Präsidenten der Volksvertretung konnten dort zum Schutze der Verfassung Regimenter aufmarschieren lassen, das französische Heer hing in allen Beziehungen vom Parlament, d. h. von der Volksvertretung, und vom verantwortlichen Kriegsminister ab; in Frankreich bildete es, so das demokratische Organ, keinen Staat im Staat, und die Kammerpräsidenten wurden auf ihren Reisen mit militärischen Ehren, mit Kanonendonner und Offiziersvisiten in Gala empfangen. Erst wenn die Dinge in Deutschland auch so liegen sollten, würden die deutschen *Volksmänner* die militärische Begeisterung eines Gambetta für das Volk in Waffen auch auf deutsche Verhältnisse übertragen und in Deutschland gelten lassen¹⁰⁴.

Ohne die Kenntnis dieses Hintergrunds wäre schwer zu verstehen, warum von Bühler sich am 15. Juni 1881 mit einem offenen Brief an Leon Gambetta wandte, in dem er mehr seinen persönlichen Standpunkt darlegte als den der Partei, der er nahe stand. Sich namentlich mit der Frage Elsaß-Lothringens beschäftigend, definierte er den *Kardinalpunkt*, in dem Deutschland und Frankreich übereinstimmen

103 In ihrem Kommentar gab die „Frankfurter Zeitung“ die Gründe an, warum Gambetta einen anderen Ton angeschlagen hatte: Die Friedensliebe der französischen Bevölkerung war ihm nicht unbekannt; seine Cherbourger Rede hatte im Ausland keinen Beifall gefunden; da er berufen war, einmal die oberste Gewalt in Frankreich auszuüben, mußte er der öffentlichen Meinung in Frankreich wie im Ausland Rechnung tragen.

104 Frankfurter Zeitung Nr. 151, 31. 5. 1881 (Morgenblatt), S. 1.

mußten: *In den Völkerdifferenzen soll nur die Macht des Geistes und der Idee und nicht die rohe Gewalt, der Krieg, entscheiden.* In dieser Grundlage sah er die Möglichkeit einer freien Diskussion, die der Hoffnung auf Verständigung Raum läßt. Ruhe und Friede waren die Voraussetzung für die Entwicklung dieser *Macht des Geistes*, an die er glauben wollte. *Nur unter dem Schutze einer gesicherten Rechtsordnung könne Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung der Völker reifen und gedeihen. Trachten wir darum vor allem nach dem Frieden.* Der Ausgangspunkt der Diskussion war aber für den württembergischen Abgeordneten der Status quo. Selbst wenn er sich dabei auf Kant berief, konnten die Franzosen einer solchen Prämisse nicht zustimmen. Um seine Idee annehmbar zu machen, versuchte von Bühler in einem kosmopolitischen Geiste und mit weltgeschichtlichen Argumenten den Begriff „Nationalität“ zu relativieren. Er schrieb nämlich: *Das mächtige Naturgesetz der Völker- und Staatengestaltung wird [...] in seinem stillen Schaffen und Wirken keine Hemmung erleiden. Kann es doch im Wandel der Zeiten kommen, daß es kein Frankreich und kein Deutschland mehr gibt und die Welt und die Menschen werden doch bestehen.* Die Lösung der Frage Elsaß-Lothringens sollte also *dem Naturgesetz und dem geistigen Wettkampf der Nationen überwiesen* werden. Von Bühler empfahl die Lösung des *geistigen Wettkampfes*, das heißt der Diskussion und des Rechts, die ihm der Vernunft zu entsprechen schien, während er in den Kriegen das größte aller Übel und in den Heeren die schwerste aller Lasten für die Völker sah. Die Kriege befürwortete für ihn *auf die niedrigste Stufe der Weltauffassung und Menschenwürdigung herabsinken.* Die Überwindung des Krieges war für ihn eine Frage des menschlichen Willens. Aber die Friedensfreunde wurden verlacht, Humanität und Idealismus galten als Schwäche. Der Friede würde erlauben, die Heere zu reduzieren, und von Bühler zählte die Vorteile auf, die sich daraus ergeben würden. Das Volk würde dadurch von der Militärlast und vom Steuerdruck entlastet werden, Arbeitskräfte würden der produktiven Arbeit zurückgegeben werden, Europa würde erstarken gegenüber einem aufstrebenden Amerika.

Von Bühler war sich bewußt, daß sein Schritt von einer Mehrheit seiner Landsleute als *eine Torheit ohnegleichen* betrachtet werden würde. Aber er wollte versuchen, Gambetta in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen als in der chauvinistischen Presse beiderseits des Rheins. Von der Rede, die Gambetta am 29. Mai in Cahors gehalten hatte, hatte er folgendes behalten: der Präsident der französischen Kammer hatte erklärt, der Friede sei das Fundament der Freiheit, Frankreich wolle den Frieden und bedürfe des Friedens, Frankreich sei ein Feind der brutalen Gewalt. Darauf hoffte er eine Verständigung bauen zu können, selbst wenn auch er Gegensätze in Gambettas Worten feststellte und selbst wenn es keine Bürgschaft gab, daß Frankreich, von kriegerischem Ehrgeiz und von Revanchegelüsten ergriffen, eines Tages nicht in denselben Fehler wie früher zurückfalle. Zwar glaubte von Bühler nicht, die totale Abschaffung der Heere sei herbeizuführen; aber die Reduzierung der Heere schien ihm das mögliche Friedensunterpfand zu sein, dessen Europa bedurfte. Er begründete seine Bemühungen mit diesen prophetischen

Worten: *Die Völker entsetzen sich schon über die Last, welche die bloße Zurüstung zum Kriege auferlegt. Wie aber werden sie erzittern, welches 'lauteste Hohn-gelächter der Hölle' wird erschallen, wenn der furchtbare Zusammenstoß erfolgt.* Von Bühler wollte alle seine Kräfte aufbieten, damit der *Vernichtungskrieg*, in den der nächste militärische Konflikt unfehlbar ausarten würde, verhindert werde. Und da er auf Gambetta seine Hoffnung gründen zu können glaubte, schrieb er ihm: *Soll denn Ihr Appell an den Sieg und Aufschwung des Geistes nicht dem Siege kriegerischen Geistes, sondern dem Triumphe des Reiches des Rechts, der Wahrheit und Freiheit gelten, so spannen Sie im Bunde mit allen Friedensfreunden die äußersten Kräfte Ihrer Nation an, rufen Sie alle Geister der Vernunft zu Hilfe, damit die furchtbare Katastrophe noch rechtzeitig abgewendet werde, daß nicht das Verhängnis zur Selbstvernichtung führe*¹⁰⁵.

Zwei Tage nach der Veröffentlichung des „Offenen Briefes“ in der „Frankfurter Zeitung“ reagierte die Redaktion des „Haller Tagblatts“ in einem längeren Leitartikel. Sie begrüßte den Schritt des Abgeordneten, der seine Ideen *in schwunghafter Weise* darlegte. Aber sie vergaß nicht, daß die Rede des Präsidenten der französischen Kammer *das doppelte Gesicht des Kriegs und des Friedens* trug. Sich auf die Worte von Büblers selbst stützend, erinnerte sie daran, daß auch die Republiken ihren Cäsarismus haben. Sie glaubte auch folgendes betonen zu müssen: Die Friedenssehnsucht der Deutschen sei keinesfalls als ein Zeichen der Schwäche zu interpretieren. Erstens sei Deutschland durchaus im Stande, den auf ihm lastenden Druck der Heeresunterhaltung zu ertragen, im Gegensatz zu dem, was das reichere Frankreich denken könne, wo man *das nahe und materielle Erliegen* des Nachbarn erwarte. Die Deutschen glichen nämlich die materielle Unterlegenheit *in reichem Maße* aus durch *Kraft, Vaterlandsliebe, Zähigkeit und Ausdauer*. Zweitens dürfe die Unzufriedenheit mit diesen oder jenen inneren Verhältnissen nicht als ein Zeichen baldigen Zerfalls der Einheit und Stärke Deutschlands gedeutet werden, denn, versicherte er, *dem äußeren Feind gegenüber werden die Deutschen immer und überall einig sein*. Schließlich blieb das „Haller Tagblatt“ äußerst mißtrauisch gegenüber Frankreich und Gambetta, der seit Mitte Juni von Büblers „Offenen Brief“ unbeantwortet gelassen hatte. Der Text endete mit folgenden etwas ironischen Worten: *Wir Deutsche teilen gewiß auch diesen Wunsch des Herrn Hofrats. Aber Gambetta und die drüben, wie denken sie? Gambetta hat's, bis jetzt wenigstens, noch nicht offenbart. Er denkt am Ende, mit Schweigen sich niemand verred't. Oder würde der Mann der Phrase uns überhaupt sagen, was er denkt, wäre dann das auch dasselbe, was Frankreich denkt? Wir glauben, Schweigen ist diesmal auch eine Antwort*¹⁰⁶.

Das „Haller Tagblatt“ öffnete auch seine Spalten denjenigen, die öffentlich zum „Offenen Brief an Leon Gambetta“ Stellung nehmen wollten. Die Reaktionen, die eine nationalliberale Färbung hatten, blieben anonym. Wenn man sie liest, darf

105 Frankfurter Zeitung Nr. 255, 12.9.1881, S. 1f.

106 Herr von Bühler an Gambetta, in: HT Nr. 214, 14.9.1881, S. 883f.

man nicht übersehen, daß damals die Reichstagswahl-Kampagne begonnen hatte. Das heißt, daß diejenigen, die bei dieser Gelegenheit das Wort ergriffen, einem Wahlkandidaten und politischen Gegner etwas politischen Kredit zu rauben suchten. Anfang Oktober, das heißt kurz vor der Wahl, konnte der Ton nur scharf sein. Ein anonym er Einsender spannte nationale Saiten auf und wählte als Motto seiner Stellungnahme: *Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen*¹⁰⁷. Dieses Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“ gab den Ton des ganzen Textes an. Der Autor schrieb nämlich eingangs: *Wer diese Worte sich klar vor Augen hält, um so mehr, wenn er die Blicke westwärts richtet und die Strömung im Nachbarlande verfolgt, dem wird es nicht schwer werden, auf die Seite sich zu stellen, wo er in Wirklichkeit das ist, was jeder von uns sein soll, ein echter deutscher Mann*. Differenziert und auf die bevorstehende Wahl anspielend, gab er zu: *Der Gedanke Bühlers ist von seiner idealen Seite schön und gut und, wenn keine anderen Pläne dahinter stecken, ein hochherziger zu nennen*. Für den Einsender dieses Textes brauchte der „Offene Brief“ keine Antwort, denn jedermann war Gambettas Ansicht. In seiner programmatischen Rede in Belleville hatte er erklärt, in Betreff des Militärs gebe es in Frankreich keine Partei; sobald es sich um das Heer, seine Neubildung, seine Lebensfähigkeit handle, seien alle Parteien einig; das Heer sei, zumal im Unglück, Frankreichs Trost und letzte Hoffnung. Der Autor zog daraus folgenden Schluß: *Ein Mann, der solche Gedanken in sich hegt, will nichts von Abrüstung wissen. Was sollen wir Deutsche davon lernen? Wir dürfen und können nicht für Schwächung unserer Armee sein, und wer das tun will und verlangt, ist nicht der rechte Volks- und Vaterlandsfreund, der leitet sein Volk auf falsche Bahnen und führt es zu Schaden, Spott und Schande*¹⁰⁸.

Die Diskussion fand auch auf den Wahlversammlungen statt. Auf der Versammlung des konservativen Kandidaten Strodbeck, Gutspächter und Landwirt in Weißenhof bei Weinsberg, ergriff der Redakteur Treiber aus Stuttgart das Wort, um den *Angriffen der Partei des 'Beobachters'*, das heißt der Demokratischen Volkspartei, zu antworten. Treiber erklärte, die Konservativen könnten nur dem ersten Punkt des Programms des Kandidaten von Bühler zustimmen, der lautete: *Wahrung und Kräftigung der Macht, Unabhängigkeit, Freiheit und Wohlfahrt Deutschlands im Inneren, Frieden nach außen*. Er äußerte sich aber sehr kritisch zu der Auffassung, die der Mann der Volkspartei von der Militärfrage hatte. Er erklärte, die Konservativen wollten bloß eine Sicherung der Wehrkraft Deutschlands, eine Verstärkung vorläufig nicht, solange nicht die absolute Notwendigkeit dazu nachgewiesen sei; auch sie würden gerne die *drückende Militärlast erleichtern helfen*, [...] *wenn es ohne Gefahr geschehen könnte*. Der Redner nahm auch Stellung zur Frage der *Herbeiführung einer Übereinkunft der Staaten über gleichzeitige, allgemeine Verminderung der Heere*, mit der von Bühler in der Öffentlichkeit hervorge-

107 Schiller, Wilhelm Tell, 2. Aufzug, 1. Szene: Mahnung des greisen Attinghausen. Vgl. Schillers Werke in zwei Bänden, 2. Bd., München 1954, S. 99.

108 Ein Wort zu seiner Zeit, in: HT Nr. 229, 1. 10. 1881, S. 1.

treten war. Treiber begrüßte in diesem Wunsch *ein wunderbar schönes Ideal*. Die Frage aber lautete: Konnte man so weit kommen, daß alle Staaten sich dahingehend einigten, ihre Heere auf die Hälfte, *ja lieber auf ein Zehntel* herunterzusetzen? Gambettas Schweigen konnte nur Zweifel aufkommen lassen, abgesehen davon, daß er erklärt hatte, er würde sich nie auf eine Schwächung der französischen Armee einlassen¹⁰⁹.

Die französische Presse hatte bis jetzt nicht reagiert. Allein „Le Siècle“, eine alte, dahinsiechende Abonnementzeitung, die die Linie der republikanischen Linken treu verfolgte und Gambetta bekämpfte, hatte von Bühlers Brief kaum zehn Zeilen gewidmet. Die Friedens- und Freiheitsliga antwortete sehr spät darauf, in der Nummer vom 1. Oktober ihres Wochenblatts „Les Etats-Unis de l'Europe“. Die „Frankfurter Zeitung“ druckte die Antwort der Liga am 8. Oktober wörtlich ab, *lediglich zur Information [ihrer] Leser*. Selbst wenn sie sich – offenbar erbittert – jedes Kommentars enthielt, konnte sie nicht umhin, zu bemerken: *Zur Verhütung etwaiser Illusionen wollen wir gleich zum Voraus daran erinnern, daß die Liga und ihr Organ in der Entwaffnungs- und Abrüstungsfrage, sowie in der Frage der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland überhaupt, sich wiederholt auf Seite Frankreichs gestellt hat. Das erklärt sich daraus, daß die Leitung der Liga sich gegenwärtig in den Händen von Franzosen befindet*. Die Liga weigerte sich, den Status quo als Grundlage einer Diskussion anzunehmen, und ging soweit, zu sagen, man würde versucht sein zu glauben, daß von Bühler *ein Werkzeug des Herrn von Bismarck* sei. Die Liga ging in dieser Frage von einer anderen Voraussetzung aus, und zwar von dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Menschen. Das heißt: sie forderte, daß den Elsässern und den Lothringern das Recht gegeben werde, durch ein freies Votum darüber zu entscheiden, ob sie deutsch oder französisch sein wollten. Die Haltung der Genfer Organisation duldete keinen Kompromiß: ein Volksentscheid in Elsaß-Lothringen sowie ein Schiedsgericht, falls Elsaß-Lothringen sich bei diesem Votum für eine Rückkehr zum *alten Vaterlande*, also Frankreich, aussprechen würde, schien die allein mögliche Voraussetzung für Verhandlungen zu sein¹¹⁰.

Das „Haller Tagblatt“ berichtete ausführlich über diese Antwort der Friedensliga und drückte seine Zweifel aus, ob von Bühler davon befriedigt sein werde. Das Blatt wies auf die ungeschickte Argumentation des Abgeordneten von Hall hin, an der die „Deutsche Reichspost“ schon Kritik geübt hatte. Von Bühlers „Offener Brief“ enthielt nämlich eine Drohung. Er schrieb, *daß, wenn Frankreich jemals daran denken sollte, die Provinzen [= Elsaß-Lothringen] mit den Waffen in der Hand wieder zu nehmen, Deutschland selbst stille Hoffnungen bezüglich anderer Reichsländer, die im Laufe der Zeit verloren gegangen sind, wieder aufleben las-*

109 HT Nr. 243, 19. 10. 1881, Beilage; Über die Wahlversammlung des Herrn Reichstagskandidaten Strodbeck, in: HT Nr. 244, 20. 10. 1881, S. 1011 ff.

110 Eine Antwort auf das Schreiben von Bühlers an Gambetta, in: Frankfurter Zeitung Nr. 281, 8. 10. 1881 (Morgenblatt), S. 2.

sen könnte. Von Bühler konnte also vorgeworfen werden, daß er sich mit solchen Argumenten zu sich selbst in Widerspruch setzte. Die Friedensliga, hieß es ironisch im „Haller Tagblatt“, habe ihm eine Lektion erteilt, indem sie dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Menschen Geltung verschaffe¹¹¹.

Die Wahlkampagne vom Herbst 1881 hatte begonnen. In Backnang schlugen politische Gegner von Bühlers einen noch viel schärferen Ton an. In einer *Ansprache an die Mitbürger*, die sie in den „Murrthalboten“ einrücken ließen, versuchten sie, den seine Wiederwahl anstrebenden Abgeordneten zu diskreditieren¹¹². Über die Bemühungen des Konkurrenten um eine allgemeine Abrüstung drückten sie sich schonungslos aus und meinten: *Abgesehen von den schönen, aber idealen und chimeren Diskussionen über die Abrüstungsfrage, abgesehen von dem persönlichen Eitelkeit zu lieb geschriebenen Brief an Gambetta, der ein bloßes Wahlmanöver ist, enthält Herr von Bühlers Programm eine Reihe von Widersprüchen. Wohlfahrt, Unabhängigkeit, deren Basis allein die Stärke eines Landes bedingen kann, und daneben die Abrüstungs-idee auch ohne Frankreich! oder: Sicherung und Stärkung der Wehrkraft und zugleich Abrüstung! [...] Herr von Bühler will Sicherung und Stärkung der Wehrkraft Deutschlands, aber mit Maß und Ziel, nicht bis zum Ruin der gesamten Volkskraft [...] Er beantragt ferner 'gleichzeitige und nicht einseitige' Abrüstung. Allein wie hat sich's denn mit der Gleichzeitigkeit, wenn Herr von Bühler im nämlichen Atemzug hinzufügt: 'Will aber Gambetta oder Frankreich nicht mittun, so genügt es auch an der Übereinkunft der übrigen Großmächte' (Also doch wohl einseitig!)*¹¹³.

Auf der eigenen Wahlversammlung, die am 23. Oktober in Hall stattfand, konnte von Bühler auf alle diese Kritiken ausführlich antworten. Er widerlegte die Anschuldigung, er wolle *Deutschland seinen Feinden wehrlos preisgeben*. Er fand hier die Gelegenheit, seinen Abrüstungsantrag im Reichstag zu begründen. Das endlose Wettrüsten stellte in seinen Augen nicht nur eine immer unerträglichere Last für das Volk dar, sondern es bedeutete auch *eine Bedrohung in Europa*. Er erklärte noch einmal, warum er nicht an den ewigen Frieden glaubte. *Solange Menschen Leidenschaften besitzen*, meinte er vor den Haller Wählern, *ist es nicht möglich, ewigen Frieden unter den Einzelnen und unter den Völkern zu schaffen. Allein bei der unerhörten Steigerung der Heere und der Militärlasten ist es doch zum mindesten nicht lächerlich, in einem Antrag den Gedanken einer teilweisen, gleichzeitigen Verminderung der Armeen in Europa anzuregen. Ich habe nicht eine einseitige Verminderung gewollt; für so unvernünftig wird mich niemand halten*. Von Bühler konnte sich außerdem auf einen Brief Bismarcks berufen, in dem der Reichskanzler sich mit seinem Gedanken einverstanden erklärt hatte. Dieser hatte die Sache ernst genommen und mit dem russischen Finanzminister Abasa besprochen, der sich über von Bühlers Antrag gefreut hatte, denn er hatte in seinem Land

111 HT Nr. 245, 21. 10. 1881, S. 1015 f.

112 Murrthalbote Nr. 122, 19. 10. 1881.

113 HT Nr. 247, 23. 10. 1881.

eine große Finanzkrise zu meistern und stand vor der Notwendigkeit einer Verminderung des russischen Heeres. In allen Parlamenten, fügte noch von Bühler hinzu, hatte man ähnliche Initiativen ergriffen, und sie waren günstig aufgenommen worden. Er war deshalb überzeugt, daß, wenn nur einmal ein Staat energisch anfinge, die anderen mittun würden. Um seine Wähler zu beruhigen, zeigte sich von Bühler zuversichtlich. Er wollte glauben, daß die Friedensliga auf die Forderung der Rückgabe von Elsaß-Lothringen verzichten würde, und meinte, daß Gambettas Schweigen nicht bedeutete, es sei mit seinen früheren Friedensversicherungen nicht ernst gewesen. Er beharrte außerdem bei seiner Ansicht, daß die fünf übrigen Großstaaten auch ohne Frankreich abrüsten könnten, denn zusammen wären sie ja immer noch stark genug, Frankreich, wenn es den Störenfried in Deutschland machen wollte, zurückzuweisen. Zum Schluß appellierte von Bühler an die öffentliche Meinung, die sich darüber aussprechen und auf eine Lösung drängen müsse¹¹⁴. Trotz der Kritik seiner Gegner wurde von Bühler im Oktober 1881 vom 11. württembergischen Wahlkreis in den Reichstag wiedergewählt¹¹⁵. Seinen Antrag sollte er aber nicht erneuern, obwohl er sich in der Sitzung vom 6. Dezember 1881 die Wiedereinbringung für die nächste Session vorbehielt¹¹⁶.

In seinem Werk über die erste Haager Konferenz von 1899 bemerkt Christian Meurer, daß in der Reichstagsdebatte vom 11. März 1879 die Anhänger der Abrüstungsidee, die Abgeordneten Hänel und Reichensperger, die wirkungsvollsten Gründe gegen den Antrag Bühlers vorgetragen hatten. Diese hatten nämlich betont, daß sein Vorschlag verfrüht sei und daß ein Abrüstungskongreß eine vorsichtige Vorbereitung voraussetze. Das zeigte die erste Haager Konferenz von 1899, über die Meurer schreibt: „Wieder waren zwanzig Jahre dahingegangen, und die 'Abrüstungskonferenz' wurde ohne die deutsche Anregung in Den Haag abgehalten. Nachdem sich hier aber nicht einmal die viel maßvollere Forderung eines vorläufig nur kurzen Rüstungsstillstands durchsetzen ließ, kann man das Fiasko ermessen, welches Deutschland mit der Einberufung einer Konferenz auf sich geladen haben würde, die nur die eine und dabei viel weiter gehende Frage einer wirklichen Abrüstung auf ihre Tagesordnung gesetzt hätte“¹¹⁷.

Unverkennbar war es Bühlers Fehler, die Abrüstungsfrage als isolierte Initiative, ohne ausreichenden Zusammenhang mit einer internationalen Friedensordnung, zu behandeln¹¹⁸. Er war sich zweifelsohne seines Idealismus bewußt, aber er wollte an die *Macht des Geistes* glauben. Es war trotz seiner Erfolglosigkeit sein Verdienst, als warnende und mahnende Stimme aufgetreten und einer derjenigen gewesen zu sein, die im Parlament selbst aus einem Gefühl der Verantwortung heraus auf die Gefahren des bewaffneten Friedens hingewiesen hatten.

114 Über die Wahlversammlung des Herrn von Bühler, in: HT Nr. 248, 25. 10. 1881, S. 1027f.

115 HT Nr. 256, 3. 11. 1881.

116 RTV. 5. Legislaturperiode, I. Session 1881/82, 1. Bd., S. 243f.

117 Christian Meurer: Die Haager Friedenskonferenz, 2. Bd., München 1907, S. 630f.

118 Leser (wie Anm. 83), S. 33.

Württemberg als Kerngebiet der Deutschen Friedensgesellschaft

Die organisierte Friedensbewegung entwickelte sich von 1860 bis 1890 außerhalb Deutschlands weiter und nahm feste Formen an¹¹⁹. Sie begann in Deutschland Fuß zu fassen, nachdem der Frankfurter Friedensverein 1886 und die Deutsche Friedensgesellschaft 1892 gegründet wurden. Friedensforscher erklären diese relativ späte Entwicklung der organisierten pazifistischen Aktivitäten in Deutschland mit dem sogenannten „deutschen Sonderweg“. Das Scheitern der Paulskirche, wo die radikal-demokratische Richtung, vertreten von Arnold Ruge und Julius Fröbel, die Friedensfrage mit der nationalen Frage verknüpfte, wirkte als retardierender Faktor. Der Frankfurter Friedenskongreß von 1850 zeigte deutlich, daß die liberalen Demokraten der nationalen Frage gegenüber der Friedensfrage eine unbedingte Priorität gaben. Später verlegte der militärische Erfolg von 1871 den Schwerpunkt der Interessen des deutschen Bürgertums, das sich opportunistisch an die siegreichen Kräfte anpaßte¹²⁰.

Erst 1886 wurden in Frankfurt, Berlin, Darmstadt und Stuttgart Friedensvereine gegründet, aber nicht direkt durch deutsche Bürger, sondern unter dem Einfluß des Engländers Hodgson Pratt, der Agitationsreisen durch Deutschland unternommen hatte. Allein der Frankfurter Verein konnte sich unter der Führung des rührigen Franz Wirth (1826–1897) behaupten, des Sohnes des Hauptredners auf dem Hambacher Fest; die Frankfurter sollten sich später der Deutschen Friedensgesellschaft anschließen¹²¹.

Hodgson Pratt, der Gründer der Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft, war 1884 in Stuttgart mit Mitgliedern der Deutschen Volkspartei zusammengetroffen und hatte die Gründung eines Komitees zur Bildung einer lokalen Friedensgesellschaft initiiert. Nach seiner Abreise hatte sich aber dieses Komitee bald aufgelöst. 1885 kam der nimmermüde Friedensprediger wieder nach Stuttgart, wo sich diesmal nach einem öffentlichen Vortrag ein Friedensverein unter Vorsitz des Geographen Friedrich von Hellwald konstituierte. Dieser Verein verschwand nach zwei Jahren, ohne nachhaltige Spuren zu hinterlassen. Erst durch das Engagement des Stuttgarter Stadtpfarrers Otto Umfrid konnte die Friedensbewegung im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Württemberg zum Durchbruch kommen¹²². Mit der Unterstützung Franz Wirths konnte nämlich eine Stuttgarter Ortsgruppe entstehen, die sich dann der Deutschen Friedensgesellschaft anschloß¹²³.

119 1846 war in Königsberg eine lokale Friedensgesellschaft aus einer frei-evangelischen Gruppe um den Pfarrer J. Rupp entstanden. Ihr Organ „Der Völkerfriede“, die Beilage des „Ostpreußischen Volksboten“, kann als die erste pazifistische Zeitschrift in Deutschland betrachtet werden. Vgl. *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 31 f.

120 *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 33 f.

121 *Alexander Dietz*: Franz Wirth und der Frankfurter Friedensverein. Festschrift zur Feier seines 25jährigen Bestehens (Schriften des Frankfurter Friedensvereins 1), Frankfurt am Main 1911.

122 *Schmid* (wie Anm. 16), S. 322 f.

123 *Hans Wehberg*: Die Führer der deutschen Friedensbewegung (1890 bis 1923), Leipzig 1923, S. 40.

Altensteig	Hauptlehrer Kächele
Backnang	Hauptlehrer Bayern
Baisingen	Kaufmann Kahn
Balingen	Präzeptor Bailer
Bönningheim	Oberlehrer Koppenhöfer
Calw	Postsekretär Kaufmann
Ebingen	Lehrer Heindtel
Esslingen am Neckar	W. Langguth
Gechingen	Oberlehrer Bullinger
Geislingen	Präzeptor Ruetz
Gmünd	Gemeinderat Seeger
Hall	Apotheker Dr. Blezinger
Hechingen	Uhrmacher Stengel
Heidenheim	Dr. Bundschuh
Heilbronn	Landtagsabgeordneter Betz
Ingersheim	Hauptlehrer Fröscher
Korntal	Kirchenrat Blank
Metzingen	Fabrikant Hening
Nagold	Str.Bahnmeister
Nürtingen	Oberlehrer Vosseler
Reutlingen	Handelslehrer Schäfer
Rottweil	Fabrikant Platz
Schorndorf	Graveur L. Halm
Schwenningen	Hauptlehrer Würthner
Sindelfingen	Vorsitz vakant
Strümpfelbach	Schultheiß Kümmel
Stuttgart	Oberlehrer Grammer
Tailfingen	Redakteur Hornickel
Truchelfingen	Hauptlehrer Nickel
Tübingen	Landgerichtsdirektor Lust
Ulm	Oberpostsekretär Maass
Vaihingen	Redakteur Carle
Waiblingen	Mechaniker Held
Weinsberg	Werkmeister Manz
Winnenden	Stadtpfarrer Planck

Tabelle 1 Württembergische Friedensvereine und ihre Vorsitzenden im Jahre 1913 (aus: Friedensjahrbuch, Stuttgart 1913, S. 41 f.).

Die Gründung der Deutschen Friedensgesellschaft war eine Folge der Konsolidierung der internationalen Friedensbewegung, die sich nicht nur in den einzelnen Staaten organisierte, sondern auch über die staatlichen Grenzen hinaus einen Zusammenschluß hatte erreichen können. Während des Pariser Kongresses, der auf den Krimkrieg (1853–1856) gefolgt war, war man zu einer Vereinbarung über die Humanisierung des Krieges gekommen. Seither hatte sich auch die Diskussion über das Völkerrecht belebt. Der Gedanke der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit hatte an Boden gewonnen und wurde von mehreren Gesellschaften, die inzwischen in Europa entstanden waren, unterstützt: bei internationalen Konflikten sollte man sich der Vermittlung als Instrument der Konfliktbeilegung bedienen¹²⁴.

Frauen	3
Arbeiter	2
Beamte	3
Geheimräte	2
Geistliche	6
Geschäftsleute/Handwerker	19
Juristen	11
Landtagsabgeordneter	1
Obergütervorsteher	1
Redakteure	2
Schriftsteller	2
Schultheiß	1
Stadträte	2
Unterrichtswesen	25

Tabelle 2 Soziale Herkunft der Vorsitzenden der Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft 1913. Für das Jahr 1913 sind 95 Ortsgruppen verzeichnet, genaue Angaben über den Beruf bzw. die Tätigkeit der Vorsitzenden sind nur in 81 Fällen mitgeteilt (aus: Friedensjahrbuch, Stuttgart 1913, S. 40f.).

¹²⁴ Neben der „Ligue internationale pour la Paix et la Liberté“ (Internationale Friedens- und Freiheitsliga) hatte der Franzose Frédéric Passy (1822–1912) 1867 die „Ligue internationale pour la Paix“, drei Jahre später die „Société pour l'arbitrage entre les nations“ gegründet, in der Führer der Freihandelspartei und später Mitglieder der Deputiertenkammer zusammentrafen; Frédéric Passy sollte 1901 den Friedensnobelpreis erhalten. 1889 organisierte die „Société pour l'arbitrage entre les nations“ die Erste Interparlamentarische Konferenz, an der 96 Parlamentarier aus 7 Staaten – aber keine Deutschen – teilnahmen. 1873 war das Institut de Droit international (Institut für Völkerrecht) gegründet worden, das sich mit den Fragen der Schiedsgerichtsbarkeit, der rechtmäßigen Verteidigung im Kriegsfall und der Humanisierung des Krieges beschäftigte. 1889 fand in Paris der erste Weltfriedenskongreß statt. 1892 wurde das Berner Internationale Friedensbüro als zentrale Institution und Koordinationsstelle der Friedensgesellschaften ins Leben gerufen. Vgl. *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 38 ff.

1891 nahmen 18 deutsche Reichstagsabgeordnete an der dritten Interparlamentarischen Konferenz in Rom (3. – 7.11) teil. Die erste war zwei Jahre zuvor auf eine Initiative der „Société pour l'arbitrage entre les nations“ (Gesellschaft für eine Schiedsgerichtsbarkeit zwischen den Nationen) zusammengetreten. Bald darauf bildete sich unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten des Reichstags K. Baumbach ein Deutsches Komitee für Schiedsgericht und Frieden, dem sich etwa 60 vorwiegend freisinnige Abgeordnete anschlossen und das die Möglichkeit besprach, eine Deutsche Friedensgesellschaft zu gründen. 1892, anlässlich des IV. Weltfriedenskongresses in Bern (22. – 27.8) veröffentlichten der Frankfurter Franz Wirth und der Pforzheimer Adolf Richter (1839–1914) einen Aufruf an die Deutschen, in dem sie zur Gründung von Friedensorganisationen im Deutschen Reich aufforderten. Das Fernbleiben der Deutschen von der internationalen Friedensbewegung macht den schlechtesten Eindruck in der Welt, so lautete das Argument. Die Zeit schien günstiger zu sein, da die Politik des Burgfriedens, die Kanzler Caprivi (1890–1894) eingeschlagen hatte, eine dargebotene Hand gegenüber Zentrum, Linksliberalen und Sozialdemokraten war. Man beobachtete aber eine Sammlungsbewegung der nationalen Rechten und die Bildung von Interessen- und Agitationsverbänden wie dem Alldeutschen Verband, dem Deutschen Kriegerbund, dem Deutschen Flottenverein, den Reichsverband gegen die Sozialdemokratie, dem Wehrverein, dem Bund der Landwirte oder dem Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfenverband. Alle diese Vereine und Verbände verstärkten die völkisch-nationale Front.

Der Deutschen Friedensgesellschaft gehörten sehr verschiedenartige Persönlichkeiten an. Die einen waren mehr „Gefühlspazifisten“, die anderen waren bemüht, die Friedensbewegung zu organisieren und ihre ideologisch-programmatischen Positionen zu begründen.

Ihre ersten Erfolge verdankte die Deutsche Friedensgesellschaft der Baronin Bertha von Suttner (1843–1914), die 1889 mit ihrem Roman „Die Waffen nieder!“ großes Aufsehen erregte. Das Buch sollte bis 1905 37 Auflagen erreichen; es wurde in 16 Sprachen übersetzt. Bertha von Suttner, die von nun an ihr ganzes Leben der Friedenspropaganda widmete, war das Ziel zahlreicher Angriffe seitens der Gegner der Friedensbewegung, des Alldeutschen Verbands wie der Nationalsozialen, die sie als lächerliche, einseitig und utopistisch denkende Träumerin abstempelten. Ihr Engagement beruhte auf einer uneingeschränkten Fortschritts- und Wissenschaftsgläubigkeit; bei ihr galt der Krieg als ein Anachronismus. Überhaupt blieb Bertha von Suttner eine umstrittene Figur, selbst innerhalb der Friedensbewegung, deshalb, weil ihr gefühlsbetonter, moralisch-ethischer, humanitärer Standpunkt als zu unpolitisch galt, also als schädlich für die Bewegung betrachtet wurde¹²⁵.

125 *Bertha v. Suttner: Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte.* Hrsg. und mit einem Nachwort von Sigrid und Helmut Bock, Berlin 1990, 486 S.; *Die Friedenswarte*, 1914.

Während Bertha von Suttner die humanitär-aufklärerische Überzeugung der Deutschen Friedensgesellschaft verkörperte, war Alfred H. Fried (1864–1921) der Organisator, der die Vorstellung einer politisch-pazifistischen Bewegung vertrat¹²⁶. Die Deutsche Friedensgesellschaft stand aber vor einem Dilemma: war sie zu politisch ausgerichtet, dann hatte sie weniger Chancen, breite Volksmassen zu mobilisieren. Sie verstand sich mehr als überparteiliche Kulturbewegung, wobei sie das Sammelbecken für verschiedene Gruppierungen zu werden suchte. Die Deutsche Friedensgesellschaft blieb - von außen gesehen - eine Art Sekte, der es nicht gelang, eine breitere sozialen Basis aufzubauen und zu einer wirklichen gesellschaftlichen Anerkennung zu gelangen. Diese Situation bekräftigte nur den Spott und die Verleumdungen ihrer Gegner. Ein radikaler Befürworter des Krieges schrieb 1910 dem württembergischen Pazifisten Otto Umfrid: *Die Bestrebungen Ihres Vereins sind für mich direkt pathologisch, eine besondere Form der Neurasthenie. Der Krieg ist etwas Gesundes; der kriegerische Geist ist die wertvollste sittliche Potenz eines Volkes; wer den Krieg abschaffen will, versündigt sich am Naturgesetz und an Gottes Weltordnung. Eine Welt ohne Krieg würde an ihrer eigenen innerlichen Erbärmlichkeit, am Marasmus zugrunde gehen*¹²⁷.

Die Pazifisten glaubten optimistisch an den Fortschritt, an einen Veredelungsprozeß bei den Menschen; deshalb war es ihr Anliegen, die öffentliche Meinung aufzuklären und zu überzeugen. Sie glaubten auch an die Möglichkeit, auf die Entscheidungen der regierenden Kreise, auf den Gang der Politik Einfluß zu nehmen. In ihrem Programm von 1897 hielt die Deutsche Friedensgesellschaft die Überwindung nationaler Vorurteile und Leidenschaften für möglich durch die Intensivierung der Beziehungen zwischen den Völkern. Sie machte aber auch praktische Vorschläge. Die Parole hieß: *An Stelle der Gewalt das Recht!* im Verhältnis zwischen den Nationen. Als Hauptmittel dazu wurde die Errichtung eines internationalen Schiedsgerichts vorgeschlagen: die Staaten sollten dauernde Schiedsgerichtsverträge schließen, was das Bestehen eines ständigen internationalen Schiedsgerichtshofes erforderlich machte. Die Pazifisten lehnten das Prinzip des bewaffneten Friedens aus zweierlei Gründen ab. Das ständige Wettrüsten führte ihrer Ansicht nach unvermeidlich zum Krieg, und ein solcher Zustand konnte nur den Interessen der Völker schaden, die sozialen Mißstände verschärfen und dadurch die Friedfertigkeit der Völker vermindern¹²⁸.

Wollte sie ihre Ideen zur Geltung bringen, so mußte die Deutsche Friedensgesellschaft die neuen Agitationsformen der großen Verbände, die sich damals gebildet hatten, anwenden. Der Spielraum blieb aber für die bürgerliche Friedensbewegung ziemlich eng, denn die völkisch-nationalen Verbände hatten schon breite Kreise der öffentlichen Meinung mobilisiert, und mit einer Unterstützung seitens der Sozialdemokratie konnte sie nicht rechnen. Verbündete fand sie im linksliberalen La-

126 Wehberg (wie Anm. 123), S. 19–23.

127 Zitiert von Schmid (wie Anm. 16), S. 326.

128 Riesenberger (wie Anm. 12), S. 66 f.

ger. Die wiederholten Spaltungen, die der Linksliberalismus erlebt hatte, hatten ihn aber geschwächt; sie wirkten sich auch für die Friedensbewegung nachteilig aus.

Die Deutsche Friedensgesellschaft organisierte unregelmäßig deutsche Friedenskongresse, die mit Vertretern aus allen Ortsgruppen im Deutschen Reich besetzt wurden. Um ein Band zwischen den Ortsgruppen in Deutschland und im Ausland zu schaffen, griff sie zu publizistischen Mitteln. Sie gab ein offizielles Organ „Die Friedens-Korrespondenz“ heraus, die 1901 vom „Völkerfrieden“ abgelöst wurde; letztere Schrift erschien bis 1917 in Esslingen am Neckar. Neben zahlreichen Aufsätzen von Pazifisten aus aller Welt wurden darin Informationen über die Tätigkeit der verschiedenen Organisationen der Bewegung veröffentlicht¹²⁹. Vor dem Ersten Weltkrieg erschien in Stuttgart ein Friedensjahrbuch¹³⁰. Der Vorsitzende der Gesellschaft gab außerdem seit 1898 „Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation“ heraus, die nach 1933 in der Schweiz fortleben konnte¹³¹. Die Deutsche Friedensgesellschaft zählte 1901 6 000, 1907 knapp 7 000 Mitglieder, die sich aus den bürgerlichen Kreisen rekrutierten, vorwiegend im Unterrichtswesen sowie unter Juristen und Geschäftsleuten. 1913 umfaßte sie ungefähr 100 Ortsgruppen, nur neun östlich der Elbe, 13 in Preußen, 78 im übrigen Deutschland, darunter 40 in Württemberg¹³². So wurde Württemberg zum Kerngebiet der Gesellschaft, eine Tatsache, die sich weitgehend dadurch erklärt, daß die Deutsche Volkspartei in diesem Gebiet ihren Einfluß auf das süddeutsche Bürgertum behielt¹³³.

Viele Ortsgruppen entstanden nach Agitationsreisen des Frankfurters Franz Wirth und seiner Freunde Heinrich Rößler (Frankfurt), R. Reuter (Naumburg), Adolf Richter (Pforzheim) und Richard Feldhaus (Königsberg). Mit seinen 400 Mitgliedern blieb Frankfurt bis in die 90er Jahre das faktische Zentrum der deutschen Friedensbewegung, denn Berlin zeigte sich als erster Sitz der Friedensgesellschaft wenig aktiv. Da übrigens die Spannungen zwischen Frankfurt und Berlin der Bewegung Abbruch tun konnten und da Württemberg sich als Triebkraft der Organisation behauptet hatte, wurde im Januar 1900 Stuttgart zu ihrem Vorort gewählt. Im Oktober 1899 hatten sich eben 19 württembergische Ortsgruppen zu einem Landesverband zusammengeschlossen¹³⁴.

Otto Umfrid war der Pfeiler, auf den sich die Friedensbewegung in Württemberg lange Zeit stützte. Umfrid war nicht nur einer der bedeutendsten Vorkämpfer der

129 Der Völkerfriede. Deutsche Friedensgesellschaft. Esslingen. Jahrgänge 1911–1917 in der Bibliothèque Nationale et Universitaire Straßburg.

130 Das Friedensjahrbuch. Von einem Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft und des Verbandes für Internationale Verständigung mit einem Anhang, Stuttgart 1911; Desgl. für 1913.

131 Die Friedenswarte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation, Berlin/Wien/Leipzig, 1899–1933. Sie erschien 1915 unter dem Titel „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“.

132 Riesenberger (wie Anm. 12), S. 66 ff.; Schmid (wie Anm. 16), S. 324.

133 Bei den Wahlen von 1898–1907 erhielt die Deutsche Volkspartei in Württemberg durchschnittlich 26 % der Stimmen, bei etwa 400 000 Wahlberechtigten.

134 Riesenberger (wie Anm. 12), S. 69.

bürgerlichen Friedensbewegung, sondern auch einer der hervorragendsten Theoretiker des Pazifismus vor dem Ersten Weltkrieg. Nachdem er 1914 für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen worden war, sollte er jedoch 1920 in Stuttgart ohne große öffentliche Anerkennung sterben und fast völlig in Vergessenheit geraten. Zwanzig Jahre wirkte Otto Umfrid unermüdlich für die Organisation der Friedensbewegung in Württemberg, wo er etwa zwanzig Ortsgruppen gründete und zahllose Vorträge hielt. Viele Jahre gab er den „Völkerfrieden“ heraus, das Organ der Deutschen Friedensgesellschaft; er wurde zum zweiten Vorsitzenden dieser Organisation, ein Posten, der große Anforderungen an ihn stellte, nachdem die Zentralleitung der Gesellschaft von Berlin nach Stuttgart verlegt worden war. Weil er in einem zu engen Kreis wirkte, war die Betätigung Otto Umfrids in organisatorischer Hinsicht zwar nicht so bedeutend wie die des Historikers und Politikers Ludwig Quidde (1858–1941), der auf internationaler Ebene vieles geleistet hat. Er machte sich aber verdient in dem Kampf für das Recht und gegen die Verherrlichung des machtpolitischen Denkens. Eines seiner Hauptanliegen war die Popularisierung der Friedensidee. Zu diesem Zweck gab er von 1899 bis 1908 den „Friedensboten“ heraus, einen Friedenskalender, aber auch Aufsätze und Zeitschriften, um breite Massen des Volkes für die Friedensbewegung zu gewinnen. Deshalb wurde er von den Nationalisten bald der „Friedenshetzer“ genannt¹³⁵.

Otto Umfrid war ein Ethiker und Naturrechtler. Er verdammt die Grundsätze Machiavellis und die Geschichtsschreibung eines Treitschke. Ein Grundmotiv seiner Schriften war, *daß sich die Nationen auf eine wirkliche Rechtsgrundlage stellen müssen, die mit der Sittlichkeit im Einklang ist*¹³⁶. Die Schwierigkeiten der praktischen Verwirklichung des Pazifismus erkennend, suchte er ein konkretes Programm auszuarbeiten in einer Zeit, als auf die Fragen des Wettrüstens, der Überbevölkerung und der Kolonisierung Antworten gefunden werden mußten. Otto Umfrid vertrat Gedanken, die später im Völkerbund zur Geltung kamen. Er war der Ansicht, man müsse die Abrüstung durch Garantieverträge ermöglichen, die die Staaten gegen jede Bedrohung sichern würden. Man könne in der Kolonialfrage die gefährliche Rivalität zwischen den Großmächten durch eine Kooperation regeln. Er war es, der vorgeschlagen hatte, das Problem der Überbevölkerung durch internationale Abkommen zu lösen; er war es, der für die Idee einer Föderation, schließlich für die Idee des Völkerbundes, eingetreten war¹³⁷.

Die Krönung ihrer Tätigkeit war für die württembergischen Pazifisten der 2. Deutsche Friedenskongreß, der im Mai 1909 in Stuttgart stattfand. Dort wurde die Königin vertreten durch die Person des Kabinettsrates von Kübel; die Anwesenheit der Landtagsabgeordneten Elsas und Betz zeigte, daß die Friedensbewegung mit der treuen Unterstützung der Deutschen Volkspartei rechnen konnte. Dr. Elsas, der

135 Der Schwäbische Friedensmartyrer, in: Die Friedenswarte Nr. 43, 30. 10. 1920; Die Menschheit Nr. 46, 20. 11. 1920; *Wehberg* (wie Anm. 123), S. 41–44.

136 *Wehberg* (wie Anm. 123), S. 42.

137 *Ebd.*, S. 43.

im Namen des engeren Ausschusses der Partei sprach, erinnerte daran, daß die Demokratie die Friedensbewegung immer gefördert hatte, daß insbesondere die württembergischen Demokraten die Idee des Friedens, des internationalen Rechts und der Abrüstung propagiert hatten. Die Österreichische und die Schweizerische Friedensgesellschaft wurden in Stuttgart durch Prof. Dr. Kobatsch und Dr. Bucher-Heller vertreten, den Frauenbund der Deutschen Friedensgesellschaft repräsentierte Mathilde Planck, die mit mehreren Stuttgarter Gesinnungsgenossinnen zu den eifrigsten Mitstreitern Otto Umfrids gehörten¹³⁸.

Dieser Stuttgarter Kongreß verdient unsere Aufmerksamkeit, und zwar nicht nur deshalb, weil er von größter Bedeutung für die Friedensbewegung in Württemberg war, sondern auch, weil die Ideen, die dort vorgetragen wurden, sich als zukunftsweisend herausstellen sollten. Man findet sie nämlich in den Grundsätzen des Völkerbundes (1919) und der UNESCO (1945) wieder.

Die Hauptredner des Stuttgarter Kongresses waren Alfred Hermann Fried aus Wien und Prof. Dr. Ludwig Quidde aus München. Fried sprach über das Thema: *Die Friedensidee in moderner Auffassung*. Er wies vor allem auf die großen Wandlungen hin, die die Friedensidee in den letzten Jahren durchgemacht hatte. Er bemühte sich zu zeigen, daß sie sich von der Utopie zur Wissenschaft entwickelt habe, daß ihre Vertreter nicht mehr als *Friedensapostel* zu betrachten seien, sondern als Verkünder einer Lehre, die auf Tatsachen beruhe. Der pazifistische Friedensbegriff erstrebt die Gesundung des internationalen Organismus, die Herstellung einer internationalen Ordnung, aus der sich jene Vorbedingungen ergeben müßten, die die Menschheit zu ihrer vollen Kulturentwicklung benötigt, erklärte er weiter. Eine Weltorganisation ist die Grundlage der modernen Friedensidee. Die Logik der Dinge führt zum Bau einer Friedensorganisation. Es ergibt sich die Frage, wozu es nötig ist, für den Frieden zu arbeiten, wenn sich dieser Friede mechanisch aus den Tatsachen entwickelt. Die Frage wird durch das Wesen der Menschheit selbst beantwortet, die sich dadurch von der Tierheit unterscheidet, daß sie nicht vom Instinkt, sondern von der Erkenntnis getrieben, ihre Handlungen einrichtet. Das Friedensproblem ist heute nun mehr ein Problem der geistigen Optik. Nicht aus Feigheit oder Furcht wird heute der Krieg bekämpft, sondern weil er naturwidrig und unvernünftig ist und die Menschheit an ihrer Vervollkommnung hindert. Der Friede bedeutet die Lösung der sozialen Frage, die Befreiung der Menschheit vom Elend, die Gesundung des sozialen Körpers. Und deshalb ist das Friedensproblem die wichtigste Aufgabe der modernen Menschheit, so Alfred Hermann Fried.

Ludwig Quidde referierte über *Die internationale Politik der Gegenwart*. Er warnte davor, den nationalen Gedanken auf die Spitze zu treiben, wobei er die Ansicht vertrat, die nationalen Grenzen könnten nicht nach der Sprachgrenze abgesteckt werden. Er lehnte die Theorie der Eigenart und Selbständigkeit der Nationalitäten ab, insofern diese alle Mischungsprodukte internationaler Entwicklung

138 Schmid (wie Anm. 16), S. 332.

sind. Ebenso war er der Kolonialpolitik abhold. *Die Kolonialpolitik*, erklärte er, *ergibt sich aus dem Bestreben, die überschüssige Bevölkerung des Staates auf eigenem Boden anzusiedeln; sie führt zu Konflikten, und heute ist es bereits unmöglich, neue Kolonien zu erwerben, ohne einen Krieg auszulösen. Für das Deutsche Reich ist es wichtiger, in anderen Staaten die Anerkennung deutscher Kultur zu erlangen. Es ist gefährlich und ein grundsätzlich zu verwerfendes Ziel, Monopolabsatzgebiete zu schaffen*, fuhr Ludwig Quidde fort. *Überall ist Raum für freie wirtschaftliche Konkurrenz zu gewinnen. Eine Politik der offenen Tür und der freien Konkurrenz auf dem Weltmarkt muß eingeschlagen werden. Auf dem großen Markt der Welt sollten die Völker friedlich nebeneinander kämpfen. Nur die Tüchtigkeit wird in der wirtschaftlichen Konkurrenz entscheiden. Der Friede ist durch internationale Verträge zu sichern, und es ist die wichtigste Aufgabe der internationalen Politik, eine Weltorganisation zur Sicherung der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Interessen aufzubauen. Für Deutschland handelt es sich darum, bei diesen Bestrebungen nicht ins Hintertreffen zu gelangen, sondern möglichst an der Spitze zu marschieren, damit es nicht heißt, wir stellten uns der neuen Entwicklung hemmend in den Weg*¹³⁹.

Im Rahmen dieses Kongresses vom 15. und 16. Mai 1909 fand die Delegiertenversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft statt, die von 60 Personen besucht wurde. Kammerpräsident Friedrich von Payer wohnte ihr nur für kurze Zeit bei. Die württembergische Regierung schickte aber keinen Vertreter hin, was sehr bedauert wurde. In einem Schreiben der württembergischen Regierung wurde erklärt, sie sei *'aus äußeren Gründen' nicht in der Lage, die erbetene offizielle Beischickung des Kongresses eintreten zu lassen*. Kultusminister von Fleischhauer bedauerte, daß er verhindert sei, der Versammlung beizuwohnen. Der Münchener Ludwig Quidde bemerkte, daß sowohl die Reichsregierung als auch die bayerische Regierung zu derartigen Veranstaltungen immer Vertreter entsandt hätten. Der Landtagsabgeordnete Betz beantragte eine Entschließung, in der der Friedenskongreß sein Erstaunen und lebhaftes Bedauern darüber aussprach, daß die württembergische Regierung nicht dem Beispiel anderer Bundesstaaten gefolgt sei¹⁴⁰.

In den verschiedenen Berichten wurde den deutsch-französischen Beziehungen eine beachtliche Bedeutung beigelegt. Mitgeteilt wurde, daß aus dem Legat eines Franzosen ganz erhebliche Mittel verfügbar gemacht werden konnten, um einem französischen Professor (Emile Riquiez) Vorträge über die Friedenssache, besonders in Süddeutschland, zu ermöglichen. Im Anschluß daran beantragte der Oberlehrer Kohler aus Esslingen eine Resolution, die einstimmig angenommen wurde. Darin hieß es, daß alle Bestrebungen zur Herstellung besserer Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich begrüßt werden sollten. Auf dem vorigen Friedenskongreß in München war ein Komitee aus Mitgliedern der Deutschen und Französischen Friedensgesellschaften gewählt worden, das beauftragt wurde, In-

139 HT Nr. 113, 17.5.1909, S. 1–2.

140 Ebd., S. 2.

initiativen in diesem Sinne zu entwickeln. In Stuttgart wurde nun der Wunsch ausgesprochen, daß diese Instanz alles anbiete, *die beiden Völker einander näher zu bringen*.

In den eigentlichen Beratungen ergriff Ludwig Quidde noch einmal das Wort, um seinen Standpunkt zum Problem der nationalen Minoritäten zur Geltung zu bringen, wobei er sich mit der polnischen Frage im Deutschen Reich näher beschäftigte. Eine Resolution wurde angenommen, in der der Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationalitäten im internationalen Verkehr nachdrücklich verfochten wurde¹⁴¹.

Die Friedensfreunde, zu denen viele Lehrer zählten, dachten, daß der Friede auch eine Frage der Erziehung sei. Es galt für sie, auf die Schulen Einfluß zu nehmen. In diesem Sinne wiederholte die Delegiertenversammlung den Vorschlag, an den Schulen einen Friedenstag einzuführen; dazu sollte der 18. Mai bestimmt werden, das heißt der Tag, an dem die erste Haager Friedenskonferenz 1899 zusammengetreten war. Eine Eingabe in dieser Sache war schon an die verschiedenen Bundesstaaten gerichtet worden; sie war aber erfolglos geblieben. Nun wollte man sich mit diesem Anliegen an die Parlamente der Bundesstaaten wenden. In diesem Zusammenhang brachte Oberlehrer Kohler aus Esslingen einen weiteren Antrag ein, der ebenfalls einstimmig angenommen wurde. Danach wurden die Ortsgruppen der Friedensgesellschaft ersucht, die chauvinistischen Stellen in den deutschen Schulbüchern festzustellen und der Geschäftsleitung mitzuteilen, damit diese von sich aus vorgehen könne. Kirchenrat Kroner von Stuttgart sprach sich seinerseits für den Fortfall der Sedanfeier aus, die seit 1871 eine Art Nationalfeiertag für das Deutsche Reich geworden war und die jedes Jahr auch in allen deutschen Schulen begangen wurde. Mittelschullehrer Aupperle aus Heilbronn meinte, man müsse den internationalen Kinderaustausch fördern, eine Idee, mit der sich schon der 15. internationale Friedenskongreß in Mailand beschäftigt hatte und die die Deutsche Friedensgesellschaft nun in die Praxis umsetzen wollte. Man beschloß, um *den Austausch von Kindern und jungen Leuten zu fördern, zu diesem Zweck an möglichst vielen Orten Vertrauensmänner, Ausschüsse und Komitees zu gewinnen, die gesamte Presse ausgiebig zu benützen und den Zusammenschluß der vermittelnden Gesellschaften zu Verbänden zu fördern*¹⁴². 1897 waren in Frankreich die „Société internationale d'études, de correspondance et d'échange“ und die „Société d'échange international des enfants et des jeunes gens pour l'étude des langues étrangères“ gegründet worden. Vor dem Ersten Weltkrieg beteiligten sich immer mehr junge Deutsche und Franzosen an Wettbewerben, Studienreisen und Austausch, die vom „Journal d'Allemagne“ in Berlin unterstützt wurden¹⁴³.

Im Laufe der Delegiertenversammlung hatte schon Ludwig Quidde die Frage der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit aufgeworfen. Die Deutsche Friedensgesell-

141 Ebd., S. 2.

142 Ebd., S. 2.

143 Friedensjahrbuch, Stuttgart 1913, S. 9 f., S. 44.

schaft wollte für die Schaffung eines *obligatorischen Schiedsgerichts* im Falle von internationalen Streitigkeiten eintreten. Auf Antrag von Quidde wurde beschlossen, die deutsche Reichsregierung unter Bezugnahme auf ihre Haltung bei der Haager Friedenskonferenz von 1907 daran zu erinnern, den Gedanken des Abschlusses von Schiedsverträgen weiter auszubauen. Zur Debatte kam bei der öffentlichen Versammlung vom 16. Mai die Reichsfinanzreform, die damals das Tagesgespräch war. Der Reichstag sollte, wie es in einer Resolution hieß, eine sorgsame Prüfung des Geldbedarfs vornehmen, sich bei der Bewilligung neuer Steuern streng auf den bestehenden Bedarf des Augenblicks beschränken und alles ablehnen, was dazu dienen sollte, Mittel für weitere Steigerung der Rüstungen zu liefern. Außerdem wurde die Einberufung einer Abrüstungskonferenz befürwortet. In seinem Vortrag über die Abrüstungsbeschränkung begrüßte der Stuttgarter Bankier Hausmeister das Abkommen, das England und Frankreich gerade zur Einschränkung der Rüstungen unterzeichnet hatten. Prof. Walter Schücking, der Völkerrechtler aus Marburg¹⁴⁴, betonte die Notwendigkeit einer internationalen Organisation. Er stellte sich diese Organisation in der Form eines internationalen Bundesrats vor, dem ein Weltparlament zur Seite stehen würde.

Der württembergische Landesverein der Deutschen Friedensgesellschaft, der 1899 gegründet worden war, veranstaltete jedes Jahr eine Landesversammlung. Darüber wurde jedesmal in den Regionalzeitungen - im „Haller Tagblatt“ immer ausführlich - berichtet. Nehmen wir als Beispiel die Landesversammlung von 1908, die unter Vorsitz von Oberlehrer Gammert und Stadtpfarrer Umfrid in Reutlingen stattfand. Anwesend waren unter anderem der Präsident der Deutschen Friedensgesellschaft, Dr. Adolf Richter aus Pforzheim, sowie der Oberbürgermeister von Reutlingen. Kammerpräsident Friedrich von Payer grüßte die Versammlung in einer Zuschrift¹⁴⁵.

Der Schriftführer des Landesvereins, Hartmann aus Stuttgart, zeigte sich in seinem Rechenschaftsbericht optimistisch. Er meinte nämlich, daß die Idee der Völkerverständigung endlich auch in Deutschland Fortschritte gemacht habe. Die Interparlamentarische Konferenz, die vor kurzem in Berlin getagt hatte, war glänzend verlaufen. Sie hatte die Friedensbewegung *hoffähig* gemacht und zur Propaganda des Friedensgedankens Wesentliches geleistet. Er begrüßte den Esperantistenkongreß von Dresden, der auch die Friedensidee gefördert hatte. Professor Christaller von Stuttgart berichtete über die Stellung der Universitäten zur Friedensfrage und beobachtete, daß eine Anzahl Universitätsprofessoren ihre Zustimmung zur Friedensbewegung ausgesprochen hatten. Trotz dieser Fortschritte erschien der Weltfriede immer mehr bedroht. Oberpostamtssekretär Rühle von Stuttgart bedauerte, daß der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker sich noch nicht Gel-

144 Zu Walter Schücking (geb. 1875) s. *Wehberg* (wie Anm. 123), S. 42, S. 53 ff.; *ders.*: Walter Schücking, ein deutscher Völkerrechtslehrer, in: Nord und Süd, Jan. 1920.

145 Die Landesversammlung der württembergischen Friedensvereine, in: HT Nr. 277, 25. 11. 1908, S. 1.

tung verschafft hatte, er geißelte die Haltung der Engländer im Burenkrieg, der damals viel Raum in den Spalten der deutschen Zeitungen einnahm. Während des Versammlungsmahles zeigte sich Landgerichtsrat Zuft aus Tübingen pessimistisch und ging bis dahin zu behaupten, man stehe nahe vor einem Krieg.

Die zwei Hauptredner dieser Landesversammlung waren Kirchenrat Dr. Kroner von Stuttgart und der Pfarrer Dr. Gmelin. In seinem Referat über die orientalische Frage meinte Kroner, der Weltfriede sei bedroht, da der Berliner Vertrag von 1878 gebrochen worden sei. Ohne Moral, erklärte er, ist der Krieg unvermeidlich. In dieser Hinsicht hatten die Friedensgesellschaften eine Rolle zu spielen. Ihre Aufgabe, erklärte er, ist, folgende Grundsätze zu lehren und zu verbreiten:

1. *Wie das Recht der persönlichen Freiheit für den einzelnen, so ist das Recht der nationalen Freiheit für jedes Volk ein heiliges;*
2. *Wie die persönliche Selbstbestimmung aber durch ein Staatsgesetz im Interesse der Gesamtheit nach dem Rechte zu regeln ist, so ist auch das Selbstbestimmungsrecht der Völker nach der für das internationale Völkerrecht getroffenen Regelung zu begrenzen;*
3. *Zu diesem Zweck müssen zum mindesten alle Staaten Europas einen internationalen Rechtsbund schließen, dessen Verletzung durch einen Staat von der Gesamtheit verbindend geregelt oder geahndet wird;*
4. *Die Völker der europäischen Staaten haben nicht zu ruhen, bis dieses Ziel erreicht ist.*

Pfarrer Gmelin referierte über die fast alle Staaten betreffende Frage der nationalen Minderheiten. Seiner Ansicht nach handle es sich in dieser Angelegenheit darum, die Grundsätze der Gerechtigkeit und des sittlichen Rechts aufzustellen, nach denen die Minoritäten zu behandeln seien. Das natürliche Grundrecht der Minoritäten, erklärte er, ist das Recht auf ihre Muttersprache, *weil die Sprache der natürliche Ausdruck des Denkens, des inneren Lebens, also eine Achtung vor der Freiheit des Gewissens ist.* Die Aufgabe des Kulturstaates ist also, strenge Gerechtigkeit gegenüber den Minderheiten walten zu lassen.

Bei der Landesversammlung von 1910 referierte Pfarrer Gmelin über die entscheidende Frage der Rüstung. Das Wettrüsten war, seiner Ansicht nach, die Folge des internationalen Rechtszustandes, den er als unbefriedigend bezeichnete, insofern er die Tendenz einer unaufhörlichen Steigerung in sich trug. Er sah in der Rüstung eine schädliche Belastung, die das Gedeihen der Staaten und der Völker gefährdete und das Zusammenwirken der Kulturstaaten unmöglich machte, sah es daher als die Pflicht jedes Staates an, auf eine Verminderung der Rüstung, ja auf ihre völlige Abschaffung hinzuwirken. Dieses Ziel konnte aber nur erreicht werden, wenn eine weitgehende internationale Organisation geschaffen und der internationale Rechtszustand geändert würde im Sinne des Grundsatzes: „Recht geht vor Gewalt“¹⁴⁶.

Der Stuttgarter Pfarrer Otto Umfrid gehörte zu denjenigen, die in der Begründung ihres Engagements für den Frieden auch den christlichen Standpunkt geltend machten, indem sie insbesondere den Gedanken hervorhoben, es bestehe ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Krieg und Christentum. Umfrid bezeichnete die Kriege als *diabolische Verneinungen der Lehre Christi*. Es war seine Überzeugung, daß das Ziel der Menschheit die Aufrichtung des Reiches Gottes sei, das heißt die Herrschaft des Guten, der Gerechtigkeit, des Friedens, also auch des Völkerfriedens auf Erden. Die Kirche sollte, meinte er, mit den Friedensorganisationen Hand in Hand gehen und auf diese Weise der Aufrichtung dieses Reiches dienen. Aber gerade in theologischen Kreisen machte sich Widerstand bemerkbar; Otto Umfrid machte der Kirche den Vorwurf, sie sei zu konservativ, zu individualistisch, zu transzendent und zu pessimistisch geworden¹⁴⁷. Der Stuttgarter Pfarrer lehnte sich 1910 gegen den Geist seiner Zeit auf, den er als einen Geist der Gewalttätigkeit und der Herrschaft bezeichnete, gegen den Bismarck-Kult, gegen den preußisch-deutschen Heroenkult überhaupt, gegen den verhängnisvollen Einfluß der Geschichtsphilosophie von Treitschke, die damals das historische Bewußtsein prägte. Umfrid vertrat im Gegensatz zu dem preußischen Historiker den Gedanken, daß der Staat kein Selbstzweck sei, sondern vielmehr ein Mittel, dem Reich Gottes und der Menschheit zu dienen und das Recht auf Erden aufzurichten. Deshalb forderte er seine Zeitgenossen auf, sich für eine Rechtspolitik zu entscheiden, die der Interessen- und Gewaltpolitik zu weichen hatte¹⁴⁸. Umfrid trat für einen international vereinbarten Rüstungsstopp ein, für eine allgemeine Abrüstung und für den Gedanken eines Völkerbundes, der in Europa den Frieden sichern sollte¹⁴⁹. Umfrids Ideen lösten einen Sturm der Entrüstung in der nationalistischen Presse aus. Ihn beunruhigte dagegen, daß Europa sich von Jahr zu Jahr in ein Waffenlager verwandelte, und er warnte prophetisch: *Künftig könnte es [Europa] ein von Leichen besätes Schlachtfeld, eine Brand- und Trümmerstätte der Kultur werden*¹⁵⁰.

Der Haller Friedensverein (1895–1914): eine Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft in der Wilhelminischen Ära

Die Deutsche Friedensgesellschaft behielt eine lockere Organisationsstruktur. Die Geschäftsführung leiteten Adolf Richter (1839–1914) in Pforzheim und der Stadtpfarrer Otto Umfrid in Stuttgart. Ihre Aufgabe bestand darin, Material an die Orts-

147 *Brigitte Wiegand*: Krieg und Friede im Spiegel führender protestantischer Presseorgane Deutschlands und der Schweiz in den Jahren 1890–1914, Frankfurt/Main o.J., S. 64 ff. Zitiert von *Schmid* (wie Anm. 16), S. 326. 1907 initiierte Otto Umfrid ein Rundschreiben, das an 1000 evangelische Pfarrer verschickt wurde und diese aufforderte, in den Reihen der Friedensbewegung aktiv zu werden. Er fand aber dabei wenig Anklang; nur etwa 10 Prozent folgten dieser Aufforderung.

148 Los von Bismarck!, in: *Friedenswarte* H. 2/1910, S. 23 ff.

149 *Otto Umfrid*: Europa den Europäern, Esslingen 1913, S. 5 f.

150 Zitiert von *Schmid* (wie Anm. 16), S. 327.

Allg. Deutscher Verein für Friedenspropaganda (Neubildung 1895 Berlin)	1874
Friedensverein Frankfurt/Main	23. 10. 1886
Wiesbadener Gesellschaft der Friedensfreunde	1892
Deutscher Friedensverein (Dt. Friedensgesellschaft)	1892
Ortsgruppen:	
Breslau	2. 1893
Konstanz	6. 7. 1893
Ulm	19. 9. 1893
Königsberg	1893
Heidenheim	1893
Leipzig	1894
Stuttgart	1894
Pforzheim	1894
Offenburg	1894
Neustadt	1894
Insterburg	1894
Görlitz	1894
München	1894
Hanau	1894
Siegen	1894
Königstein i.T.	1894
Alzey (Rhein Hessen)	1894
Löwenburg (Schlesien)	3. 1895
Alzey	3. 2. 1895
Blaubeuren	4. 1895
Erbach (bei Ulm)	1895
Hamburg-Altona	1895
Söflingen (Württ.)	4. 1895
Schwäbisch Hall	1895

Tabelle 3 Übersicht der deutschen Friedensvereine (Stand 31. 12. 1895) (Quelle: Tableau synoptique de la création et du développement des Sociétés de la Paix, dressé par le Bureau International de la Paix (31. 12. 1895)).

gruppen zu verteilen, die Resolutionen der Jahresversammlungen durchzuführen, die Verbandszeitschrift zu redigieren, Vortragstätigkeiten zu organisieren und die Deutsche Friedensgesellschaft bei Veranstaltungen der internationalen Friedensbewegung zu repräsentieren. In seiner Geschichte der Friedensbewegung in Deutschland schreibt Dieter Riesenberger: „Die Ortsgruppen blieben weitgehend sich

selbst überlassen. Sie erhielten kaum Anregung und entfalteten sporadisch Aktivitäten; einige bestanden zudem lediglich auf dem Papier.“ Höchstens ein Drittel der Ortsgruppen war lebendig, nach der Schätzung des Vorsitzenden A.H. Fried; Otto Umfrid verglich sie mit „schläfrigen Kirchengemeinden“¹⁵¹. Die soziale Struktur und das Leben dieser Friedensvereine sind noch nie erforscht worden. Anhand der Berichte des „Haller Tagblatts“, die unseres Wissens bis jetzt die einzige Quelle bleiben, wollen wir hier versuchen, am Beispiel des Haller Friedensvereins zu ermitteln, wie sich eine Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft bildete, welche Tätigkeit sie entfalten und welche Ausstrahlung sie haben konnte.

Der Haller Friedensverein bildete sich 1895, zu einem Zeitpunkt, an dem die deutschen Pazifisten ihre Tätigkeit verstärkten¹⁵². Die Gründung eines Friedensvereins in Hall war auch nicht ohne Zusammenhang mit der Entwicklung des lokalen parteipolitischen Lebens, und zwar mit dem Wiedererstarken der württembergischen Volkspartei, die, wie oben schon erwähnt, seit langem für die Errichtung einer friedlichen Weltordnung wirkte.

Am 14. Juli 1895 lud der Haller Volksverein zu einer allgemeinen Versammlung ein, auf der Dr. Adolf Richter, Mitglied des Berner Internationalen Friedensbureaus, über die *Friedensbestrebungen der deutschen und der internationalen Friedensliga und deren seitherige Erfolge* referieren sollte¹⁵³. Daß der Haller Volksverein diesen Vortragsabend veranstaltete und damit den Anstoß zur Gründung einer Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft gab, ist nicht weiter verwunderlich. Die demokratisch ausgerichteten Volksvereine bildeten in manchen württembergischen Kleinstädten einen Rückhalt für die Deutsche Volkspartei¹⁵⁴.

Am 9. Juli hatte Dr. Adolf Richter schon in der Dinkelackerschen Bierhalle in Stuttgart einen Vortrag über *die Auflehnung gegen den Krieg in Deutschland* gehalten. Zu dieser Veranstaltung hatten sich außer den Mitgliedern der Stuttgarter Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft zahlreiche Gäste eingefunden. *Der Redner gab eingangs einen geschichtlichen Rückblick über die Friedensbestrebungen seit dem vorigen Jahrhundert*, berichtete zwei Tage später das „Haller Tagblatt“. *Als Hauptgegner dieser Friedensbestrebungen bezeichnete er den falschen Geschichtsunterricht in der Schule und den falschen Patriotismus, die den Militarismus zeugen*. Richter geißelte den Militarismus als ein Unglück für ganz Europa. Alle Nationen, bedauerte er, werfen für den unproduktiven Moloch Haufen Geldes hinaus, das in produktiver Weise und zum Besten der Menschheit viel nützlicher

151 *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 71 f.

152 S. auch Liste der Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft, in: *Friedensjahrbuch*, Stuttgart 1913, S. 41 f. Diese rastlose Tätigkeit zeigte sich an der Zahl der Gründungen von Ortsgruppen in den Jahren 1893 bis 1895.

153 Vgl. HT Nr. 163, 14. 7. 1895, S. 3 (Anzeige): *Hall. Allgemeine Versammlung im „Pflug“*. Samstag abend 8 Uhr wird Herr. Dr. Ad. Richter aus Pforzheim über die Friedensbestrebungen der deutschen und internationalen Friedensliga und deren seitherige Erfolge öffentlich Bericht erstatten. Hierzu sind alle Einwohner, ohne Unterschied der Parteien, freundlichst eingeladen. Im Auftrag: Der Volksverein.

154 *Müller*: Parteien und Politik (wie Anm. 17), S. 27–35.

verwendet werden könnte. Er blieb davon überzeugt, daß das deutsche Volk ein eminent friedlich gesinntes sei. Richter sprach die Hoffnung aus, daß sich die Frauen immer mehr für die Friedensbewegung interessierten, da diese am ehesten imstande seien, auf das Gemüt des Kindes einen wohlthätigen Einfluß in dieser Richtung auszuüben. Das erste Bestreben eines jeden Europäers müsse sein, für seinen Teil darauf hinzuwirken, daß dem geeinten Amerika ein politisch geeintes Europa gegenüberstehe¹⁵⁵.

Gemeinderat Guido Schnitzer, Vorstand des Haller Volksvereins¹⁵⁶, eröffnete die Versammlung, die am 14. Juli im „Pflug“ stattfand. In seinem Begrüßungswort erinnerte er die Zuhörerschaft daran, daß Hofrat von Bühler sich für die Sache des Friedens eingesetzt hatte. Der frühere Abgeordnete von Schwäbisch Hall hatte offensichtlich den Boden vorbereitet¹⁵⁷. Schnitzer wies auch darauf hin, daß es sich bei dem Thema „Friede“ *um ganz allgemeine, nicht speziell politische Fragen* handelte. Seine Bemerkung ist charakteristisch. Die Friedensfreunde hüteten sich, als Vertreter einer bestimmten Partei aufzutreten; es lag ihnen vielmehr am Herzen, für eine patriotische und humanitäre Sache zu wirken. In seinem Vortrag erklärte Adolf Richter: *An den Bestrebungen der Friedensvereine beteiligen sich alle politischen Parteien, deren Unterschiede in den Friedensvereinen verschwinden. Da sitzen Männer der verschiedensten politischen und auch religiösen Anschauungen nebeneinander*¹⁵⁸.

Richter verstand seine Agitationsreise von 1895 als eine Jubiläumsveranstaltung. Er erinnerte nämlich daran, daß hundert Jahre zuvor Immanuel Kant seine Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ verfaßt hatte. Die Geschichte des endenden 18. und des 19. Jahrhunderts zeige aber, wie wenig die Ratschläge, die der Philosoph der deutschen und anderen Nationen gab, befolgt wurden, bemerkte er darauf. Richter legte dann das Ziel dar, das die Friedensfreunde ins Auge faßten. Er stellte fest: *Soweit wir in die Geschichte zurückblicken, sehen wir überall nichts als Kämpfe der einzelnen Nationen gegeneinander. Eine Feststellung, die in manchen Köpfen die Idee erzeugte, daß der Krieg ein notwendiges Übel sei und daß auch unter den Menschen, wie in der Tierwelt, der Kampf ums Dasein walten und ewig bleiben müsse.* Richter war bemüht, dieser Anschauung eine würdigere entgegenzusetzen: *Wie im Verkehr der einzelnen untereinander das rohe Faustrecht des Mittelalters beseitigt worden ist und wir Recht und Gesetz anerkennen, wie durch die Entwicklung der Gesetzgebung und die Fortschritte der Kultur heute nicht mehr Gewalt vor Recht geht, ebenso müssen diese Grundsätze auch eingeführt werden im Verkehr der Völker untereinander. Und es ist der Menschheit würdiger, wenn die Völker auf diesem Weg zu ihrem Recht und zum Austrag ihrer Streitigkeiten zu gelangen suchen als auf dem Weg der rohen Gewalt.* In einer ausführlichen

155 HT Nr. 160, 11. 7. 1895.

156 Adreß- und Geschäfts-Handbuch Oberamtsstadt Schwäb. Hall. Bearbeitet und verlegt durch G. Scholder in Hall, Schwäbisch Hall 1894, S. 147.

157 Zu K. G. F. von Bühler s. auch Müller: Parteien und Politik (wie Anm. 17), S. 34.

158 HT Nr. 164, 16. 7. 1895, S. 2–3.

geschichtlichen Übersicht zeigte Richter seinen Haller Zuhörern, daß die Idee des Friedens zwar schon Fortschritte gemacht hatte, daß sie aber noch Hindernisse zu überwinden hatte, in erster Linie den Militarismus. Er fuhr fort: *Die Existenz des Militarismus ist zwar schon oft bestritten worden, aber er sitzt uns doch in allen Knochen, von den Jugendspielen an bis zum Kasernendienst und bis zur Pflege des militaristischen Geistes im Heer und in den Kriegervereinen.* Richter warnte auch vor dem *falschen Nationalismus* und dem *falschen Patriotismus*, die den Chauvinismus erzeugen. *Jeder soll energisch und fest zu seinem Vaterland stehen*, erklärte er weiter. *Aber er darf auch nicht vergessen, daß er ein Glied einer großen Allgemeinheit ist, der Menschheit, und daß es auch eine Humanität gibt, die über der Nationalität steht, und daß es wichtig ist, zu wissen und zu lernen, daß auch in anderen Nationen große Männer gelebt haben, die Bedeutendes getan haben für die Menschheit und sich um ihre Entwicklung große Verdienste erworben haben.* Richter machte auch einen heftigen Ausfall gegen die Historiker von Sybel, von Treitschke und Maurenbrecher, denen er vorwarf, die deutsche Jugend zu jenem falschen Nationalismus heranzuziehen, der Chauvinismus zeugt. Er sprach sich zum Schluß als überzeugter Europäer aus. Er stellte fest, daß im *Zeitalter des Verkehrs* die Grenzen, die die Völker gegeneinander absperreten, fielen. Er glaubte an eine *wirtschaftliche Vereinigung der Staaten Europas gegenüber der drohenden Konkurrenz Amerikas*. Diese wirtschaftliche Vereinigung sollte nur eine Vorstufe sein zu dem *Ziel der im Frieden geeinigten Staaten von Europa, wo vertragsmäßig alle Streitigkeiten durch Schiedsgerichte geschlichtet werden*¹⁵⁹.

Zu den ermutigenden Zeichen, die einen Wandel zugunsten des Friedens versprachen, zählte Adolf Richter die Haltung der Presse, die, wie er mit Zufriedenheit feststellte, immer mehr von den Bestrebungen der Friedensvereine Notiz nahm. Das Beispiel des „Haller Tagblatts“ gab ihm recht. Einige Tage später rezensierte die Zeitung von Hall die neueste Schrift von Alfred Hermann Fried, „Elsaß-Lothringen und der Krieg. Ein Friedenswort“¹⁶⁰. Der Gründer der Deutschen Friedensgesellschaft mahnte Deutschland und Frankreich, *diese großen Nachbarkurländer*, zur Freundschaft. Er sah in Elsaß-Lothringen ein Glück für die Zukunft Europas, einen Kitt zwischen beiden Völkern, die über diese Kluft hinwegkommen und eine *deutsch-französische Liga zur gemeinschaftlichen Förderung der Kultur- und humanitären Interessen beider Nationen* schaffen mußten. Er war überzeugt, daß später, nach der Entstehung eines allgemeinen Völkerbundes, sich eine Lösung finden ließe. *Diese Ausführungen erinnern an den Vortrag des Herrn Dr. Richter*, kommentierte der Kolumnist des „Haller Tagblatts“. *Wenn alle Leute so dächten, wie Herr Fried, so hörten die Klagen über Militarismus und Chauvinismus bald auf*¹⁶¹.

159 Ebd.

160 A. H. Fried: Elsaß-Lothringen. Ein Friedenswort, Leipzig 1895.

161 HT Nr. 165, 17. 7. 1895, S. 1.

Der Friedensverein, der sich am Schluß des Vortragsabends mit Adolf Richter konstituiert hatte, hielt seine erste Jahresversammlung am 28. November 1895 unter dem Vorsitz des Repetenten Wilhelm Bruckmann ab; er zählte in seinen Anfängen 35 Mitglieder. Bruckmann erklärte, der Verein mache es sich zur Aufgabe, Schriften, die die Friedenssache förderten, zu verbreiten, unter anderem den Roman „Die Waffen nieder!“ von Bertha von Suttner und „Die Friedenskorrespondenz“, die offizielle Zeitschrift der Deutschen Friedensgesellschaft¹⁶².

Den Vorstand des Haller Friedensvereins bildeten Repetent Dr. Wilhelm Bruckmann, Kaufmann Wilhelm Bayerdörfer, Dr. Theodor Blezinger, der Inhaber der Christmann'schen Apotheke, und Oberlehrer Berger, dessen Name erst später in den Zeitungsberichten zum Vorschein kommt.

Wilhelm Friedrich Bruckmann wurde 1861 in Tübingen geboren. Da er dort 1888 Mathilde Dorothea von Miller heiratete, muß er erst um 1890 nach Hall gekommen sein. Hier wurde er Repetent am Gymnasium bei Sankt Michael, wo er 1892 den erkrankten Prof. Haßler als Klassenlehrer der Klasse V zeitweilig vertrat¹⁶³. 1897/98 unterrichtete er in den Fächern Deutsch und Geschichte an den Klassen VII und VIII, übernahm 1899 die Hauptlehrerstelle an der Klasse III als Gymnasialvikar und gehörte später als Oberpräzeptor zur Lehrerschaft der mittleren Abteilung des Gymnasiums. 1908 wurde er nach Göppingen berufen, wo er von nun an mit dem Rang eines Professors an der Oberrealschule unterrichtete¹⁶⁴. Bruckmann verließ Schwäbisch Hall im Sommer 1908. Sein Fortgang muß einen schweren Verlust für den Haller Friedensverein bedeutet haben.

Wilhelm Bayerdörfer (1850–1923) war in der Neuen Straße Besitzer eines Galanterie- und Spielwarengeschäfts¹⁶⁵. Er war über 25 Jahre Mitglied des Gemeinderats und des Bürgerausschusses, gehörte aber auch vielen Ausschüssen und Behörden an. Dem Nachruf im „Haller Tagblatt“ vom 27. Dezember 1923 ist zu entnehmen, daß er von seinen Mitbürgern geschätzt war als ein fleißiger, tätiger Mann, der einen *stark ausgeprägten Bürgersinn* hatte und der bis in das hohe Alter die Interessen der Bürgerschaft vertrat. *Er wußte immer seine Meinung in gerechter und weise abwägender Form zu sagen und zu vertreten*, hieß es im Nachruf weiter. *Im*

162 HT Nr. 282, 30. 11. 1895, S. 1.

163 Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Oberamtsstadt Schwäbisch Hall. Redaktion und Verlag von Wilh. Burkhardt, Schwäbisch Hall 1901, S. 20: *Wilhelm Bruckmann, Oberpräzeptor, Schweinmarkt [sic!] 6*; im Programm des Königlichen Gymnasiums zu Schwäbisch Hall. Schuljahr 1891/1892, S. 29 heißt es: *Für Prof. Haßler übernahm schon einige Wochen im Februar, dann vom 1. März des Jahres an dauernd die Mehrzahl der Unterrichtsfächer an Klasse V Repetent Bruckmann.*

164 Programm des Königlichen Gymnasiums zu Schwäbisch Hall. Schuljahr 1897/98, S. 46; HT Nr. 46, 24. 3. 1899, S. 1; Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Württemberg. Hrsg. von dem Königlichen Statistischen Landesamt, Tl. 1, Stuttgart 1907, S. 333; ebd., 1908, S. 169; ebd., 1909, S. 178.

165 Wilhelm Anton Peter Heinrich Bayerdörfer, 7. 9. 1850–26. 12. 1923. Vgl. Evang. Kirchenpflege Schwäbisch Hall, Familienregister St. Michael, Bd. 2, S. 523; Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Oberamtsstadt Schwäbisch Hall. Bearbeitet durch C. Hohl, Schwäbisch Hall 1886, Anzeigenteil S. 20: *Neue Straße vis-à-vis Hotel „Zum Lamm“. Bestsortiertes Lager in Galanterie- und Spielwaren, Kammerwaren, Korbwaren, Kinderwaren, Kindermöbel, etc. Hausgeräte aller Art. Quincaillerie- und Spielwarengeschäft, Neue Straße 424.*

Gemeinderat trat er immer unerschrocken für das ein, was er als richtig erkannt hatte. Seine Popularität verdankte Bayerdörfer auch seinem *witzigen und köstlichen Humor*¹⁶⁶.

Theodor Blezinger (1866–1926), der später, anscheinend 1898, Bruckmann als Vorsitzender des Friedensvereins ablöste, war ebenfalls in Hall eine angesehene Persönlichkeit. Nach seiner Promotion zum Doktor der Philosophie an der Universität Erlangen im Jahre 1892 hatte er sich dem praktischen Leben gewidmet und sich in Lausanne und in anderen großen Städten in seinem Fach ausgebildet. Er hatte 1894 von seinem Vater die Christmann'sche Apotheke übernommen¹⁶⁷. In den Nachrufen wurde er als ein *uneigennütziger Vaterlandsfreund* gepriesen, der *seine ganze Kraft seiner geliebten Vaterstadt, seinen Kollegen und seinem Geschäft gewidmet* hatte. Er war 25 Jahre lang Mitglied des Gemeinderats. Seiner Werbearbeit war der Entschluß zum Bau einer großzügigen Wasserversorgung der Stadt und seiner Mitarbeit deren Durchführung zu verdanken. Von den Kollegen des Jagstkreises wurde er in jungen Jahren zum Vorstand gewählt und 1912 vom Ministerium zum Apothekensvisorat berufen; er soll als solcher sehr geschätzt gewesen sein. In seinem Geschäft führte er, wie aus den Anzeigen des Haller Adreßbuches zu ersehen ist, viele Neuerungen ein, so daß es weithin als mustergültig galt¹⁶⁸. Das „Haller Tagblatt“ schilderte die Persönlichkeit Blezingers mit folgenden Worten: *Selten war ein Mann von so großem Einfluß für die Geschichte unserer Stadt. Sein Urteil, getragen von einer umfassenden Bildung, vermochte im öffentlichen Leben seine Ansicht vielfach zum Vorteil in die Waagschale zu werfen, seine Überzeugung ausschlaggebend zu machen*¹⁶⁹.

Johannes Berger, dessen Namen im November 1900 zum ersten Mal in einem Zeitungsbericht vorkommt, war Mitglied des Ausschusses des Haller Friedensvereins. Er ist offenbar ein aktives Element des Vereins gewesen. Er berichtete in einer Versammlung vom 12. November 1900 ausführlich über den Stuttgarter Delegiertentag der Deutschen Friedensgesellschaft vom 28. Oktober, an dem er teilgenommen hatte. Am 24. März 1902 war er der Vertreter der Haller Ortsgruppe auf der Generalversammlung der Gesellschaft in Stuttgart¹⁷⁰. Am 31. 1. 1851 als Sohn eines Webers in Gerstetten geboren, war er seit 1876 Lehrer und seit 1882 an der evangeli-

166 HT Nr. 302, 27. 12. 1923.

167 Aus den Familienpapieren und Akten der Familie Blezinger. Beilage 33 A und 33 B, in: *Eugen Gäckle, Hans Blezinger*. Die Familie Blezinger. Biographisches und Geschichtliches aus 3 Jahrhunderten, Uthingen 1928, S. 184 ff.

168 Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Oberamtsstadt Schwäbisch Hall. Bearbeitet von *Wilhelm Brezger*, Polizeiwachtmeister, *Karl Bauer*, Verw. – Kand., Schwäbisch Hall 1910, Anzeigen: *Apotheker Dr. Theodor Blezinger. Christmann'sche Apotheke. Homöopathische Zentralapotheke, Weine in Flaschen, Champagner, China-, Chinaeisen- und Pepsin-Wein, Tee, Kakao, chemisches und bakteriologisches Laboratorium, Sodawasser- und Mineralwasser-Fabrik, natürliche Mineralwässer, photographische Artikel und Apparate, Drogen, Chemikalien, Kindernährmittel, Verbandstoffe aller Art, Inhalations-Apparate, Irrigatoren.*

169 HT Nr. 166, 20. 7. 1926.

170 HT Nr. 265, 13. 11. 1900, S. 1; Nr. 47, 26. 2. 1902.

schen Volksschule von Hall tätig. Einige Jahre vor seinem Tod hatte er dort das Amt des Oberlehrers übernommen. Er starb am 2. August 1910 nach längerer Krankheit¹⁷¹. Durch eine zahlreiche Teilnahme an dem Leichenbegängnis und ein allseitig erwiesenes Beileid bezeugte die Haller Bürgerschaft ihre Dankbarkeit gegenüber einem Mann, der 28 Jahre in Hall Lehrer gewesen war. Aus bescheidenen Verhältnissen kommend, hatte er mit eisernem Fleiß den Traum seines Lebens verwirklicht: Lehrer zu werden. Als solcher hatte er sich die Anerkennung und die Achtung seiner Vorgesetzten, seiner Kollegen, aber auch der Eltern und der Schüler verdient. Oberlehrer Stiefel, der am Grabe Bergers im Namen der Haller Lehrerschaft sprach, sagte unter anderem: *Seine größte Freude war, armen Familien oder bedürftigen begabten Knaben in die Höhe zu helfen*. Dekan Lang schilderte ihn in seiner Grabrede als *das Vorbild eines evangelischen Christen*. Johannes Berger war auch der Kassierer des Spar- und Konsumvereins von Hall¹⁷².

Daß er von solchen Männern gegründet und geleitet wurde, war zweifelsohne ein Trumpf für den Haller Friedensverein, denn angesichts ihrer menschlichen Eigenschaften und ihres anerkannten Engagements für das Gemeinwohl waren sie in der Lage, Mitbürger für die Friedensbewegung zu gewinnen. Andererseits war ihre vielseitige Tätigkeit ein Nachteil, insofern sie der Friedenssache nur noch wenig Kräfte zu widmen hatten.

Die Stimmung in der Zeit, in der der Haller Verein entstand, war nicht günstig für eine Agitation zugunsten des Friedens. 1895/1896, also 25 Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg, wurden mit großem Aufwand Erinnerungsfeiern veranstaltet, bei denen die nationalistische Begeisterung einen Höhepunkt erreichte. Auch in Schwäbisch Hall sollte der Sedanstag, also der 2. September des Jahres 1895, einen besonders feierlichen Charakter erhalten. Am 11. Juli hatte das „Haller Tagblatt“ begonnen, eine lange Reihe von Kriegsberichten aus den Jahren 1870–1871 wiederzugeben, die an *die glorreichen Siege* von damals erinnern sollten. Damals setzte sich ein Mechanismus in Gang, der unabwendbar zum Krieg führen sollte. Alles schien dazu beizutragen, die internationalen Spannungen zu steigern: der Flottenbau, der Bau von Luftschiffen, das allgemeine Wettrüsten, die Erfindung neuer Waffen, aber auch die Kolonialpolitik und die sogenannte Weltpolitik, der Burenkrieg in Südafrika, die Lage auf dem Balkan.

171 Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Württemberg. Hrsg. von dem Königlichen Statistischen Landesamt..., Stuttgart 1901–1910; Kreisarchiv Schwäbisch Hall: Oberamt Hall. Hauptregistratur. Lehrerbesoldung und -einstellung 1891–1936. Übersicht über die Stellengehalte der Volksschullehrer nach dem Stande vom 1. April 1899; Adreßbuch 1886 (wie Anm. 165), S. 21; Adreß- und Geschäftshandbuch der Oberamtsstadt Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall 1906, S. 3. Elise Berger, die er 1877 in Hornburg geheiratet hatte, starb in Hall am 27. August 1940.

172 HT Nr. 178, 3. 8. 1910, S. 3; Todesanzeige ebd., S. 4; Nr. 179, 4. 8. 1910, S. 4 (Anzeige). Der Spar- und Konsumverein von Hall ließ ins „Haller Tagblatt“ folgende Anzeige einrücken: *Unsere Läden bleiben am Freitag von 2–4 Uhr geschlossen*. Damit wollten die Mitglieder des Vereins ihr Beileid zum Ausdruck bringen. HT Nr. 181, 6. 8. 1910, S. 2; Danksagung ebd., S. 4. Aus der Todesanzeige in HT Nr. 178 erfahren wir außerdem, daß Johannes und Elise Berger zwei Pflegesöhne hatten.

Was konnten Pazifisten auf lokaler Ebene anbieten, um dieser verhängnisvollen Entwicklung entgegenzuarbeiten? Der Fall des Haller Friedensvereins zeigt klar die Grenzen, in denen sie sich zu halten hatten. Seine regelmäßigen Aktivitäten, wenn es überhaupt welche gab, sind uns wegen Mangels an Archivquellen unbekannt. Da er aber die Spalten des „Haller Tagblatts“ für seine Versammlungsberichte geöffnet fand, sind wir doch einigermaßen über seine Geschichte informiert, was ihn schließlich aus der Vergessenheit gerettet hat. Die Friedensfreunde konnten sich auf eine zuverlässige Lokalpresse stützen, um ihre Botschaft anzubringen. Aus dem „Haller Tagblatt“ geht eindeutig hervor, daß der Haller Friedensverein weitgehend auf die Besuche der großen „Friedensprediger“ angewiesen blieb. Ihr Kommen war in einer Kleinstadt jedesmal ein Ereignis; die Veranstaltungen der Haller Pazifisten waren die meiste Zeit sehr gut besucht. Die eingeladenen Redner behandelten die großen Fragen, auf die die Friedensbewegung den Schwerpunkt legte. Im März 1896 sprach der Pforzheimer Adolf Richter noch einmal im Gasthof „Zum Pflug“ über das Thema: *Krieg oder Schiedsgericht*¹⁷³. In seinem Vortrag nahmen Europa, seine Stellung in der Welt und seine Entwicklung einen großen Platz ein. Richter meinte unter anderem: *Entweder wird Europa in Zukunft friedliebend sein, oder es wird nicht mehr das sein, was es bisher gewesen ist. Es wird nicht mehr an der Spitze der Zivilisation marschieren, sondern wird sehen, daß das Szepter der Zivilisation, das schon manchmal in seiner Hand geschwankt hat, hinüberwandern wird über den Ozean an andere Völker, die ihre Kraft und das Blut ihrer Söhne und ihr Geld zu produktiven Zwecken und zur Arbeit verwenden und nicht dazu, um zu töten und sich töten zu lassen.* Daß Deutschland viel Geld für kriegerische Rüstungen und keines mehr für seine Kulturaufgaben ausgab, stellte Richter als bedauerlich hin; er bemängelte ebenso den Zustand des bewaffneten Friedens, da er den Argwohn zwischen den Nationen steigerte. *Wir sitzen auf einem Pulverfaß*, fügte er hinzu, *und es bedarf nur einer unvorhergesehenen kleinen Tatsache, um einen Funken in dasselbe hineinfallen zu lassen.* Er plädierte, in Hall wie in anderen Städten, für die Einrichtung eines internationalen Gerichtshofes, der die Zukunft schöner, edler, menschenwürdiger machen sollte. Die Lösung einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit sollte in Zukunft Kriege verhindern, also auch Siege, von denen man wohl wisse, daß sie immer den Keim zu einem neuen Krieg in sich bergen. Der Friede konnte seiner Ansicht nach anders er-

173 HT Nr. 68, 21. 3. 1896 (Anzeige); Nr. 70, 23. 3. 1896. Die „Schiedsgerichte“ waren 1896 ein Thema der Friedensbewegung und Inhalt der gleichlautenden Resolution, die allen Friedensgesellschaften der Welt vom Berner Friedensbüro zur Annahme vorgeschlagen worden war. Vgl.: Die Weltmanifestation der Friedensgesellschaften am 22. Februar dieses Jahres, in: HZ Nr. 38, 15. 2. 1896, S. 1; Nr. 44, 22. 2. 1896, S. 1; Die „Haller Zeitung“ bemerkte aber: *Wie schon berichtet, werden die Friedensvereine am morgigen Samstag Versammlungen veranstalten, um über die an anderer Stelle dieser Zeitung mitgeteilte Resolution debattieren und abstimmen zu lassen. Die hiesige Ortsgruppe hat aus besonderen Gründen (die uns nicht bekannt sind) von einer solchen Versammlung Abstand nehmen zu sollen geglaubt (was wir bedauern).* HZ Nr. 44, 22. 2. 1896, S. 2.

halten werden als durch den bewaffneten Frieden, der ungeheure Opfer vom Volk verlangte und die Früchte seines Erwerbsfleißes aufzehrte. Es lag ihm auch am Herzen, seine Zuhörer davon zu überzeugen, daß die Friedensfreunde keine Utopisten, keine Schwärmer waren. Er wollte glauben, es sei ihnen möglich, die öffentliche Meinung für ihre Idee zu gewinnen und die Massen in Bewegung zu setzen mit Hilfe der Presse, die schon die Friedensbewegung unterstützte. Zuversichtlich schloß er: *Es wird gelingen, das Ziel zu erreichen, daß unter dem Baum des Friedens sich friedlich lagern die in edlem Wettstreit vereinten Staaten von Europa.*

Im Mai 1896 reagierte der Haller Friedensverein auf den 25jährigen Gedenktag des Frankfurter Friedens. Während der Feierlichkeiten erinnerten die Vorstandsmitglieder an die zahlreichen Toten, die zwei Kulturnationen im Kriege von 1870/71 zu beklagen gehabt hatten. Sie lehnten noch einmal das Prinzip des bewaffneten Friedens ab, den sie als ein *Spiel mit dem Feuer* betrachteten. Optimistisch wollten sie an die Möglichkeit eines wahren Friedens glauben, ein Glauben, den manches rechtfertigte: die Existenz von vielen Friedensgesellschaften in allen Ländern, die Unterstützung der Friedenssache durch große Denker, die jährlichen Friedenskongresse, die wachsende Zahl der Parlamentarier, die sich der Friedensbewegung anschlossen, das Eintreten des Papstes Leo XIII. für den Frieden, die Tatsache, daß zwei große Parteien des Deutschen Reiches das Wirken zugunsten des Friedens auf ihr Programm gesetzt hatten¹⁷⁴.

Am 1. Februar 1897 fand die nächste, gutbesuchte Jahresversammlung im Gasthaus „Zur Glocke“ statt. Der Haller Friedensverein hatte Gründe, zufrieden zu sein, denn die Zahl seiner Mitglieder war in einem Jahr von 40 auf 77 gestiegen¹⁷⁵. Drei Wochen später, am 22. Februar, versammelten diese sich in der „Glocke“¹⁷⁶. Einem Beschluß des 7. Internationalen Friedenskongresses gemäß sollten alle Friedensgesellschaften der Welt gleichzeitig eine Kundgebung zugunsten eines Völkerschiedsgerichts veranstalten. Die Haller Versammlung nahm eine Resolution des Berner Friedensbüros an, begrüßte den Schiedsgerichtsvertrag, der vor kurzem zwischen England und den Vereinigten Staaten angebahnt worden war, als eines der wichtigsten Ereignisse des Jahrhunderts¹⁷⁷. Die Haller Pazifisten ehrten auch das Andenken an Alfred Nobel (1833–1896), der seinen Reichtum mit der Erfindung des Dynamits begründet, in seinem Testament aber verfügt hatte, daß die Zinsen seines hinterlassenen Vermögens, der Nobelstiftung, unter anderem einem Friedensnobelpreis zugeteilt werden sollten. Der Text der Haller Resolution lautete: *Wir ehren das Andenken an Alfred Nobel und wir sprechen die Hoffnung aus, daß die Vollstreckung seines letzten Willens all das Gute zustande*

174 Haller Flora. Unterhaltungs-Beilage zum HT Nr. 19, 10. 5. 1896. Den Betrachtungen über den Frieden folgte ein Aufruf an alle Männer und Frauen zum Beitritt in die Friedensgesellschaft, unterzeichnet von Bruckmann, Blezinger und Bayerdörfer.

175 HT Nr. 27, 3. 2. 1897.

176 HT Nr. 43, 21. 2. 1897 (Anzeige).

177 HT Nr. 46, 25. 2. 1897; HZ Nr. 45, 24. 2. 1897.

*bringen möge, das der edle Geber der Menschheit dadurch hat erzeigen wollen*¹⁷⁸.

Im Jahre 1897 nahm Theodor Blezinger als Delegierter des Haller Friedensvereins am VIII. Weltfriedenskongreß in Hamburg teil. Nach seiner Rückkehr berichtete er auf einer öffentlichen Versammlung im Gasthaus „Zur Glocke“ ausführlich über die Verhandlungen des Kongresses sowie über die Arbeit der interparlamentarischen Friedenskonferenz, die einige Tage zuvor in Brüssel getagt hatte. Blezinger erinnerte an die Aufgabe dieser Konferenz, die darin bestand, bei Parlamenten und Regierungen für die Friedensidee zu wirken. Am Vorabend des Kongresses in Hamburg hatten die deutschen Delegierten eine Besprechung abgehalten. Sie hatten unter anderem eine Resolution angenommen, die dahin ging, an die Abgeordnetenkammern Petitionen zu richten, in denen zu verlangen sei, *daß aus dem Schulunterricht alles Chauvinistische ausgeschieden und dafür der Kulturgeschichte der Völker ein breiterer Raum gewährt werde*. An den Verhandlungen des Kongresses beteiligten sich 150 Vertreter aus 14 Ländern; der großen Volksversammlung, die anschließend stattfand, wohnten 4 000 Personen bei. Die Errichtung von internationalen Schiedsgerichten war eine der wichtigen Fragen, die zur Debatte kamen. Alle Friedensgesellschaften waren eingeladen, darauf hinzuwirken. Dunant, der Begründer der Gesellschaften des Roten Kreuzes, hatte sich der Friedensbewegung angeschlossen, bei dem Internationalen Studentenkongreß in Turin hatte man beschlossen, den Studentenaustausch zu fördern, ein Internationaler Journalistenverein sollte bald ins Leben gerufen werden. Am 21. Februar 1898, zum Geburtstag Washingtons, wollten die Pazifisten eine allgemeine Friedenskundgebung veranstalten. Voller Optimismus vom Hamburger Kongreß zurückgekehrt, glaubte Blezinger behaupten zu können: *Niemand will den Krieg!* Die Zeit erschien ihm günstig, um ein internationales Schiedsgericht zu errichten, das einen wahren Frieden garantieren würde. Blezinger wandte sich gegen den Vorwurf der Utopie und der Vaterlandslosigkeit, der immer wieder den Friedensfreunden gemacht wurde¹⁷⁹.

Die Arbeit der Haller Pazifisten trug einige Früchte; die Mitgliederzahl ihres Vereins war auf 88 gestiegen, wie der Vorsitzende Bruckmann auf der Jahresversammlung vom 4. März 1898 melden konnte. Die Friedensbewegung machte Fortschritte in ganz Württemberg, wo sich dank der unermüdlichen Anstrengungen des Stadtpfarrers Otto Umfrid inzwischen 25 Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft konstituiert hatten; im Deutschen Reich waren es nun zusammen 75¹⁸⁰. Diese

178 Ebd.; Die „Monatliche Friedenskorrespondenz“, offizielle Zeitschrift der Deutschen Friedensgesellschaft, veröffentlichte im Februar 1897 den Wortlaut des Testaments.

179 HT Nr. 226, 28. 9. 1897 (Anzeige); HT Nr. 228, 30. 9. 1897, S. 1.

180 Bruckmann betonte auch die Fortschritte der Friedensbewegung in England und Frankreich. Dänemark zählte damals 98 Ortsgruppen, Norwegen 87 und Schweden 78. Bemerkenswert sind die Unterschiede zwischen den Zahlen im Bericht des „Haller Tagblatts“ und in dem der „Haller Zeitung“. Laut der letzteren belief sich die Zahl der Friedensvereine in Deutschland auf 80, in Württemberg auf 25, die Zahl der Mitglieder des Haller Friedensvereins auf 80. Die „Haller Zeitung“ machte noch eine interessante Angabe: Der Kassenbestand, fast 100 Mark, sollte *es ermöglichen, in nächster Zeit etwas mehr noch für die Propaganda zu tun*. HZ Nr. 54, 6. 3. 1898, S. 2f.

Versammlung nahm unter anderem eine Resolution unter dem Motto: *Recht statt Gewalt!* an; diese Resolution war vom Berner Friedensbüro vorgeschlagen worden¹⁸¹. *Der Gründer und eifrige Förderer des Haller Friedensvereins*, Adolf Richter, wurde zum Ehrenmitglied ernannt, fügte die engagierte „Haller Zeitung“ noch hinzu, die ihren Bericht mit dem Aufruf beendete: *Werbet alle für die heilige Sache!* Die Friedenskundgebung des Zaren Nikolaus II., die zur ersten internationalen Friedenskonferenz in Den Haag führen sollte, war das große Ereignis des Jahres 1898. Es wurde wie kein anderes in der ganzen Presse kommentiert. Das „Haller Tagblatt“ begrüßte den Entschluß des Zaren und vor allem seinen Realismus. Das Ziel war keinesfalls eine völlige Abrüstung. Im Sinne des Zaren galt es, den Handel auf allen Meeren, Europa gegen die asiatische Gefahr und die schwächeren Länder gegen den Überfall machtgieriger Nachbarn zu schützen sowie die ruinöse Rüstung einzuschränken. Es galt vor allen Dingen auch, einen Krieg zwischen den Großstaaten Europas zu verhindern, der *ein Vernichtungskrieg der Zivilisation und der Weltstellung Europas* sein würde. Nun wurde aber der Vorschlag des Zaren als Utopie belächelt¹⁸².

Der Haller Friedensverein nutzte diese Gelegenheit, um den Pfarrer Otto Umfrid einzuladen. Am 16. September sprach dieser im „Solbad“ über den Vorschlag des Zaren. Umfrid schöpfte aus diesem *Ereignis von welthistorischer Bedeutung* eine Hoffnung auf einen *Zusammenschluß der europäischen Staaten und Völker*, auf die *Vereinigten Staaten Europas*. Die Idee der *Verbündeten Staaten Europas* lag ihm am Herzen, denn sie stellte in seinen Augen die beste Garantie für den Frieden dar. Er bedauerte nur, daß nicht das Deutsche Reich, sondern Rußland den ersten Schritt gemacht hatte. Alles kam aber für ihn schließlich darauf an, *daß die Völker ihre Willensmeinung kräftig und energisch dahin kundgeben*. Umfrid bekannte sich in Hall zu einem religiösen Fortschrittsglauben, den er mit diesen Worten formulierte: *Unser Traum wird zur Wirklichkeit werden, einfach deshalb, weil der Menschheit eine ideale Fortbewegung angeboren ist [...] Die Menschheit kann und darf nicht stehen bleiben, sie muß vorwärts bis zu ihrer größeren Gemeinschaft, bis zuletzt das Reich Gottes auf Erden ausgebreitet ist. Also daran ist gar nicht zu zweifeln, daß unsere Idee sich einmal verwirklicht*. Für Umfrid war der Marsch zum Frieden eine Frage der Aufklärung und der Erziehung; es galt, *die Völker aufzurütteln aus dumpfem Hindämmern in alten Kriegsträumen*. Er sprach mit Pathos, er geißelte die Presse, die noch gar zu oft den Heldentod auf dem Schlachtfeld verherrlichte und die Fortschritte der Waffenindustrie mit Wollust verfolgte¹⁸³.

Die „Haller Zeitung“ konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen: *Der Saal war zwar gut besetzt, aber noch lange nicht derart, wie wir's gewünscht hatten und wie*

181 HT Nr. 54, 6. 3. 1898, S. 1 f.

182 HT Nr. 232, 5. 10. 1898, S. 1.

183 HT Nr. 217, 17. 9. 1898 (Anzeige); Nr. 218, 18. 9. 1898, S. 1; Nr. 220, 21. 9. 1898; Die Friedenskundgebung des Zaren. Ein Vortrag des Herrn Stadtpfarrer Umfrid aus Stuttgart in der öffentlichen Versammlung der hiesigen Friedensgesellschaft am letzten Freitag, in: HT Nr. 221, 22. 9. 1898.

es die vorzüglichsten Worte, die gesprochen wurden, verdient hätten, berichtete sie. Auf Umfrids Vortrag folgte eine Diskussion, bei der ein engagierter Sozialdemokrat von Hall, Mulfinger, das Wort ergriff, um auf die viele Heuchelei in christlichen Staaten hinzuweisen und namentlich die Mitwirkung der Geistlichen an Sedanjubelfesten zu tadeln. Und er beschloß seine Stellungnahme mit diesem Glaubensbekenntnis: Erst der sozialdemokratische Staat schafft den Völkerfrieden. Umfrid erwiderte ihm folgendes: Ich bin der letzte, der der arbeitenden Klasse nicht allen Aufschwung gönne. Aber wir gehören zusammen, wir anderen Leute, die oft mehr als einen Achtstundentag haben, gehören doch auch zur Menschheit. An das Dogma, daß die Sozialdemokratie der ewige Friede sei, glaube ich nicht. Wenn wir warten wollten, bis alle Staaten Republiken und alle Menschen Sozialdemokraten wären, so könnte es lange anstehen. Man muß bedenken, daß wir alle Brüder sind. Betreffs der Sedanfeiern stimmte Umfrid dem Vorredner zu und meinte, es wäre besser, wenn man das Wühlen in der Wunde bleiben ließe¹⁸⁴.

Die erste Friedenskonferenz, die vom 18. Mai bis zum 29. Juli 1899 in Den Haag abgehalten wurde, beschäftigte die öffentliche Meinung fast das ganze Jahr hindurch. Zur Diskussion kam als Hauptfrage die Einrichtung eines ständigen Internationalen Schiedsgerichtshofes, der künftig Streitfälle der Staaten auf dem Verhandlungswege regeln sollte. Die Friedenskonferenz sollte durch eine möglichst einmütige Volksbewegung zugunsten der Friedensidee unterstützt werden. Zu diesem Zweck hatte ein Münchner Komitee auf den 5. Mai eine Kundgebung erlassen, der sich auch der Haller Friedensverein anschloß. An diesem Tag hielt der Hofchauspieler Richard Feldhaus (1856-?) einen Vortrag im „Solbad“ über die Haager Konferenz. Feldhaus galt als der beste Redner der deutschen Friedensbewegung; bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges hielt er über 600 Vorträge und gründete Ortsgruppen in größeren Städten wie Kassel und Königsberg. Seine Tätigkeit als Wanderredner führte ihn durch die ganze Welt¹⁸⁵. Sein Ruf erklärt, warum er auch in Hall vor einem besonders zahlreichen Publikum mit vielen Frauen sprach.

Feldhaus bemühte sich zuerst, die Haller über den Sinn der Haager Konferenz aufzuklären und die Anfechtungen gegen das Manifest des Zaren zu widerlegen. Es galt einen Modus zu finden, um die Lasten der Heere und der Rüstung für die Völker erträglicher zu machen und eine Verständigung zwischen allen Staaten herbeizuführen, da ein Staat nicht allein abrüsten könne. Die Konferenz sollte sich auch mit der Frage einer menschlicheren Kriegsführung beschäftigen. Feldhaus erinnerte an die Stellung der Friedensfreunde zu diesem Punkt und erklärte: *Wir wollen nicht die Kriege erträglicher machen, wir wollen die Kriege überhaupt abschaffen.* Der Erfolg der Konferenz erforderte ein gemeinsames Vorgehen aller

184 HZ Nr. 215, 15. 9. 1898, S. 4 (Anzeige); Die Friedenskundgebung des Zaren, in: HT Nr. 218, 18. 9. 1898, S. 3.

185 Wehberg (wie Anm. 123), S. 25 f. R. Feldhaus wirkte bis zum Ersten Weltkrieg, der ihn schwer traf. Von nun an lebte er zurückgezogen in der Nähe von Basel.

Staaten. Er fand bedauerlich, daß die Vertreter des Deutschen Reiches auf der Konferenz, Karl von Stengel und Professor Zorn, Männer seien, die die Friedensbewegung als *utopisch und nationalgefährlich* diskreditiert hatten. *Der wahre Patriotismus ist nicht der Haß gegen den Feind, sondern die Liebe zum Vaterlande*, bemerkte er. *Wenn der Krieg wegfällt, wird es nicht an Gelegenheiten fehlen, Heldenmut zu zeigen, denn Mensch sein heißt Kämpfer sein*. Feldhaus drückte sich nicht nur zum Inhalt der Fragen aus, die zur Diskussion gestellt waren, sondern auch zu den Aussichten auf Erfolg. Er bemerkte, daß der Zar sich an das Volk gewendet hätte, mehr als an die Diplomaten, die *dem Volksempfinden gänzlich fern stehen*. Glauben wollte er an die Macht des Wortes, dem man die größten Errungenschaften der Kultur verdanke. Er zeigte sich überzeugt, daß die Haager Konferenz undenkbar gewesen wäre ohne die Vorarbeit der Friedensfreunde, die den Boden vorbereitet hatten. Deshalb war der Glaube an einen Fortschritt erlaubt. Durch die Macht des Wortes würden alte Fesseln fallen. Es war aber die Aufgabe der Friedensfreunde, die Voraussetzungen zu schaffen: Sie mußten die öffentliche Meinung gewinnen, der Jugend zeigen, *daß größer als die Vaterlandsliebe die Menschenliebe ist*. In dieser Hinsicht galt es auch, den Schulverwaltungen, die *viel gesündigt* hatten, entgegenzuarbeiten. *In einer Stunde lassen sie das 5. Gebot erklären, in der anderen Massenmörder verherrlichen*, bedauerte Feldhaus. Kritik übte er namentlich am Geschichtsunterricht, in dem Helden des Krieges hoch gerühmt, Helden des Geistes aber beinahe totgeschwiegen wurden. Eine der Wurzeln des Übels lag darin, daß Chauvinismus noch zu oft mit Patriotismus verwechselt wurde. Durch Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit sollten also innere Bedingungen für den Frieden geschaffen werden. Was die internationale Lage betraf, so konnte dem Zustand der ständigen Kriegsgefahr durch Einführung eines geordneten Rechtszustandes ein Ende gemacht werden.

Feldhaus lag es aber auch am Herzen, in seinem Vortrag die Gründe eines Engagements für den Frieden darzulegen und zu rechtfertigen. Er zeigte, daß der Krieg die besten Kräfte einer Nation, in *Kanonenfutter* verwandelt, verschlingt, daß die Summen, die fürs Militär verwendet werden, zur Linderung der großen Not im Volk verwendet werden können. Die Friedensfrage war auch mit der sozialen Frage eng verbunden. *Der jetzige Zustand führt sicher zur sozialen Revolution, wenn nicht in Europa ein normaler Rechtszustand geschaffen wird. Jetzt sitzen wir auf einem Pulverfaß*, erklärte er. Aber Feldhaus wollte nicht nur warnen, sondern auch das Herz seiner Zuhörer gewinnen. Er schloß seinen Vortrag mit folgenden pathetischen Worten: *Der Satz: 'Willst Du den Frieden, so rüste zum Krieg!' stammt aus der Zeit des kriegerischen Rom. Soll er auch an der Schwelle des 20. Jahrhunderts gelten? Wir werden jetzt Schwärmer genannt, Träumer. Jawohl, der ewige Friede ist ein Traum, aber er wird zur Wahrheit werden. Idealismus und Glaube an Gerechtigkeit wird uns zum Ziele führen. Der Friedensglaube muß nur zur Friedensgewißheit werden. Dann ist der Sieg unser!*

Nach dem Vortrag von Feldhaus forderte Theodor Blezinger die Anwesenden zur Unterzeichnung von Sympathie-Erklärungen für die Friedenskonferenz und zum

Beitritt in die Deutsche Friedensgesellschaft auf. *Es sei ein heiliger Kampf gegen Jammer, Haß und Totschlag*. Zum Schluß las der Redner noch Texte von Bertha von Suttner und Otto Umfrid vor¹⁸⁶.

Im Jahre 1900 zählte der Haller Friedensverein 105 Mitglieder; nach dem Vortrag von Feldhaus waren 16 Personen beigetreten. Die Sympathie-Erklärung für die Haager Friedenskonferenz war in Deutschland von 50 000, in Hall von 520 Personen unterzeichnet worden. Die Verlegung des Sitzes der Deutschen Friedensgesellschaft von Berlin nach Stuttgart hatte sich auf die Friedensbewegung in Württemberg belebend ausgewirkt. Auf der *verhältnismäßig schwach* besuchten Versammlung vom 22. Februar 1900 wurde eine vom Münchner Komitee vorgeschlagene Eingabe gegen den Burenkrieg unterzeichnet und eine Resolution vom Berner Friedensbüro angenommen, die die Greuel dieses Krieges verurteilte¹⁸⁷. Berger und Bayerdörfer berichteten über die Gründungsversammlung des württembergischen Landesverbands der Deutschen Friedensgesellschaft, der sie im Laufe des Jahres 1899 in Stuttgart beigewohnt hatten; die Haller Ortsgruppe ermächtigte ihren Ausschuß, den Beitritt in diesen Verband zu veranlassen¹⁸⁸. Aus den Zeitungsberichten schließen wir, daß die Hauptaufgabe des Vereins in normaler Zeit darin bestand, Material unter den Mitgliedern zu verbreiten, namentlich den Roman „Die Waffen nieder!“ von Bertha von Suttner und die „Friedensblätter“, die Otto Umfrid in Esslingen herausgab. Man sieht auch, wie Bruckmann und Berger ihre Stellung als Lehrer benutzten, um ihre Ideen bei der Jugend zur Geltung zu bringen. Auf dieser Versammlung vom 22. Februar 1900 wurden dem letzteren sechs Exemplare eines *prächtigen Buches* übergeben, das die Friedensidee vertrat, damit er sie als Prämie an Schüler verschenken könne, die die Schule beendeten. Bei diesen jährlichen Plenarversammlungen gab der Vorstand Blezinger einen Rückblick auf die Friedensbewegung im vergangenen Jahr. 1900 stellte er mit Zufriedenheit fest, daß der Friedensgedanke Fortschritte gemacht habe. Er freute sich über die Ergebnisse der Haager Konferenz, namentlich über die Einrichtung der fakultativen Schiedsgerichte, über die einstimmige Verurteilung des englischen Vorgehens durch die ganze zivilisierte Welt, über die Arbeit der Interparlamentarischen Friedenskonferenz in Christiania, die 150 Parlamentarier aus 18 Nationen versammelt hatte, und über das Eintreten des Führers einer politischen Partei im Reichstag für die Bestrebungen der Friedensvereine, womit der Demokrat Conrad Haußmann, Führer der Deutschen Volkspartei, gemeint war¹⁸⁹.

Der Verband der württembergischen Vereine versammelte sich in Stuttgart am 28. Oktober 1900. Die Angelegenheit, die am meisten besprochen wurde, war der Freiheitskampf der Buren in Südafrika, die sich in Deutschland in einer Zeit gro-

186 HT Nr. 106, 7.5.1899, S. 1 f.; HZ Nr. 103, 4.5.1899, S. 4 (Anzeige); Nr. 106, 7.5.1899, S. 2; Nrn. 109–111, 11. – 14.5.1899.

187 Die Resolution richtete sich gegen den Burenkrieg und den Nationalismus. HZ Nr. 45, 24.2.1900.

188 Ebd.

189 HZ Nr. 41, 20.2.1900, S. 4 (Anzeige); Nr. 45, 24.2.1900, S. 3.

ber Spannung zwischen Deutschland und England einer allgemeinen Sympathie erfreuten. Otto Umfrid sprach über die Wirren in China, die seiner Meinung nach im Imperialismus und im *Weltmachtfieber* ihren Ursprung hatten¹⁹⁰. Der Vertreter von Hall auf diesem ersten Delegiertentag war der Lehrer Johannes Berger; öffentlich berichtete er darüber am 10. November¹⁹¹. An demselben Abend sprach Blezinger über den Teil der Pariser Weltausstellung, die über die Friedensbewegung informieren sollte; von der französischen Hauptstadt war er mit positiven Eindrücken zurückgekommen. Ja, der Haller Friedensverein zeigte sich in jenem Jahr 1900 erstaunlich aktiv, und zwar in einem solchen Maße, daß die „Haller Zeitung“ mitteilen konnte, daß die nächste Landesversammlung der Friedensgesellschaft in Hall stattfinden würde¹⁹².

Am 25. November kam Otto Umfrid noch einmal nach Hall, um über das Thema *Moral in der Politik* zu sprechen. Im Gasthaus „Zur Eisenbahn“ fand er diesmal ein zahlreiches Publikum vor, denn das „Haller Tagblatt“ hatte eine Auseinandersetzung zwischen Otto Umfrid und dem Haller Stadtpfarrer Gottfried Traub vorangekündigt¹⁹³.

Traub (1869–1956) war ein hervorragendes Mitglied der nationalsozialen Partei, ein Freund von Friedrich Naumann, an dessen Zeitschrift „Die Hilfe“ er mitarbeitete. Der am 11. Januar 1869 in Rielingshausen (Württemberg) geborene Pfarrer war eine interessante Persönlichkeit. In seiner Haller Zeit versuchte er, die lokale öffentliche Meinung für seine Ideen zu gewinnen; er veranstaltete zahlreiche Vortragsabende, bei denen er selber das Wort ergriff und über die im „Haller Tagblatt“ ausführlich berichtet wurde. 1913 wurde er Direktor des Deutschen Protestantenbundes und Mitglied des Preußischen Landtags, zunächst für die Fortschrittliche Volkspartei, ab 1917 für die Vaterlandspartei. 1919 war er als Deutschnationaler Mitglied der Nationalversammlung, 1921–1935 Schriftleiter der „München-Augsburger Abendzeitung“; 1919–1939 gab er die „Eisernen Blätter“ heraus. Er ist der Verfasser mancher Publikation; unter anderem veröffentlichte er 1914 eine Sammlung von Aufsätzen aus der „Hilfe“¹⁹⁴. Traub starb am 22. September 1956 in München-Sollen¹⁹⁵. Seine Zeit in Hall verdient eine eigene Studie.

Die „Haller Zeitung“ erklärte, was vor allem das Interesse des Publikums bei dieser Gelegenheit geweckt hatte: *Man war gespannt darauf, wie die beiden Herren Kollegen mit ihren gegensätzlichen Standpunkten einander näher oder weiter kommen. Bekanntlich hatte Herr Stadtpfarrer Umfrid von Stuttgart (ein talentvoller,*

190 Eine Resolution wurde angenommen, in der die Wirren in China als eine Folge der Unterdrückung der Chinesen durch die verbündeten Mächte bezeichnet wurden. Bei Aufstellung der Friedensbedingungen wurde die größte Zurückhaltung empfohlen, unter möglichster Vermeidung einer Einmischung in die chinesischen Angelegenheiten. HT Nr. 254, 31. 10. 1900, S. 1.

191 HT Nr. 265, 13. 11. 1900, S. 1.

192 HZ Nr. 262, 9. 11. 1900, S. 4 (Anzeige); HZ Nr. 265, 13. 11. 1900, S. 3.

193 HZ Nr. 275, 24. 11. 1900, S. 4 (Anzeige).

194 G. Traub: Kampf und Frieden, Dortmund/Stuttgart 1914, VIII u. 254 S.

195 Wilhelm Kosch: Biographisches Staatshandbuch. Lexikon der Politik, Presse und Publizistik, Bd. 2, S. 1154.

eifriger Führer und Förderer der Friedenssache) in der letzten Nummer der 'Friedensblätter' Herrn Stadtpfarrer Traub von hier wegen seiner bei der Hauptversammlung der National-Sozialen in Leipzig bekundeten Haltung in Bezug auf die Notwendigkeitsfrage des Krieges etwas scharf in seine Kritik genommen und da bot sich nunmehr dem Angegriffenen (wenn man so sagen will) Gelegenheit, sich des näheren resp. die Stellung der National-Sozialen gegenüber der der Friedensfreunde mundgerechter darzustellen¹⁹⁶. Bei der öffentlichen Versammlung der Haller Friedensfreunde sollte Traub also den nationalsozialen Standpunkt darlegen. Dieses interessante Rededuell zwischen beiden Theologen sollte ein großes Ereignis für Schwäbisch Hall werden und wurde auch eines. Otto Umfrid verteidigte die These: die Moral gilt nicht nur für das Privatleben, sie ist auch in der Politik bindend, und ihre Gesetze sollen in den Beziehungen zwischen den Völkern gelten. Er geißelte die *einseitig nationale Interessenpolitik*, die bis dahin vorherrschend geblieben war, den Imperialismus, die Welteroberungspolitik. Noch einmal hob Otto Umfrid die Verbindung zwischen dem christlichen Standpunkt und der Friedensbewegung hervor. *Die Friedensfreunde müssen sich sentimentale Schwärmereien vorwerfen lassen*, erklärte er. *Aber wenn Christus heute auf Erden wäre, würde er die Geißel schwingen über die heutige Interessenpolitik*. Als Christ trat er für Recht und Menschlichkeit ein. Es galt das Recht des Schwachen zum Sieg zu führen gegenüber dem Starken. Er sah krasse Widersprüche zwischen der christlichen Weltanschauung und der Sanktionierung des Krieges. Für die Geistlichkeit übte er Selbstkritik und meinte unter anderem: *Wir Pfarrer predigen gegen die Sünde in jeder Beziehung, aber gegen die Hauptsünde, den Krieg, predigen wir nicht*. Mit einer ironischen Anspielung auf Bismarcks Wort fügte er hinzu: *Wir vertrauen auf Gott und fürchten Gott und sonst nichts in der Welt und verlassen uns auf die Kanonen*.

Nach diesen Darlegungen ergriff Gottfried Traub das Wort, um Otto Umfrid zu antworten. Er warf ihm vor, nicht objektiv und bloß mit dem Gefühl zu urteilen. Der Nationalsoziale betonte zunächst, es sei nicht richtig, *sich in Versammlungen für Ideale im Völkerleben [zu] begeistern, während mitten im Vaterland noch die sozial härtesten Gegensätze geduldet* würden. Traub bemerkte dann, daß Christus nie gegen den Krieg gepredigt hätte. Und sich auf das Darwin'sche Gesetz stützend, behauptete er: *Nur der kommt vorwärts, der Kraft hat [...] Das Christentum besteht nicht bloß darin, daß man schwach ist. Nur der gesunde Baum bringt gesunde Früchte. Das ist das große Gesetz der Geschichte*. Er schloß daraus: *Das ethische Recht verlangt es, daß ein Staat stark sei. Ein Staat, der nicht stark ist, ist gar kein Staat [...] Ferner gilt es, wenn man den Staat anerkennt, dann auch die volle Konsequenz zu ziehen und den Krieg anzuerkennen*¹⁹⁷. Gottfried Traub be-

196 HZ Nr. 277, 27. 11. 1900, S. 3.

197 HT Nr. 277, 27. 11. 1900, S. 1 f.; Nr. 278, 28. 11. 1900, S. 1 f.; Eine Kritik des Haller Stadtpfarrers Gottfried Traub an der Friedensbewegung, ursprünglich in: Schwabenspiegel Nr. 19, 1901; abgedruckt in: Die Hilfe Nr. 6, 10. 2. 1901.

gnügte sich nicht damit, seine Ideen auf solchen Versammlungen zu bekennen; er polemisierte auch in württembergischen Zeitungen gegen die Friedensbewegung, *die so oft sich als die vom Standpunkt des Christentums aus allein berechnete Politik gab*¹⁹⁸.

Der Haller Friedensverein hielt seine nächste Jahresversammlung am 2. März 1901. In seinem langen Bericht bedauerte Theodor Blezinger den Fortgang des Burenkrieges und die Wirren in China, die in der Resolution der Friedensgesellschaften verurteilt wurden. Er hob aber die Abkommen der Haager Friedenskonferenz sowie die Arbeit der Internationalen Parlamentarischen Friedenskonferenz, die Beschlüsse des Friedenskongresses in Paris (1900), die Nobelstiftung und die Bestrebungen der zahlreichen Friedensvereine hervor¹⁹⁹. Am Ende ihres Berichts fügte die „Haller Zeitung“ noch hinzu, daß *für eine im Ausschluß des Friedensvereins wegen Wegzug entstandene Lücke nötige Ergänzung geschaffen* wurde. Damit war der Fortgang von Paul Kienle gemeint, von dem wir wissen, daß er Mitglied des Ausschusses war²⁰⁰ und im Sommer des vorigen Jahres Schwäbisch Hall verlassen hatte.

Am 24. April veranstalteten die Haller „Burenfreunde“ im Gasthaus „Eisenbahn“ eine Kundgebung gegen den Burenkrieg, an der 500 Personen teilnahmen. Die Hauptredner waren Richard Feldhaus aus Basel und ein Burenoffizier, Leutnant Sandenbergh, der eine Vortragsreise durch Deutschland unternommen hatte. In seiner Eröffnungsrede sprach der Redakteur Groh die warme Sympathie der Deutschen für das Burenvolk aus, das als *Zwerg gegen den Riesen* seine Freiheit gegen die Engländer verteidigte. Feldhaus, der als Vorstandsmitglied der Deutschen Friedensgesellschaft das Wort ergriff, prangerte die Brutalität der Engländer und vor allem die britischen Kriegshetzer – die Kriegspartei und die Journalisten – an. Er bemerkte aber, daß sich in England ein Umschwung der öffentlichen Meinung bemerkbar gemacht hatte²⁰¹.

Am 22. Februar 1902 organisierten alle Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft eine Kundgebung zugunsten der Friedensidee. Das war für den Haller Friedensverein der Anlaß zu seiner jährlichen Generalversammlung. Wie Bayerdörfer berichtete, war die Zahl der Mitglieder auf 86 zurückgegangen. Dieses Schwanken der Mitgliederzahl zeigt, daß die Vereine durch außergewöhnliche Veranstaltungen immer wieder die Aufmerksamkeit der lokalen öffentlichen Meinung wachhalten mußten, wenn sie fortbestehen wollten. Hall war keine Ausnahme. Die Tagesordnung der Versammlung war folgende: Blezinger gab einen Überblick über die wichtigsten Ereignisse des verlaufenen Jahres. Den Verleumdern der Friedensbewegung antwortete Theodor Blezinger: *Die Friedensfreunde sind die letzten, die dem Vaterland den nötigen Schutz durch Rüstungen und Vorbereitung, so-*

198 Schwabenspiegel Nr. 19, 10.2.1901.

199 HT Nr. 51, 1.3.1901 (Anzeige); Nr. 53, 4.3.1901; HZ Nr. 54, 5.3.1901, S. 3.

200 HZ Nr. 45, 24.2.1900, S. 3.

201 HT Nr. 96, 25.4.1901; vgl. auch: Das Burenvolk (Gedicht), in: HT Nr. 67, 20.3.1901.

lange dies nötig ist, verweigern wollen. Die Friedensfreunde stehen an Vaterlandsliebe hinter niemandem zurück. Aber für sie gilt nicht bloß der Spruch: 'Si vis pacem, para bellum', sondern sie meinen: 'Si vis pacem, para pacem'. Dann berichtete der Lehrer Johannes Berger über die Generalversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft, die am 24. März 1901 stattgefunden hatte und an der er als Vertreter der Haller Ortsgruppe teilgenommen hatte, sowie über die Jahresversammlung des Württembergischen Landesvereins der Deutschen Friedensvereine, die am 18. Oktober in Ulm veranstaltet worden war²⁰².

Grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten konnten mitunter auch unter den Friedensfreunden zu ernststen Debatten führen. Ein Beispiel dafür finden wir in der Polemik zwischen Dr. Blezinger, dem Vorsitzenden des Haller Friedensvereins, und Alfred H. Fried, dem Gründer der Deutschen Friedensgesellschaft, über die Frage der Abrüstung. 1902 hatte der XI. Weltfriedenskongreß einen „Aufruf an die Nationen“ veröffentlicht, in dem die Abrüstung als Forderung der Pazifisten vorkam. In der Julinummer des pazifistischen Organs „Friedensblätter“ hatte sich Blezinger darüber empört und gemeint, daß dieses Wort, sobald es im Zusammenhang mit den Friedensideen angewendet werde, der ganzen Bewegung mehr schade als nütze. *Es ist doch jedem einsichtigen Friedensfreund klar, daß unsere Bestrebungen nicht auf Abrüstung gerichtet sein können*, schrieb Blezinger.

Alfred H. Fried nahm energisch Stellung gegen einen solchen Grundsatz, der ihm *höchst bezeichnend* zu sein schien. Friedensbestrebung und Abrüstungspropaganda waren *bis vor kurzem* bei vielen Pazifisten als identisch betrachtet worden. Das Manifest des Zaren und die Haager Konferenz, die fälschlich als „Abrüstungskonferenz“ bezeichnet worden war, hatten die Abrüstung als eine Kernfrage behandelt. Gerade die erdrückende Last des bewaffneten Friedens hatte die moderne Friedensbewegung erst hervorgerufen, deren Aktion sich zunächst gegen diese Erscheinung als das eigentliche Übel richtete. Die Friedensbewegung hatte zwar den Fehler gemacht, daß sie das Symptom mit den Ursachen verwechselte. Jetzt war man sich darüber klar, daß die militärischen Rüstungen nicht das Übel selbst, sondern die notwendige Folge einer tiefer liegenden Ursache waren. Das Übel konnte erst geheilt werden, wenn man die Ursache beseitigte. Das bedeutete: Den Übelständen, die sich im modernen Wirtschaftsleben aus der großen Wertvergeudung der Rüstungen ergaben, konnte nur abgeholfen werden, wenn die Beziehungen zwischen den Völkern auf eine breite und feste Grundlage gestellt wurden, die ihre Lebensinteressen ausreichend garantieren würde. Erst dann würden die bedauerlichen Folgen des Rüstungswesens von selbst verschwinden. Dies war die Erkenntnis, die – so Alfred H. Fried – der modernen Friedensbewegung die Richtung weisen sollte. Aber es erschien ihm falsch, wie Blezinger zu behaupten, daß die Bestrebungen der Friedensbewegung nicht auf die Abrüstung gerichtet sein könne. Dies sei *zum mindesten falsch ausgedrückt*. Als letztes Ziel der Friedensbewegung bezeichnete Alfred H. Fried *die Befreiung von dem bewaffneten Panzer, der die*

202 HT Nr. 45, 24. 2. 1902, S. 1.; Nr. 47, 26. 2. 1902, S. 1.

Völker an der gesunden und der natürlichen Entwicklung hinderte; dieses letzte Ziel sollte also immer die Abrüstung sein.

Der Vorsitzende der Deutschen Friedensgesellschaft zeigte sich mit Blezinger darüber einig, daß die *moderne* Friedensbewegung ihre Absichten und Ziele programmatisch und klar festlegen müsse. Die modernen Pazifisten hatten sich von den *sentimental-utopistischen Programm* der ursprünglichen Friedensbewegung schon weit entfernt. Mit den alten und veralteten Schlagworten des „ewigen Friedens“, des „Allerweltfriedens“ aufräumend, erstrebten sie zunächst nichts weiter als eine Rechtsgrundlage für die Kulturgemeinschaften, die räumlich wie zeitlich begrenzt sein sollte. *Zeitlich insofern, als wir uns auch eine Auflehnung gegen einen Staatenrechtsbund vorstellen können, die mit bewaffneter Hand bewerkstelligt und dementsprechend auch zurückgewiesen werden müßte*, erklärte A.H. Fried, *und räumlich insofern, als nur die kulturreifen Völker in einer solchen Rechtsgemeinschaft Aufnahme finden und für deren Erfolg Garantie bieten können*. Der Friede, den die Pazifisten erstrebten, war also dem Wesen nach von dem der Militaristen völlig verschieden. Die beiden Teile wollten nicht denselben Frieden. Die Militaristen hielten an dem Prinzip „*si vis pacem para bellum*“ fest. Die Pazifisten arbeiteten auf einen Rechtszustand hin, der *die größtmögliche Sicherung gegen jede gewaltsame Entscheidung im Völkerleben* bieten würde, während das Streben der Militaristen darauf hinausging, durch immer größere Aufspeicherung von Gewaltmitteln *die gewaltsame Entscheidung bestehender Konflikte auf lange hinauszuschieben*. Die Pazifisten strebten danach, die Gewalt aus der internationalen Ordnung zu eliminieren und dem Recht *als Regulator im Leben der zivilisierten Staaten* dieselbe Stellung einzuräumen, wie es sie im Leben der zivilisierten Individuen und in den schon bestehenden Bundesstaaten besaß²⁰³.

Ein Höhepunkt der Geschichte des Haller Friedensvereins war im Jahre 1909 der Besuch des französischen Professors Emile Riquiez, der in einigen süddeutschen Großstädten Vorträge über das Thema: „Krieg und Frieden“ hielt. In Ausführung der Beschlüsse des Münchner Internationalen Friedenskongresses und des II. Deutschen Friedenskongresses hatte sich die Geschäftsleitung der Deutschen Friedensgesellschaft mit den französischen Friedensgesellschaften in Verbindung gesetzt, um durch Austausch von Rednern die deutsch-französische Verständigung zu fördern. Emile Riquiez hatte sich für eine Vortragsreise in Süddeutschland zur Verfügung gestellt. Überall trat er mit Begeisterung auf, berichteten die „Friedensblätter“, als *Dolmetscher der friedlichen Gesinnung eines großen Teils unserer westlichen Nachbarn begrüßt*²⁰⁴. Die Friedenssache hatte durch diese Vortragsreise

203 Abrüstung?, in: Friedens-Warte Nr. 11/12, 30. 6. 1902, S. 91f.

204 Prof. Emile Riquiez, Bürgermeister von Vaux-lès-Amiens, hielt Vorträge in München (24. 11. 1909), Esslingen (26. 11.), Heilbronn (27. 11.), Schwäbisch Hall (28. 11.), Pforzheim (30. 11.), später in Karlsruhe, Mannheim und Frankfurt am Main. Bei der Delegiertenversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft, die im Rahmen des Deutschen Friedenskongresses vom 15. und 16. Mai 1909 in Stuttgart stattgefunden hatte, war angekündigt worden, daß aus dem Legat eines Franzosen

nach der Überzeugung des Berichterstatters der „Friedens-Blätter“ einen großen Gewinn davongetragen.

Den Bemühungen der Haller Friedensfreunde war es zu verdanken, daß dieser Redner auch in ihrer Stadt für die Friedenssache sprechen konnte. Riquiez gehörte zu jenen Männern, die sich für eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich einsetzten. In seiner Rede überbrachte er zuerst den Friedensgruß seiner Landsleute und betonte die Notwendigkeit, den Verkehr zwischen den Nationen zu fördern. Wenn man sich kennt, liebt man sich, erklärte er. Und so verschwindet das Mißtrauen, das von den Chauvinisten und den Zeitungen geschürt wird. Riquiez blickte zuversichtlich in die Zukunft: er war überzeugt, daß die Franzosen den Frieden wollten und sah im deutschen Kaiser einen friedliebenden Menschen. Das deutsche und das französische Volk – er war davon überzeugt – waren bestrebt, den Frieden untereinander zu bewahren. Hartmann, der Sekretär der Stuttgarter Friedensgesellschaft, der bei dieser besonderen Gelegenheit in Hall anwesend war, meinte aber, daß die öffentliche Meinung gegen den Krieg Front machen müsse. Dazu gelte es, die Hände zu rühren. Und dies geschehe vor allem in den Friedensvereinen, die darum allgemeine, kräftige Unterstützung verdienten²⁰⁵.

Es war bis heute unmöglich zu ermitteln, ob der Haller Friedensverein zwischen 1909 und 1914 aktiv geblieben ist. Im „Haller Tagblatt“ sowie in den „Friedens-Blättern“ bzw. in deren Nachfolgezeitschrift „Völker-Friede“ ist kein Bericht über von ihm veranstaltete Vortragsabende oder sonstige Kundgebungen zu finden. Am 1. April 1914 organisierte der Verein im Solbadsaal einen Vortragsabend, bei dem Dr. Grosch aus Stuttgart zum Thema *Zweck und Ziel der Friedensbewegung* sprach. Beachtenswert ist die Tatsache, daß der Volksverein die Einladung zu dieser Veranstaltung im „Haller Tagblatt“ veröffentlichte. Dies zeigt ganz klar die maßgebende Rolle, die die demokratisch gesinnten Kreise von Hall in der Tätigkeit des lokalen Friedensvereins weiterhin gespielt haben müssen²⁰⁶. Dieser Einfluß schien aber nachzulassen; der Besuch war bei diesem Vortragsabend *ein recht schwacher*. Der Redner ging von Napoleon I. aus, schilderte die Entwicklung der Friedensbewegung im 19. Jahrhundert, namentlich in Deutschland. Zum Schluß gab er noch einen Ausblick auf die nächste Zukunft, die nach seiner Meinung das bringen sollte, was die Friedensbewegung anstrebte²⁰⁷. Solche Aussagen zeigen, wie sehr die Pazifisten am Vorabend des Ersten Weltkrieges an die Wirkung ihrer Bemühungen glaubten

Mittel verfügbar gemacht worden waren zu dem Zweck, daß ein französischer Professor Vorträge über die Friedenssache, besonders in Süddeutschland, halten könne. Friedens-Blätter Nr. 12, Dez. 1909, S. 139.

205 HT Nr. 275, 24. 11. 1909; Nr. 277, 26. 11. 1909; Nr. 278, 27. 11. 1909 (Anzeige); Nr. 280, 30. 11. 1909.

206 HT Nr. 75, 31. 3. 1914 (Anzeige).

207 HT Nr. 77, 2. 4. 1914; Völker-Friede Nr. 5, Mai 1914, S. 57.

Die „Haller Zeitung“ (1894–1903). Ein Organ der Deutschen Volkspartei im Dienste der Friedenssache

Im Jahre 1894 wurde die „Haller Zeitung“ als Organ der Deutschen Volkspartei ins Leben gerufen²⁰⁸. Der Gründer dieses Blattes, das sich neben dem „Haller Tagblatt“ auf dem relativ beschränkten Zeitungsmarkt des Bezirkes Hall zu behaupten versuchte, war Paul Kienle²⁰⁹. Der frühere Lehrer war am 20. November 1865 in Dünsbach bei Gerabronn geboren²¹⁰. Mit der Nummer vom 31. Juli 1900 gab er die Redaktion des Blattes auf, denn er zog nach Göppingen. Ein Jahr später ließ er sich in Ludwigsburg nieder. Von dort aus übernahm er ab dem 4. September 1901 wieder die verantwortliche Redaktion eines Teils der „Haller Zeitung“, zeitweise auch ihren Druck. Im Frühling 1903 ging er nach Stuttgart, um sich dort als Sekretär der württembergischen Volkspartei zu betätigen, und machte sich schließlich Ende 1907 in Ebingen seßhaft, wo er die Redaktion des freisinnigen „Neuen Alb-Boten“, übernahm. Paul Kienle starb am 17. Dezember 1915 im Alter von fünfzig Jahren. Bei seiner Beerdigung, der zahlreiche Parteifreunde nicht nur aus den Nachbarbezirken, sondern auch aus ganz Württemberg beiwohnten, betonte der Reichs- und Landtagsabgeordnete Conrad Haußmann, einer der Führer der süddeutschen Demokratie, Kienles berufliches Pflichtbewußtsein, sein Rednertalent und seine intellektuellen Fähigkeiten, die er lange Jahre in den Dienst der Partei gestellt habe²¹¹.

Seit Kienles Fortgang von Schwäbisch Hall im Sommer 1900 wurden die Redaktion, der Druck und der Verlag der „Haller Zeitung“ eine ziemlich schwierige Angelegenheit. Gedruckt wurde das Blatt abwechselnd von Carl Friedrich Greiner, von Greiner & Koch, Karl Wulle in Heilbronn; redigiert wurde es von Paul Kienle, Carl Friedrich Greiner, für eine ganz kurze Zeit von Karl Wulle, dann teilweise und ab Oktober 1902 gänzlich von Johannes Wagner²¹². C. F. Greiner stammte aus

208 *M. Gerster*: Die Zeitungen und die Zeitschriften Württembergs im Jahre 1909, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Hrsg. von dem Königlichen Statistischen Landesamt, Jg. 1910, 2. Heft, Stuttgart 1911, S. 259.

209 Alphabetisches Einwohner-Verzeichnis der Oberamtsstadt Schwäbisch Hall. Bearbeitet und verlegt durch Commissär *G. Scholder* in Hall, Schwäbisch Hall 1894, S. 26. Hier ist Paul Kienle als Redakteur der „Haller Zeitung“, Gelbinger Straße 371, genannt; Vgl. auch Stadtarchiv Albstadt, HR-E 021.01/02, Bürgerliste Ebingen, 2. Teil.

210 Der genaue Zeitpunkt der Gründung bleibt zu ermitteln, denn in der Landesbibliothek Stuttgart, dem einzigen Ort, wo eine geschlossene Sammlung der „Haller Zeitung“ konserviert ist, fehlen die ersten Jahrgänge bzw. der erste Jahrgang.

211 Angaben der Standesämter Ludwigsburg, Göppingen und Albstadt-Ebingen; Familienregister Albstadt-Ebingen (Zollernalbkreis), Bd. 16, Blatt 368; Stadtarchiv Albstadt, Gemeindeprotokolle der Stadt Ebingen 1913, Prot. 359; Adreß- und Geschäftshandbuch. Stadtgemeinde Ebingen 1911. Bearbeitet von Steuerratsschreiber *Baur*, Ebingen 1911, S. 119; *Peter Thaddäus Lang, Lothar Held*: Der Journalist Göbel macht liberale Standpunkte publik, in: Schwarzwälder Bote, 28. 8. 1996; Paul Kienle +, in: Der Alb-Bote Nr. 296, 18. 12. 1915, S. 1; Paul Kienles Begräbnis, in: ebd., Nr. 298, 21. 12. 1915, S. 1.

212 Von 1896 bis 1903 finden wir in der „Haller Zeitung“ folgende, gesetzlich verlangte Angaben: 1896–1897: Redaktion *Paul Kienle in Hall. Druck und Verlag der C. Fr. Greiner'schen Buchdruckerei.*

Welzheim, wo sein Vater schon als Buchbinder tätig war. 1894 ist er als Verleger der „Haller Zeitung“ erwähnt²¹³. Er wurde am 25. Oktober 1865 in Welzheim geboren, ließ sich sehr wahrscheinlich erst Anfang der 90er Jahre in Hall nieder und kehrte im Herbst 1907 in seine Heimatstadt zurück²¹⁴. Friedrich Greiner war 1906 laut Adreßbuch *Reisender*, was bedeuten würde, daß er inzwischen seine Tätigkeit gewechselt hatte. Nach seiner Rückkehr in seiner Heimatstadt betätigte sich C.F. Greiner zunächst als Buchbinder. Nach Angaben seiner Nichte, Frau Baumeister, arbeitete er auch im Dienste der Württembergischen Bibelgesellschaft. Weiterhin betätigte er sich als Landschaftsfotograf und gründete einen Postkartenverlag. Außerdem war er als Berater in Bauangelegenheiten tätig. Später richtete er in seinem heute noch bestehenden Haus ein Büro und einen Lebensmittelladen ein.

Johannes Wagner stammte aus Leutkirch im Allgäu, wo er am 5. April 1857 geboren wurde. Nachdem er sich zehn Jahre in Zürich und später in Meiningen als Buchdrucker betätigt hatte, kam er nach Hall, wo er am 2. November 1936 starb²¹⁵.

Die „Haller Zeitung“, mit dem Untertitel „Ein Volksblatt aus Hohenlohe-Franken. Allgemeines Anzeigblatt für die Oberämter Hall, Crailsheim, Gaildorf, Gera-

Dann heißt es ab Nr. 251 v. 27. 10. 1898: *Druck und Verlag von Greiner & Koch*. Ab Nr. 193 v. 19. 8. 1899: *Druck und Verlag von C. Fr. Greiner daselbst*. Ab Nr. 175 v. 31. 7. 1900: *Redaktion, Druck und Verlag von C. Fr. Greiner in Hall*. Ab Nr. 152 v. 1. 7. 1901: *Verantwortliche Redaktion und Druck der 1. und 2. Seite C. Wulle Heilbronn, der 3. Seite C. Fr. Greiner Hall*. Ab Nr. 157 v. 7. 7. 1901: *Redaktion, Druck und Verlag von C. Fr. Greiner Hall*. Mit Nr. 207 v. 4. 9. 1901 änderten sich die Angaben noch einmal: *Verantwortlich für die ersten 3. Seiten Paul Kienle Ludwigsburg, für alles andere C. Fr. Greiner, Buchdruckerei Schwäbisch Hall.*; in der nächsten Nr.: *Druck und Verlag C. Fr. Greiner, Buchdruckerei Hall*. Ab Nr. 284 v. 3. 12. 1901 finden wir: *Druck, Verlag und Redaktion der ersten 3 Seiten von Paul Kienle in Ludwigsburg, für die 4. Seite verantwortlich J. Wagner in Hall*. Ab Nr. 246 v. 21. 10. 1902: *Druck der ersten 3 Seiten von Karl Wulle in Heilbronn, verantwortliche Redaktion und Verlag von J. Wagner in Hall*.

213 Vgl. Alphabetisches Einwohner-Verzeichnis der Oberamtsstadt Schwäbisch Hall. Bearbeitet und verlegt durch G. Scholder, Schwäbisch Hall 1894, S. 17: *Friedrich Greiner, Buchbinder, in Firma C. Fr. Greiner, Buchdruckerei, Verlag der 'Haller Zeitung', Buchdruckerei, Einrahme-Geschäft und Schreibmaterialien-Handlung, Spitalstraße 495. Tel. 29.*

214 Brief von Archivar Helmut Glock an den Autor, 18. 11. 1996; Brief von Walter Greiner (Sonthofen), dem Enkel von C.F. Greiner, an Archivar Glock, 14. 11. 1996.

215 Standesamt Leutkirch, Familien-Register der außerhalb Württemberg dauernd niedergelassenen Familien. Darin findet man: Johannes Wagner, Buchdrucker in Zürich (Schweiz). In einem Bericht über einen Vortragsabend des Haller Friedensvereins, schreibt der Autor, der damals nur Johannes Wagner als Redakteur der „Haller Zeitung“ gewesen sein kann, er habe zehn Jahre in der Schweiz gelebt. HZ Nr. 277, 27. 11. 1900, S. 3. Am 10. Mai 1884 verheiratete er sich in Schwäbisch Hall mit Susanne Luise Lauth; er bekam 8 Kinder. Im Adreßbuch von 1906 ist er als *städtischer Auktionator und stellvertretender Gerichtsvollzieher*, Lange Straße 5, erwähnt. Eine erstaunliche Entwicklung in seiner Tätigkeit! Es kann sich dabei nur um denselben Johannes Wagner handeln, denn seine Adresse Lange Straße 5 ist dieselbe wie die des Geschäftsführers der „Haller Zeitung“ im Jahre 1903. An die Leser der 'Haller Zeitung'! Oehringen, den 30. März 1903, in: HZ Nr. 76, 31. 3. 1903, S. 4; HT Nr. 258, 4. 11. 1936, S. 6; ebd., Nr. 261, 7. 11. 1936, S. 5.

bronn, Künzelsau, Oehringen, Weinsberg²¹⁶, muß sich in der unmittelbaren Zeit nach seiner Gründung, als die Volkspartei wieder an Einfluß gewonnen hatte, einer gewissen Resonanz erfreut haben²¹⁷.

Im September 1900 sollte die „Haller Zeitung“ dem Haller Volksverein seine Tatenlosigkeit vorwerfen. Diese Kritik war ein Zeichen: in Hall büßte der Freisinn offenbar um die Jahrhundertwende an Tat- und Durchsetzungskraft ein, selbst wenn am 30. September 1900 in Hall eine Versammlung der württembergischen Volkspartei stattfand; die Reden von zwei Führern der Partei, Friedrich Payer und Friedrich Haußmann, sollten der Lokalorganisation neuen Mut einflößen. Dazu bemerkte der Redakteur der „Haller Zeitung“: *Damit dürfte denn wohl Klarheit über die demnächste Tätigkeit, namentlich auch bezüglich der Landtagswahlen, geschaffen und speziell dem Volksverein Hall Gelegenheit werden, das beschauliche Stilleben, in dem er sich in letzter Zeit gefiel, aufzugeben [...] und ein tätiges Leben zu entfalten*²¹⁸.

Neun Jahre nach der Gründung konnte die „Haller Zeitung“ ihre materielle Existenz nicht mehr sichern. Der Verlag gab am 31. März 1903 in der letzten Nummer den Grund an, warum das Blatt sein Erscheinen einstellte. *Im politischen Interesse haben die seitherigen Besitzer versucht, dem Bezirk Hall eine freisinnige Zeitung zu erhalten*, erklärte er. *Allein das Unternehmen fand in den in Betracht kommenden politischen Kreisen des Haller Bezirks die notwendige Unterstützung nicht. Da sonach die Grundlage für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Zeitung fehlte, sahen sich die auswärts wohnenden Besitzer veranlaßt, das Geschäft der 'Haller Zeitung' zu verkaufen*. Der Käufer war Emil Schwend, der Besitzer des „Haller Tagblatts“. Der Verlag bedankte sich bei allen Lesern, die der Zeitung bis in die letzte Zeit treu geblieben waren²¹⁹. In die „Württembergische Chronik“ des „Kocherboten“ wurde folgende kurze Meldung eingerückt: *Die 'Haller Zeitung', volksparteiliches Organ, wird vom 1. April ab ihr Erscheinen einstellen*²²⁰. Johannes Wagner wurde als *seitheriger Geschäftsführer* beauftragt, die noch schwebenden geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen²²¹.

Kaum war die „Haller Zeitung“ vom lokalen Zeitungsmarkt verschwunden, schon richtete sich das „Hohenloher Tagblatt“ von Öhringen an ihre früheren Abonnenten

216 Redaktion und Expedition befanden sich zuerst Spitalstraße 495, also in den Räumen der Druckerei von Carl Friedrich Greiner, ab Anfang 1902 im Hinterhause des Konditors Schaufele, Spitalstraße 31, also bei Johannes Wagner.

217 *Einer größeren Verbreitung erfreut sich die 'Haller Zeitung'.* [...] *Inserate haben infolge des großen Leserkreises den besten Erfolg*, warben Greiner & Koch auf einer kleinen Publikation von Paul Kienle, die 1899 unter dem Titel „Bauernfragen?? (Aus der 'Haller Zeitung')“ erschien (WLB Stuttgart, Sign.: Politik oct. K 1350).

218 HZ Nr. 220, 21. 9. 1900, S. 3.

219 An die Leser der 'Haller Zeitung'! Hall, 31. März 1903, in: HZ Nr. 76, 31. 3. 1903, S. 4.

220 Kocherbote Nr. 38, 30. 3. 1903.

221 In der Erklärung des Verlags hieß es: *Die Ausstände wollen in kürzester Frist an denselben [Herrn Wagner] in seiner Wohnung Lange Straße bezahlt, desgl. auch noch etwaige Forderungen eingereicht werden*. S. HZ Nr. 76, 31. 3. 1903.

ten. *Die freisinnige Tendenz des 'Hohenloher Tagblatts' ist bekannt*²²², warb die Redaktion, *und hatte dasselbe vor Gründung der 'Haller Zeitung' auch in deren Bezirk fortwährend einen größeren Leserkreis aufzuweisen. An alle Freunde des offenen Wortes und einer freisinnigen Politik richten wir die Bitte, das 'Hohenloher Tagblatt' nicht nur selbst zu bestellen, sondern auch nach Kräften für die Verbreitung desselben besorgt zu sein. Der Abonnementspreis ist der denkbar niedrigste und kostet frei ins Haus geliefert nur M[ark] 1.40 für das Vierteljahr*²²³. Die „Haller Zeitung“ hatte ebenfalls versucht, einen solchen niedrigen Preis zu halten, mit der Absicht, auch die unbemittelte Volksklasse zu erreichen. Die Redaktion des Öhringer Blattes versprach, *durch Gewinnung eines tüchtigen Mitarbeiters den Vorkommnissen in Hall alle Aufmerksamkeit [zu] widmen*. Johannes Wagner sollte neben den Postanstalten und den Postboten Bestellungen entgegennehmen. Es lag also auf der Hand, daß die früheren Herausgeber der „Haller Zeitung“ Emil Schwend – er mochte ein noch so willkommener Abnehmer sein – den politisch-publizistischen Marktanteil nicht überlassen wollten, denn er war der Besitzer eines Blattes, das andere Ideen vertrat, nämlich nationalliberale²²⁴.

Selbst wenn die Landesversammlung der Deutschen Volkspartei im Januar 1903 mit 1500 Teilnehmern noch nie so gut beschickt worden war, selbst wenn die Partei im Lande sich auf 120 Volksvereine stützen konnte und Propagandamaterial in größeren Mengen verbreitete, bemängelte die „Haller Zeitung“, daß die Presse nicht genug gefördert und unterstützt wurde²²⁵. So erklärte der Verlag, der seine Enttäuschung nicht verbarg, den Untergang seines Blattes. Dieser Untergang war aber auch mit einem gewissen Rückgang der Deutschen Volkspartei in Württemberg verbunden. Als diese in den 90er Jahren Wahlerfolge erzielt hatte, war eine Reihe demokratischer Zeitungen von dieser Hochflut des bürgerlich-demokratischen Gedankens emporgetragen worden; etwa zwei Dutzend volksparteiliche Blätter waren damals neu gegründet worden. Seitdem die Partei aber einen Stillstand bzw. einen Rückgang erlebte, gingen einige von diesen Organen wieder ein. Die „Haller Zeitung“ zählte zu den Opfern dieser ungünstigen Konjunktur²²⁶. In der Zeit, in der sie ins Leben gerufen wurde, vertrat Friedrich Hartmann, Mitglied

222 Gerster (wie Anm. 208), S. 271. Hier wird das 1892 gegründete „Hohenloher Tagblatt“ (Auflage 2100) als „liberal“ eingestuft.

223 An die Leser der 'Haller Zeitung!' Öhringen, den 30. März 1903, in: HZ Nr. 76, 31. 3. 1903, S. 4..

224 In einem Bericht an das Innenministerium schrieb das Oberamt Hall 1882 über Emil Schwend, er sei ein *in geordneten Vermögensverhältnissen stehender* Bürger, dessen Zeitung *höchst gemäßigt freisinnig und loyal, national und liberal sei, ohne aber einer bestimmten politischen Partei zu dienen*. Das Oberamt glaubte hinzufügen zu müssen, das „Haller Tagblatt“ habe unter Emil Schwends Vater eine extreme Richtung nach links verfolgt, tue das allerdings seit zwanzig Jahren nicht mehr. Zit. bei *Egil Pastor*: Erlaubt ist, was der Obrigkeit gefällt, in: *Philippe Alexandre, Egil Pastor*: Neues aus alten Zeitungen (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken 3), Schwäbisch Hall 1990, S. 325.

225 Landesversammlung der württembergischen Volkspartei, in: HZ Nr. 6, 8. 1. 1893, S. 1.

226 *Otto Groth*: Die politische Presse Württembergs, Diss., Stuttgart 1915, S. 89 f.

der Deutschen Volkspartei, den XI. württembergischen Wahlkreis im Reichstag, und nachdem dieser 1898 aus gesundheitlichen Gründen sich vom politischen Leben zurückgezogen hatte²²⁷, war sein Nachfolger der Stuttgarter Professor Leonhard Hoffmann, auch ein Volksparteiler.

In seiner Haller Zeit betätigte sich Paul Kienle nicht nur als politischer Journalist, er engagierte sich auch im politischen Leben der Stadt: er wurde Mitglied des Ausschusses des lokalen Volksvereins und des Friedensvereins²²⁸. In den Spalten seines Blattes berichtete er sehr regelmäßig über die Versammlungen des Haller Volksvereins und der Volkspartei auf regionaler und nationaler Ebene sowie über die Arbeit der demokratischen Abgeordneten in der Öffentlichkeit und im Reichstag. Dabei scheute er sich nicht, kritische Standpunkte zu vertreten, was seine Nachfolger auch tun sollten, vor allem, wenn es sich um die Aktivitäten der Partei handelte. Die „Haller Zeitung“ versuchte namentlich, den lokalen Volksverein aus seinem Schlendrian herauszubekommen. Mit einer gewissen Unabhängigkeit vertrat sie die radikal-demokratischen Ideen der 48er-Generation, in einer Zeit, als die „moderne“ Demokratie sich zu gewissen Kompromissen mit dem wilhelminischen Reich bereit zeigte. Georg Herwegh und Ludwig Pfau waren die Männer, auf die sie sich in den Leitartikeln immer wieder berief und die sie gern zitierte. Diese Treue zu den alten Idealen verband sich mit dem Willen, zu den von der modernen Welt gestellten Problemen Stellung zu nehmen. In den Einladungen zum Abonnement erinnerte sie immer wieder daran, das Blatt sei ein *Freund und Berater des Bürgers*, es sei nicht parteilos, weil es *die Pflicht jeden Staatsbürgers sei, Anteil zu nehmen an den großen Kämpfen, die die Zeit bewegen*²²⁹. Der wiederholte Wandel in der Redaktion des Blattes änderte nichts an seiner politischen Linie; die Kontinuität wurde offenbar – über die Grenzen des Haller Bezirks hinaus – durch eine regionale Organisation gesichert, die auf der parteilichen Solidarität beruhte.

Die Erhaltung des Friedens war um die Jahrhundertwende eine jener Grundfragen, die die öffentliche Meinung beschäftigten. Beachtenswert ist die Bedeutung, die die „Haller Zeitung“ dem Thema des europäischen und des Weltfriedens beimaß. Sie setzte mit einer solchen Konsequenz den Akzent darauf, daß sie als ein pazifistisches Organ betrachtet werden kann. Wie andere demokratische Organe bekämpfte sie nicht nur im Geiste eines Ludwig Pfau den Militarismus und den *Berliner Hurratriotismus*, in dem sie eine Gefahr für den Frieden sah²³⁰, sondern

227 HZ Nr. 305, 30.12.1898, S. 2.

228 HZ Nr. 87, 15.4.1896, S. 2; Nr. 45, 24.2.1900, S. 2.

229 HZ Nr. 68, 21.3.1896, S. 1; Nr. 218, 18.9.1897, S. 1.

230 HZ Nr. 25, 31.1.1896, S. 1; Vom Militarismus, in: HZ Nr. 55, 6.3.1896, S. 1, In diesem aus der Münchner Freien Presse übernommenen Artikel hieß es u.a.: *Er [der Militarismus] durchdrängte und versuchte mit seinem Geist das ganze politische und soziale Leben der deutschen Nation. Nein, nicht bloß das Leben der deutschen Nation. Eine wilde Hetzjagd, eine besinnungs- und vernunftloser Wettstreit aller Völker Europas begann und als erster Preis allen Ehrgeizes in den 'Kulturstaaten' des Kontinents galt es fortan, die bestgedrillten Soldaten, den akkuratesten Stechschritt, die mörderischsten*

sie stellte sich auch entschieden in den Dienst der Friedensbewegung, indem sie zahlreiche Texte von engagierten Friedensfreunden wiedergab, regelmäßig über die Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit der Bewegung berichtete und selber sehr oft im Sinne einer friedlichen Regelung der internationalen Konflikte Stellung nahm. Diese publizistische Tätigkeit unterstützte auch, wie wir sehen werden, das mutige Eintreten des Haller Abgeordneten Leonhard Hoffmann im Reichstag für die Sache des Friedens.

Ohne das „Haller Tagblatt“ könnten wir heutzutage die Geschichte des Haller Friedensvereins und die Debatte um die Friedensfrage im damaligen Schwäbisch Hall nicht verfolgen. Die wohletablierte Schwend'sche Zeitung verfügte über die Dienste des lokalen stenographischen Vereins, die ihr erlaubten, Vorträge wortwörtlich wiederzugeben, während die Mitarbeiter der „Haller Zeitung“ nach Aufzeichnungen berichteten. Es gibt aber sonst inhaltliche Unterschiede zwischen den Artikeln der beiden Blätter. Im „Haller Tagblatt“ blieb die Berichterstattung die meiste Zeit neutral, während Paul Kienle und seine Nachfolger, eben weil sie engagiert waren, Kommentare zu den Beschlüssen des Haller Friedensvereins hinzufügten und zu den Worten der großen Wanderredner der Friedensbewegung Stellung nahmen, die in der Stadt gastierten. Eher national-liberal orientiert, betrachtete das „Haller Tagblatt“ die internationale Politik nüchtern, das heißt, daß es die Erhaltung des Friedens für eine selbstverständliche Notwendigkeit hielt, aber zugleich die Ansicht vertrat, Deutschland müsse sich auf einen möglichen Krieg in Europa vorbereiten. Es war also weit entfernt von der idealistischen Haltung der „Haller Zeitung“, die eine Annäherungspolitik zwischen den europäischen Mächten, verbunden mit einem allmählichen Abbau der Heere und der Rüstung, herbeiwünschte und an die Möglichkeit eines dauernden Friedens durch dieses Mittel glauben wollte.

Paul Kienle zeigte sich optimistisch, wenn er auf die Entwicklung der Weltgeschichte zurückblickte. Zwar blieb diese ein *Schlachtenkatalog*, aber die Zeit war vorbei, in der es die alleinige Aufgabe der Geschichtsschreibung war, den Kriegsruhm der Fürsten zu begründen. Die Generationen wechseln und mit ihnen die Anschauungen der Menschen. Deshalb glaubte Kienle, feststellen zu können, daß die Friedensidee Fortschritte gemacht hatte: immer mehr galt der bewaffnete Friede als ein unhaltbarer Zustand und der Militarismus als eine Schädigung für die Kultur. Europa sollte sich von diesem befreien, um einen wirklichen, dauerhaften Frieden herbeizuführen und damit seine Kulturaufgabe in der Welt zu erfüllen. Wie konnte diese friedliche Ordnung geschaffen werden? Indem man den Dreibund, d. h. das 1882 zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien abgeschlossene Bündnis, zu einem Bund *der vereinigten Friedensstaaten Eu-*

Waffen für den Massenmord sein Eigen zu nennen. Die Welt gleicht heute einem Feldlager; die Katastrophe kann jeden Augenblick hereinbrechen, der europäische Krieg ist nach dem Ausspruch eines Fachmannes wie General-Feldmarschall Graf Moltke unvermeidlich, und dann stehen 28 Millionen Soldaten einander bis zu den Zähnen in Waffen gegenüber.

ropas erweitern und das Prinzip der internationalen Schiedsgerichte verallgemeinern würde, meinte Paul Kienle.

Schiedsgerichte und die öffentliche Meinung waren die Themen der Resolution, die das Berner Friedensbüro 1896 für die „Weltmanifestation der Friedensgesellschaften“ vorgeschlagen hatte. Der Text dieser Resolution, verfaßt vom Engländer Felix Moscheles, lautete: *Die [Deutsche Friedensgesellschaft] erklärt ihre unbedingte Zustimmung zu dem Prinzip der schiedsrichterlichen Erledigung aller internationalen Streitigkeiten. Dies von Neuem zu bekräftigen, hält sie den gegenwärtigen Zeitpunkt für besonders geeignet und ersucht demnach alle Gleichgesinnten um ihre moralische Unterstützung dadurch, daß sie sich frei und offen für jenes Prinzip aussprechen. Die Gesellschaft erläßt diesen Aufruf, weil sie überzeugt ist, daß die öffentliche Meinung, die größte aller Großmächte, imstande ist, die Parlamente und durch diese die Regierungen zu bestimmen, eine neue Ära des internationalen Friedens, beruhend auf der Hochhaltung des Rechts, zu inaugurieren*²³¹.

Weil Kienle, wie viele Pazifisten, an die Macht der öffentlichen Meinung glaubte, sofern diese für die Friedensidee gewonnen werden könnte, begrüßte er die aufklärerische Friedensarbeit einer Bertha von Suttner, die in der Hoffnung, der Menschheit eine künftige *blutige Katastrophe* ersparen zu können, mit ihren Publikationen in der ganzen Welt wirkte²³².

Die „Haller Zeitung“ unterstützte mit ihren bescheidenen publizistischen Mitteln die Aktionen der großen Pazifistin. Im Frühling 1896 druckte sie „unter dem Strich“ ihren Roman „Hanna“ ab²³³ und plädierte 1901 dafür, den Friedensnobelpreis an *die erfolgreichste Vorkämpferin des Friedensgedankens in Europa* zu verleihen. Diese Anerkennung sollte ihr nicht versagt werden: den Preis erhielt sie im Jahre 1905²³⁴. Alle beachtenswerten Initiativen zugunsten des Friedens fanden ein Echo in den Spalten der „Haller Zeitung“. Paul Kienle veröffentlichte zum Beispiel eine Rede, die Carl Schurz²³⁵ Anfang 1896 in der New Yorker Handelskammer gehalten hatte. Darin entlarvte der in die Vereinigten Staaten emigrierte deut-

231 Die Weltmanifestation der Friedensgesellschaften am 22. Februar dieses Jahres, in: HZ Nr. 44, 22. 2. 1896, S. 1.

232 Wohin?, in: HZ Nr. 29, 5. 2. 1896, S. 1.

233 HZ Nr. 60, 12. 3. 1896 bis Nr. 100, 30. 4. 1896.

234 Bertha von Suttner und der Nobelpreis, in: HZ Nr. 28, 3. 2. 1901, S. 3. Die „Haller Zeitung“ erinnerte an die unermüdliche Friedensarbeit der Österreicherin, die sich seit der Gründung der Friedensgesellschaft im Jahre 1892 noch verstärkt hatte.

235 Carl Schurz (1829–1906) hatte 1849 am badischen Aufstand teilgenommen. Nach seiner Flucht aus der Gefangenschaft in die Schweiz hatte er seinen Lehrer Gottfried Kinkel aus dem Gefängnis in Spandau befreit und lebte dann als Journalist in Paris und London. 1852 war er nach Amerika ausgewandert, wo er sich als Rechtsanwalt ansässig machte. In den USA trat Schurz als Gegner der Sklaverei für Lincolns Präsidentschaft auf; er wurde 1861/62 Gesandter in Spanien, im Sezessionskrieg kommandierte er eine Division, mit der er an mehreren Schlachten teilnahm. 1869–75 war er Senator für Missouri und 1887–81 Staatssekretär des Innern. In diesen Stellungen bekämpfte er die Korruption in der Verwaltung und trat für eine versöhnliche Politik gegenüber den Südstaaten sowie für eine Integration der Indianer in die amerikanische Gesellschaft ein.

sche „Achtundvierziger“ amerikanische „Patrioten“, die einen als Feinde der Zivilisation, die es in der neuen Welt zu verbreiten galt, die anderen als *korrupte Politiker* und *skrupellose Spekulanten*. Schurz geißelte diejenigen, die einen Konflikt mit der Behauptung herbeiwünschten, ein Krieg von Zeit zu Zeit rege den Patriotismus an und bewahre das Volk vor einer Verweichlichung. *Krieg ist Hölle!*, erwiderte ihnen Carl Schurz als ehemaliger Offizier des Sezessionskriegs. Die Zivilisation der Amerikaner und ihr Christentum müßten stark genug sein, um die Verbreitung solcher Thesen zu verhindern. Der Krieg sei mit allen Mitteln der Diplomatie zu verhindern, denn Krieg führe zu Verlusten an Menschenleben, zu Not und Elend, zu Sittenverfall und Rückgang der Zivilisation. Carl Schurz, der schon damals als einer der wichtigsten Vertreter der Deutsch-Amerikaner galt, erschien in der „Haller Zeitung“ als Stolz der deutschen Demokraten und Vertreter eines Gedankenguts, das sich in Amerika Geltung verschafft hatte, das aber in Deutschland bis dahin noch nicht zum Durchbruch hatte kommen können²³⁶.

Die „Haller Zeitung“ gehörte zu den Blättern, die 1898 den Vorschlag des Zaren Nikolaus II., eine internationale Friedenskonferenz einzuberufen, begrüßten. Die skeptische Haltung der meisten politischen Kreise Deutschlands bedauernd, wies sie auf die bejahende Reaktion der französischen Friedensfreunde und Rechtsgelehrten, die zwar auch nicht viel von dieser Konferenz erwarteten, die Idee der Schiedsgerichtsverträge aber unterstützten. Der Richter und Völkerrechtslehrer Arthur Desjardins ging sogar bis dahin, einen solchen Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich zu empfehlen, die nun einmal *ihre Rolle als führende Nationen der europäischen Zivilisation begreifen lernen* mußten. Paul Kienle machte sich keine Illusionen, er setzte keine große Hoffnung auf die Initiative des Zaren, die ihm doch schon deshalb positiv erschien, weil sie zum Nachdenken anregte. Diese Initiative ermutigte außerdem die Friedensfreunde der ganzen Welt, denn sie schützte sie von nun an *vor dem Vorwurf der Kindischheit und der Vaterlandsfeindschaft*²³⁷.

Im Sommer 1899 berichtete die „Haller Zeitung“ ausführlich über die Verhandlungen der ersten Haager Konferenz, die viel Raum in den Spalten aller Blätter einnahmen. Es war eine Zeit, in der viel von den Vereinigten Staaten Europas die Rede war und einflußreiche Männer wie der liberale Politiker Rudolf Virchow gegen den Chauvinismus zu Felde zogen²³⁸. Die Linksliberalen erwarteten, daß sich die Idee eines ständigen internationalen Schiedsgerichts durchsetze²³⁹. Deshalb äußerte sich Paul Kienle mit gemischten Gefühlen über das Ergebnis der Haager Konferenz. Zur Frage der Abrüstung gestand er, es sei ihm – wie jedermann – schon von Anfang an klar gewesen, daß man nichts beschließen würde. Man hatte

236 Krieg dem Krieg!, in: HZ Nr. 47, 26. 2. 1896, S. 2.

237 Zur Abrüstungsfrage (Gedicht von Erich Horn), in: HZ Nr. 250, 26. 10. 1898, S. 1.

238 Friedensstimmen, in: Nr. 117, 21. 5. 1899, S. 1; Gegen den Chauvinismus, in: HZ Nr. 121, 27. 5. 1899, S. 1.

239 Kann ein fakultatives Schiedsgericht ein Fortschritt sein? (Berliner Tageblatt), in: HZ Nr. 137, 15. 6. 1899, S. 1.

den Wunsch nach einer *humaneren Kriegsführung* geäußert und die Genfer Konvention von 1864 auf den Seekrieg ausgedehnt. Kienle bemerkte, vom Standpunkt des Pazifisten aus wolle das nicht viel heißen, denn *jeder Menschen- und Vaterlandsfreund wünscht[e] nicht humanere Kriege, sondern die Abschaffung des Krieges überhaupt*. Das Schiedsgericht, über das man sich geeinigt hatte, war zwar nur ein fakultatives. In diesem Punkt urteilte aber Kienle etwas positiver; er meinte, die Haager Konferenz habe einen Keim gelegt, der Triebkraft hatte; andere Konferenzen würden folgen: die Fortentwicklung schien also garantiert. Der Franzose Léon Bourgeois, der sein Land in Den Haag vertreten hatte und 1907 wieder vertreten sollte, hatte erklärt: *Schon haben die zivilisierten Völker die Gewohnheit angenommen, sich als eine Gemeinschaft zu betrachten, das heißt als eine Gesamtheit von Kollektiv-Individuen, deren Rechte die gleichen sind und deren allgemeine Sicherheit verletzt ist, wenn auch nur eine einzige von ihnen der Gegenstand eines Angriffs oder einer Rechtsverweigerung ist. Diese Gewohnheit muß man stärken*. Selbst wenn er diese optimistische Beobachtung als richtig betrachtete, bedauerte der Redakteur der „Haller Zeitung“: *Noch sind wir weit entfernt von den Vereinigten Staaten Europas*. Seine Meinung über das Gesamtergebnis der Konferenz war dennoch eher positiv; er schrieb nämlich: *Solange die Welt steht, ist noch keine Konferenz zusammgetreten, um dem Krieg den Krieg zu erklären. Jetzt aber ist's im Haag geschehen, und alle Delegierten haben es ausgesprochen, daß der Krieg etwas Verdammenswertes, daß seine Abschaffung wünschenswert, ja mit der Zeit eine Notwendigkeit sei*. Ein solches Ergebnis empfand die Friedensbewegung als eine Ermunterung und eine moralische Stärkung. Deshalb konnte sie nicht wirklich als ein Fiasko betrachten²⁴⁰. Paul Kienle berief sich auch auf die Stellungnahme der „Frankfurter Zeitung“. Das linksliberale Blatt war überzeugt, daß die Kabinettskriege von nun an zur Vergangenheit gehörten und daß der Krieg nur noch eine *ultima ratio* sei, zu der man in Fällen greifen würde, in denen alle anderen Mittel versagten. Es setzte also Hoffnung auf das permanente Schiedsgericht, das dazu dienen könnte, Kriege zu verhüten. Als positiv beurteilte es auch, daß die Haager Konferenz die öffentliche Meinung mobilisiert hatte; die Aufgabe der öffentlichen Meinung war es, einen Druck auf die Regierungen auszuüben, damit diese sich des schiedsgerichtlichen Mittels bedienten. Die „Haller Zeitung“ geißelte diejenigen, die versuchten, in der Öffentlichkeit das Ergebnis der Haager Konferenz herabzusetzen. Professor Zorn, einer der Vertreter Deutschlands, hatte pessimistisch erklärt, die Menschheit sei nicht reif für die Idee eines internationalen Schiedsgerichts. „Die Komödie ist aus!“ So lautete die Überschrift, die ein Stuttgarter Blatt gewählt hatte für seine Kommentare zum Ausgang der Haager Konferenz, die Mommsen als einen „Druckfehler der Geschichte“ hinstellte. Die Frage des Duells – damit verlassen wir das Terrain der internationalen Beziehungen, um das der zwischenmenschlichen zu betreten – war ein Thema, das bis 1914 die pazifistischen Kreise mobilisierte. Daß es im April 1896 den Reichstag

240 Wirklich Fiasko?, in: HZ Nr. 178, 2. 8. 1899, S. 1.

beschäftigte, war für die „Haller Zeitung“ eine willkommene Gelegenheit, den *Duellunfug* zu geißeln²⁴¹. Auf die Ebene der politischen Diskussion übertragen, bot dieses Thema auch den Anlaß zu einer schonungslosen Kritik an gewissen konservativen Kreisen, in denen das Duell noch zur *Standesehre des Offiziers* gehörte, wie das „Militär-Wochenblatt“ kurz zuvor erklärt hatte. Prinzipiell konnte sich der Demokrat Paul Kienle nicht mit der Tatsache abfinden, daß eine Kaste mit eigenen Sitten und Gebräuchen im Staat weiterbestand; bedauerlich fand er aber auch, daß der Staat sich nicht bereit zeigte, *seinen Edelsten und Besten* weh zu tun²⁴². Die Polemik gegen das Duell beruhte auf der Hoffnung, daß die Gewalt zwischen Bürgern eines und desselben „zivilisierten“ Staates einmal endgültig beseitigt werden könnte. Unter diesem Gesichtspunkt war sie mit der Agitation um eine Weltordnung ohne Gewalt, in der sich die Nationen sich nicht mehr bekriegen würden, eng verbunden.

Der Fortschritt, wie sie ihn die Pazifisten verstanden, sollte notwendigerweise die Abschaffung von Duell und Krieg mit sich bringen. Aber auch der aggressive Imperialismus der europäischen Mächte erschien ihnen mit dem Fortschritt der Zivilisation unvereinbar. Deshalb nahm die „Haller Zeitung“ systematisch Stellung gegen die militärischen Feldzüge, die europäische Länder überall in der Welt unternahmen, und sie relativierte das Recht dieser Länder, sich „zivilisiert“ zu nennen und dagegen die von ihnen angegriffenen Völker als „barbarisch“ herabzusetzen. Das war z. B. der Fall im Jahre 1896, als Italien Eritrea zu erweitern strebte und die Herrschaft über ganz Äthiopien beanspruchte. Äthiopien verteidigte sich und erreichte nach dem Sieg bei Adua am 1. März die Anerkennung der Unabhängigkeit im Frieden von Addis Abeba. Dies war einer der Erfolge Kaiser Meneliks II. (1889–1913), der als der Erneuerer seines Landes galt. Paul Kienle verurteilte ohne Vorbehalt den Angriff gegen ein friedliches Volk durch Italien, die Verletzung des Friedens und den Bruch des Vertrags, den es mit Menelik geschlossen hatte. Er hob dabei besonders hervor, daß letzterer sich bereit erklärt hatte, die Streitigkeiten durch ein internationales Schiedsgericht erledigen zu lassen, während die italienischen „Patrioten“ die Fortsetzung des Krieges verlangten unter dem Vorwand, es sei eine Frage der *Waffenehre*. Dieser Krieg, bemerkte außerdem Paul Kienle, hatte Menschenopfer gekostet und ungeheure Lasten für das italienische Volk bedeutet. *So handelt Menelik, ein 'Barbar', so handeln die Italiener, ein 'zivilisiertes Volk'*, schloß er nicht ohne Ironie²⁴³.

241 Das Duell in englischer Beleuchtung, in: HZ Nr. 88, 16. 4. 1896, S. 1; Nr. 90, 18. 4. 1896, S. 1; Der Ursprung des Duells, in: HZ Nr. 93, 22. 4. 1896, S. 1; Babels Rede gegen das Duellwesen in der 72. Sitzung des Reichstags, in: Nr. 94, 23. 4. 1896, S. 1; Nr. 95, 24. 4. 1896, S. 1; Aus Richters Rede (73. Sitzung) über den Duellunfug, in: Nr. 96, 25. 4. 1896, S. 1.

242 Duell und Bibel, in: HZ Nr. 100, 30. 4. 1896, S. 1. Ein Duell zwischen zwei preußischen Beamten, bei dem der Kommandant von Stuttgart und der preußische Gesandte als Sekundanten aufgetreten waren, belebte Anfang 1897 die Polemik. Das Stuttgarter Duell zu Weihnachten, in: HZ Nr. 2, 3. 1. 1897, S. 2.

243 Wo ist Barbarei?, in: HZ Nr. 61, 13. 3. 1896, S. 1; Der chinesische Barbar und der europäische Kulturmensch, in: Nr. 150, 1. 7. 1900, S. 1. In diesem Artikel geißelte Paul Kienle die Mißhandlung der

Die Niederlage Italiens in Äthiopien bot dem Redakteur der „Haller Zeitung“ die Gelegenheit, die gesamte Außenpolitik Crispis vom pazifistischen Standpunkt aus kritisch zu beurteilen. Kienle fuhr fort: *Besonnene Leute, Friedensfreunde in Deutschland, raten dem mit uns verbündeten Volk, die Abenteuerpolitik aufzugeben. Sie zeigen ihm, was die Politik Crispis ihm schon kostete, sie zeigen ihm, wo es mit solcher Politik hinkommt, sie mahnen es eindringlich, von dem beschrittenen Wege abzugehen, denn ein Weitermarsch auf demselben führe zur Lockerung des Friedensbundes, des Dreibundes. Sie raten das den Italienern in erster Linie in deren eigenem Interesse, sie raten es ihnen im Interesse Deutschlands, sie raten es ihnen im Interesse des europäischen Friedens wie der Idee des Weltfriedens zu Liebe. Wer so denkt und mahnt, gilt als 'unpatriotisch'.* Der Dreibund, den Paul Kienle als den möglichen Kern von künftigen Vereinigten Staaten Europas betrachtete, könnte als Garantie für den europäischen Frieden erst dann glaubwürdig werden, wenn jeder der drei Verbündeten eine angemessene Außenpolitik, das heißt eine friedliche, betreiben würde.

Ihre radikale Stellungnahme gegen den Imperialismus führte die „Haller Zeitung“ dazu, auch Deutschlands „Weltpolitik“ zu mißbilligen. Die Entwicklung des deutschen „Wassermilitarismus“ lehnte sie deshalb ab, weil er für das deutsche Volk eine drückende, ja unerträgliche Last geworden war²⁴⁴. Als um die weitere Vermehrung der Flotte debattiert wurde, lenkte die „Haller Zeitung“ die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf die Tatsache, daß die Firma Krupp viel zugunsten dieser Vermehrung agitierte, wobei sie bemerkte, daß Krupp mit der Lieferung von Panzerplatten *mehr als glänzendes Geschäft* mache. Die Redaktion schrieb dazu: *Und wer zahlt diesen ungeheuren Profit, den diese Flottenpatrioten in die Tasche stecken? Die deutschen Steuerzahler! Und welche Lehre ist aus solchen teuren Erfahrungen zu ziehen? Allen, die sich bei Vermehrung von Heer und Flotte durch eine besondere Leidenschaftlichkeit für Bewilligung bemerkbar machen, auf die Finger zu schauen und genau zu prüfen, wie weit sie geschäftlich dabei interessiert sind. Da mag keine sehr angenehme Arbeit sein, aber notwendig ist sie und wahrhaft patriotisch ist sie auch*²⁴⁵.

Prinzipiell äußerte sich die „Haller Zeitung“ kritisch über die Kolonien und lehnte die Schaffung von Kolonialtruppen ab²⁴⁶. Als im Sommer 1900 die verbündeten europäischen Mächte eine Niederlage in den sogenannten „Chinawirren“ erlitten, gewann diese Kritik noch an Schärfe. Der Leitartikler der Zeitung schrieb damals: *Das ist zwar eine blutige Ironie auf den Haager Friedenskongreß, aber es ist eine durchaus nicht überraschende Erscheinung im Flusse jener 'Weltpolitik', in die seit einiger Zeit auch Deutschland hineingeraten ist. Freilich mag es heute schon*

Chinesen durch die Europäer, und er schloß seine Betrachtungen mit dem Satz: *Man begreift die Abneigung der Chinesen gegen europäische Kultur.* Europäische Zivilisation, in: HZ Nr. 161, 14. 7. 1900, S. 2.

244 Vorwärts oder rückwärts?, in: HZ Nr. 1, 1. 1. 1897, S. 1. 1901

245 Geschäft und Patriotismus, in: HZ Nr. 126, 1. 6. 1901, S. 1.

246 Der Kolonialetat, in: HZ Nr. 49, 28. 2. 1896, S. 1; Der chinesische Barbar und der europäische Kulturmensch, in: HZ Nr. 150, 1. 7. 1900, S. 1.

*manchem schwül zu Mute werden, wenn er die ersten Früchte dieser Weltpolitik in einem nüchternen Augenblick einer kühlen Erwägung unterzieht. Man braucht die Hoffnung, daß diesmal noch der bittere Kelch an den Völkern vorüber gehen möge, noch nicht aufzugeben, aber die Lehre, die man aus den jetzigen Vorgängen zu ziehen hat, bleibt darum nicht weniger scharf und deutlich*²⁴⁷. Die „Haller Zeitung“ sah in der Entwicklung der Dinge in China eine Bestätigung der Tatsache, daß die Warnungen der Linksliberalen begründet waren. Der württembergische Demokrat Conrad Haußmann hatte einige Monate zuvor im Reichstag einen Antrag eingebracht, in dem er vorschlug, die Ausfuhr deutscher Waffen nach China gesetzlich zu verbieten. Die „schwarze Presse“ hatte gegen Haußmann gewettert; nun stellte sich aber heraus, daß er doch recht hatte²⁴⁸. Die „Haller Zeitung“ sah sich in ihrer Kritik der „Weltpolitik“ bekräftigt durch die Aussagen Max von Brandts, der von 1875 bis 1893 deutscher Gesandter in Peking gewesen war. Dieser meinte, Europa müsse aus den Vorgängen in China eine Lehre ziehen, sonst würden seine bisherigen Methoden viele Menschenopfer und Millionen Mark kosten. Wer zwischen den Zeilen las, verstand, daß es sich hier um eine Anspielung auf die unüberlegte „Hunnenrede“ Wilhelms II. handelte, mit der der Kaiser die entschiedene Reaktion der deutschen Regierung auf die „Chinawirren“ hatte kennzeichnen wollen, die aber in der öffentlichen Meinung, namentlich in den pazifistischen Kreisen, Empörung ausgelöst hatte. Von Brandt verurteilte nachdrücklich jede Eroberungspolitik in Ostasien und empfahl eine vernünftigeren Vorgehensweise. Er erklärte: *In Ostasien liegt unser Interesse nicht in einem Zuwachs territorialen Besitzes, der uns neue Pflichten und damit neue Opfer auferlegen würde, sondern in der Gewinnung eines möglichst großen Anteils an dem chinesischen Markt für unseren Handel und unsere Industrie. In der Weltpolitik haben wir alle Veranlassung, uns von den Zwistigkeiten fernzuhalten, die sich aus den sich widerstrebenden Interessen und Aspirationen Rußlands, Englands und Japans in Ostasien ergeben können, und uns vielmehr der Politik der Vereinigten Staaten anzuschließen, die nur ihre kommerziellen Interessen zu wahren bestrebt sind*. Der Redakteur der „Haller Zeitung“ sah in diesem kompetenten Urteil eine ernste Warnung, die die Regierenden Deutschlands beherzigen sollten²⁴⁹.

Im Juni 1901 zogen sich die europäischen Armeen aus China zurück. Selbst wenn die „Haller Zeitung“ diesen Rückzug mit Zufriedenheit zur Kenntnis nahm, bemerkte sie, daß die chinesische Affäre damit nicht erledigt sei, denn die Boxerbewegung hatte eine Volksempörung gegen die Mißstände im Land ausgelöst; sie hatte auch das Mißtrauen und den Haß gegen die Fremden gesteigert²⁵⁰.

Die Deutsche Volkspartei vertrat außerdem die Meinung, daß es das Recht der Volksvertretung, also des Reichstags, sei, eine Umorientierung der deutschen Poli-

247 Das Konzert der Mächte, in: HZ Nr. 166, 20. 7. 1900, S. 1.

248 Deutsche Waffenausfuhr nach China, in: HZ Nr. 173, 28. 7. 1900, S. 1.

249 Auszug eines Aufsatzes des früheren Gesandten von Brandt in der „Deutschen Revue“, in: HZ Nr. 179, 4. 8. 1900, S. 1.

250 Der Rückzug der Armeen und Chinas Zukunft, in: HZ Nr. 130, 6. 6. 1901, S. 1.

tik in Ostasien herbeizuführen. Sie wirkte auch in diesem Sinne²⁵¹. Am 1. September 1900 versammelte sich der weitere Ausschuß der Partei und veröffentlichte folgende Erklärung: *Im Hinblick auf die Ausdehnung der chinesischen Wirren, welche das Deutsche Reich in unabsehbare Verpflichtungen zu verwickeln drohen, im Hinblick auf das verfassungsmäßige Recht der Volksvertretung, durch vorhergehende Entscheidung über die Ausgaben die Geschicke des Reiches mitzubestimmen, und im Hinblick auf die Notwendigkeit, die Ziele unserer Politik, sowie die Verantwortlichkeit für dieselbe vor der Nation festzustellen, ist die schleunige Einberufung des Reichstags dringend geboten.*

„Stimmungsmache für einen Krieg im Dienste von Privatinteressen auf die Kosten des Volkes“. So könnte man auch die Kritik zusammenfassen, die die „Haller Zeitung“ in der Zeit des Burenkriegs gegen England richtete. Sie führte die Ursprünge des Konfliktes auf die *Beutesucht* zurück: auf dem Spiel standen das Gold und die Edelsteine in Transvaal. Der Vorwand war, man wolle das mißhandelte Recht der dort lebenden Engländer sichern und den südafrikanischen Besitz der Engländer gegen die Angriffe der Buren schützen. England war in dieser Angelegenheit in eine Sackgasse geraten. Die „Haller Zeitung“ bedauerte, es fehle unter den liberalen Elementen ein Mann, der den Mut habe, zum Volk zu rufen: *Beendet den Krieg! Schließt Frieden!* Sie sah in Chamberlain und seinen Verbündeten *Räuber und Diebe*, die – auf konservative Kreise gestützt – den nationalen Ehrgeiz anstachelten und im Volk einen falschen Patriotismus verbreiteten. Als unpatriotisch galt in England, wer zum Frieden mahnte, wo die wahre patriotische Tat im Friedensschließen bestanden hätte. *Der Kieg ruiniert nicht nur Transvaal und den Oranje-Freistaat, ruiniert nicht nur die Kapkolonie*, erklärte die „Haller Zeitung“, *er ruiniert das Mutterland selbst, wirtschaftlich, politisch, moralisch*²⁵².

Diese Kritik enthält die wichtigsten Gründe, aus denen die Demokraten an der Ansicht festhielten, die Entscheidung über die Kriegsführung müsse die Sache der Volksvertreter sein. Einige Pazifisten gingen aber einen Schritt weiter. Ein Herr Dr. Landmann vertrat 1901 in den „Friedensblättern“ den Standpunkt, daß die Völker den Frieden wollen, daß die Kriege nur auf die *ehrgeizigen Gelüste von Potentaten, die Ränke von Diplomaten oder die materiellen Interessen des Kapitalismus* zurückzuführen seien und daß die sogenannte „Volksbegeisterung“ beim Ausbruch von Kriegen auf künstlicher Stimmungsmache beruhe. Davon ausgehend, schlug er vor, eine internationale Volksabstimmung zu organisieren, aus der sich klar ergeben würde, daß die Völker tatsächlich pazifistisch gesinnt sind. Als Abstimmungstag biete sich – so Dr. Landmann – der 1. oder 2. Weihnachtstag an. Die liberalen, demokratischen und sozialdemokratischen Parteien der verschiedenen Länder würden ihre Parteiorganisationen zur Verfügung stellen. Die Redaktion der

251 Aus der Deutschen Volkspartei, in: HZ Nr. 208, 7.9.1900, S. 1.

252 Ein Jubiläum, in: HZ Nr. 241, 21.2.1902, S. 1. Der Burenkrieg nahm viel Raum in den Spalten der „Haller Zeitung“ ein wie in allen Blättern. S. auch: Die Kriegslage in Südafrika, in: HZ Nr. 245, 18.10.1901, S. 1; Der Krieg und die Stimmung in England, in: HZ Nr. 246, 19.10.1901, S. 1; Blutarbeit in Südafrika, in: Nr. 247, 20.10.1901, S. 1; Vom Burenkrieg, in: HZ Nr. 249, 23.10.1901, S. 1.

„Haller Zeitung“ begrüßte diese Idee, wenn sie auch befürchtete, ihre Verwirklichung würde eine Gegenagitation auslösen²⁵³.

Die Aussöhnung und die Zusammenarbeit mit Frankreich waren in den Kreisen der südwestdeutschen Demokratie als der Grundpfeiler einer neuen, friedlichen europäischen Ordnung betrachtet. Von dieser Idee durchdrungen, wandten die Presseorgane dieser Tendenz der Frage der deutsch-französischen Beziehungen ihre Aufmerksamkeit zu²⁵⁴. Die „Haller Zeitung“ bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Sie bekämpfte die unablässige Propaganda der *Chauvinistenblätter*, die Frankreich in der deutschen öffentlichen Meinung diskreditierten, indem sie das Bild des Nachbarlandes verzerrten. Sie geißelte auch die *Erziehung zum Nationalitätenhaß*, wie sie – übrigens auch in Frankreich – vielfach noch gepflegt wurde, die franzosenfeindlichen Lieder, die in den Schulen jungen Kindern immer noch beigebracht wurden. Die Zeit von *Vater Arndt* ist vorbei, hieß es 1896 in einem Artikel, der in der „Haller Zeitung“ abgedruckt wurde. Je mehr die Zivilisation fortschreitet, desto mehr gilt es, der Idee der Humanität und der Solidarität zwischen allen Menschen Geltung zu verschaffen. Zu diesem Zweck sollten die Deutschen und die Franzosen, miteinander versöhnt und vereint, als Kulturnationen zusammenwirken. Diese Mahnung drückte die Überzeugung aus, daß das Menschentum eine wesentlich wichtigere Charakteristik des Menschen sei als die Nationalität oder die Staatsangehörigkeit²⁵⁵.

Eine ähnliche Überzeugungs- und Erziehungsarbeit förderten in Frankreich die Schulbehörden unter dem Einfluß von Männern wie Ferdinand Buisson, die sich bemüht zeigten, bei den französischen Schulkindern einen *vernünftigen Patriotismus* wachzurufen, einen Patriotismus, der die Jugend zur Idee einer Zusammenarbeit zwischen den Völkern und einer friedlichen Regelung der internationalen Streitigkeiten erziehen sollte, der den Nationalismus und den Militarismus verdrängen würde und in dem sich die Ideen des Vaterlandes und der Humanität versöhnen würden. Dies darf aber nicht vergessen machen, daß der Kult des Vaterlandes von 1871 bis zum Ersten Weltkrieg in den Schulen der französischen Republik lebendig blieb²⁵⁶.

Die Überzeugung, daß Deutsche und Franzosen ihre Vorurteile überwinden und im Geist der Versöhnung in die Zukunft blicken mußten, brachte die „Haller Zeitung“ wiederholt zum Ausdruck, namentlich Anfang 1896, als Deutschland die 25jährige Erinnerungsfeier des Sieges über Frankreich vorbereitete und Anfang September

253 Ein beachtenswerter Vorschlag, in: HZ Nr. 72, 26. 3. 1901, S. 3.

254 *Philippe Alexandre*: Les démocrates d'Allemagne du Sud et la France (1871–1890). Une médiation entre deux peuples de culture au nom de la raison, de l'humanité et du progrès, in: *Helga Abret, Michel Grunewald* (Hrsgg.): Visions allemandes de la France (1871–1914) = Frankreich aus deutscher Sicht (1871–1914) (Collection „Contacts“. Série 2: Gallo-Germanica 15) Bern/Berlin/Frankfurt a. Main 1995, S. 163–192.

255 *Erziehung zum Nationalitätenhaß*, in: HZ Nr. 37, 14. 2. 1896, S. 1.

256 *Jacques Droz*: Les relations franco-allemandes intellectuelles 1871–1914 (Les Cours de la Sorbonne), Paris 1973, S. 38 ff.

1900, am 30. Jahrestag des Sieges bei Sedan. Carl Friedrich Greiner benutzte damals die Gelegenheit, die die Waffenbrüderschaft der Deutschen und Franzosen im Boxeraufstand bot, um das Thema Sedantag noch einmal aufzugreifen und für die Abschaffung dieser Nationalfeier einzutreten, eine Forderung, die die deutschen Demokraten und Sozialdemokraten schon lange erhoben hatten, wie wir oben gesehen haben. Greiner wünschte ironisch, der Reichsgedanke möge sich *weniger in lärmenden Äußerlichkeiten* ausdrücken, es sei eine Frage des Taktes dem *Erbfeind* gegenüber. Die Abschaffung eines solchen Nationalfestes diktiere ja auch die *Vernunft*²⁵⁷.

Es gab zweierlei Voraussetzungen für eine Annäherung und eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland. Sie hing von dem Willen der Regierenden auf beiden Seiten ab; deshalb begrüßten die Demokraten jeden politischen Schritt, der in diese Richtung ging. Politische Entscheidungen mußten aber in jedem Land von der öffentlichen Meinung angeregt und getragen werden. Dazu gehörte eine unermüdliche Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit, die namentlich darin bestand, die Aktion von friedliebenden und versöhnlichen Franzosen in Deutschland bekanntzumachen. Der Sozialist Jean Jaurès war einer jener Franzosen, auf die die deutschen Pazifisten ihre Hoffnung setzten. Am 23. Januar 1903, gelegentlich der Debatte über das Militärbudget, hielt Jaurès in der französischen Kammer eine Rede, in der er den tatsächlichen und endgültigen Frieden in Europa als möglich betrachtete. Seit über 30 Jahren hatte es in Europa keinen Krieg gegeben. Er war überzeugt, daß dieser Zustand andauern könnte. Er sah sich in dieser Hoffnung dadurch bekräftigt, daß die zwei großen europäischen Bündnisgruppen: der Dreibund (Deutschland-Österreich-Italien) und der Zweiverband (Rußland-Frankreich) offensichtlich den Frieden wünschten. Jaurès sah in der Annäherung dieser beiden Gruppen den Keim einer künftigen europäischen Allianz, der sich auf dem Boden einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Nationen entfalten würde. Dieser endlich herbeigeführte Friede sollte den Sieg der Revolution in Frankreich sichern²⁵⁸. Die „Haller Zeitung“ gab diese wichtige Rede von Jaurès in ihren Spalten wortwörtlich wieder²⁵⁹. Einige Zeit später berichtete sie aber über die Propaganda, die die französischen Nationalisten unter dem Einfluß Cavaignacs gegen Jaurès trieben. Was die „Haller Zeitung“ vor allem betonte, war, daß Jaurès der ganzen Linken und den aufgeklärten Liberalen Deutschlands die Hand reichte, um ein Bündnis gegen die nationalistische Reaktion beiderseits der Grenze zu schließen²⁶⁰.

Jaurès' Einfluß gewann tatsächlich die Sympathien von gewissen liberalen Kreisen in Deutschland, unter anderem die Friedrich Naumanns, der sich dem Linksliberalismus näherte und 1910 – er war drei Jahre früher von Heilbronn in den Reichstag

257 Contra den Sedantag, in: HZ Nr. 204, 2. 9. 1900.

258 Jean Jaurès: Sur les possibilités de la paix. (Chambre des Députés, 23. 1. 1903), in: *ders.*: Jaurès. Préfacé et commenté par Georges Bourgin, Monaco 1949, S. 145 ff.

259 Jaurès für den Frieden, in: HZ Nr. 21, 26. 1. 1903, S. 1.

260 Jaurès und Cavaignac, in: HZ Nr. 71, 25. 3. 1903, S. 1.

gewählt worden – die Gründung der Fortschrittlichen Volkspartei durch seine Persönlichkeit stark förderte. Der Ort der Zusammenarbeit zwischen der deutschen und der französischen Linken war die Interparlamentarische Union, die 1888 ins Leben gerufen worden war und in der sich Parlamentarier aus ganz Europa trafen, um an der Förderung der internationalen Verständigung mitzuwirken. Die Erkenntnis, daß es galt, diese Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich besonders zu fördern, bewog die deutschen und die französischen Abgeordneten dazu, auch außerhalb der Interparlamentarischen Union Begegnungen zu veranstalten. Zu Pfingsten 1914 fand eine solche Konferenz in Basel, auf „neutralem“ Boden statt. Die wohl bedeutendste Persönlichkeit der Gegengruppe war Jean Jaurès, denn er war nicht nur der Führer einer Partei, die jetzt im Aufstieg war, sondern auch einer der einflußreichsten Redner seines Landes. In seiner Schrift „L'Armée nouvelle“ (1910) hatte er Ideen dargelegt, die die deutschen Demokraten immer vertreten hatten, selbst wenn die Vorstellung, die sich Jaurès vom Heer machte, nicht in allen Punkten mit der der Deutschen Volkspartei deckungsgleich war. Daß das Heer nicht mehr im Dienste der Reaktion, einer militaristischen Regierung stehen dürfe, war ein Wunsch der süddeutschen Demokraten. Jaurès meinte, das Heer müsse in Milizen organisiert sein, damit es ein wirkliches nationales Volksheer sei. Dieser Punkt stand auf dem Programm der Deutschen Volkspartei. Diese Begegnung in Basel war für Naumann menschlich wichtig. Obwohl man sich keine Illusionen machte, verstand man sich als *Parlamentäre der Verständigung*, nach einem Wort des württembergischen Demokraten Conrad Haußmann²⁶¹. Im Herbst 1914 sollte eine überparteilich gedachte Aufklärungskampagne beginnen. Der Mord an Jean Jaurès am 31. Juli geschah mitten in der Krise des Kriegsbeginns, die für den Optimismus des französischen Sozialisten und Friedenspredigers ein Schlag ins Gesicht war.

Die „Haller Zeitung“ unterstützte auf ihre Weise diese Friedens- und Verständigungsarbeit deutscher Parlamentarier. Der XI. württembergische Wahlkreis hatte 1898 Leonhard Hoffmann in den Reichstag gewählt, in dem er 1903 eine bemerkenswerte Rede zum Problem des Friedens hielt. Hoffmann, der am 8. August 1845 in Nesselbach bei Langenburg geboren wurde, betätigte sich zuerst als Landwirt auf dem Gut seines Vaters. Bekannt wurde er später wegen seiner hervorragenden Verdienste um die tierärztliche Medizin. Er war ab 1873 in Württemberg Oberamtstierarzt, dann 1878–86 Oberroßarzt im Feldartillerie-Regiment 29. Er wurde an die Tierarzneischule in Stuttgart berufen und leitete von 1900 bis 1912 die chirurgische Pferdeklunik, veröffentlichte aber auch zahlreiche Fachbücher von bleibendem Wert, unter anderem einen „Atlas der tierärztlichen Operationslehre“ (1908).

261 *Theodor Heuss*: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk und die Zeit, Stuttgart/Tübingen ²1949, 1949, S. 304. S. auch *F. Naumann*: Aus Frankreich, in: Die Hilfe Nr. 18, 30. 4. 1914, S. 282 f.; *Adolf Wild*: Jean Jaurès (1859–1914). Der sozialistische Internationalismus gegen den Krieg, in: *Rajewsky/Riesenberger* (wie Anm. 34), S. 69–81.

Der gebürtige Hohenloher war ein hervorragendes Mitglied der württembergischen Volkspartei, zu deren Vorstand er mehrere Jahre gehörte. Als solcher vertrat er seinen heimatlichen Wahlkreis Hall-Oehringen von 1898 bis 1903 im Reichstag. Beachtenswert ist aber auch Hoffmanns Zugehörigkeit zu der Freimaurerei; er war lange Jahre hindurch Stuhlmeister der Stuttgarter Loge „Zur aufgehenden Sonne“²⁶². Die „Haller Zeitung“ war ein willkommenes Organ, das ihn in seiner Wahlkampagne publizistisch unterstützt hatte. Unser Hauptaugenmerk wollen wir aber hier auf die außergewöhnlich lange Rede richten, die Leonhard Hoffmann am 4. Februar 1903 im Reichstag in einer leidenschaftlichen, ja manchmal stürmischen Atmosphäre hielt und in der er energisch für die Sache des Friedens eintrat. Hoffmann trat vor seine Kollegen mit einem dicken Manuskript. Mehrere Male unterbrach ihn der Präsident und bat ihn, seinen Vortrag abzukürzen. Aber Hoffmann wußte, bald mit Humor, bald mit Ironie, seine Rede fortzusetzen, wobei er versuchte, seine Kollegen zu überzeugen, er könne ein solches Thema nicht in einer ganz kurzen Zeit abhandeln. *Ich habe mich Monate lang bemüht, zu sammeln und zusammenzutragen aus dem großen, leider zu wenig gekannten kostbaren Schatz der Friedensfreunde, und ich habe für hier nur das äußerst notwendig Erscheinende herausgesucht*, erklärte er, als der Präsident ihn zum vierten Mal unterbrach: *Das bißchen Zeit, das ich noch zum Vortrage gebrauche, das wird man mir doch nicht verkümmern*. Die Unterstützung der Linken erlaubte ihm, fortzufahren²⁶³.

Hoffmann begann seine Rede mit einem historischen Rückblick, der an die Bemühungen von Abgeordneten erinnerte, die versucht hatten, die Abrüstungsfrage in deutschen Parlamenten zur Geltung zu bringen. Diese Frage, sofern sie die Entscheidung über Krieg und Frieden berührte, blieb die Sache der Kabinette. Fortschrittliche dachten, diese Entscheidung gehöre zu den Rechten der Volksvertreter. Der Führer der Fortschrittspartei war 1869 mit gutem Beispiel vorangegangen, als er im preußischen Abgeordnetenhaus für eine Einschränkung der militärischen Ausgaben des Norddeutschen Bundes eingetreten war, wobei er zugleich eine allgemeine Abrüstung durch diplomatische Verhandlungen herbeiwünschte. Hoffmann erinnerte aber auch an seinen Vorgänger von Bühler und betonte: *Er hat hier im Reichstag den ersten Antrag auf Abrüstung eingebracht*. Seitdem hatten Abgeordnete verschiedener Tendenzen den Mut gehabt, die Friedensfrage in einem deutschen Parlament aufzuwerfen und den Wunsch geäußert, es werde etwas getan, um die Idee einer allgemeinen Abrüstung, eines neuen internationalen Rechts, mit einem Wort die Idee des Weltfriedens oder einer internationalen Organisation zu fördern. Der Haller Abgeordnete bemängelte, daß solche Bemühungen sowohl von den Parlamentariern als auch von den Regierungen wenig beachtet blieben. Hoffmann gab die Gründe an, warum er im Reichstag das Thema des Friedens anschnitt. Es lag ihm am Herzen, nicht nur seine persönliche Überzeugung zu ä-

262 Neue Deutsche Biographie, Bd. 9, S. 433; HT Nr. 124, 1. 6. 1921.

263 RTV. 250. Sitzung, 4. 2. 1903, S. 7659–7674; hier S. 7670.

Bern, sondern auch als Demokrat einem wesentlichen Punkt des Programms seiner Partei Geltung zu verschaffen. Sich als Erbe von Bühlers verstehend, betrachtete er es als seine Pflicht, die Aktion seines Vorgängers fortzusetzen. Seine Überzeugung gründete sich zugleich auf das Christentum und die rationalistische Moral Immanuel Kants. Wollten sich die Deutschen ein *christliches Volk* nennen, dann mußten sie sich daran erinnern, daß das Christentum die *Religion der Liebe und der Menschenverbrüderung* sei. *Friede auf Erden* lautete die Botschaft Christi. Er – Mitglied einer Partei, die ja früher den ideellen Motiven des Kulturkampfes zugestimmt hatte – betonte die Verdienste des Papsttums und besonders des Papstes Leo XIII., der sich immer für die bessere Sicherung des Friedens, für die Abrüstung, für ein internationales Schiedsgericht und für den Frieden überhaupt eingesetzt hatte. Mit dieser Rede reichte der Demokrat also auch dem Zentrum die brüderliche Hand zu einem Bund gegen die militaristisch-imperialistische Reaktion.

In seiner an manchen Stellen polemischen Rede war Hoffmann bemüht, den *Friedensfeinden* zu antworten, die, behauptete er, die Gedanken der *Friedensfreunde* mißverstanden oder verdrehten, und ihre Argumente zu widerlegen. Diejenigen, die damals das Prinzip des Krieges verteidigten, brachten Argumente verschiedener Natur vor. Sie meinten, Deutschland könne nicht allein abrüsten, es solle in der Lage sein, sich notfalls zu verteidigen. Wegen Frankreichs Rachsucht müsse man ständig auf einen Konflikt vorbereitet sein. So legitimierten sie außenpolitisch ihre Stellung; innenpolitisch betrachteten sie den Krieg als ein Mittel, die staatszersetzende Demokratie und Sozialdemokratie einzudämmen. Sie benutzten aber auch Argumente sozialdarwinistischer Prägung, wie: die Abschaffung der Kriege würde zu einer Überbevölkerung führen, an der die Welt ersticken würde. Sie argumentierten auch theologisch, und sagten: Die Kriege sind der Ausdruck des Bösen, sie sind eine Strafe Gottes. Eine pessimistische Lebensphilosophie ließ sie behaupten: Kriege hat es immer gegeben; sie liegen in der Natur des Menschen, oder: Egoismus und Streit gehören zum Wesen der Welt. Die Anbeter des Machtstaates versicherten: Der Krieg ist ein Erziehungsmittel, d. h. ein Mittel, die Erschlaffung und den Materialismus zu bekämpfen; weil er den Gemeinsinn und die Opferbereitschaft des Individuums fördert, ist er notwendig für eine große Nation. Diese Befürworter des Krieges zweifelten an der Durchführbarkeit des Friedensideals.

In Hoffmanns Definition des Krieges erkennen wir die Ideen eines Ludwig Pfau. Dieser hatte in seiner bereits erwähnten Kampfschrift „Preußische Ethik und Polemik“ (1881) behauptet: *Der Krieg ist das Recht der rohen Gewalt, er ist das Recht des Stärkeren, er ist die Verleugnung der Kultur, er ist ein Überbleibsel und ein Rückfall in die Barbarei.* Der Haller Abgeordnete bemühte sich, jedes der Argumente zugunsten des Krieges zu widerlegen, wobei er sich oft auf Zitate stützte, entweder von denjenigen, denen er antworten wollte, oder von deutschen geistigen Autoritäten, die ihren Glauben an die Möglichkeit des Weltfriedens geäußert hatten. Seine Methode des Zitats erscheint insofern fraglich, als die Worte von ihrem Kontext getrennt werden, dessen Gesamtidee sie nicht immer wiedergeben. Hoffmann machte trotzdem reichlich davon Gebrauch. Er setzte damit beispielsweise

Moltke in Widerspruch zu sich selbst. Dieser hatte, wie oben schon gesehen, Bluntschli geantwortet, der ewige Friede sei ein Traum, und zwar kein schöner; er hatte aber auch warnend gesagt: *Ein Krieg ist auch für eine siegreiche Nation ein Unglück*. Dem absolutistisch gesinnten Konservativen und Katholik Joseph de Maistre (1754–1821), der behauptet hatte, der Krieg sei *ein Fingerzeig Gottes, eine Auslese der Besten durch Vernichtung des skrophulösen Gesindels*, antwortete Hoffmann, Gottes Gebot heiße: *Du sollst nicht töten*. Im Gegensatz zu de Maistre bewies er, daß der Krieg die besten Kräfte einer Nation hinwegraffe. Denjenigen, die im Krieg ein Naturgesetz sahen, setzte er folgende Feststellung entgegen: Der Krieg wird immer seltener; das Seltenwerden ist das Vorausgehen des Verschwindens. Auch das sei ein Naturgesetz.

Hoffmann antwortete noch den Befürwortern des Krieges in anderen Punkten. Die ersteren sahen im Krieg ein Mittel, die Spannungen zwischen den Staaten zu heben. Hoffmann stellte fest: Nach bewaffneten Konflikten sah man immer wieder ein, daß man *bei ein bißchen Nachgeben* den Krieg hätte vermeiden können. Wenn der Krieg gewisse Eigenschaften und Tugenden entwickelt, so kann er doch nicht ein Vorwand werden, um das Heldentum zu fördern. Diejenigen, die behaupteten, der Krieg fördere die Wirtschaft, wies er darauf hin, daß friedliche Völker wie die Schweizer oder die Holländer wirtschaftlich nicht herabsanken. Dagegen war nicht zu verleugnen, daß der Krieg Völker kulturell und sittlich nie gehoben haben. *Krieg und Kultur sind Gegensätze, sind Feinde wie Tag und Nacht*, so beschloß Hoffmann seine Antwort an die Befürworter des Krieges, bevor er zu einer kurzen Analyse der Ursachen desselben überging. Er benutzte diese Gelegenheit, um sich zur Frage des Duells zu äußern, und stellte fest: *Diejenigen, die heutzutage noch den Krieg für unentbehrlich halten, das sind im großen Ganzen diejenigen, die auch das [sic] Duell noch bedürfen für ihre persönliche Ehre*.

Nietzsche, der gesagt hatte: *Europa will eins werden*, lieferte ein Argument, um zu zeigen, daß konservatives Denken am Befürworten des Krieges haften. Hoffmann behauptete: *Man braucht den Krieg unter gebildeten Nationen nicht mehr*. Er stellte der pessimistischen Geschichtsauffassung der *Friedensfeinde* eine positive, hoffnungsvollere Zukunftsvision entgegen. Er rechtfertigte auch seinen Fortschrittsglauben. Sich namentlich auf das Beispiel Jean Jaurès' berufend, wollte er glauben, daß die Nachbarn Deutschlands als Kulturvölker keine Feinde mehr sein konnten. Davon ausgehend, mußte man von nun an den Krieg als ein Verbrechen betrachten; damit würde man ein neues Recht und eine neue kulturfördernde Ordnung schaffen. Aus der Solidarität der Völker sollten noch mehr Reichtum und Glück erwachsen, als der Friede der letzten Zeit gebracht hatte.

Hoffmann bot seinen Kollegen einen Rückblick auf die Geschichte des Gedankens des „ewigen Friedens“, die bis in die Zeit der Stoiker zurückführte. Das war für ihn die Gelegenheit, seinen Fortschrittsglauben zu bekennen, aber Grundsätze für eine neue, friedliche und glücklichere Weltordnung aufzustellen. Die Parole derjenigen, die auf diese Zukunft hinarbeiteten, sollte lauten: *Willst du den Frieden, so rüste zum Frieden*. Der Kosmopolitismus, der sie leitete, würde zu konkreten,

praktischen Organisationsformen führen, versicherte Hoffmann. Er war bestimmt nicht mit dem Nationalgefühl unvereinbar, er war der Bestandteil eines positiven Patriotismus. Hoffmann erklärte nämlich: *Das nationale Gefühl soll sich aber durchaus nicht verengern und verkleinern, sondern im Gegenteil, es soll weiter werden und sich vergrößern.* Unzeitgemäß stellte der Abgeordnete von Schwäbisch Hall die Definition in Frage, die man in Deutschland seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts dem „Nationalen“ gegeben hatte. Das Charakteristikum für ein Volk waren seiner Ansicht nach nicht Sprache und Rasse, sondern das Bewußtsein gemeinsamer Interessen, das sich keineswegs einengend und abgrenzend gegenüber den anderen Völkern auswirken dürfe, denn *wer seine Nation, sein Reich liebt, ist doch nicht gezwungen, ein anderes Land oder eine andere Provinz zu hassen.* Darin bestand, so der Demokrat Hoffmann, der große Unterschied zwischen denjenigen, die diese Auffassung teilten, und dem „Preußentum“. Als er fragte: *Warum soll ein deutscher Patriotismus nicht ein europäischer Patriotismus sein können?*, fand der Redner Beifall in den Reihen der gesamten Linken.

Die neueste Entwicklung der internationalen Beziehungen schien denjenigen recht zu geben, die den *traurigen Pessimismus* und den *kriegerischen Chauvinismus* gewisser Kreise ablehnten und bekämpften. Hoffmann kam auf die Frage der Haager Konferenz, in der er einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zu der neuen von ihm herbeigewünschten Weltordnung sah. Er bemängelte dabei aber die Haltung der deutschen Delegierten in Den Haag, ja auch die des Professors Philipp Zorn, der, so Hoffmann, in der Öffentlichkeit mit *unnützen Redensarten* die Konferenz lächerlich gemacht hatte. Wir erinnern uns, daß auch der Schauspieler Feldhaus in seinem Haller Vortrag vom 5. Mai 1899 den Völkerrechtslehrer beschuldigt hatte, die Friedensbewegung als *utopisch und nationalgefährlich* diskreditiert zu haben. Es stellte sich im nachhinein heraus, daß Zorn einen maßgeblichen Anteil an den Verhandlungen gehabt hatte, und seine Leistungen wurden 1907 gelegentlich der zweiten Haager Konferenz von dem pazifistischen Organ „Die Friedenswarte“ gewürdigt. Nach seinem Tod im Jahre 1928 sollte der große deutsche Pazifist Hans Wehberg Zorns Bedeutung für die Völkerverständigung anerkennen, denn er hatte sich tatsächlich für die Idee eines internationalen Schiedshofs stark und entscheidend eingesetzt²⁶⁴. Der vermeintlichen negativen Haltung der deutschen Delegierten auf der Haager Friedenskonferenz stellte Hoffmann die der Franzosen gegenüber, namentlich diejenige des schon erwähnten Léon Bourgeois in der Frage der Abrüstung. Dieser sah in der Abrüstung *eine Wohltat für die Menschheit*, insofern sie erlauben würde, die früheren Militärausgaben *in den Dienst der friedlichen und produktiven Tätigkeit* zu setzen. Damit wollte Hoffmann beweisen, daß die französische Nation friedlich sei. Er stimmte den Beschlüssen der Haager Konferenz zu, bloß nicht dem Prinzip der *Humanisierung*

264 Hans Wehberg: Der Kampf um den ständigen Schiedshof auf der ersten Haager Friedenskonferenz, in: Friedens-Warte Nr. 2, 1928, S. 33–41, bes. 3. Teil: Das entscheidende Verdienst Prof. Zorns; ders.: Philipp Zorn und seine Bedeutung für die Völkerverständigung, ebd., S. 42–45.

des Krieges, denn er meinte, der Krieg sei nicht zu „humanisieren“. Was für Pazifisten in Frage kam, war die Abschaffung der bewaffneten Konflikte. Wenn er insgesamt die theoretischen Resultate der Konferenz als positiv beurteilte, so bedauerte er doch, daß in der Praxis die beteiligten Staaten sich nicht konsequent verhielten: kurz nachher hatte England den Krieg in Transvaal begonnen, die „China-Wirren“ waren ausgebrochen, Rußland hatte mit seiner Politik in Finnland seinem Prestige geschadet.

Nichtsdestoweniger konnte Hoffmann seinen Optimismus nicht aufgeben, denn, erklärte er, das Völkerrecht hatte Fortschritte gemacht: die dauernden Verträge und die Schiedsverträge hatten sich vermehrt; das bestehende Seerecht, das er als vollkommen betrachtete, konnte das Völkerrecht beispielhaft beeinflussen; die Zahl der neutralen Länder wuchs ständig. Hoffmann schloß mit zwei Vorschlägen, die den Weltfrieden sichern sollten. Er wies auf die Bedeutung eines verbesserten Fremdenrechts hin, das auch einen Beitrag zum Friedenswerk leisten würde. Er ging damit erstaunlich weit, indem er behauptete: *Jeder Mensch sollte in einem Kulturstaat eine allgemeine Bürgerschaft für bürgerliche Rechtsgleichheit haben. Alle Menschen müssen sich heute als Glieder eines großen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Körpers fühlen, und keiner muß meinen, daß er dann besser gedeihe, wenn er dem anderen schade.* Wie alle Pazifisten betrachtete Hoffmann die öffentliche Meinung als die sicherste Garantie für den Frieden. Das *Völkertribunal* sei die Instanz, die man zu Wort kommen lassen müsse, wollte man ein für alle Male die Kriege unmöglich machen, denn die Friedensidee habe lebendige Wurzeln im Volke. Die Voraussetzung war aber, daß das Prinzip der Volksabstimmung allgemein angewendet würde, nicht nur damit sich dieser Wille der Völker sich ausdrücke, sondern um Streitigkeiten zu regeln. Dabei konnte sich Hoffmann auf Jean Jaurès berufen, der einige Tage zuvor in der französischen Kammer erklärt hatte: *Wir wollen die Frage von Elsaß-Lothringen niemals mit dem Schwerte lösen.* Ein wahres Christentum, eine neue Moral, gegründet auf das Recht, eine gerechte soziale Entwicklung und die Wahrheit sollten, es war die Überzeugung des Haller Abgeordneten, die *Voraussetzungen für bessere Zeiten sein*²⁶⁵.

Die Rede Hoffmanns wurde, einige kurze Stellen ausgenommen, in der „Haller Zeitung“ abgedruckt, und zwar zwei Wochen später²⁶⁶. Schon in Nr. 31 vom 6. 2. hatte Johannes Wagner diese Kurzmeldung in die Spalten des Blattes eingerückt: *Reichstag. Berlin, 4. Februar: Abg. Hoffmann (Hall) (deutsche Volkspartei) hält eine längere Rede gegen den Krieg, den er als Verbrechen und Wahnsinn kennzeichnet. Das Ziel der Kulturentwicklung sei der ewige Friede.* Besonders in der Art und Weise, wie die „Haller Zeitung“ und das „Haller Tagblatt“ über Hoffmanns Rede berichteten, zeigte sich der Unterschied in der Einstellung der beiden Blätter zum Friedensproblem. Während ersteres den ganzen Text in ihren Spalten abdruckte und dabei die Zwischenrufe und die Unterbrechungen durch den Präsi-

265 RTV. 250. Sitzung, 4. 2. 1903, S. 7674.

266 HZ, Nrn. 42–52, 6. 2. 1903 ff.

dentem wegließ, betonte letzteres das Anekdotische, und zwar so, daß Hoffmanns Auftritt eher als ein lächerlicher Zwischenfall im Reichstag interpretiert und ver-harmlost werden konnte. Im „Haller Tagblatt“ hieß es nämlich: *Hoffmann – Hall (Deutsche Volkspartei) verbreitet sich in längerer Rede ausführlich über das Haager Schiedsgericht und die Geschichte der Friedensbestrebungen. (Präsident Bal-lestrem unterbricht den Redner nach etwa einer halben Stunde mit der Bitte, sei-nen Vortrag etwas abzukürzen, obwohl ja die Frage des Kriegs und des Friedens an und für sich überaus wichtig sei.) Hoffmann setzt unter der Heiterkeit des Hau-ses seinen Vortrag fort und äußert im Verlauf seiner Rede die Absicht, die Aussprü-che des Kaisers zur Friedensfrage zu verlesen. (Vizepräsident Stolberg bittet, sich kurz zu fassen.) Redner bedauert hierauf, daß er diese Aussprüche nicht verlesen dürfe, da sie dem Kaiser zur Ehre gereichten. Hierauf nimmt der Redner ein großes Aktenstück hervor. (Große Heiterkeit und Zurufe.) Redner forts.: 'Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen, sonst könnte der Präsident mich hindern, weiterzusprechen. Es wäre doch schade, wenn das, was ich vorzutragen habe, nicht vorgetragen würde.'* (Schallende Heiterkeit.) Hierauf gibt Redner einen historischen Rückblick auf das Haager Schiedsgericht und wird vom Vizepräsidenten Stolberg ersucht, den-selben nicht zu weit auszudehnen. Die Äußerungen des Redners über das Haager Schiedsgericht selbst werden wiederholt durch Heiterkeit und Zurufe unterbrochen. Nach dem Reichstagsbericht des Depeschensbureaus Herold appellierte Hoffmann namentlich an das Zentrum und an die katholische Kirche zugunsten der internati-onalen Friedensbestrebungen. Der Krieg sei ein Verbrechen, ein Wahnsinn, und nichts sei verkehrter als die Behauptung, der Krieg sei ein Teil der von Gott gewoll-ten Ordnung oder er sei gar von Zeit zu Zeit ein Segen für die Menschheit, indem er erzieherisch wirke. Ganz das Gegenteil sei der Fall. Redner schloß mit dem Aus-druck der Hoffnung, nunmehr den Krieg vernichtet, getötet zu haben, und ver-breitete sich noch über den Segen dauernden Friedens. Gröber: Die gut gemeinten Aus-führungen des Vorredners eignen sich wohl nicht zur Debatte in diesem Hause²⁶⁷.

Professor Hoffmann, der nach der Reichstagswahl von 1903 den Kreis Hall-Öhrin-gen im Reichstag nicht mehr vertrat, wurde im Dezember dieses Jahres in den Vor-stand der Stuttgarter Friedensgesellschaft neu gewählt²⁶⁸. Die Haller Friedens-freunde verloren nicht nur einen pazifistisch gesinnten Abgeordneten, sondern auch die „Haller Zeitung“, auf die sie sich acht Jahre lang hatten stützen können. Als das Blatt 1903 sein Erscheinen einstellte, verloren der Volksverein und der Friedensverein von Schwäbisch Hall einen Verbündeten, dessen Stimme auf die öffentliche Debatte um die Friedensfrage auf lokaler Ebene einen gewissen Ein-fluß genommen hatte. Paul Kienle, der Ende 1907 die Redaktion des freisinnigen „Neuen Alb-Boten“ in Ebingen übernahm, stellte dort seine Feder und seine publi-zistischen Mittel weiterhin in den Dienst der Friedenssache²⁶⁹.

267 HT Nr. 29, 5.2.1903, S. 3.

268 Die Friedensgesellschaft Stuttgart, in: Friedens-Warte Nr. 22/23, 17.12.1903, S. 183.

269 Paul Kienle fand in Ebingen einen vorbereiteten Boden vor. Dort wurde 1901 eine Friedensge-sellschaft gegründet, die laut der „Friedens-Warte“ eine *nachahmenswürdige Rührigkeit* entwickelte.

Hoffnung und Realismus: Die Debatte um das Friedensproblem im Schwäbisch Hall der wilhelminischen Ära

Wie wir festgestellt haben, sahen die Pazifisten in der öffentlichen Meinung eine unentbehrliche Verbündete, ohne die sie ihr Ziel nie erreichen würden. Ihre Strategie war nämlich folgende: Überzeugt, daß die Völker nie den Krieg wünschen, hofften sie, die öffentliche Meinung für die Friedensidee gewinnen zu können; sie sollte in jedem Land einen Druck auf die Regierung ausüben. Auf diese Weise würde man künftige Kriege verhindern. Den Frieden betrachteten sie also als eine Frage der Erziehung; dazu gehörte eine unermüdliche Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit in allen Kreisen der Gesellschaft und vor allem bei der Jugend.

Diese „öffentliche Meinung“ blieb aber eine äußerst komplexe Erscheinung, die schwer zu erfassen war. Es gab die Masse, die sich durch die Presse aller Schattierungen und weitgehend auch durch zahlreiche Vereine und Verbände nationalistischen Charakters beeinflussen ließ. Der chauvinistischen Presse, die oft Gerüchte über angebliche Angriffsabsichten der Nachbarn kolportierte, schenkte man mehr Glauben als den wenigen fortschrittlichen Organen, die sich bewußt gegen den Chauvinismus stemmten²⁷⁰. Es gab die Elite, in der sich die einen und die anderen eine Meinung über die Frage des sogenannten Ewigen Friedens gebildet hatten. In den militärischen und militärisch beeinflussten Kreisen glaubte man an die unabwendbare Notwendigkeit des Krieges. Wirtschaftswissenschaftler wie Wilhelm Roscher (1817–1894), Karl Knies (1821–1898) oder Lorenz von Stein (1815–1890) gingen so weit, zu behaupten, der Krieg sei notwendig, um die Leistungen einer Nation im Kampf der Völker um das Dasein zu steigern, die Waffenindustrie habe eine dynamisierende Funktion im wirtschaftlichen Bereich zu erfüllen²⁷¹. Solche darwinistisch gefärbten Theorien fanden viel Anklang. Von den erklärten Feinden der Friedensidee war eine Bekehrung kaum zu erwarten. Ausnahmen gab es schon. Man sollte etwa einige Jahre später erleben, wie ein Hellmut von Gerlach (1866–1935) sich von einem erzkonservativen, ironischen Kritiker der Pazifisten zum Kämpfer für Frieden und Recht wandelte²⁷².

Nachdem er einem Vortragsabend mit Bertha von Suttner beigewohnt hatte, schrieb Hellmut von Gerlach 1899 in der „Hilfe“: *Bertha von Suttner ist eine vornehm aussehende Persönlichkeit, sehr stark, das Haar schon leicht ins Grau hinüberspielend. Sie macht den Eindruck einer stillen Fanatikerin. Nicht aus Ehrgeiz handelt sie, sondern aus tiefster Überzeugung. Weltverloren schweift ihr Auge manchmal in eine weite, weite Ferne. Während ihr Mund mechanisch weiter redet, sieht sie die paradiesisch-schöne kriegslose Zukunft. Und eben weil sie daran*

Der Vorstand der Ebinger Friedensgesellschaft war G. Ostertag, der Redakteur des „Neuen Alb-Boten“. Vgl. Friedens-Warte Nr. 27/28, 26. 8. 1901, S. 110 f.

270 Kurt Koszyk: Deutsche Presse im 19. Jahrhundert, Berlin 1966, S. 264 f.

271 Stiewe (wie Anm. 12), S. 29 ff., S. 32.

272 Hellmut von Gerlach: Die große Zeit der Lüge. Der Erste Weltkrieg und die deutsche Mentalität (1871–1921). Hrsg. von Helmut Donat und Adolf Wild, Bremen 1994.

*glaubt, glaubt mit der ganzen Intensität, deren ein Mensch überhaupt fähig ist, darum reißt sie so manchen mit fort in dies märchenhafte Zukunftsland. Starker Glaube macht ja immer Gläubige. Das ist das Geheimnis ihrer Erfolge, der Schlüssel ihrer Kraft*²⁷³.

Nationalbewußte wie Friedrich Naumann begrüßten hingegen Bismarcks realpolitische Leistungen im europäischen Kräftespiel. *Die Weisheit der heutigen Staatsleitung kann nur sein, keine unnötigen Kriege zu führen, nötige Kriege aber mit aller Kraft durchzuführen und als Ziel des Krieges die möglichst lange Sicherung des Friedens anzusehen. Bismarck bedeutet zwei große Kriege, aber er bedeutet auch zwei Jahrzehnte Frieden. Wenn wir heute noch Frieden haben, so ist der Grund dafür auch seine Arbeit.* So faßte Naumann seine Einstellung zum Problem des Friedens zusammen²⁷⁴. Selbst wenn er „wenigstens Sympathien“ für die Friedensbewegung zu haben behauptete, lehnte er ihre Propaganda ab, weil er sie als eine „Schwächung der deutschen Kraft“ betrachtete²⁷⁵.

Friedrich Naumann kam am 15. Februar 1899 nach Öhringen, wo er vor einer stattlichen Versammlung sprach. Einige Haller begaben sich in die Nachbarstadt, um den prominenten Redner zu hören, und das „Haller Tagblatt“ widmete Naumanns Vortrag einen ungewöhnlich großen Raum in seinen Spalten, was wohl bedeuten dürfte, daß die Überzeugungsarbeit, die der Stadtpfarrer Gottfried Traub damals in Hall leistete, Früchte trug. Das Thema von Naumanns Rede lautete: *Deutsche Macht und deutsche Freiheit*. Als er auf die Frage der Haager Friedenskonferenz kam, gestand der Nationalsoziale, daß er an den *Friedenszaren* nicht glaube, selbst wenn dessen persönliche An- und Absichten gewiß die besten und die humansten seien. Naumann wandte schließlich seine eigenen real- und nationalpolitischen Anschauungen auf Rußland an, und meinte: *Aber sein alter Staatsmann Murawiew würde die Konferenz nicht mit einberufen, wenn nicht die Russen ein Interesse an der Friedenskonferenz hätten. Das dürfte ja der Mann gar nicht, denn er ist als russischer Minister gar nicht dazu da, daß er die Welt Humanität lehrt, sondern daß er seinen Staat und dessen Nutzen und Interesse vertritt. Und das tut er auch.* Die Idee eines ständigen internationalen Schiedsgerichts erörternd, fügte er hinzu: *Niemand, der die Weltgeschichte kennt, kann glauben, daß die Völker es bei ihren großen Lebensinteressen auf ein Schiedsgericht werden ankommen lassen, worauf das Publikum mit Beifall reagierte*²⁷⁶.

Ja, selbst innerhalb der Deutschen Volkspartei war – wie wir gesehen haben – ein gewisser Stimmungswandel eingetreten. *Die Friedensfreunde scheinen auch unter den modernen Demokraten nicht mehr die alte Glaubenswürdigkeit vorzufinden*, stellte Friedrich Naumann fest, wenn er die Leitartikel der „Frankfurter Zeitung“ las. In einem Kommentar zur Haager Friedenskonferenz hatte das Presseorgan von

273 Die Hilfe Nr. 7, 12. 2. 1899, Beilage.

274 Friedrich Naumann: Bismarck, in: Die Hilfe Nr. 13, 31. 3. 1895.

275 Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk und die Zeit, Stuttgart/Tübingen³ 1949, S. 122 f.

276 HT Nr. 40, 17. 2. 1899; Nr. 41, 18. 2. 1899; Nr. 42a, 19. 2. 1899; Nr. 43a, 21. 2. 1899.

Leopold Sonnemann 1899 die Idee einer Abrüstung und eines ständigen internationalen Schiedsgerichts als eine Utopie bezeichnet. Naumann stimmte mit der „Frankfurter Zeitung“ darin überein, daß die öffentliche Meinung in der Frage des Krieges eine entscheidende Rolle zu spielen habe, indem sie die Regierungen zwingen könne, wenn internationale Differenzen auftauchten, *nicht gleich zum Schwerte [zu] greifen, sondern zunächst einem nach den jeweiligen Verhältnissen zusammengestellten Schiedsgerichte die strittigen Fragen vor[zu]legen*. Der Glaube, daß die Existenz eines ständigen Schiedsgerichts jeden Krieg verhüten könnte, galt hier als ein Irrtum. Die Demokraten blieben aber davon überzeugt, daß ein Krieg wohl stets zu vermeiden sei, wenn die Völker ihn nicht wollten. Darum gelte es unermüdlich den *militärisch-chauvinistischen Geist* in der öffentlichen Meinung zu bekämpfen²⁷⁷.

In den Reihen der Deutschen Volkspartei fanden sich aber weiterhin Männer, die sich ohne nationale Bedenken für die Verwirklichung einer friedlichen Weltordnung einsetzten. Zu diesen zählte der Historiker Prof. Ludwig Quidde (1858–1941), der seit 1894 in der internationalen Friedensbewegung tätig war und 1914–1929 Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft werden sollte. Quidde war nach dem Studium der Geschichte seit 1881 Mitherausgeber der Deutschen Reichstagsakten des 15. Jahrhunderts in Berlin und Begründer der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“²⁷⁸. Als Angehöriger der Deutschen Volkspartei war er 1907–1918 im bayerischen Landtag, 1919 gehörte er für die Deutsche Demokratische Partei (DDP) zur Weimarer Nationalversammlung. Bis zu seinem Tod blieb Ludwig Quidde eine treibende Kraft der deutschen Friedensbewegung. In einer seiner Schriften definierte er 1924 den Pazifismus als „die Übertragung des demokratischen Prinzips auf die Außenpolitik“. Als Vizepräsident des Internationalen Friedensbüros in Genf setzte er sich für Abrüstung und ein friedliches Zusammenleben der Völker auf der Grundlage des Völkerbundes ein. Bekannt machte sich Quidde in Deutschland vor allem durch seine scharfe Kritik an Kaiser Wilhelm II.²⁷⁹ Er ist der Verfasser theoretischer Schriften über internationale Friedenspolitik²⁸⁰. 1933 emigrierte er nach Genf²⁸¹.

Auf eine Einladung des Volksvereins sprach Ludwig Quidde am 14. Januar 1897 in Hall vor einer zahlreichen Zuhörerschaft über das Thema: *Die Demokratie in der Gegenwart*. Auf die deutsch-französischen Beziehungen, namentlich auf das Problem der Rüstung, eingehend, behauptete er: Europa aufbauen bedeutet den Frie-

277 Moderne Demokraten, in: Die Hilfe Nr. 11, 12, 3. 1899, S. 3.

278 1889–1895, ab 1898 „Historische Vierteljahrsschrift“

279 Ludwig Quidde: Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn, München, Leipzig 1894; bis 1928 erlebte der „Caligula“ 34 Ausgaben.

280 Internationale Verständigung über Einschränkung von Rüstungen, 1911; Völkerbundspolitik, 1919; Völkerbundspolitik und Friedensbewegung, 1922; Die Minderheitenfrage, 1926.

281 Vgl. U.-F. Taube: Ludwig Quidde. Ein Beitrag des demokratischen Gedankens in Deutschland, München 1963; R. Rürup: Ludwig Quidde, in: H.-U. Wehler (Hrsg.): Deutsche Historiker, Bd. 3, Göttingen 1972; Karl Holl: Ludwig Quidde (1858–1941). Friede und liberale Demokratie, in: Rajewsky/Riesenberger (wie Anm. 34), S. 133–138.

den herbeiführen. Für ihn war das notwendig, auch wirtschaftlich gesehen, im Interesse der europäischen Völker gegenüber Amerika. Deshalb konnte er nur mit dem Reichskanzler, Graf Caprivi, übereinstimmen, der kurz zuvor in einer Rede erklärt hatte: *Verständigung zwischen den europäischen Völkern ist das Ziel der Politik des 20. Jahrhunderts*²⁸².

Die linksliberalen Parteien Deutschlands sahen ein, daß sie auf ihre Vereinigung hinarbeiten mußten, wenn sie ihr Gewicht steigern und ihre Ideen durchsetzen wollten. Kurz vor der Fusion veröffentlichten die Linksliberalen das Programm der Deutschen Freisinnigen Volkspartei, so hieß die neu gebildete Gruppierung. Im Punkt 9 erklärten sie, *die Bestrebungen auf Annäherung der Völker zu gemeinsamer Kulturarbeit und zur gleichmäßigen Erleichterung der Rüstungslast, den Ausbau des Völkerrechts und die internationalen Schiedsgerichtseinrichtungen zum friedlichen Ausgleich entstehender Streitigkeiten fördern zu wollen*²⁸³. In ihren Überlegungen über den Frieden legten die Demokraten den Schwerpunkt auf das Wirtschaftliche und das Menschliche, denn sie blieben davon überzeugt, daß der Friede und die internationale wirtschaftliche Zusammenarbeit weitgehend dazu beitragen könnten, das Wohl der Völker zu steigern.

Die öffentliche Meinung umfaßte in der wilhelminischen Ära auch die Masse der organisierten Arbeiterbewegung. Zwar lehnten auch die Sozialdemokraten den Krieg radikal ab, aber nicht aus denselben Gründen. In ihrem Gothaer Programm von 1875 hieß es: *Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, obgleich zunächst im nationalen Rahmen wirkend, ist sich des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung bewußt und entschlossen, alle Pflichten, welche derselbe den Arbeitern auferlegt, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen*²⁸⁴. Aufgrund des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung waren die Sozialdemokraten seit der Reichsgründung als Reichsfeinde und „vaterlandslose Gesellen“ geächtet worden. Der Vorwurf des Mangels an Patriotismus wurde ihnen von der nationalistischen Presse immer wieder gemacht. Einen Patriotismus, der auf Kategorien wie Grenzen und Rassen beruhen sollte, lehnten sie aber entschieden ab.

In diesem Sinne reagierten die Haller Arbeiter in der Debatte über den Weltfrieden; in diesem Sinne redeten die Führer der Partei, die auf Arbeiterversammlungen in Hall das Wort ergriffen. Als Otto Umfrid 1898 in seinem Haller Vortrag die Initiative des Zaren zugunsten einer Friedenskonferenz begrüßte, meldete sich der engagierte Malermeister Mulfinger zu Wort und meinte, der Sieg des Friedensgedankens sei nicht durch den Zaren zu erreichen, sondern durch den Sieg der arbeitenden Klasse. Darauf antwortete Umfrid, keine Partei habe das Recht, den Sieg

282 HT Nr. 12, 16. 1. 1897; Nr. 13a, 17. 1. 1897. Ende Januar hielt Ludwig Quidde einen Vortrag über den Krieg in Südafrika, worüber das HT ausführlich berichtete. S. HT Nr. 25a, 1. 2. 1897.

283 Programmforderungen der (neuen) Deutschen Freisinnigen Volkspartei, in: HT Nr. 297, 20. 12. 1909.

284 *Wolfgang Treue: Deutsche Arbeiterprogramme seit 1861, Göttingen*⁴1968, S. 76 f.

der Friedensidee einseitig vom eigenen politischen Erfolg abhängig zu machen²⁸⁵. Auf einer Versammlung, die die Sozialdemokratische Partei am 1. Oktober 1900, kurz vor den Landtagswahlen, in Hall veranstaltete, legte der Redner Seither aus Stuttgart, die außenpolitischen Grundsätze der Sozialdemokratie dar. Er sprach über die Ergebnisse der Friedenskonferenz in Den Haag und bemängelte folgendes: Dort war kein Wort von einer Abrüstung gesprochen worden; obwohl die Transvaalfrage schon damals das Tagesgespräch war, hatte man nicht daran gedacht, sie in den Kreis der Erörterungen zu ziehen. Für Seither handelte es sich bei dem Krieg in Südafrika um einen *Eroberungskrieg, eine Beutepolitik von der schlimmsten Sorte*. Und bezeichnenderweise hatte sich nicht ein einziger Staat für die Buren eingesetzt, *auch jetzt noch nicht, wo sie verblutend am Boden lagen*. Seither mißbilligte ebenfalls eindeutig die Intervention Deutschlands und der Großmächte in China nach der Ermordung des deutschen Gesandten. Seiner Ansicht nach unterschied nichts die Politik Deutschlands von der Englands, die deutsche Regierung hatte sich in einen regelrechten Krieg verwickelt, ohne die Volksvertretung zu fragen. Die weiteren Stellungnahmen Seithers zeigten, wie eng die Sozialdemokraten die Frage des Weltfriedens mit ihren sozialrevolutionären Bestrebungen verbanden. Als Gründe für den Eingriff Deutschlands in die sogenannten „China-Wirren“, die in allen Zeitungen tagtäglich Schlagzeilen machten, erkannte er nicht die Ermordung des deutschen Gesandten und die Behandlung der Missionare, sondern wirtschaftliche Interessen: es galt, behauptete er, einen neuen Absatz für die deutschen Waren zu finden. Daher bezeichnete er den deutschen Vergeltungsangriff in China als einen *Beutezug*. Überhaupt verurteilte er auf schärfste die vom Militarismus unterstützte Kolonialpolitik Deutschlands, insofern sie zur Ausbeutung der chinesischen Arbeiter führte. Zum Schluß seiner Erörterungen erklärte Seither: *Die Arbeiterschaft hat von dieser Politik noch nie etwas wissen wollen und auch in anderen Kreisen ist - mit Ausnahme der Großkapitalisten - von einer Begeisterung für den Beutezug nichts zu verspüren*²⁸⁶.

Seither sprach im September 1901 noch einmal in Schwäbisch Hall, auf einer Versammlung, die vom lokalen Arbeiterverein und von den Vereinigten Gewerkschaften veranstaltet wurde. Diesmal behandelte er das Thema: *National und International*. Zur Frage des Patriotismus Stellung nehmend, antwortete er indirekt den Gegnern der Sozialdemokratie und erklärte, wobei er selber sich ihnen gegenüber kritisch äußerte: *Der engere Patriotismus ist ein Unding, da die Grenzen der Länder beständig sich ändern. Man sucht denselben durch den Schulunterricht den Kindern einzupflanzen; ferner sucht man ihn durch Demonstrationen, Reden usw. auszubilden und wach zu halten. Der Patriotismus ist ein anerzogenes Gefühl, das nicht einmal eine richtige Grundlage hat und das schon zu den größten Verirrungen geführt hat, weil bei Ausbruch eines Krieges immer die patriotischen Pflichten auf beiden Seiten der Kriegführenden der Bevölkerung vor Augen geführt werden*.

285 HT Nr. 218, 18. 9. 1898, S. 1 f.

286 HT Nr. 229, 3. 10. 1900, S. 1.

*Auch die Rassen werden in einem Kriegsfall gegeneinander gehetzt. Nun steht aber fest, daß auch nach dieser Richtung der Patriotismus nicht berechtigt sei, denn es gibt nirgends mehr eine reine Rasse, alle sind mehr oder weniger gemischt*²⁸⁷.

Bis 1914 lehnten die Sozialdemokraten den Krieg entschieden ab, vor allem weil sie die Ansicht vertraten, die Arbeiterklasse habe als erste darunter zu leiden. Für sie waren sozialer Friede und Völkerfriede untrennbar; sie bedingten einander. Die Maifeier, die seit 1890 veranstaltet wurde und mit jedem Jahr an Bedeutung gewann, war eine der Gelegenheiten, bei denen diese Überzeugung am lautesten zum Ausdruck kam. In der Ankündigung der Maifeier von 1911 erklärten der Arbeiterverein und die Vereinigten Gewerkschaften von Hall: *Die klassenbewußte Arbeiterschaft der ganzen Welt demonstriert am 1. Mai für den Acht-Stunden-Tag, für den Arbeiterschutz und für den Völkerfrieden*. Mit besonderer Schärfe lehnten sich die Sozialdemokraten gegen den Militarismus auf, weil sie sich als *Kanonenfutter im Dienste der herrschenden Klassen und des Kapitals gegen andere Völker* ausgeüzt empfanden. Am 1. Mai 1911 nahmen die versammelten württembergischen Arbeiter eine Resolution an, in der gegen *das wahnsinnige Wettrüsten* protestiert und eine Beschränkung der Rüstungsausgaben angestrebt wurde, damit Mittel frei würden für den nötigen Ausbau der Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetze. In ihrem Sinne galt es den *von den herrschenden Klassen genährten Nationalitätenhaß* zu bekämpfen und für die Völkerverbrüderung einzutreten²⁸⁸.

Auf diese radikale Haltung verzichtete die deutsche Sozialdemokratie 1914 vorläufig, als sie den Kriegskrediten zustimmte. Während des „Burgfriedens“ sollte die öffentliche Debatte zwischen den Parteien ein Ende nehmen, was von den Sozialdemokraten insofern das größte Opfer verlangte, als dadurch die bestehenden inneren Verhältnisse in Deutschland befestigt wurden. Die Frage der Verfassung und der Kriegsziele sollte aber 1916 bekanntlich den Burgfrieden zerbrechen lassen.

Berücksichtigen muß man aber auch die „veröffentlichte Meinung“, das heißt – für die damalige Zeit – die Stimme der großen Zeitungen sowie die der Lokalpresse. Was Schwäbisch Hall betrifft, haben wir schon die Friedensarbeit der 1895 gegründeten „Haller Zeitung“ hervorgehoben; deren Engagement für die Friedenssache war aber von relativ kurzer Dauer, da dieses demokratische, pazifistisch ausgerichtete Organ schon 1903 sein Erscheinen einstellen mußte. Die in Hall meistgelesene Zeitung war das „Haller Tagblatt“, dessen Auflage zwischen 1890 und 1914 von 3300 auf über 5000 Exemplare stieg. Das „Haller Tagblatt“ war eine bürgerliche Zeitung, die die Stimmungslage in einer südwestdeutschen Kleinstadt der Wilhelminischen Zeit sehr treu widerspiegelt. Aus seinen Spalten geht sehr deutlich hervor, welchen Platz die nationalen Werte damals in weiten Kreisen der Bevölkerung einnahmen. Das jährliche Sedanfest am 2. September, die Gedenkfeiern aller Arten, die namentlich an die *große Zeit von 1870/1871* erinnerten und fast un-

287 HT Nr. 224, 24.9.1901, S. 1.

288 HT Nr. 101, 2.5.1911.

unterbrochen aufeinander folgten²⁸⁹, der Geburtstag des Kaisers und der Kaiserin, der Geburtstag von Bismarck, die Veranstaltungen der Kriegervereine sowie die großen Manöver, die regelmäßig abgehalten wurden, steigerten überall das Nationalgefühl. Die Einquartierungen, die damit verbunden waren, die Konzerte, die jedesmal anschließend von den Militärkapellen gegeben wurden, der Empfang der Truppe durch die Lokalbehörden bekräftigten in Hall wie in anderen Gegenden den militärischen Geist. Wer das „Haller Tagblatt“ jener Jahre durchblättert, kann sich schon nach der Lektüre einiger Nummern davon überzeugen.

Ganz objektiv und ausführlich berichtete das „Haller Tagblatt“ auch über die Versammlungen der lokalen und der deutschen Friedensgesellschaft sowie über die Arbeit der internationalen Friedensorganisationen. Die Botschaften des Haller Friedensvereins und der Deutschen Friedensgesellschaft druckte es auch regelmäßig ab²⁹⁰. Aus seinen politischen Leitartikeln, den Weihnachts- und Neujahrsge-dichten, die es auf Seite 1 brachte²⁹¹, wie aus den unzähligen Berichten über das lokale politische und Vereinsleben ist klar zu ersehen, daß der Haller Bürger – wie manche Bürger des Deutschen Reiches – den Frieden wünschte und ganz besonders den Frieden mit Frankreich. Er schenkte seinem Kaiser großes Vertrauen, dem vielerorts nachgesagt wurde, er arbeite auf den Frieden, und namentlich auf die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich, hin²⁹². In einem Gespräch über Frankreich hatte sich der Kaiser Anfang 1895 günstig über die politische Entwicklung des Nachbarlandes ausgesprochen. Diese Entwicklung berechtige zu den besten Hoffnungen, was die Aufrechterhaltung des internationalen Friedens betreffe. Der Kaiser sei überzeugt, daß kein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, *den beiden zivilisierten Nationen Europas ausbrechen könnte, ohne daß alle anderen Länder in starke Mitleidenschaft gezogen würden, und deshalb müsse ein blutiger Zusammenstoß [...] unter allen Umständen vermieden werden.* Die Zuversicht weiter Bevölkerungskreise beruhte auf der Überzeugung, daß das Deutsche Reich den Frieden erhalten und garantieren wollte; es sollte bloß über die nötigen Mittel dazu verfügen, das heißt über ein mächtiges Heer, das ihm erlauben würde, seinen Willen im internationalen Kräftespiel zu behaupten. In der Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871 hatte Wilhelm I. die Hoffnung geäußert, daß es mit Gottes Hilfe *der Deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Zeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde*, hatte Wilhelm noch erklärt, *in dem Bewußt-*

289 1883: Lutherfeier; 1895: 25. Erinnerungsfeier des Sieges über Napoleon III.; 1896: 25jähriges Jubiläum des Deutschen Reiches und 25jährige Gedenkfeier des Frankfurter Friedens; 1900: 30. Erinnerungsfeier der Reichsgründung; 1910: 100jähriges Jubiläum der Berliner Universität; 1913: Feierliche Einweihung des Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig (1813–1913).

290 Weihnachtsbotschaften der Deutschen Friedensgesellschaft z. B. in: HT Nr. 302, 24. 12. 1908, S. 1.; HT Nr. 302, 24. 12. 1909, 1. Bl.; HT Nr. 301, 24. 12. 1913.

291 Z. B.: Friedensgesang, in: Haller Flora (Beilage zum HT) Nr. 21, 24. 5. 1896, S. 88; Weihnachtsfrieden [Gedicht], in: HT Nr. 301, 24. 12. 1913, S. 1.

292 HT Nr. 37, 13. 2. 1895.

sein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Das deutsche Volk sollte in Zukunft in *dauerndem Frieden* leben: das würde der Lohn seiner Kämpfe und seiner Opfer sein. Der neue Kaiser hatte sich und seine Nachfolger feierlich vor der Deutschen Nation verpflichtet. Seine Proklamation hatte er mit diesen Worten beschlossen: *Uns und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung*²⁹³.

Dieses Versprechen und das Vertrauen in das Deutsche Reich trugen nicht wenig zur Sakralisierung der Reichsidee bei, wie sie sich im 19. Jahrhundert zunehmend verbreitet hatte. Das Deutsche Reich war nach dieser Sichtweise – wie das Römische Reich und seine mittelalterlichen Nachfolger – „zum Katechon, zum Aufhalter des Weltendes, zur politischen Bestandsgarantie des Kosmos“ geworden. Viele waren – wie Emil Du Bois-Reymond unmittelbar nach der Reichsgründung – davon überzeugt: „Das Deutsche Kaiserreich ist wahrhaft der Friede“. Das heißt: man sagte nicht nur, das Reich schaffe, erhalte oder garantiere den Frieden, sondern es sei der Friede. Dadurch erhielt das Reich eine religiöse Dimension, dadurch wurde dem Friedensbegriff eine eschatologische Bedeutung verliehen²⁹⁴.

Während deutsche Demokraten und Sozialdemokraten den preußischen Militarismus als eine Gefahr für den Frieden hinstellten und verurteilten und die „Verpreußung Deutschlands“ bedauerten, suchten die Regierungsfreundlichen immer wieder, nachzuweisen, daß der deutsche Kaiser immer um die Erhaltung des versprochenen Friedens bemüht gewesen sei. Der Tod Wilhelms I. im Jahre 1888 war für die führenden Kreise der Anlaß, diesen Glauben zu bekennen. Bei der Trauerfeier, die in St. Michael stattfand, erklärte Dekan Schwarzkopf in seiner Predigt: *Er [der verstorbene Kaiser] war entschlossen, ein Friedensfürst zu sein für das Volk und für die Völker, wie er es in seiner Kaiserproklamation ausgesprochen hatte im Schloß zu Versailles: 'Das neue deutsche Reich muß ein Bürge des Friedens sein, und auf den allgemeinen Reichskrieg möge nun folgen ein allgemeiner Reichsfriede. Ja, möge das deutsche Volk aus dem nun folgenden Wetteifer um die Güter des Friedens als Sieger hervorgehen.'* So hatte er es in den Jahren 1866 und 1870 vor Beginn des Krieges als seine Grundgesinnung ausgesprochen, 'man solle doch Gott bitten, daß Er durch Seines Geistes Kraft und Gnade das Herz der Feinde zur Versöhnung neige und uns bald einen redlichen, gesegneten und dauernden Frieden verschaffe.' Diese Worte lauten nicht darnach, als ob er ein Mann gewesen wäre, der in eitler kriegerischer Leidenschaft eine Freude an der männermorden-

293 Proklamation Kaiser Wilhelms I. an das deutsche Volk, 18. Januar 1871, in: Peter Longerich (Hrsg.): Was ist des Deutschen Vaterland? Dokumente zur Frage der deutschen Einheit 1800–1990 (Serie Piper Dokumentation), München/Zürich 1990, S. 98.

294 Herfried Münkler: Reich, Nation, Europa. Modelle politischer Ordnung, Weinheim 1996, S. 21 ff.

den Schlacht und dem Blutvergießen, nein, sondern sie zeigen, daß er eher zu denen gehört, auf welche die Seligpreisung Anwendung findet: 'Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.'

Hier fand der Haller Dekan eine Gelegenheit, den Kritikern des neuen Reiches zu antworten. Anhand der Worte des Geistlichen kann man verstehen, welchen innenpolitischen Gewinn die Hohenzollern aus solchen Lobreden zogen. Der Friedenswille des Kaisers nach außen wurde als untrennbar von demselben Willen nach innen hingestellt. Schwarzkopf fuhr nämlich fort: *Siebzehn Jahre nun hat er in erfolgreicher Weise, unterstützt von seinem großen, geistesgewaltigen Kanzler, sich bemüht, alle unruhigen und zügellosen Elemente in Deutschland und Europa zurückzudämmen und in Schranken zu halten, emporragend als ein Fels, an dem die brandenden Wogen sich brechen. Ja, er hat es auch versucht, aufbauende Werke des Friedens zu treiben, die allein schon genügen würden, ihm den Namen eines Wohltäters der Menschheit zu verschaffen*²⁹⁵. Hiermit wandte sich der Redner hauptsächlich an die Sozialdemokraten.

Wie Friedrich III. einige Tage zuvor in seiner Proklamation erklärt hatte, hatte die Friedensarbeit des verstorbenen Kaisers Deutschland international allgemeine Anerkennung zugezogen²⁹⁶. Die Worte des Thronerben brachte die in Deutschland allgemein vorherrschende Meinung zum Ausdruck, Kaiser Wilhelm habe sich um die Erhaltung des Friedens verdient gemacht. Das betonte z. B. Professor Fehleisen, der stellvertretende Vorsitzende des Haller Historischen Vereins, in der Rede, die er bei der monatlichen Versammlung kurz nach dem Tod des Kaisers hielt²⁹⁷. Das war offensichtlich auch der Standpunkt des „Haller Tagblatts“. Dieses veröffentlichte eine Reihe von Urteilen aus dem Ausland, die die *segensreiche* Politik der deutschen Regierung begrüßten, unter anderen das der „Thurgauer Zeitung“, in dem auch Bismarck gelobt wurde. In der schweizerischen Zeitung hieß es: *Und sollte endlich unsere Anerkennung nicht auch der Sorge gebühren, mit welcher Bismarck für die Erhaltung des Friedens wacht? Ohne seine unvergleichliche Staatskunst wäre das Elend des europäischen Krieges schon längst über uns hereingebrochen*²⁹⁸.

Wir finden im „Haller Tagblatt“ ein Beispiel für die Art und Weise, wie die Presse damals in der öffentlichen Meinung die Idee verankerte, daß die deutsche Regierung in der außenpolitischen Praxis ihre „Friedensliebe“ in manchen Angelegenheiten an den Tag gelegt habe. Das 25. Jubiläum der Reichsgründung im Jahre

295 Predigt des Herrn Dekan Schwarzkopf bei der Trauerfeier in Sankt Michael, in: HT Nr. 66a, 18. 3. 1888, S. 1

296 Friedrich III. hatte gesagt: *Was er [Kaiser Wilhelm] in heißem opfervollem Kampfe seinem Volke errungen, das war ihm beschieden durch lange Friedensarbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern. Sicher in seiner eigenen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Rate der Völker und begehrt nun des Gewonnenen in friedlicher Entwicklung froh zu werden.* Vgl. Proklamation des Kaisers, in: HT Nr. 63, 15. 3. 1888, S. 1.

297 Monatliche Versammlung des Historischen Vereins, in: HT Nr. 71, 24. 3. 1888, S. 1.

298 Ein schweizerisches Urteil über den deutschen Reichskanzler, in: HT Nr. 68, 21. 3. 1888, S. 1.

1895, dessen triumphale Züge in demokratischen und sozialdemokratischen Kreisen kritisch betrachtet wurden, war für diejenigen, die dem kaiserlichen Deutschland freundlich gesinnt waren, der Anlaß, die Friedenspolitik Deutschlands lobend hervorzuheben. Andere taten es aber auch, mit größter Objektivität; unter anderen die „Vossische Zeitung“, wie das „Berliner Tageblatt“ oder die „Frankfurter Zeitung“ ein Organ des gebildeten linksstehenden Bügertums, das sich den Ruf erworben hatte, für den Abbau der internationalen Spannungen zu wirken²⁹⁹. Das „Haller Tagblatt“ stützte sich 1895 auf sehr gemäßigte Betrachtungen der „Vossischen Zeitung“, um seinerseits auch die Ansicht zu vertreten, daß die deutsche Regierung seit 1870 ihre Friedensliebe bewiesen habe und daß die Bündnisse, die sie geschlossen hatte, nicht auf den Angriff, sondern ausschließlich auf Verteidigung eingerichtet seien. Es teilte die Meinung des Berliner Blattes, Frankreich habe von einem Kriege *wenig zu hoffen, aber alles zu fürchten*. Betrachtete man die Entwicklung der internationalen Beziehungen, die Verflechtungen in den Interessen der Großmächte, der alten europäischen, aber auch der aufsteigenden wie Japan, sowie die Millionenheere, so konnte man mit der „Vossischen Zeitung“ mit Sicherheit behaupten: *Der Krieg, wenn er einmal ausbricht, wird ein Weltkrieg*. Man wollte aber hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Hier hieß es nämlich weiter: *Wer will heute die Verantwortung übernehmen, ein Unheil über die Menschheit zu bringen, wie es dieser Weltkrieg wäre, wer will es wagen, das Zeichen zu geben? [...] In der Größe dieser Verantwortung liegt in der Tat eine gewisse Gewähr für den Frieden. Aber auch die Stärke Deutschlands und seiner Verbündeten berechtigt zu der vollen Zuversicht, daß trotz mancher dunklen Punkte am Horizont eine Katastrophe noch in weiter Ferne sei. Dieser Glaube, diese auf Tatsache gegründete Überzeugung kann nicht leicht erschüttert werden. Das ist die Genugtuung, mit der der Rückblick auf das letzte Vierteljahrhundert erfüllt. Wiederholt in diesem Zeitraum schien der europäische Friede schlimmer gefährdet als heute, und immer ist er, soweit Deutschland in Betracht kommt, erhalten geblieben, immer wieder haben sich die düsteren Wolken zerstreut. Eine Politik, die Kraft mit Mäßigung verband, hat Deutschland zu einem Bollwerk des Friedens gemacht. Die deutsche Nation wird willens sein, dieser Aufgabe so wirksam, wie in ihren Kräften steht, auch im nächsten Vierteljahrhundert zu dienen*³⁰⁰.

Diese Zuversicht gründete sich auch auf einen gewissen Fortschrittsglauben, den nicht nur die allgemeine Kulturentwicklung, die Friedenskonferenzen und -organisationen, sondern auch die sich intensivierenden wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Ländern zu rechtfertigen schienen. Diese galten als eine treibende Kraft auf dem Weg zum Weltfrieden. Kurz nach der Jahrhundertwende las man im „Haller Tagblatt“: *Die internationalen Verträge auf wirtschaftlichem Gebiete dienen nur zum kleinsten Teile ethischen und humanitären Zwecken, sondern stehen zumeist im Dienste des Verkehrs und des Handels. Trotzdem üben auch sie indirekt*

299 Kurt Koszyk: Deutsche Presse im 19. Jahrhundert, Berlin 1966, S. 264 f.

300 HT Nr. 176, 30. 7. 1895, S. 1.

einen humanisierenden Einfluß aus, indem sie die Völker einander näher bringen und immer mehr eine der Hauptursachen des Völkerstreits, die wirtschaftliche Differenz, aus der Welt schaffen. Der durch diese Verträge erleichterte Verkehr ist ein wirksamer Faktor der allgemeinen Bildung, er wirkt dem Chauvinismus und Partikularismus entgegen, bekämpft den Egoismus, erweitert den Gesichtskreis und läutert unsere allgemeinen menschlichen Regungen. Insofern bildet er ein wertvolles Agens der Erziehung, er zerstört unsere Vorurteile und klärt unser Urteil durch die Erfahrung. Hieher gehören außer den Reisen und internationalen Verkehrsbeziehungen, insbesondere internationale Veranstaltungen jeder Art, Kongresse, Ausstellungen, Schauspiele usw.³⁰¹.

Diese Hoffnung verband sich aber meistens mit einer realistischen Betrachtungsweise der bestehenden internationalen Zustände. In dem Leitartikel vom Neujahr 1898 schrieb der Redakteur des „Haller Tagblatts“: *Das Wort, daß ganz Europa in Waffen starre, ist nur ein allzu richtiges, und solange diese Tatsache besteht, müssen auch wir den Forderungen gerecht werden, die da nötig sind, um unser Heer und unsere Marine schlagfertig zu erhalten und an unserem Ansehen in Europa und in den ferneren überseeischen Ländern, wo deutsche Interessen zu vertreten sind, nichts einzubüßen. Davon, daß eine Macht, wie z. B. Deutschland, mit der Abrüstung den Anfang machen solle, wie es einige Schwärmer verlangen, kann gar keine Rede sein; aber immer lauter und zahlreicher werden doch schon die Stimmen, daß die gestörte Welt den Krieg aus dem Organismus ausscheiden muß, daß die trennenden Schranken innerhalb der Kulturwelt fallen. Auch auf diesem Gebiete spürt man schon das Wehen einer neuen Zeit, in der andere Gedanken mächtig sein werden. Wie die Dinge augenblicklich liegen, können wir in absehbarer Zeit noch auf die Wahrung des Friedens rechnen*³⁰².

Der Realismus war schließlich die vorherrschende Haltung gegenüber dem Problem des Friedens. Typisch war die Reaktion des Vorsitzenden des Haller Stadtrates auf die 1898 von Rußland ausgegangene Idee einer Friedens- und Abrüstungskonferenz. Bei einer Versammlung des Rates erklärte er nüchtern: *Gewiß wäre es etwas Schönes, wenn es einmal so weit käme, daß alle Staaten sich zusammen täten zu einem Friedensbund. Aber es ist wohl noch weit bis zu diesem Ziel, und solange es noch nicht erreicht ist, haben wir Grund, unser Schwert scharf zu halten und durch unsere Macht den Frieden zu wahren. Wir hören neue, ungewohnte Töne von einer Annäherung sogar herüberdringen über die Vogesen; das geschieht doch nur, weil wir ein mächtiges einiges Volk geworden sind, weil wir ein deutsches Reich haben. So haben wir gewiß allen Grund, dankbar zu sein dafür, daß wir ein deutsches Reich besitzen. Wir heißen uns mit Stolz Schwaben und wol-*

301 Das 19. Jahrhundert. XX. Allgemeine Kulturentwicklung – Ausblick in die Zukunft, in: HT Nr. 82, 8.4.1900, S. 1.

302 HT Nr. 1, 1.1.1898, S. 1.

*len gute Schwaben und Württemberger sein und bleiben, aber auch gute Deutsche*³⁰³.

Das war auch der von den offiziellen Kreisen vertretene und verbreitete Standpunkt. Bei dem Bankett, das 1910 wie jedes Jahr am Tage des Geburtstags des Kaisers in Hall stattfand, erklärte der Vorsitzende: *Wir verehren in unserem Kaiser den kraftvollen Herrscher, der seine reichen Geistesgaben in unermüdlichem Eifer in den Dienst des Wohls des Reiches und seines Volkes, des Allgemeinwohls gestellt hat, der die großen Machtmittel, die in seine Hand gelegt sind, nicht zu eigensüchtigen Zwecken benützt, sondern der mit diesen Mitteln bis jetzt uns den Frieden, dieses hohe Gut bewahrt hat und auch, wie wir hoffen, in Zukunft bewahren wird, und unter dessen Regierung die deutsche Nation den großen Aufschwung namentlich in wirtschaftlicher Beziehung genommen und dadurch ihre Macht und ihr Ansehen in der Welt nicht nur erhalten, sondern bedeutend vermehrt und gesteigert hat*³⁰⁴.

Wenn man bedenkt, daß diese Vorstellung allgemein verbreitet war, so kann man es nicht weiter verwunderlich finden, daß die Pazifisten im wilhelminischen Deutschland, wie übrigens auch im revanchebedürftigen Frankreich, als „schwarze Schafe“ betrachtet wurden.

Fazit: „Schwarze Schafe“ im wilhelminischen Deutschland

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges sollte zeigen, daß die Pazifisten die Macht der Friedensbewegung überschätzt hatten. Das Wirken und Zusammenwirken der vielen Friedensorganisationen, die im Laufe des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden waren, genügten nicht, um die Menschheit vor dem Weltkrieg zu bewahren. Viele deutsche Pazifisten mußten nun im Ausland den Frieden predigen. Otto Umfrid fragte 1914 in einem Vortrag, den er mitten in der Kriegspsychose in Stuttgart hielt³⁰⁵: *Sind wir noch Christen?*

Der Kontext der wilhelminischen Ära war durchaus nicht günstig für die Entwicklung und die Verbreitung der Friedensidee auf der Grundlage einer Völkerverständigung, internationaler Instanzen zur Schlichtung der Konflikte zwischen den Staaten, einer allgemeinen Abrüstung und eines Völkerbundes. Die bürgerlichen Friedensfreunde, die solche Gedanken verfochten, galten als Utopisten und als vaterlandslose Gesellen. Ja, sie wurden in einer Zeit, in der der Imperialismus von einer immer breiteren Schicht der Bevölkerung als eine unabwendbare Entwicklung betrachtet wurde, als „schwarze Schafe“ abgestempelt. Die verbreitete Meinung war, daß der Staat seine Lebensinteressen verteidigen müsse, indem er im-

303 HT Nr. 25, 31. 1. 1898.

304 HT Nr. 22, 28. 1. 1910, S. 1. Als 1900 das 30jährige Jubiläum der Reichsgründung gefeiert wurde, erinnerte das Haller Tagblatt daran, daß es seit 1870 das Ziel Deutschlands gewesen sei, *den Frieden Europas dauernd zu sichern*. Vgl. HT Nr. 167, 21. 7. 1900, S. 1.

305 Schmid (wie Anm. 16), S. 330 f.

- Deutsche Friedensgesellschaft
- Verband für internationale Verständigung
- Deutsch-englisches Verständigungskomitee
- Kirchliches Komitee zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland
- Comité d'entente franco-allemand
- Deutsch-französischer Wirtschaftsverein
- "Pour mieux se connaître" (deutsch-französisches Komitee für intellektuelle Annäherung)
- Deutsch-französische Liga
- Délégation permanente des Sociétés françaises de la Paix
- Association de la Paix par le Droit
- Ligue internationale de la Paix et de la Liberté
- Société française pour l'arbitrage entre les nations
- Société d'échange international des enfants et jeunes gens pour l'étude des langues étrangères
- National Peace Council (England)
- International Arbitration League
- International Arbitration and Peace Association
- The Peace Society
- Federazione delle società italiane della Pace (Italien)
- Österreichische Friedensgesellschaft
- Amerikanische Friedensgesellschaft
- World Peace Foundation

Tabelle 4 Liste der Friedensgesellschaften 1913 (aus: Friedensjahrbuch, Stuttgart 1913, S. 40 f.).

mer stärker wird, d. h. indem er sich Kolonialgebiete erobert, eine Handelsflotte baut, die er mit einer Kriegsmarine schützen kann.

In den 90er Jahren setzte sich selbst in der Deutschen Volkspartei ein Wandel durch, der ihre weitere politisch-ideologische Entwicklung bestimmte und zur Fusion mit den anderen linksliberalen Parteien im Jahre 1910 führte. Dieser Wandel spiegelte sich in realpolitischen Zugeständnissen an die Entwicklung des Deutschen Reiches, die sie bisher abgelehnt hatte, und zwar sowohl in der Kolonial- und Expansionspolitik als auch gegenüber der Aufrüstung und der Militarisierung Deutschlands³⁰⁶. Die organisierte Friedensbewegung verlor also einigermaßen in der sogenannten „neuen Demokratie“ die überzeugte Verbündete, die sie früher in der älteren Generation der Achtundvierziger gehabt hatte. Mit der Jahrhundert-

306 Fricke (wie Anm. 51), S. 638 ff.

wende endete übrigens die Dominanz der Deutschen Volkspartei im 11. württembergischen Reichstagswahlkreis. Hier setzte sich der 1893 gegründete Bund der Landwirte allmählich durch, der sich zu einer Massenbewegung auf der Grundlage eines reaktionären und nationalistisch ausgerichteten Programms entwickelte³⁰⁷. Friedensfreunde paßten also nicht in das Zeitbild. Man stellt fest, daß im „Adreß- und Geschäftshandbuch“ von Hall der Friedensverein nicht in der Liste der lokalen Vereine verzeichnet ist. Ein aufschlußreiches Detail! Eine Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft durfte nicht in einer amtlichen Publikation anzutreffen sein; das hätten die Behörden des Oberamtes nicht geduldet. Als Johannes Berger 1910 starb, mochte er in den Nachrufen und den Nekrologen als ausgezeichnete Bürger und *Vorbild eines Christen* gepriesen werden; sein früheres Engagement für die Sache des Friedens wurde nicht erwähnt. Als Bayerdörfer und Blezinger starben, bewahrte man dasselbe Schweigen über ihre frühere Betätigung im Haller Friedensverein. Es war in den 20er Jahren. Doch gab es damals in Württemberg wie in Deutschland Menschen, die an die Möglichkeit eines „ewigen Friedens“ glauben wollten³⁰⁸. Solche Menschen waren nicht nur unter den linken Intellektuellen anzutreffen, wie in den expressionistischen Kreisen, oder unter den Sozialisten und Kommunisten³⁰⁹. Die Notwendigkeit, eine neue Weltordnung zu schaffen, wurde von verantwortlichen Politikern anerkannt, so daß in der unmittelbaren Nachkriegszeit der Völkerbund ins Leben gerufen wurde. Verdient haben sich auch Gustav Stresemann (1878–1929) und Aristide Briand (1862–1932) um die deutsch-französische Annäherung gemacht, ein Ziel, das jeder von ihnen freilich aus realpolitischen Motiven erreichen wollte. Diese Motive sind keinesfalls mit dem Idealismus zu verwechseln, der die meisten Pazifisten beseelte. Der Reichskanzler Stresemann und der französische Außenminister Briand erhielten zusammen angesichts ihrer Leistungen für den Frieden den Friedensnobelpreis im Jahre 1926³¹⁰. Den Friedensnobelpreis erhielten im Jahre 1927 Ludwig Quidde und der französische Pädagoge Ferdinand Buisson (1841–1932), ebenfalls zusammen. Staatsmänner waren in der Lage, viel zu erreichen. Aber selbst was diese erreichten, konnte jeden Augenblick in Frage gestellt werden, wie die Entwicklung in den späten 20er Jahren zeigen sollte. Die Wirkungsmöglichkeiten der Deutschen Friedensgesellschaft blieben außerdem beschränkt. Das stellt man am Beispiel ihrer Schwäbisch Haller Ortsgruppe eindeutig fest. Die Lokalpresse war schließlich das wirksamste Mittel, auf das sie sich stützen konnte, soweit sie über genug Raum verfügte oder sich dazu bereit war, sich für dieses Anliegen zu öffnen. Eine Zeitung wie das „Haller Tagblatt“ hatte aber als Oberamtsblatt eine begrenzte Ausstrahlung, da sein Wirkungskreis kaum über die Grenzen des Oberamtes hinaus

307 Müller: Parteien und Politik (wie Anm. 17), S. 33.

308 Riesenberger (wie Anm. 12), S. 143 ff.: Die Friedensbewegung in der Weimarer Republik; Schmid (wie Anm. 16), S. 331 ff.

309 Riesenberger (wie Anm. 12), S. 133 ff.: „Nie-Wieder-Krieg!“-Bewegung.

310 Jacques Chabannes: Aristide Briand. Le Père de l'Europe (Présence de l'Histoire), Paris 1973, 362 S.

ging. Berichte über den Haller Friedensverein sucht man in den Zeitungen der Nachbarstädte wie Crailsheim oder Gaildorf vergeblich. Die Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft blieben auf profilierte Wanderredner angewiesen. Allein Persönlichkeiten wie der Stadtpfarrer Otto Umfrid oder der Schauspieler Richard Feldhaus konnten viele Zuhörer anziehen und einige zum Beitritt in den lokalen Friedensverein bewegen. Aber diese Tätigkeit blieb eine Sisyphusarbeit, und die Begeisterung, die ein erfolgreicher Vortragsabend hervorrufen konnte, flaute bald ab.

Der Fortgang seines ersten Vorsitzenden im Sommer 1908 und der Tod Johannes Bergers Anfang August 1910 waren zweifelsohne für den Haller Friedensverein schwere Verluste, die er anscheinend nicht zu überwinden vermochte. Man kann vermuten, daß der Verein um 1910 seine Tätigkeit einstellte oder wenigstens stark reduzierte, denn Berichte über Versammlungen und sonstige Veranstaltungen sind von 1909 bis zum Ersten Weltkrieg im „Haller Tagblatt“ nicht mehr zu finden. Die Friedensvereine waren zwar die Triebkraft, mit der die Pazifisten die öffentliche Meinung für die Friedensidee zu gewinnen hofften. Die Entwicklung des Haller Friedensvereins zeigt deutlich, wie schwer es war, dieses Ziel zu erreichen. Im „Friedensjahrbuch“, das 1913 in Stuttgart erschien, steht er noch in der Liste der Deutschen Friedensgesellschaft, was bedeuten könnte, daß er, wie andere Ortsgruppen, nur noch auf dem Papier existierte³¹¹.

1933 wurden alle Friedensorganisationen in Deutschland verboten. Einige wurden aber 1946 neubegründet³¹². Am 1. Mai 1947 freute sich das „Württembergische Zeit-Echo“, die damals in Hall erscheinende Zeitung, seinen Lesern mitteilen zu können, daß nunmehr neben dem Landesverband Nordwürttemberg-Baden die Deutsche Friedensgesellschaft auch für Südwürttemberg und Südbaden genehmigt worden war³¹³.

Anhang: Krieg oder Frieden? Schreiben an Herrn Leon Gambetta, Präsident der Französischen Kammer der Abgeordneten von v. Bühler, Mitglied des Deutschen Reichstags³¹⁴

Hochgeehrter Herr!

Da die Parlamente mit einander nicht zu verkehren pflegen und die Diplomatie ihre eigenen, Andern verschlossenen Wege geht, unternehme ich es, das einzelne

311 *Riesenberger* (wie Anm. 12), S. 68.

312 Ihre Neubegründung erlebten 1946 außer der Deutschen Friedensgesellschaft: die Deutsche Liga für Menschenrechte, der Friedensbund Deutscher Katholiken, der Deutsche Zweig des Internationalen Versöhnungsbundes, der Deutsche Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. Im folgenden Jahr kam auch die Neugründung der Internationale der Kriegsdienstgegner (IdK) als deutscher Zweig der War Resisters International (WRI) hinzu. *Holl* (wie Anm. 1), S. 220 ff.

313 *Württembergisches Zeit-Echo*, 1.5.1947.

314 Genauer Titel s. Anm. 100.

Mitglied des deutschen Reichstages, ohne alle offizielle oder geheime Mission, auch allem Parteiwesen ferne stehend, mich an Sie, das hervorragende und einflußreiche Mitglied der Kammer der französischen Abgeordneten zu wenden, um im Lichte der Vernunft, wie auf dem Boden realer Politik den Versuch zur Lösung einer der dringendsten und wichtigsten Aufgaben der Menschheit zu machen.

Es ist die große Frage vom Kriege und Frieden.

Von Scham und Unwillen über die ebenso traurige als lächerliche Torheit erfüllt, daß das mit Vernunft begabte Wesen, der Mensch, seines mehrtausendjährigen Daseins auf Gottes schöner Erde unerachtet, sich auf derselben nicht besser einzurichten und zu leben gelernt hat, von diesem Dasein bis zum heutigen Tage keinen nützlicheren und weiseren Gebrauch zu machen versteht, als von Zeit zu Zeit sich selbst und seine Werke zu vernichten; angetrieben ferner von dem unmittelbaren Eindrücke des selbsterlebten Anblickes des gegenseitigen gräßlichen Ringens und Würgens zweier großer gebildeter Nationen; angesichts endlich der unermeßlichen Lasten, welche die verblendeten Völker durch die unaufhörliche Steigerung nutzlosen Militäraufwandes sich aufwälzen, drängte sich meinem Geiste unwiderstehlich der Gedanke auf, ob es nicht an der Zeit wäre, an den Verstand der Völker zu appellieren und sie zum gemeinsamen Nachdenken über die Mittel und Wege zur Eintracht und zur Beseitigung der Geißel der Kriege aufzufordern.

Wenn auch die arme, von so vielen Kriegen heimgesuchte Menschenkreatur ihre Hände zu alten Zeiten hilfeflehend zum Himmel erhoben haben wird und wenn auch die Geschichte nachweist, daß in der alten Welt wie im Mittelalter Herrscher und Gesetzgeber Versuche machten, sei es auf dem Wege der Gründung von Universalreichen oder durch Schließung von Bündnissen der Welt dauernden Frieden zu geben, so kann von den angeblichen Weltfriedensplänen Heinrichs IV. und seines Ministers Sully und von humanen Bestrebungen edler Geister der jüngsten zwei Jahrhunderte, wie Grotius, Leibnitz, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Bentham, Kant, Herder, Abbé de Saint-Pierre und Anderer abgesehen, doch erst der neuesten Zeit das Verdienst zugesprochen werden, unter geläuterten völkerrechtlichen Anschauungen und auf dem Wege parlamentarischer Institutionen dem allgemeinen Friedensverlangen bestimmteren Ausdruck gegeben und durch Beschreitung des Weges internationaler Verständigung die Bahn zu friedlicher Vermittelung der Völkerstreitigkeiten erschlossen zu haben.

Staatsmänner und Schriftsteller ersten Ranges gingen auf dieser Bahn leuchtend voran oder folgten dem Drängen des Zeitgeistes. Robert Peel, Buckle, Palmerston, Clarendon, Gladstone, Robert Mohl, Lamartine, Bluntschli und viele Andere haben sich mit der ganzen Kraft ihres Geistes zu Gunsten internationaler Schiedsgerichte und allgemeiner Entwaffnung ausgesprochen und mächtige Staaten haben sich schon der Entscheidung solcher Gerichte unterworfen.

In dem Pariser Frieden vom Jahre 1856 stellte die versammelte Diplomatie Europas ausdrücklich den völkerrechtlichen Grundsatz auf, daß die Staaten, bevor sie zu den Waffen greifen, die friedliche Vermittelung anderer Staaten anrufen sollen. Von den Friedens-Congreß-Ideen Napoleons III. glaube ich schweigen zu dürfen.

Auf Anregung hochherziger Männer haben in den meisten Versammlungen gesetzgebender Körper wiederholte Erörterungen über Ergreifung von Maßregeln zum Zwecke der Verhütung von Kriegen und der Verminderung der den Volkswohlstand erschöpfenden Heereslasten stattgefunden.

Im englischen Parlamente war es Cobden, der die ersten auf diesen Zweck zielenden Anträge stellte. Waren dieselben zunächst erfolglos, so wurde dem in Cobdens Fußstapfen tretenden, aufopfernd und unermüdlich wirkenden Parlamentsmitgliede H. Richard die hohe Befriedigung zu Teil, daß das Haus der Gemeinen seinem Antrage zustimmte.

Der Senat und das Repräsentanten-Haus der Vereinigten Staaten in Amerika nahmen mit Stimmeneinhelligkeit eine in demselben Geiste abgefaßte Resolution an. Ebenfalls mit Stimmeneinheit wurde in dem italienischen Parlamente eine von edlem Sinne getragene, dasselbe hohe Ziel verfolgende Motion des Abgeordneten Mancini – gegenwärtig Minister des Auswärtigen – angenommen.

Die schwedische Volksvertretung sprach sich mit Stimmenmehrheit zu Gunsten der Friedenssache aus; ebenso entschieden sich die Kammern in Holland und in Belgien.

In der Volksvertretung Österreich-Ungarns kämpften entschlossene Männer, worunter namentlich der Abgeordnete Fischhof, mit Energie und Ausdauer für die Verwirklichung der Friedensidee.

Auch die Regierungen verhalten sich nicht mehr absolut ablehnend. Ohne auf die allgemeinen Verheißungen der Befolgung einer Friedenspolitik von Seiten der Königin von England und der Staatsoberhäupter des Kontinents einen besonderen Wert zu legen, ist rühmend hervorzuheben, daß die Regierung von Österreich-Ungarn der Volksvertretung die ausdrückliche Erklärung gemacht hat, daß, wenn unter den Mächten die „allseitig ersehnte Verständigung“ über eine Verminderung der Heere erzielt würde, sie dieser Maßregel bereitwillig beitreten werde.

Im deutschen Reichstage und im Preußischen Landtage haben hervorragende Abgeordnete, Virchow, Lasker, Reichensperger und Andere wiederholt auf die Idee einer allgemeinen Abrüstung hingewiesen.

Von derselben Idee erfaßt und von der Erwägung ausgehend, daß es nicht auf Phrasen, Wünsche und Worte, sondern vor allem auf tatsächliche Beweise der Friedensliebe ankomme, stellte ich in den Jahren 1879 und 1880 im deutschen Reichstage wiederholt den förmlichen Antrag: es solle der deutsche Reichskanzler ersucht werden, einen Staatenkongreß zum Zwecke der Herbeiführung einer allgemeinen und gleichzeitigen Abrüstung etwa auf die durchschnittliche Hälfte der gegenwärtigen Friedensstärke der europäischen Heere für die Dauer von zunächst zehn bis fünfzehn Jahren zu veranlassen.

Zur Begründung dieses Antrages, mit dem ich die Konstituierung eines internationalen Schiedsgerichts untrennbar verbunden erachtete, wies ich auf die vorerwähnten übereinstimmenden Aussprüche der ausgezeichnetesten Geister aller Nationen über die Barbarei und Vernunftwidrigkeit der Kriege und über die Ausführbarkeit der zu ihrer Verhütung vorgeschlagenen Maßregeln hin.

Der deutsche Reichstag zeigte sich für diesen Gedanken nicht empfänglich. Von Motiven untergeordneter Bedeutung absehend, suche ich einen erheblichen Grund der Ablehnung in dem Umstande, daß in gewohnter oberflächlicher und wegwerfender Beurteilung aller Ideale Viele der Meinung sind, es bezwecke mein Antrag buchstäblich den sogenannten „ewigen“ Frieden.

Diesem Weltverbesserungsplan jage ich aber nicht nach, wenn ich auch die für einen immerwährenden Friedenszustand sprechenden Vernunft- und Humanitätsgründe mit jeglichem Nachdruck hervorhebe, kann ich der Zeit, die solchen Zustand allgemeiner Völkereintracht zur Reife bringen mag, nicht vorausseilen und verlange nur Verständigung über eine kurze, aber gesicherte Friedenszeit an Stelle des jetzigen trügerischen Halb- und Scheinfriedens, sagen wir über einen festen Waffenstillstand, über eine Frist zur Erholung der erschöpften Völker von beständiger Kriegsbereitschaft.

Der eigentlich durchschlagende Grund der Ablehnung beruht unstreitig in dem in Deutschland in Folge der schmerzlichen Erfahrung alter und neuer Zeit tiefeingewurzelten, schwer auszurottenden Glauben, daß Deutschland von Frankreich her mit immerwährender Kriegsgefahr bedroht und jede Liebesmühe zur Herstellung einer friedlichen Nachbarschaft töricht und vergeblich sei.

Derselbe allverbreitete Glaube ist auch der leitende Grundgedanke eines in Veranlassung meines Antrages von dem Fürsten Bismarck an mich gerichteten Schreibens. „Erst“, sagt derselbe, „nachdem es Ihnen gelungen sein wird, unsere Nachbarn für Ihre Pläne zu gewinnen, könnte ich oder ein anderer deutscher Kanzler für unser stets defensives Vaterland die Verantwortlichkeit für analoge Anregungen übernehmen.“

Die in diesen Worten enthaltene Beigabe von Ironie unbeachtet lassend, glaube ich das Kanzlerschreiben im höheren Interesse der Sache von der ernsteren Seite auffassen zu sollen, und wendete mich auf den mir zugänglich scheinenden Wegen zunächst an die beiden mächtigen Nachbarn Deutschlands, an Rußland und an Frankreich.

Von einem für alle humanen Bestrebungen empfänglichen, in jüngster Zeit leider hingeschiedenen Mitgliede des russischen Kaiserhauses, dem Prinzen Peter von Oldenburg, ferner von einem einflußreichen, jetzt bedauerlicherweise zurückgetretenen Minister Rußlands, dem Finanzminister Abasa, erhielt ich ehrende und erfreuliche Beweise der Zustimmung und die Versicherung und der Schiedsgerichte in das praktische Leben überzuführen.

Durch wiederholte beifallspendende Zuschriften von seiten der großen Friedensgesellschaften „Ligue Internationale de la Paix et de la Liberté“ und der „Société Française des Amis de la Paix“ angespornt, richtete ich an dieselben die Aufforderung, den deutschen Reichstag und Kanzler in der an den Tag gelegten Engherzigkeit zu beschämen und eine solenne Friedensmanifestation der französischen Nation hervorzurufen.

Das Ergebnis eines umfassenden Meinungs-austausches war die wiederholte Versicherung unerschütterlicher Friedensliebe und die Erklärung, daß, wenn Frank-

reich auch nicht aufhören werde, an der Freigebung oder Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens zu arbeiten, man diese Revindikation nicht auf dem Wege der Waffengewalt, sondern durch den Sieg der Geister erringen werde. Die Initiative, ja selbst die Mitwirkung zur „Abrüstung“ wurde gleichwohl abgelehnt.

In fast wörtlicher Übereinstimmung mit den Kundgebungen der Friedensgesellschaften äußerten Sie, hochgeehrter Herr, in einer im April d[ieses] J[ahres] bei einem Bankett der Unterrichtsliga in Paris gehaltenen Rede: „man solle in Ihren Worten nichts weiter suchen als das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, nichts als was an Frankreich zurückkommen müsse, durch den höheren Aufschwung des Geistes und des Talentes und nicht durch die materielle und brutale Gewalt, die stets launisch und wandelbar sei.“

Von genauen Kennern beider Nationen – der deutschen und der französischen - ist schon häufig die Bemerkung gemacht worden, daß, obschon es an und für sich nur eine Logik, eine Wahrheit geben kann, den Franzosen in manchen Dingen ein mit dem Denksystem der Deutschen völlig unvereinbarer, wohl auf dem Gegensatz der romanischen und germanischen Volksnatur beruhender Gedankengang eigen sei.

Uns Deutschen ist und bleibt es nach unseren Begriffen von Völkerrecht und Staatsmoral absolut unfassbar, wie, wenn man des Ursprungs des Besitzes Frankreichs von Elsaß-Lothringen gedenkt, man an die Brust schlagen und von „Recht und Gerechtigkeit“ sprechen kann. Haben die nachgefolgten Friedensbeschlüsse dem von Frankreich an Deutschland Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Länderraub den Titel eines rechtmäßigen Besitzes verliehen, so hat Frankreich diese Verträge wiederholt zerrissen, wie es ja auch den neuesten mit Deutschland geschlossenen Friedensvertrag als einen „erzwungenen“ annulliert wissen will. Der Natur der Sache nach ist jeder nach einem Kriege geschlossene Friede erzwungen und nur das als zu Recht bestehend gelten zu lassen, was der Begehrlichkeit und dem Eigenwillen einer Nation konveniert, ist weder Rechtssinn noch berechtigter Nationalstolz, sondern Nationalegoismus, Nationalwahn.

Mag indessen Frankreich seine Hoffnung und Ansprüche auf Elsaß-Lothringen für ewige Zeiten in derselben Weise im Geiste sich vorbehalten, wie Deutschland seine berechtigten Wünsche auf Wiedererlangung dieser Provinzen im Herzen niemals aufgegeben hat, seine Rechte auch fernerhin nicht aufgeben wird, ja, wofern Frankreich seinen Präntionen mit bewaffneter Hand Folge geben wollte, selbst stille Hoffnungen auf andere verlorene Reichsländer wieder aufleben lassen könnte.

Hauptsache von alles überwiegender Wichtigkeit ist, daß wir in dem Kardinalpunkte übereinstimmen, daß in den Völkerdifferenzen nur die Macht des Geistes und der Idee und nicht die rohe Gewalt, der Krieg entscheiden sollte.

Diese Grundlage ermöglicht eine freie Diskussion und läßt der Hoffnung auf Verständigung Raum. Und wenn, wie selbst der große Kriegsheld Wellington bekannte, die Macht der Idee und der öffentlichen Meinung siegreicher ist, als die der Heere und Kanonen, so wird es ja nicht ausbleiben, daß der Siegespreis derjenigen Nation zufällt, die der anderen im Wettstreit der Geister vorankommt.

Zur Entwicklung des Geistes und der Talente bedarf es indessen der Ruhe und des Friedens. Nur unter dem Schutze einer gesicherten Rechtsordnung können Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung der Völker reifen und gedeihen. Trachten wir darum vor allem nach dem Frieden.

Wollen wir uns in Erstrebung dieses hohen Zieles nicht ewig irrend im Kreise drehen, müssen wir (es ist dies ein Postulat der Natur der Dinge und der Vernunft) von einem festen Punkte ausgehen. Dieser Ausgangspunkt kann kein anderer sein, als der status quo, der gegenwärtige Stand der Dinge; er wäre dies selbstverständlich auch in dem Falle, wenn Elsaß-Lothringen noch heute Frankreich angehörte. Man liebt es neuerdings in Frankreich, sich auf den größten deutschen Philosophen, auf Kant, zu berufen. Nun, dieser Philosoph will vor allem den Besitzstand respektiert wissen.

Mit diesem Axiom stimmen alle Regierungen, alle Parlamente und Staatskundigen, überhaupt alle denkenden Politiker überein.

Und von welchem andern Standpunkte sollte denn der Ausgang genommen werden? Soll man in die Zeiten der Hohenstaufen, Ludwigs XIV., Napoleons I. zurückgreifen? Soll man die Länderkarte des Mittelalters wiederherstellen oder eine politische Zukunftskarte projektieren? Soll Tag für Tag um den Besitz von Elsaß-Lothringen gewürfelt werden?

Was heißt endlich Nationalität? Der Begriff ist nicht festzustellen. Weder Sprache noch Geschichte noch Religion noch Rasse und Abstammung entscheiden nach Lage der heutigen politischen Verhältnisse. Die Nationalität ist nirgends als Staatsprinzip anerkannt. Aber die Tatsache der alten Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Deutschland leugnen zu wollen, heißt nichts anderes, als Recht und Geschichte verleugnen.

Folgen wir also, wenn wir nicht die Heiligkeit der Verträge mißachten, das Völkerrecht mit Füßen treten und nicht den Kriegszunder beständig glühen lassen wollen, dem Ausspruch großer, über nationale Vorurteile hoch erhabener, der ganzen Menschheit angehörender Geister, folgen wir der unerbittlich zwingenden Logik geschichtlicher Tatsachen und stellen wir uns als nüchterne Denker auf den Boden der Wirklichkeit. Das mächtige Naturgesetz der Völker- und Staatenumgestaltung wird dadurch in seinem stillen Schaffen und Wirken seine Hemmung erleiden. Kann es doch im Wandel der Zeiten kommen, daß es kein Frankreich und kein Deutschland mehr gibt, und die Welt und die Menschen werden doch bestehen.

Erleichtern wir, indem wir die Lösung der Streitfrage über Elsaß-Lothringen jenem Naturgesetz und dem geistigen Wettkampf der Nationen überweisen, die Leiden und Lasten der Gegenwart.

Das größte aller Übel sind die Kriege; die schwerste aller Lasten die Heere.

Der Friede ist das Mittel, um die Völker mit einem Schlage von beiden Drangsalen zu befreien.

Heißt es dem menschlichen Verstande zuviel zumuten, die Anwendung dieses Mittels zu versuchen, dieses Mittels, welches keinen Aufwand verursacht und rasch und sicher wirkt?

Nur stumpfer Fatalismus, unstetiger Pessimismus, bodenlose Geistessträgheit, verblicher Unglaube an ein Fortschreiten des Menschengeschlechts zu besserem Dasein, können dazu führen, die Hände in den Schoß zu legen und die Pest der Kriege in Ewigkeit fortwuchern zulassen. Auf die niederste Stufe der Weltauffassung und Menschenwürdigung scheinen diejenigen herabgesunken zu sein, welche die Kriege als ein Zucht- und Reinigungsmittel der Menschheit gegen Erschlaffung und Verweichlichung, als Schule erfrischender Übung von Kraft und Mut und Sittlichkeit ansehen. „Kindisch“ nennt der Weltweise J.G. Fichte diejenigen, welche die Kriege gar der göttlichen Vorsehung unterlegen wollen. Nicht ein Werk Gottes, sondern des Teufels sind die Kriege, sagt Voltaire.

Vergeblich sucht der Freund der Humanität und Religiosität nach einer Erklärung, weshalb die Kirche, berufen, den Frieden und nur den Frieden zu predigen, sich fern von allen Friedenskundgebungen hält und statt dessen die mörderischen Waffen weiht und segnet. Hat doch freilich fanatischer Kirchenglaube des Blutes mehr fließen lassen, als wilde Eroberer je vergossen haben.

Der Daseinskampf des Menschen ist hart und schwer. Es gibt unzählbare Übel in der Welt, deren Behebung nicht in der Menschenmacht liegt, die in stummer Ergebung zu dulden, das allgemeine Erdenlos ist. Aber von selbstgeschaffenen, selbstverschuldeten Übeln sich zu befreien, muß die Menschheit aus eigener Kraft, aus eigenem Willen alle Zeit im Stande sein.

Wie einzig der menschliche Wille es ist, der die Armeen aufstellt und in den Krieg führt, so liegt es ganz nur in demselben Willen, die Kriege zu verhüten. Warum wollen die Regierungen sich nicht herbeilassen, eine jener außerordentlichen Anstrengungen, die sie so häufig mit Gefahr ihrer Existenz für Krieg und Kriegsbereitschaft machen, auch nur einmal zu Gunsten der Aufrichtung eines dauerhaften, ihre Existenz sichernden Friedens machen? Mit ängstlicher Sorge und Eifersucht wachen die Staaten über ihrer Souveränität und Unabhängigkeit, tragen aber kein Bedenken, sich in die kläglichste gegenseitige Abhängigkeit zu begeben, indem einer den andern zu Rüstungen ohne Ende, zur Erschöpfung seiner Finanzen nötigt und ihn auf diesem Wege jeder wahren Willensfreiheit und Selbständigkeit beraubt?

Kaum, daß irgendwo ein Krieg ausgebrochen, so drängen sich die sogenannten befreundeten Mächte geschäftig und übereifrig zur Friedensvermittlung heran. Warum verwendet man nicht zu rechten Zeit denselben Fleiß und Eifer auf Stiftung eines dauernden Friedenswerkes? Kaum, daß eine Kriegswolke am Horizont sich zeigt, wimmern Presse und Geschäftswelt unisono um Erhaltung des teuren Friedens. Mit dem Verschwinden der Gefahr denkt aber niemand weiter an Schaffung von festen Grundlagen zu einer Sicherung gegen deren Wiederkehr, und die darauf bedachten Friedensfreunde werden verlacht. Humanität und Idealismus gelten dann wieder als Schwäche, und fern vom Schusse erscheint es mannhaft, vom Donner der Kanonen zu reden.

Mit demselben Willensimpulse und nach demselben System, womit die Großstaaten ihre Heere vermehrt haben, können sie dieselben auch reduzieren. Wie man die

Heere vom Kriegsfuß auf den Friedensfuß setzen kann, läßt sich mit Hilfe einer vorurteilsfreien Militärtechnik, der Organisation und defensiven Wehrhaftigkeit unbeschadet, die Friedensstärke eines Heeres in sich herabsetzen. Das gegenseitige Machtverhältnis, insoweit es von der Zahl der Truppen abhängt, bleibt daselbe, ob jeder der Großstaaten 400 000 oder nur 200 000 Mann auf Beinen hat. Für die Steuerträger aber wird die Last effektiv, wenn nicht um die volle Hälfte, so doch um Millionen vermindert.

Mit den ersparten Millionen kann die soziale, materielle Not gehoben, können alle Bedürfnisse des Staats und der Gemeinden befriedigt werden, die eine mit Militärlast und Defizit ringende Staatsverwaltung jetzt karg verweigern muß. Weise Blicke öffnen sich dem wirtschaftlich spekulativen Geiste bei dem Gedanken an eine Verwirklichung der Reduktion der Heere. Hunderttausende von Händen werden der produktiven Arbeit zurückgegeben; die durch Militär und Steuerdruck zur Auswanderung getriebenen Familien werden mit Hab und Gut der Heimat erhalten bleiben; das jetzt nutzlos vergeudete Kapital strömt zu billigem Preise der Industrie und Landwirtschaft zu, und wahrlich, das von der übermächtigen Konkurrenz Amerikas hart bedrohte Europa hat allen Grund, auf Beschaffung billigen Kapitals und billiger Arbeitskraft zu sinnen. Der Staat erhält, wofern er deren denn überhaupt noch bedarf, Anleihen zu niedrigem Zinsfuß, und die Börse wird in raschen Umsätzen ihres Kapitals bei blühendem Handel und Gewerbe mehr Vorteil und Gewinn als bei dessen Festlegung in Kasernenbauten finden. Mit dem Aufhören der durch die Militärbudgets herbeigeführten widernatürlichen Blut- und Kräfteentziehung, mit der Wiederherstellung eines natürlichen Säfte-, das heißt Geld- und Güterumlaufs wird der ins Siechtum gebrachte Volkskörper in kurzer Zeit von selbst gesunden und es bedarf dann nicht jener Experimente, mit denen man auf bedenklichem Wege und mit gefährlichen Mitteln der arbeitenden Bevölkerung aufhelfen will.

Alle diese unermeßlichen, eine völlige Neugeburt der Nationen in sich schließenden Vorteile kann der Wille der Menschen schaffen.

Der Wille ist das Wirkende und Lebendige in der Welt.

Und indem es, wie ich in meinem Antwortschreiben an den Fürsten Bismarck sagte, vor allem auf Erforschung des Willens der Nationen in der Kriegs- und Friedensfrage ankommt, wende ich mich in Verfolg der oben geschilderten Schritte auch an Sie, hochgeehrter Herr, meinen Kollegen in der europäischen Volksvertretung.

Wohl weiß ich, daß dieser Schritt in den Augen der Mehrzahl meiner Landsleute als eine Torheit ohnegleichen erscheint.

Ihr Name ist in Deutschland mit Revanchegedanken identifiziert.

Das große Vertrauen indessen, welches Ihre Nation in gefahrvoller Lage Ihnen entgegenbrachte, die von Ihnen an den Tag gelegten Beweise des Opfermuts und der Vaterlandsliebe, die achtungsgebietende Stellung, die Sie in der französischen Kammer der Abgeordneten einnehmen, lassen Sie mir in einem anderen Lichte erscheinen, als eine chauvinistische Presse diesseits und jenseits der Vogesen Sie darzustellen für gut findet.

Die von Ihnen bei feierlichen Anlässen gegebene Erklärung, daß Friede das Fundament der Freiheit und der Ordnung sei, daß Frankreich den Frieden wolle und bedürfe, daß es ein Feind der brutalen Gewalt sei, muß meinen Schritt, auf diese Kundgebung hin den Versuch einer Verständigung zu machen, bei allen denkenden, von nationaler Voreingenommenheit freien Menschen rechtfertigen und das Erhabene des Zieles, wenn auch in dem Bewußtsein schwacher Kraft angestrebt, läßt in mir jede Scheu vor Hohn, verletzender Zurückweisung, Nichtbeachtung und Mißerfolg weit in den Hintergrund treten.

Eine förmliche Nötigung zu diesem Schritte erblicke ich in der von Ihnen jüngst in Cahors gehaltenen Rede. Sofort wurde dieselbe von preußischen, dem starren Militarismus huldigenden Journalen aufgegriffen, um die sogenannten „Volksbeglückker“ auf Sie, den republikanischen Verfechter „großer Heere“, als lehrreiches Vorbild hinzuweisen.

Ihre Rede ist in der Tat gleich sehr dazu angetan, die Hoffnungen der Friedensfreunde zu beleben, wie niederzuschlagen. Sie hat das doppelte Gesicht des Krieges und des Friedens.

Anpreisung des Friedens und Glorifikation kriegerischen Stolzes; Frieden auf die Spitze des Degens gestellt; Förderung der Arbeit und Unterhaltung großer Heere; Verwerfung der rohen Gewalt der Waffen und Organisation eines permanenten Heerlagers. Welche Gegensätze!

Oder soll es nur eine einfache Wiederholung des alten verbrauchten Satzes sein: Si vis pacem, para bellum?

Einen anderen Trost und Ersatz wüßte die moderne Staatskunst, deren Leiter und Verkünder in Frankreich Sie sind, der hoffenden Welt nicht zu bieten?

Wüßte die Republik nichts anderes zu tun, als blindlings das schlechte Beispiel der vielgeschmähten Monarchien in Vermehrung der Schrecknisse der Zerstörung nachzuahmen?

Bedarf es zum Aufschwung der Geister, zum Wettkampf der Intelligenz, zur Kräftigung des Nationalwohlstandes der Unterhaltung ungezählter Heeresmassen und des Opfers von Milliarden?

Wenn Sie ausrufen: „Nein, nein, keine Kriege, keine Politik des Abenteuers und Eroberungen“, frage ich und mit mir wohl jedermann: „Wozu die formidablen Heere und Kriegsrüstungen?“

Große Armeen sind eine permanente Gefahr für den Frieden; sie waren es zu allen Zeiten und werden es in alle Zukunft sein. „Stehende Heere“, erklärte Mirabeau, „sind nie zu etwas anderem gut als zur Willkür!“ - „Nur mit höchster Beängstigung“, erklärte der im Jahre 1875 von Männern aller Kulturstaaten besuchte Kongreß für Reform des Völkerrechts, „kann die Versammlung die immer steigenden Heeresrüstungen sehen, die Europa überfluten, indem sie die Völker mit Steuern und Militärdiensten überlasten, Millionen Menschen der produktiven Arbeit entziehen und indem sie die Nationen fortdauernd in einem Zustande des Mißtrauens, der Aufreizung und Unruhe erhalten. Sie erkennt es als Pflicht der Regierungen, sich im Interesse der Humanität und der Wohlfahrt ihrer Untertanen in Verbindung

zu setzen, um eine gegenseitige Reduktion der Heere herbeizuführen, die weit entfernt, eine Gewähr des Friedens zu sein, nichts als eine immer währende Kriegsbedrohung sind.“

Der von Ihnen aufgestellte Grundsatz ist das eiserne Axiom aller Despoten und Gwalthaber der Erde. Auch die Republiken haben ihren Cäsarismus.

Welche Garantien lassen Sie uns für den Frieden?

Sie sagen: den Willen der Nation. Die französische Nation ist ihr eigener Herr. Wird sie den Frieden wollen? Und soll Deutschland, soll Europa von diesem Willen beständig abhängig sein? Sie sind so gerecht, den Krieg vom Jahre 1870 nicht bloß einem Mann zur Last zu legen, sondern als die gemeinsame Verschuldung von ganz Frankreich anzuerkennen. Welche Bürgschaft gibt es, daß Frankreich von kriegerischem Ehrgeiz, von Revanchegelüsten aufgestachelt, eines Tages nicht in denselben Fehler zurückfalle? Ebenso wenig Sicherheit haben wir, daß nicht jede andere Nation, von leidenschaftlichen Führern angeschürt, zu irgendeiner Zeit zu den stets bereiten Waffen greife? „L'Empire, c'est la paix“ war das Losungswort Napoleons III., um bald darauf Europa in den Krieg zu stürzen. Friedens- und Freundschaftsbeteuerungen wechselten die Herrscher von Preußen und Österreich, und im Jahre 1866 brach der Bruderkrieg in Deutschland aus. Den Schutz der Christenheit nahm Rußland zum Vorwand, um in der Türkei ein Blutbad anzurichten.

Friede ist auch die Devise Ihrer in Cahors gehaltenen Rede, doch Deutschland wird mit seinem Dichter sagen: „Die Botschaft hör' ich wohl, Allein mir fehlt der Glaube.“

Und in Wahrheit: durch alles, was sich in dem Zeitraum von zwei bis drei Dezenen in Europa, mit oder ohne Verschulden der Völker ereignet hat, ist eine Situation und Stimmung unter den Nationen geschaffen, daß, es gereicht dies unserer Zeit nicht zum Ruhme, kein Staat dem anderen einfaches Vertrauen schenken kann, daß es mehr als der Worte bedarf, um der Welt die Sicherheit des Friedens zu geben. Das Abschließen von Verträgen, die Abfassung eines Völkerrechtscodex, die Errichtung eines internationalen Schiedsgerichtshofes sind wichtige, aber nur äußere Garantien.

Es bedarf eines tatsächlichen Friedensunterpfandes.

Lassen sich die menschlichen Leidenschaften nicht ausrotten, so lassen sie sich doch bezähmen; es lassen sich die Werkzeuge, mit denen die Menschen sich Böses zufügen, aus der Hand nehmen.

Die Werkzeuge des Krieges sind die Heere. Ich sehe mit zu nüchternen Augen in die Welt, um heute in Europa für die Abschaffung der stehenden Heere sprechen zu wollen. Ich weiß, welch' verlockender Verführer der Nationalruhm ist; auch ich bin für die Macht und Größe meines Volks und die Taten seiner großen Heerführer begeistert; auch ich bin ein Bewunderer des furchtbar großen Schauspiels der höchsten Machtentfaltung einer Nation und zolle dem Todesmute der für ihr Vaterland in den Kampf ziehenden Männer den Tribut der höchsten Achtung und Anerkennung.

Fluchbeladen dagegen erscheinen mir eroberungssüchtige Herrscher und ehrgeizige Volksführer, die unter Anstachelung eines falschen Patriotismus das Blut der Nationen gewissenlos selbstsüchtigen Zwecken opfern und die betörte, von eitlen Kriegsruhm geblendete Jugend ihrer Länder kalt und grausam in den Tod treiben. „Sich zu vergrößern“ sagte Ludwig XIV. zum Marschall Villers, „ist die würdigste und angenehmste Beschäftigung eines Souveräns.“ - „Ehrgeiz und das Verlangen, die Welt von mir reden zu machen, trugen den Sieg davon und ich entschloß mich für den Krieg“, bekannte Friedrich der Große von Preußen. „Ich bin im Felde aufgewachsen und ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen“, sprach Napoleon I. zu Metternich. „Die berühmtesten Namen der Welt“, meinte Herder, wohl im Hinblick auf solche Äußerungen, „sind die Würger und Henker des Menschengeschlechts gewesen.“

Dulce et decorum est, pro patria mori! Doch was hat jene Ehrgeiz und Mordsucht, der Tod der dieser Leidenschaft Geopferten mit dem Schutze und der Verteidigung des Vaterlandes gemein?

Ein Anderes ist es, die Jugend in Waffen zu üben und die wehrfähigen Männer zur Landesverteidigung zu organisieren; ein Anderes, die gesamten Kräfte zu maßlos gesteigerter Machtenfaltung, zum stets bereiten Angriffskriege auszurüsten.

Die Völker entsetzen sich schon über die Last, welche die bloße Zurüstung zum Kriege auferlegt. Wie aber werden sie erzittern, welches „lauteste Hohngelächter der Hölle“ wird erschallen, wenn der furchtbare Zusammenstoß erfolgt!

Gibt es eine frivoleren Anschauung von nationaler Ehre, als sie sich in einer unlängst in Paris erschienenen Schrift „Der nächste Krieg“ offenbart? „Unser Nationalstolz“, heißt es dort, „hat die Demütigung, von einem einzigen Feinde zu Boden geworfen zu sein, so tief empfunden, daß zwischen Deutschland und uns eine Art militärische Ehrensache ausgetragen werden muß!“

Welche kleinliche, armselige Aufopferung der Weltlage? Ein Vernichtungskrieg würde es werden, dieser „nächste Feldzug“; eine Entscheidung über Sein oder Nichtsein der einen oder anderen Nation.

Frankreich hat, wofern es nur selbst nicht aggressiv sein will, von keinem Volke der Welt, am wenigsten von deutscher Seite her, einen Angriffskrieg zu befürchten. Mit Überzeugung schwöre ich in die Seele jedes Deutschen, auch in die des Fürsten Bismarck, daß ihm jeder Kriegsgedanke fern liegt.

Soll denn Ihr Appell an den Sieg und Aufschwung des Geistes nicht dem Siege kriegerischen Geistes, sondern dem Triumph des Reiches des Rechts, der Wahrheit und Freiheit gelten, so spannen Sie im Bunde mit allen Friedensfreunden die äußersten Kräfte Ihrer Nation an, rufen Sie alle Geister der Vernunft zu Hilfe, damit die furchtbare Katastrophe noch rechtzeitig abgewendet werde, daß nicht das Verhängnis zur Selbstvernichtung führe. Mögen die Friedensgesellschaften von dem ihnen nach allen Seiten gemachten Vorwurf, nach Utopien zu streben, sich frei machen und offen, aufrichtig und rückhaltslos, mit dem Aufgebote ihrer vollen moralischen Kraft nach dem praktischen und erreichbaren nächsten Ziele der Verminderung der Heere hinarbeiten...

Wenn die Stimmen der größten Geister selbst bei den Gebildeten wirkungslos verhallen, so begreife ich, daß ich als Alleinstehender vergebens mit der Torheit der Menge ringe. Ihre Stimme aber, der Sie das Vertrauen der Mehrheit einer großen Nation besitzen, wird vielleicht gehört werden.

„Wären die Sterblichen“, rief Leibnitz aus, „so glücklich, daß ein großer Monarch oder Staatsmann diese Dinge einmal für sein Werk ansähe: in zehn Jahren würde zur Ehre Gottes und zum Wohle des Menschengeschlechtes mehr bewirkt werden, als wir sonst in vielen Jahrhunderten ausrichten möchten. Wenn fünf oder sechs Personen in Europa nur wollten!“

„Der Friede“, meinte auch Kant, „ist sofort geschlossen, wofern man sich nur verstehen will.“ Und angesichts der oben angeführten einhelligen Friedensvoten der meisten Parlamente Europas sollte diese Verständigung wahrlich nicht von vornherein als eine Unmöglichkeit erklärt werden. Dieselbe mag für streitbare, rivalisierende Kanzler, für eifersüchtige Diplomaten ein *noli me tangere* sein, aber wahre nationale Ehre ist keineswegs so überreizt empfindlich, daß sie nicht einmal eine freie Erörterung über die wichtigste Angelegenheit des Weltteils ertragen könnte.

Wenn in den Konferenzen in Genf, Brüssel und anderen Orten unter Beteiligung aller Staaten wiederholt viele Monate lang über die Linderung der Leiden des Krieges verhandelt werden konnte, kann das Verlangen, auch einmal eine Konferenz über die Verhütung der Kriege zu sehen, nicht als unverständlich erscheinen. Es ist allerdings ein bequemes Faulkissen, die Menschen noch nicht reif für eine solche Verständigung zu deklarieren und den langsamen Schritt der Jahrhunderte in Entwicklung der Zivilisation abwarten zu wollen. Man muß die Welt, die Menschen mit ihren Fehlern und Leidenschaften nehmen, wie sie nun einmal sind, hört man Leute sprechen, als ob es nicht sittliche Aufgabe wäre, sich höheren Zielen zu nähern, als ob die Menschen nie aus der Tierheit heraustreten, ewig denselben Kreislauf gehen sollten! „Ich kann mir“, sagt Fichte, „die gegenwärtige Lage der Menschheit schlechthin nicht denken, als diejenige, bei der es nun bleiben könne, schlechthin nicht denken als ihre ganze und letzte Bestimmung. Dann wäre alles Traum und Täuschung und es wäre nicht der Mühe wert, gelebt zu haben.“

Man warte aber, wie man will, noch Jahrhunderte in Engelsgeduld auf den ewigen Frieden, auf den Eintritt des goldenen Zeitalters. Allein die gegenwärtig in Europa herrschende akute Krankheit des Größenwahns der Staaten, das Delirium der Heeressteigerung und Kriegsbedrohung erfordert rasch wirksame Heil- und Gegenmittel. Das sicherste, erfolgreichste Mittel ist sofortige Abrüstung. Es bedarf hiezu nur eines letzten Schrittes, nur der Vereinigung jener Friedensvoten der einzelnen Völker zu einem Gesamttwillen Europas. Darin liegt die Lösung unserer Aufgabe.

Ich rekapituliere: Kein unpraktischer Idealismus, keine doktrinäre Weltrechtsordnung, kein Preisgeben von Souveränitätsrechten, keine einseitige Niederlegung der Waffen, keine Schwächung der Wehrkraft, sondern freie Verständigung der Staaten lediglich zu dem Zwecke einer gleichzeitigen proportionalen Verminderung des Heerwesens während einer begrenzten Dauer von 10–15 Jahren und Bestellung ei-

nes Schiedsgerichts zur Schlichtung der innerhalb dieses Zeitraumes entstehenden Streitigkeiten.

Tiefe Beschämung müßte sich des jetzt lebenden Geschlechts bemächtigen, wenn es der vereinten Staatskunst Europas nicht gelingen sollte, die Bedingungen für eine solche Verständigung aufzufinden. „Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte der Dummheit“, möchte man mit Börne ausrufen.

Nehmen Sie an, dieser neue Friedensantrag werde, um mit J. Bentham³¹⁵ zu reden, offen von Nation zu Nation gemacht...

Seien, wenn die großen Monarchen zurückbleiben, Sie der große Staatsmann, der das verständige Zusammenleben der Völker ins Werk setzt. Werden Sie, statt die Trommel zu rühren und mit der Kriegsfahne in der Hand die alten Wege der Leiden-schaften zu gehen, zu einer leuchtenden Friedensfackel auf neuen Menschheitsbahnen. Schwingen Sie, wenn Sie Ihre Nation an der Spitze der Völkerentwicklung sehen wollen, Ihren Geist zu der Höhe kosmopolitischer Unparteilichkeit auf.

Oder wollen Sie, vor die Frage des Krieges oder Friedens gestellt, die furchtbare Verantwortung einer Zurückweisung der Friedenshand auf sich und Ihre Nation nehmen?

Europa verlangt zu wissen, woran es ist, und viele sind der Meinung, daß ein baldiger rascher Entscheidungskampf einer permanenten Kriegsbedrohung vorzuziehen sei. Von Ihrem Willen allein hängt Krieg und Frieden allerdings nicht ab. Aber Ihre Ansicht und Antwort, wie sie auch sein möge, wird wenigstens Klärung über die im Vordergrund stehende Frage, die Abrüstung, bringen. Möge die Geschichte der Nationen aller Orten in guter Hand liegen!

Am Schlusse noch ein Wort, ernster Beachtung wert.

Aus der unverhohlenen Friedenssehnsucht des deutschen Volkes ziehen manche den Schluß, daß es den auf ihm lastenden Druck der Heeresunterhaltung nicht länger zu ertragen im Stande sei und daß es sich für das reichere Frankreich nur darum handle, das nahe materielle Erliegen Deutschlands abzuwarten.

Es wird ferner geglaubt, die wie in jedem Staate, so auch da und dort in Deutschland sich zeigende Unzufriedenheit mit diesen oder jenen inneren Verhältnissen sei ein Zeichen baldigen Zerfalls der Einheit und Stärke.

Es wäre dies ein verhängnisvoller Irrtum.

Dem äußeren Feind gegenüber werden die Deutschen immer und überall einig sein, und was ihnen an materiellen Gütern abgeht, ersetzen sie in reichem Maße durch Kraft, Vaterlandsliebe, Zähigkeit und Ausdauer.

Lassen wir es auf keine weitere Probe ankommen und nehmen Sie, mein hochgeehrter Herr Kollege, die dargebotene Hand nachbarlichen Friedens mit der Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung freundlich entgegen.

Berlin/Stuttgart, 15. Juni 1881.

Ihr sehr ergebener von Bühler, Mitglied des deutschen Reichstages

315 Jeremy Bentham (1748–1832), englischer Jurist und Philosoph, machte F. Hutchesons Prinzip des „größten Glücks der größten Zahl“ zur Grundlage eines Systems des Utilitarismus.

Erinnerungen an Hermann Fechenbach¹

VON PAUL SAUER

Am 1. April 1962 wurde ich nach 18monatiger Referendarausbildung an der Archivschule Marburg (Lahn) und einem weiteren halben Jahr als frischgebackener Archivassessor am Staatsarchiv Sigmaringen und am Generallandesarchiv Karlsruhe an das Hauptstaatsarchiv Stuttgart zurückversetzt, in dem ich bereits seit Herbst 1957 tätig gewesen war. In Stuttgart erwartete mich eine zeitgeschichtlich bedeutsame Sonderaufgabe: eine umfassende, wissenschaftlich fundierte Dokumentation über die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933 bis 1945. Die Erarbeitung dieser vom Landtag beschlossenen Dokumentation hatte die Landesregierung im März 1962, also unmittelbar vor meiner Rückkehr an das Hauptstaatsarchiv Stuttgart, der Staatlichen Archivverwaltung übertragen. „Sie“, so erklärte mir der damalige Leiter des Hauptstaatsarchivs und der Archivdirektion Stuttgart, Professor D. Dr. Max Miller, „sind mit Ihren 30 Jahren politisch unbelastet. Ihnen kann niemand vorwerfen, Sie hätten eine braune Vergangenheit. Das Deutsche Jungvolk und die Hitlerjugend, denen Sie als zehn- bis vierzehnjähriger Junge angehören mußten, zählen hier nicht. Sie werden daher unter meiner Verantwortung federführend diese Aufgabe übernehmen. Die erforderlichen Mittel und das benötigte Personal werden bewilligt. Entwickeln Sie eine Konzeption. Wenn ich den Eindruck gewinne, daß sich mit Ihrer Konzeption arbeiten läßt, bekommen Sie von mir jede Unterstützung“. Professor Miller, Historiker, Archivar und katholischer Theologe, eine imponierende Persönlichkeit und ein menschlich wie fachlich gleichermaßen vorbildlicher Vorgesetzter, dessen ich in großer Dankbarkeit gedenke, hielt Wort. Für mich war die Judendokumentation eine große Herausforderung. Sie kam meinen zeitgeschichtlichen Interessen sehr entgegen. Auch ermöglichte sie mir, einen, wenn auch bescheidenen Beitrag zur geistigen Wiedergutmachung des den Juden in den Jahren der NS-Gewaltherrschaft zugefügten ungeheuerlichen Unrechts zu leisten, und daran lag mir sehr. Ich wundere mich noch heute über das Vertrauen, das mir, dem jungen Assessor, der 30 Jahre ältere Professor Miller entgegenbrachte. Er ließ mir, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die von mir entworfene Konzeption – es war ein Vorstoß in wissenschaftliches Neuland – eine brauchbare Arbeitsgrundlage war, weitgehend freie Hand, sorgte aber dafür, daß

1 Text eines am 18. April 1997 anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Zwischen Heimat und Exil – Der Künstler Hermann Fechenbach 1897–1986“ im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim gehaltenen Vortrags.

ich qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erhielt und daß mir zur Durchführung der Sonderaufgabe hinreichend Mittel zur Verfügung standen. Auf solche Weise gelang es, wie Sie wissen, im Lauf von rund sechs Jahren die Schicksale von mehr als 90 Prozent der 1933 in Baden-Württemberg ansässigen oder danach noch hierher zugezogenen Juden bzw. der noch nach 1933 in unserem heutigen Bundesland geborenen jüdischen Kinder – insgesamt handelte es sich um mehr als 40 000 Menschen – aufzuklären. Die wichtigsten Ergebnisse unserer Arbeit legten wir in einer von der Staatlichen Archivverwaltung veröffentlichten sechsbändigen Dokumentation nieder². Außerdem stellten wir in dem Bestand J 355 (Judendokumentation), der heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt wird, für die regionale und lokale Forschung inhaltsreiche Sammlungen von Daten, Fakten und Dokumenten zum Verfolgungsschicksal der Juden in Baden-Württemberg in den Jahren 1933 bis 1945 bereit.

Im Zusammenhang mit der Judendokumentation entspann sich eine weltweite Korrespondenz. Sie brachte mich in Verbindung mit zahlreichen im Ausland lebenden ehemaligen jüdischen Bürgern. Aus einer Reihe dieser Kontakte erwachsen enge menschliche, zum Teil freundschaftliche Bindungen, für die ich besonders dankbar bin. Ich nenne hier stellvertretend den nach 1933 in die USA emigrierten, leider schon lange verstorbenen Bruno Stern und seine Frau Liesel. Bruno Stern hatte seine Erinnerungen an sein Heimatstädtchen Niederstetten und dessen jüdische Gemeinde, in der er seine Kindheit und Jugend zugebracht hatte, zu Papier gebracht. Diese Erinnerungen gaben einen Einblick in die Welt des gesetzestreuen Landjudentums, in seine auf jahrhundertelanger Tradition beruhenden Sitten und Gebräuche, aber auch in das insgesamt harmonische Zusammenleben von Juden und Christen in einer kleinen Stadt vor 1933. Stern suchte einen deutschen Verleger. Professor Miller wußte Rat. Er übernahm die Sternschen Erinnerungen als Band 4 in die von ihm ins Leben gerufene Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins „Lebendige Vergangenheit“. Das in einem etwas kuriosen, teilweise auch unbeholfenen Deutsch geschriebene Manuskript, in das sich viele Amerikanismen eingeschlichen hatten, bedurfte einer

2 P. Sauer (Bearb.): Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933–1945, Teil 1 und 2 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 16 und 17), Stuttgart 1966; P. Sauer: Die Jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Mit einem Beitrag von J. Wissmann: Zur Geschichte der Juden in Württemberg 1924–1939 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 18), Stuttgart 1966; F. Hundsnurscher/G. Taddey: Die Jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 19), Stuttgart 1968; P. Sauer: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933–1945. Statistische Ergebnisse der Erhebungen der Dokumentationsstelle bei der Archivdirektion Stuttgart und zusammenfassende Darstellung (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 20), Stuttgart 1969; Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden-Württemberg 1933–1945. Ein Gedenkbuch (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bei-band 20), Stuttgart 1969.



Abb. 1 *Portrait Hermann Fechenbach (1897–1986), Aufnahme 1930 (Foto: Stadtarchiv Stuttgart).*

gründlichen Überarbeitung. Diese übernahm ich. Das Sich-Hineindenken und -Hineinversetzen in die versunkene Welt des württembergischen Landjudentums machte mir viel Freude, zumal Bruno Stern sehr kooperativ war, mir brieflich auf

meine Fragen geduldig Rede und Antwort stand und meine Korrekturen und Verbesserungsvorschläge fast ausnahmslos akzeptierte. Die 1968 publizierten Erinnerungen fanden weit über Württemberg hinaus eine positive Resonanz³.

Mitte November 1966 erreichte die Archivdirektion Stuttgart ein Brief des bekannten Malers und Graphikers Hermann Fechenbach. Der in Denham/Buckinghamshire lebende Künstler schrieb, er trage sich seit einigen Jahren mit dem Gedanken, ein illustriertes Buch „Die letzten Mergentheimer Juden“ herauszubringen. Im Vorwort dieses ihm sehr am Herzen liegenden Buches würde er gerne auch auf die Geschichte der jüdischen Gemeinde seiner Geburtsstadt Bad Mergentheim eingehen. Da sich damals gerade meine Arbeit „Die Jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Denkmale – Geschichte – Schicksale“ im Druck befand, übersandten wir Herrn Fechenbach Kopien von den Druckfahnen des Abschnitts, der sich mit der Geschichte der Mergentheimer Juden befaßte. Drei Jahre hörten wir von dem Künstler nichts mehr. Die Judendokumentation war abgeschlossen, Professor Miller im Ruhestand, ich selbst beschäftigte mich schwerpunktmäßig mit dem Ordnen und Erschließen von Ministerialakten des 19. und 20. Jahrhunderts, außerdem war mir die Aussonderung und Übernahme des archivwürdigen Schriftguts der baden-württembergischen Ministerien übertragen. Indes, die Judendokumentation und mit ihr die Zeitgeschichte Südwestdeutschlands ließen mich nicht los. Anfragen, Beratungen, Ergänzungen der Unterlagen der „Judendokumentation“ usw. beanspruchten mich weiterhin stark. Im August 1969 meldete sich überraschend Hermann Fechenbach wieder. Unsere Hilfeleistung bei seiner Arbeit, schrieb er, habe er nicht vergessen. Sein Manuskript sei jetzt im wesentlichen abgeschlossen, und er plane eine baldige Veröffentlichung. Allerdings stelle er sich ein anspruchsvolles, künstlerisch gestaltetes Buch vor. Wie sein soeben erschienenenes Buch „Genesis“, eine reich mit Holzschnitten ausgestattete englische Ausgabe des ersten Mose-Buchs⁴, wolle er auch die Publikation über die letzten Mergentheimer Juden durch Holzschnitte illustrieren. Er suche einen Verleger, sei aber wie bei der „Genesis“ bereit, das finanzielle Risiko des Publikationsvorhabens zu tragen. Professor Miller, mit dem mich inzwischen trotz unseres beträchtlichen Altersunterschieds ein freundschaftliches Verhältnis verband, dachte sofort daran, die Arbeit Fechenbachs gleichfalls in der Schriftenreihe „Lebendige Vergangenheit“ unterzubringen. Die „Genesis“ hatte ihn ebenso wie mich beeindruckt. *Sie haben*, schrieb er Hermann Fechenbach, *den erhabenen Inhalt des Buches der Bücher unserer Zeit, die weithin die Maßstäbe des Ewigen und Wahren verloren hat, künstlerisch in einmaliger Weise nahegebracht*. Das Angebot Millers, zu prüfen, ob sich die Arbeit über die letzten Mergentheimer Juden für die Schriftenreihe „Lebendige Vergangenheit“ eigne, nahm Hermann Fechen-

3 B. Stern: Meine Jugenderinnerungen an eine württembergische Kleinstadt und ihre jüdische Gemeinde. Mit einer Chronik der Juden in Niederstetten und Hohenlohe vom Mittelalter bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, Stuttgart 1968.

4 Genesis. The First Book of Moses. Wood Engravings by Hermann Fechenbach, London, Oxford 1969.



Abb. 2 Hermann Fechenbach: „Meine Geburtsnacht“, Holzschnitt o.D. (Foto Petra Larass/Deutschordensmuseum Bad Mergentheim).

bach gerne an. Freilich, das in seiner äußeren Gestaltung bescheidene Buch Bruno Sterns, das ihm Max Miller zugesandt hatte, genügte seinen hohen künstlerischen Ansprüchen in keiner Weise. Doch darüber wollte er mit Professor Miller und mir sprechen, wenn er in einigen Monaten im Anschluß an eine Israel-Reise Stuttgart besuchte. Im Mai 1970 kam er dann zusammen mit seiner Frau Margarete (Grete) für wenige Tage nach Stuttgart. Er stieg im Hotel Schwabenbräu, Friedrichstraße 35, ab. Sehr viel lag ihm daran, wie er uns zuvor mitgeteilt hatte, daß sein Manuskript geprüft, korrigiert und sachkundig überarbeitet werde. Am 20. Mai fand das entscheidende Gespräch zwischen ihm und Max Miller statt. Leider vermag ich nicht mehr zu sagen, ob ich bei diesem Gespräch anwesend war, ich vermute es jedoch. Gesehen habe ich Hermann Fechenbach damals zum ersten Mal. Nach meiner Erinnerung war er ein großer hagerer Mann, außerordentlich bescheiden im



Abb. 3 Hermann Fechenbach: Die ersten zwölf Illustrationen zum 1. Buch Moses, Holzschnitte 1924/25 (Foto: Petra Larass/Deutschordensmuseum Bad Mergentheim).

Auftreten, freundlich und entgegenkommend, in künstlerischen Fragen aber sehr bestimmt. Er sprach Schwäbisch mit leicht fränkischem Einschlag. Bei der Besprechung mit Max Miller erklärte er, sein Buch werde auf alle Fälle gedruckt, gleichgültig, ob er Druckkostenzuschüsse bekomme oder nicht. Er sei zwar kein Kapitalist, doch denke er, daß er die erforderlichen Mittel aufbringen könne. Auf einem von ihm in Stuttgart eröffneten Konto befänden sich bereits 1000 Mark, und er werde weitere Gelder dorthin überweisen. Professor Miller schätzte die Herstellungskosten des Buches auf mindestens 10 000 Mark. Fechenbach schreckte dies nicht. Er hoffte auf Empfehlungsschreiben des Stuttgarter Kulturreferenten Dr. Schumann und des Direktors der Württembergischen Staatsgalerie Dr. Beye. Indes, viel helfen konnte ihm keiner der beiden Herren, vor allem vermochte keiner von ihnen finanzielle Zuschüsse zu beschaffen. Nicht eine müde Mark hatte die Stadt Mergentheim übrig, an deren Bürgermeister sich der Künstler ebenfalls wandte. Hermann Fechenbach hatte sein Manuskript mitgebracht. Max Miller überflog es und meinte, hier sei ungewöhnlich viel Redaktionsarbeit zu leisten. Der Autor lächelte. Schreiben sei noch nie seine Stärke gewesen, sagte er. Die Aufgabe der Überarbeitung fiel mir zu, und ich hatte in der Tat große Mühe. Weil mir aber an einer gut lesbaren Darstellung gelegen war, scheute ich mich nicht vor Eingriffen in das stilistisch, orthographisch und in der Ausdrucksweise mit vielen Mängeln behaftete Manuskript. Ich hatte daher erhebliche Bedenken, ob Hermann Fechenbach mit dem stark veränderten Text einverstanden sein würde. Doch meine Sorge



Abb. 4 Hermann Fechenbach: „Der Führer“, Linolschnitt aus dem Zyklus „My Impressions as Refugee“ 1942 (Foto Petra Larass/Deutschordensmuseum Bad Mergentheim).

war unbegründet. Hermann Fechenbach schrieb: *Bewundernswert, wie Sie den Inhalt meiner Arbeit wesentlich verbessert haben und die Arbeit trotzdem die meine geblieben ist.* Max Miller, ungeachtet seiner schwer angeschlagenen Gesundheit noch immer gewohnt, Nägel mit Köpfen zu machen, ließ das Manuskript durch eine der bewährten „Hausdruckereien“ der Kommission für geschichtliche Landeskunde, der Staatlichen Archivverwaltung und des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, die Firma Gulde-Druck in Tübingen, kalkulieren. Inzwischen hatte Fechenbach den Guthabenstand seines Stuttgarter Kontos durch Bildverkäufe wesentlich erhöht. Sehr ungehalten äußerte er sich darüber, daß die Firma Gulde seine künstlerischen Vorstellungen, namentlich die Illustrationen,

überhaupt nicht beachtet hatte. Am 2. Dezember 1970 schrieb er: *Die Schrift ist für jedes andere Buch ansprechend und klar, doch nicht kräftig genug für Holzschnitt-illustrationen. Das Papier ist bestimmt gut, doch das Weiß zu kalt. So gut der Inhalt des Kunstwerks ist, wenn es nicht den passenden Rahmen bekommt, verliert es an Wert.* Seine Forderungen: Alle Überschriften in derselben Schrifttype wie der Text, doch in Großbuchstaben. Sämtliche Illustrationen sollen links und rechts oben an den Seiten ihren Platz finden, aber ein wenig über den Satzspiegel bzw. Textblock hervorragen. Jede Illustration muß mit einer neuen Seite beginnen. Für die Seiten ist ein relativ breites Format unerlässlich. Hermann Fechenbach setzte seinen künstlerischen Ehrgeiz darin: *Das Buch „Die letzten Mergentheimer Juden“, schrieb er, soll schon durch die etwas besondere Aufmachung einen Dauerwert erhalten. Es „soll möglichst noch besser aussehen“ als das Werk „Genesis“.* Leidige Erfahrungen hatten ihn gelehrt, daß Druckereien nur schwer vom üblichen Buchgeschmack abzubringen waren. Er erwartete deshalb, daß Professor Miller und ich für seine künstlerischen Anliegen Verständnis hatten und die Druckerei auf die gewünschte Linie brachten. Max Miller versprach ihm dies auch. Im März 1971 bekundete er seine Zustimmung zu den Probeseiten, zur graphischen Gestaltung des Textteils und zu dem gewählten Papier.

Im Juli 1971 legte die Firma Gulde ihre Kalkulation vor: rund 13 000 Mark, Autorkorrekturen und einen möglichen Mehrumfang nicht berücksichtigt. Daß keine Sponsoren, die sich durch größere oder kleinere finanzielle Zuschüsse an den Druckkosten des Buches beteiligten, hatten gewonnen werden können, enttäuschte Hermann Fechenbach, doch er wiederholte, die Finanzierung des Drucks sei in jedem Fall gewährleistet, er verbürge sich dafür.

Gerne hätte er es gesehen, wenn sein Buch in die Schriftenreihe „Lebendige Vergangenheit“ aufgenommen worden wäre. Allein, ein solch aufwendiges, nach künstlerischen Gesichtspunkten gestaltetes Werk paßte nicht in diese Schriftenreihe, durch die in einem möglichst preiswerten Herstellungsverfahren landesgeschichtlich bedeutsame Lebenserinnerungen, Briefsammlungen, Tagebücher usw. der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten. Das Fechenbachsche Buch, vom Thema her durchaus dem Publikationsprogramm der „Lebendigen Vergangenheit“ entsprechend, konnte nur als Einzelpublikation eines renommierten Verlags die Beachtung finden, die es verdiente. Max Miller vertrat zu Recht jetzt diesen Standpunkt, und es fiel ihm nicht schwer, Hermann Fechenbach davon zu überzeugen. Er hatte wie auch ich längst erkannt, daß „Die letzten Mergentheimer Juden“ ein einzigartiges Geschenk des großen Künstlers an sein württembergisches Heimatland und insbesondere an seine Geburtsstadt Bad Mergentheim war. Hermann Fechenbach war, obgleich Schwerkriegsbeschädigter des Ersten Weltkriegs, nach 1933 jahrelang in seinem künstlerischen Schaffen schlimm behindert und schließlich aus dem Stammland seiner Vorfahren gewaltsam verdrängt worden – seine Zwillingsschwester Rosel und ihre Tochter Hanna hatten auf grausame Weise in der Deportation ihr Leben verloren –, und dennoch hatte er sich eine enge menschliche Bindung an seine deutsche Heimat bewahrt. Daß er



Abb. 5 Hermann Fechenbach: „Der letzte Farthing“ (Stilleben), Öl auf Leinwand 1953 (Foto: Petra Larass/Deutschordensmuseum Bad Mergentheim).

sein Publikationsvorhaben bei uns in guten Händen wußte und daß er dies uns auch ebenso liebenswürdig wie dankbar bestätigte, hat mich arg gefreut. Ausdrücklich versichern mußten wir ihm, daß wir für unsere Arbeit – und bei dem rasch sich weiter verschlechternden Gesundheitszustand von Professor Miller übernahm ich gerne die Hauptlast – keinerlei Honorar beanspruchten. Hätten wir es anders gehalten, wären wir uns schäbig vorgekommen. Hermann Fechenbach hat wegen unseres Honorarverzichts fast so etwas wie ein schlechtes Gewissen gehabt. Ich habe damals sehr bedauert, daß wir ihm bei der Finanzierung der Druckkosten nicht behilflich sein konnten. Noch heute wundere ich mich, daß ich nicht mehr „gebettelt“ habe. Bei einem späteren ähnlichen Publikationsvorhaben habe ich dies recht erfolgreich praktiziert. Freilich 1971 hatte ich eine bescheidene Stellung. Unser sehr korrekter Chef, der Nachfolger Millers, hätte mir schwerlich zugestanden, für meine „Bettelbriefe“ die Briefköpfe Hauptstaatsarchiv oder Archiv-

direktion Stuttgart zu verwenden, und mit Privatbriefen hätte ich, der kleine unbekannte Archivar, bei potenten Geldgebern schwerlich etwas erreicht. Warum Max Miller, der einen Namen in Baden-Württemberg und darüber hinaus hatte, nicht mehr versucht hat, vermag ich nicht zu sagen. Doch er war sehr krank. Auch wurden an ihn manche Wünsche ähnlicher Art herangetragen, und er hat, wie ich weiß, oft geholfen.

Ende April 1971 erteilte Professor Miller der Firma Gulde den Druckauftrag, wobei er bemerkte, das Geld für die Druckkosten stehe zur Verfügung, und er habe die drucktechnische Betreuung übernommen. Indes kam die Drucklegung nur zögerlich voran. Im September/Oktober flatterten die ersten Druckfahnen Hermann Fechenbach und mir ins Haus. Leider fiel auch Herr Fechenbach durch wiederholte Erkrankungen für kürzere Zeit aus. Details der Arbeit von Gulde-Druck mißfielen dem Künstler. Für ihn war es gleichsam ein Gesetz, daß mit jedem Bild ein neuer Abschnitt begann. Nur widerstrebend stimmte er einem Kompromiß zu. Er stöhnte über die Schwierigkeiten, Druckereien von künstlerischen Einsichten und ästhetischen Gesichtspunkten zu überzeugen. Eine solch leidige Erfahrung hatte er schon bei seinem Werk „Genesis“ gemacht. Daß Holzschnitte nicht richtig in den Textteil eingefügt waren, empfand er als beinahe unverzeihlich. Es bedurfte viel Geduld und Überredungskunst, um immer wieder zwischen Künstler und Druckerei zu vermitteln. Hermann Fechenbach wußte dies. Am 11. Oktober 1971 schrieb er: *Einfach ist der Druck für ein illustriertes Buch freilich nicht. Jede Bildumstellung schafft neue Probleme. Daß die Druckerei Gulde sehr eigenwillig verfahren ist, hat uns sehr gestört.* Am 5. Februar 1972 lobte er mich: *Ich kann Ihnen nicht genug danken für Ihre Geduld, meinen Wünschen gerecht zu werden.* Die schwere Erkrankung von Max Miller bedrückte ihn. Gesundheitlich selbst stark angeschlagen, sah er für sich in stetiger Arbeit die beste Kur. *Solange ich*, schrieb er am 17. Februar 1972, *noch Schaffenskraft in mir fühle, ist es zugleich ein gesunder Lebenswille, welcher viel zur Besserung beigetragen hat.*

Mir war es allmählich peinlich, daß sich die Drucklegung weiter in die Länge zog, daß manche Korrekturen schlecht oder überhaupt nicht ausgeführt wurden. In einem Brief vom 22. Februar 1972 äußerte ich meinen Unwillen: *Wenn ich es zu tun gehabt hätte, hätte ich mich für eine größere und leistungsfähigere Druckerei entschieden.* Indes waren solche Unmutsbekundungen überflüssig. Bis Ende Februar konnten die letzten Schwierigkeiten überwunden werden. Hermann Fechenbach ließ mich am 6. März 1972 wissen: *Alles ist wunschgemäß gut ausgefallen, alle Fragen sind endgültig geklärt. Ich danke Ihnen für die großzügige Geduld, die Sie mit mir hatten.* Max Miller hatte inzwischen den Verlag Kohlhammer dafür gewonnen, das Buch in Kommission zu übernehmen – Vorverhandlungen zwischen dem Autor und Herrn Dr. Nägele von Kohlhammer waren beim Besuch Fechenbachs in Stuttgart im Mai 1970 geführt worden. Das Exemplar sollte um 28 Mark verkauft werden. Der Verlag beanspruchte einen nicht geringen Anteil am Verkaufspreis. Dies war für Hermann Fechenbach, der für den Druck einer Auflage von 1000 Exemplaren insgesamt 15 000 Mark aufgebracht hatte, kein vorteilhaftes



Abb. 6 Hermann Fechenbach an seinem Arbeitstisch, Aufnahme um 1965 (?)
(Foto: Stadtarchiv Stuttgart).

„Geschäft“. Doch um ein solches ging es ihm nicht. Er wünschte, daß das Buch unter die Leute kam⁵.

Im Mai 1972 wollte er mit seiner Frau nach Stuttgart kommen, die ersten Exemplare in Empfang nehmen und den Kommissionsvertrag mit dem Verlag Kohlhammer abschließen. Zunächst hatte er auch vor, nach Tübingen zu fahren, um dort die ersten Bücher abzuholen. Gesundheitliche Gründe vereitelten jedoch diesen Plan.

Am 16. Mai traf ich in den Urbanstuben mit dem kurz zuvor in Stuttgart eingetroffenen Hermann Fechenbach zusammen. Die Freude über das gelungene Werk war groß. Am Tag darauf besprachen wir uns im Hotel Schwabenbräu über die mit dem Verkauf zusammenhängenden Fragen. Kurz darauf fuhren Hermann Fechenbach und seine Frau nach Bad Mergentheim, um auf Einladung der Stadt als deren Ehrengäste im Hotel Kurhaus zwei erholsame Wochen zu verbringen. Am 5. Juni brachten wir dann – Herr Fechenbach und Herr Dr. Nägele suchten mich in meinem Dienstzimmer im Hauptstaatsarchiv Stuttgart auf – den Kommissionsvertrag unter Dach und Fach. Mir war bei der Geschichte nicht wohl. Der Verlag sicherte sich alle Vorteile, der Autor hingegen mußte gravierende Nachteile in Kauf nehmen. Ich hatte Herrn Fechenbach geraten, auf günstigere Vertragsbedingungen zu

5 H. Fechenbach: Die letzten Mergentheimer Juden und Die Geschichte der Familien Fechenbach. Mit Holzschnittillustrationen, Stuttgart 1972.

drängen. Allein, er unterschrieb, weil er, wie er mir später sagte, die Sache rasch hinter sich bringen wollte. Professor Miller war, wenn ich mich recht erinnere, bei dem Vertragsabschluß nicht anwesend. Sein Krebsleiden, dem er ein Jahr später erlag, setzte ihm hart zu. Doch meine ich, daß ihn Hermann Fechenbach besucht und ihm für sein ungewöhnliches menschliches und fachliches Engagement bei der Verwirklichung dieses nicht einfachen Publikationsvorhabens gedankt habe. Bei mir bedankte er sich in einem Brief vom 23. Juli 1972 überschwenglich: *Bestimmt gibt es niemand, mit welchem ich hätte besser zusammenarbeiten können als gerade mit Ihnen, sehr verehrter Freund Sauer.* Großzügig bedachte er mich mit Freixemplaren, die ich zu einem guten Teil an interessierte Freunde und Bekannte verschenkte. Ich freute mich sehr über diesen so aufrichtig herzlichen Dank, er entschädigte mich überreich für alle meine Mühen (falls es, im nachhinein betrachtet, überhaupt Mühen gewesen waren).

Eigenartig fand es Hermann Fechenbach, daß das Buch, das er in kostenlosen Reklamesendungen an einen ausgewählten größeren Kreis von Interessenten geschickt hatte, allgemein in den höchsten Tönen gerühmt wurde, daß aber niemand ein Wort über eine eventuelle Beteiligung an den Kosten verlor. Enttäuscht war er, daß der Verlag keinerlei Werbung für die Neuerscheinung machte, wie er gehofft hatte. Ich mußte ihm schreiben, daß Kohlhammer auch bei anderen Publikationen, die er in Kommission übernahm, weitgehend untätig blieb, zumal Buchreklame sehr teuer war. Das Buch „Die letzten Mergentheimer Juden“ wurde in der Folgezeit viel besprochen. Die Rezensionen waren durchweg positiv. Dennoch hielt sich der Verkauf des Buches sehr in Grenzen. Bereits am 28. Februar 1975, also keine drei Jahre nach dem Erscheinen des Buches, stellte der Verlag dem Autor wegen zu geringen Absatzes – er hatte 1974 lediglich 20 Exemplare verkauft – für Lagerkosten nach Abzug der Kommissionsgebühr 87,55 DM in Rechnung. Hermann Fechenbach war empört. Er kündigte den Vertrag, zahlte die 87,55 DM, schenkte der Stadt Bad Mergentheim 400 Exemplare, die diese mit herzlichem Dank übernahm. 100 Exemplare ließ er sich nach England schicken. Mit weiteren Exemplaren bedachte er Freunde und Bekannte. Am 10. April 1975 schrieb er mir, das Bücherschreiben werde einem wahrhaft nicht leicht gemacht, trotzdem sei er dankbar, daß er dieses Werk herausgebracht habe, denn er habe dadurch den Wert seiner ganzen Arbeit erhöht, und er fügte hinzu: *Wenn man schon ein monatlich sicheres Einkommen hat, dann spielen solche Ausgaben keine Rolle, man wünscht nur, daß alles wertbeständig untergebracht ist.* Mich schmerzte das unverdient widrige Geschick des großartigen Buches „Die letzten Mergentheimer Juden“. Ich fand es bitter, daß ich meinem Freund Fechenbach – und ein solcher war er mir geworden – nicht mehr helfen können. Beeindruckt war ich von seinem versöhnlichen Großmut, seinem Glauben, daß ein Leben für mehr Menschlichkeit, für Liebe und Gerechtigkeit sich in jedem Fall lohnt, auch wenn alltägliche, kurzfristige Erfahrungen das Gegenteil zu beweisen scheinen, und daß wahre Kunst einen langen Atem hat.

Ich blieb mit Hermann Fechenbach bis zu seinem Tod in brieflicher Verbindung. Nach dem Ableben von Max Miller schrieb er mir Anfang September 1973: *Schon*



Abb. 7 Hermann Fechenbachs Buch „Die letzten Mergentheimer Juden“ von 1972 mit einer Holzschnitt-Darstellung des Jüdischen Gemeindehauses in der Holzapfelgasse 15 auf dem Schutzumschlag.

seit Juli war es mir ein Bedürfnis, auch Ihnen mein Beileid und Bedauern über das Ableben unseres gemeinsamen Freundes, Prof. D. Dr. Dr. h. c. Max Miller, auszusprechen. Er gehörte zu den wenigen Menschen, welche eine selbständige Urteils-

kraft besitzen und sich nicht von jeweiligen Modebestrebungen entgleisen lassen. Ich bin wirklich dankbar, daß es mir in den letzten Jahren noch vergönnt war, einen solchen Freund kennenzulernen.

Tief bewegt hat mich sein Brief zum Neujahr 1980. Er berichtete, daß seine Frau Margarete geistig auf das Niveau eines einjährigen Kindes zurückgefallen sei – sie litt vermutlich an der Alzheimer Krankheit. Ihre Denkkraft sei vollkommen ausgelöscht. Er müsse sie ständig überwachen. Sie sei von dem Drang besessen, ständig wegzulaufen, um in Denham nach ihrem Bruder Hans zu suchen. Wiederholt schon habe er die Polizei in Anspruch nehmen müssen, um sie wieder nach Hause zu bringen. Wenn das Wetter einigermaßen ordentlich sei, setze er sich in sein elektrisches Invalidengefähr, um Einkäufe zu machen. Grete laufe neben dem Wagen her, und wenn sie müde sei, habe sie Bruder Hans vergessen. Den letzten Abschnitt seines Briefes zitiere ich wörtlich: *Solange ich lebe, versuche ich, meine liebe Frau freudig und zufrieden zu stimmen, denn sie war die treueste Kameradin und gute Hausfrau. Sie hat mich am 5. Mai 1939 aus dem Nazideutschland nach England kommen lassen. Ein großes Glück, daß wir in einer ländlich gesunden und friedlichen Umgebung unser modernes Bungalow mit Garten haben, welches meine ganze Arbeit wesentlich leichter macht.*

Grete Fechenbach hatte Anfang 1939 eine Stelle als Hausgehilfin in England angenommen und dadurch die Voraussetzungen geschaffen, daß ihr Mann einige Monate später nachkommen konnte. Dabei war Grete eine sogenannte Arierin; sie hätte für sich keine Verfolgungsmaßnahmen zu befürchten gehabt. Doch ihre Ehe bedeutete ihr alles, und sie wollte dem geliebten Mann fern seiner vom NS-Regime beherrschten deutschen Heimat ein Leben in menschlicher Würde und in Freiheit, zugleich aber auch ein uneingeschränktes künstlerisch-schöpferisches Schaffen ermöglichen, und dies gelang ihr.

Zwei Jahre nach dem Tod Gretes heiratete Hermann Fechenbach 1984, hochbetagt, ein zweites Mal. Seine englische Frau, Mary Burne, brachte zwei erwachsene Söhne in die Ehe. Glücklicherweise schrieb er mir, jetzt habe er sogar zwei Söhne. Doch diese zweite Ehe währte nur kurze Zeit. Am 6. Dezember 1986, wenige Wochen vor seinem 90. Geburtstag, starb Hermann Fechenbach. Ich verlor einen Freund.

Neue Bücher

1. Quelleneditionen, Bibliografien, Nachschlagewerke

Jürgen Arndt (Bearb.), *Der Wappenschwindel, seine Werkstätten und ihre Inhaber. Ein Blick in die heraldische Subkultur.* Hrsg. vom Herold, Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften, Neustadt/Aisch (Degener) 1997. 164 S.

„Mundus vult decepti – Die Welt will betrogen sein“. Dies gilt offenbar in besonderer Weise für die Heraldik: Die weitverbreitete Sehnsucht, sich im Glanze adeliger Vorfahren und bunter Wappen sonnen zu können, hat bereits im letzten Jahrhundert in großem Umfang Betrüger auf den Plan gerufen, die gutgläubigen Kunden gegen teures Geld verfälschte, gestohlene oder frei erfundene Wappen verkauften. Die Erzeugnisse dieser Betrüger spuken bis heute weiter – Heraldiker, Archivare und Bibliothekare, denen diese Erzeugnisse immer wieder zur Begutachtung vorgelegt werden, können ein Lied davon singen.

Mit dem vorliegenden Handbuch aus der Feder des Heraldikers und Juristen Jürgen Arndt wird all jenen, die mit diesen „Kunstwerken“ konfrontiert werden, ein äußerst nützliches Hilfsmittel an die Hand gegeben, um Schwindelerzeugnisse identifizieren und beim Namen nennen zu können.

Nach einer zusammenfassenden Einleitung mit einem Überblick über die Methodik der Fälscher und den Tricks, mit denen diese verschleiert wurden, beschreibt der Autor 40 Fälscherwerkstätten und ihre Produkte. Der Zeitraum reicht von 1806 bis zum Ende der Weimarer Republik.

Ob diese Informationen aber bei den direkt Betroffenen Einsicht erzeugen können, ist wohl eher fraglich, hat der Verfasser dieser Zeilen doch schon mehrfach erlebt, wie energisch Betroffene – getreu dem Prinzip, „daß nicht sein kann, was nicht sein darf“ – ihre dubiosen, zur Begutachtung vorgelegten „Familienwappen“ gegen jedweden Zweifel an der Echtheit verteidigen. Wer betrogen sein will, dem ist eben kaum zu helfen... *D. Stihler*

Manfred Hörner (Bearb.), *Bayerisches Hauptstaatsarchiv Reichskammergericht, Bd. 6: Nr. 1840–2129 (Buchstabe C) (Bayerische Archivinventare, Bd. 50/6), München (Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns) 1995. 408 S.*

Der große Quellenwert der Prozeßakten des Reichskammergerichts ist hinlänglich bekannt, und auch die Bestandsgeschichte wurde an dieser Stelle schon erläutert (s. WFr 1995, S. 515, zum RKG-Bestand im HStA Stuttgart). So bleibt eigentlich nur, die Weiterführung dieses Projekts zu erhoffen und diesen Teilband zum Buchstaben C (Name des Klägers) nach Betreffen aus unserer Region durchzusehen. So ist das Ritterstift Comburg mehrfach vertreten; es handelt sich dabei um verschiedene Streitigkeiten mit der Reichsstadt Rothenburg, die die comburgische Vogtei Gebattel (Landkr. Ansbach) betreffen. Auch die Fürsten von Hohenlohe tauchen natürlich des öfteren auf; weitere im württembergischen Franken begüterte Adelsfamilien wie die Berlichingen, die Capler von Ödheim, die Eyb und insbesondere die (besonders streitlustigen??) Crailsheim sind zahlreich vertreten. Der Münchener RKG-Bestand bietet somit auch für die hiesige Orts- und Regionalgeschichtsforschung umfangreiches Material, das nicht übersehen werden sollte. *D. Stihler*

Ursula Pfeiffer, Daniel Stihler (Bearbb.), *Stadtbibliografie Schwäbisch Hall 2 (1981–1996) (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 4), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv) 1997. 277 S.*

Leider stehen der Forschung ortsbezogene Bibliographien immer noch viel zu selten als Grundlage und Hilfsmittel zur Verfügung. Dies mag sicher auch daran liegen, daß die Er-

stellung einer Publikation diesen Typs mit viel Mühe im Vorfeld und wenig Würdigung nach dem Erscheinen verbunden ist. So verwundert es wenig, daß derartige Publikationen in der Region nur für Esslingen, Kornwestheim, Schorndorf und eben Schwäbisch Hall vorliegen. Dabei ist gerade für die Literatur mit Ortsbezug eine fundierte bibliographische Erfassung wichtig, denn die Landesbibliographie Baden-Württemberg kann nur die wichtigsten Publikationsformen auswerten. Eine tiefgehende Erschließung, die auch Vereins-, Firmen- und Gelegenheitsschriften möglichst vollständig beinhaltet und in ihrer Systematik auf die örtlichen Gegebenheiten eingeht, kann nur auf Ortsebene erfolgen. Schwäbisch Hall kann sich glücklich schätzen, daß eine Bibliographie zur Stadtgeschichte seit 1983 vorliegt und daß dazu jetzt ein zweiter Band erschienen ist, der Nachträge zum ersten Band und die neu erschienene Literatur der Jahre 1981–1996 enthält. Dadurch konnten die 2983 im ersten Band angezeigten Titel nochmals um 2435 Nennungen ergänzt werden. Die Gliederung des ersten Bands wurde weitgehend beibehalten und orientiert sich an der Systematik der ersten Bände der Landesbibliographie Baden-Württemberg. Als Neuerung wurden im zweiten Band bei den Titelaufnahmen die Bibliothekssignaturen des Stadtarchivs oder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken hinzugefügt. Die äußerst stattliche Anzahl von insgesamt über 5400 Titeln in beiden Bänden bedeutet nicht nur eine hervorragende Information für Forscher und historisch Interessierte über bereits publizierte Arbeiten, sondern kann ebenso Anregungen für die historische Arbeit bieten bzw. die Lücken in der Forschung aufzeigen. Dem Band ist zu wünschen, daß er eifrig genutzt wird und in anderen Orten Nachahmung findet; für Murrhardt steht die Veröffentlichung einer Stadtbibliographie durch den Rezensenten in Kürze bevor. Den Verfassern Ursula Pfeiffer und Daniel Stihler sei für die erbrachte Fleißarbeit herzlich gedankt; es ist schade, daß die Autoren der Bibliographie auf dem Titelblatt nur als „Bearbeiter“ bezeichnet werden. Auch die Schreibweise „Bibliografie“ ist gewöhnungsbedürftig.

A. Kozlik

Dieter R ü b s a m e n (Hrsg.), Das Briefeingangsregister des Nürnberger Rates für die Jahre 1449–1457 (Historische Forschungen, Bd. 22), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 623 S.

In Zusammenhang mit dem 1449 einsetzenden „Städtekrieg“ und der daraus resultierenden „Flut von Briefen“, die die Stadt Nürnberg erreichte, ordnete der Rat der Stadt die Führung von Registern über die eingehende Post an. Diese Register für die Jahre 1449–1457 haben sich im Nürnberger Stadtarchiv erhalten und sind im vorliegenden Band ediert. Es handelt sich dabei um kurze Einträge über Absender und Inhalt der eingegangenen Schreiben. Genaue Inhaltsangaben kann man hier allerdings nicht erwarten, wer sich dafür interessiert, wird auf die (selten erhaltenen) Originalschreiben oder die in den Briefbüchern enthaltenen Antwortschreiben angewiesen sein. Schwäbisch Hall taucht mehrfach als Korrespondenzpartner auf; des weiteren sind aus der hiesigen Region u.a. die Grafen von Hohenlohe, die Grafen von Craillsheim und die Schenken von Limpurg genannt. Eine sehr nützliche Ergänzung ist die Verknüpfung mit den Antwortschreiben in den Briefbüchern.

Zweifelsohne handelt es sich um eine interessante Quelle: Trotz der Knappheit der Einträge lassen sich zahlreiche Informationen über kommunikative Verflechtungen, Familiengeschichte bürgerlicher und adliger Geschlechter, den „Städtekrieg“ und anderes gewinnen. Ebenso verdient die sorgfältige editorische Arbeit, die sich auch im ausführlichen Register zu den 8270 Einträgen bemerkbar macht, uneingeschränktes Lob. Trotzdem konnte sich der Rezensent der Frage nicht erwehren, ob das Forschungsinteresse an diesen Briefeingangsregistern ein so allgemeines ist, daß sich der zweifellos hohe zeitliche und finanzielle Aufwand einer Edition auch tatsächlich gelohnt hat.

D. Stihler

Helge bei der Wieden, Roderich Schmidt (Hrsgg.), Mecklenburg/Pommern (Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. 12; Kröners Taschenausgabe, Bd. 315), Stuttgart (Kröner) 1996. 385 S.

Für das seit 14. Oktober 1990 bestehende Bundesland Mecklenburg-Vorpommern füllt vorliegendes Handbuch eine Lücke aus. Der Band ist wie folgt gegliedert:

Nach einem kurzen Vorwort, einem Abkürzungsverzeichnis und Abbildungsnachweis folgen die geschichtlichen Einführungen zu Mecklenburg (Helge bei der Wieden, S. XIII–XX–XII) und Pommern (Roderich Schmidt, S. XXXIII–LII). Der größte Teil des Bandes besteht auch hier aus der alphabetischen Aufführung der historischen Stätten Mecklenburgs (S. 1–144) und Pommerns (S. 145–327). Besonders umfangreiche Abschnitte befassen sich u.a. mit Rostock (S. 104), Schwerin (S. 117), Wismar (S. 134) für Mecklenburg und mit Greifswald (S. 195), Kolberg/Kolobrzeg (S. 222), Stettin/Szczecin (S. 285) und Stralsund (S. 293) für Pommern.

Für den Vor- und Frühgeschichtler wirft dieses Handbuch mit der sporadischen Aufführung vereinzelter Fundplätze älterer Zeitperioden Mecklenburgs, z. B. Hohen Viecheln, Kr. Wismar (Mesolithikum), Stuer, Kr. Röbel (Neolithikum) und Peckatel, Kr. Schwerin (Bronzezeit) allerdings nur wenig ab. Werden im Gegensatz dazu – dank verstärkter archäologischer Aktivitäten in den ehemaligen DDR-Bezirken – wenigstens mehr slawische Fundplätze und auch verschiedene slawische Keramikgruppen aufgeführt, ist die Darstellungsweise jedoch sehr uneinheitlich: So werden z. B. die Bobziner (S. 5), die Fresendorfer (S. 28) und die Menkendorfer Gruppe (S. 67) direkt behandelt. Die Feldberger Gruppe wird dagegen unter Feldberg, Kr. Neustrelitz (S. 26), die Vipperower Gruppe unter Vipperow, Kr. Röbel (S. 128), die Sukower Gruppe aber nicht unter Sukow, Kr. Teterow, sondern unter Sternberg, Kr. Teterow aufgeführt. Die Woldegker Gruppe erscheint zudem an keiner Stelle, nicht einmal unter Woldegk, Kr. Straßburg (S. 142). Somit wird man auf archäologische Fachbücher nicht verzichten können. Was hier aber wenigstens in Ansätzen für Mecklenburg versucht worden ist, fehlt im Handbuch für jene Gebiete Pommerns auf polnischem Territorium – sicherlich einerseits aus Gründen der Sprachbarriere (Ausgrabungsberichte in polnischer Sprache) und andererseits mangels systematischer archäologischer Forschungsarbeit, verglichen mit den damaligen DDR-Verhältnissen. Das Handbuch wird mit drei Stammtafeln, des Hauses Mecklenburg (S. 328–332), der Grafen von Schwerin (Auszug, S. 333) sowie der Fürsten von Pommern (S. 334–338) und verschiedenen Bischofslisten (S. 339–342) fortgesetzt.

Am Ende des Bandes steht eine umfangreiche Literaturliste verschiedenster Fachgebiete für Mecklenburg und Pommern (S. 343–364). Angefügt ist eine Erklärung einiger geschichtlicher und rechtsgeschichtlicher Fachausdrücke (S. 365–367), eine Ortsnamen-Konkordanz für Pommern (S. 368–369), ein Personenregister (S. 370–381), sowie 4 Gebietskarten, geographisch von West nach Ost geordnet. Hinter dem vorderen Einbanddeckel befindet sich eine Übersichtskarte von Mecklenburg und Pommern in den Grenzen von 1937/38. Da die Autoren ihre Geschichtsbetrachtung mit dem neuen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern enden lassen, wäre eine weitere geographische Karte des Standes 1990 wünschenswert gewesen, insbesondere – für Touristen – mit den ehemaligen deutschen und heutigen polnischen Gebiets-, Orts- und Flußnamen. Abgesehen von solchen persönlichen Wünschen und Gestaltungsideen erfüllt das Handbuch im Rahmen der bisher erschienenen Bände der Kröner-Taschenausgabe jedoch voll seinen Zweck. Den Autoren und Mitarbeitern gilt deshalb ein besonderer Dank des Rezensenten.

G. Reinhold

Wolfgang Willig, Spurensuche in Baden-Württemberg. Klöster, Stifte, Klausen. Ein kulturhistorischer Führer, Wannweil (Metz) 1997. 504 S. m. zahlr. Abb.

Mit diesem Buch hat Wolfgang Willig ein Produkt abgeliefert, das wohl eine sehr große Leserschaft ansprechen wird. Kein Werk, welches neue wissenschaftliche Erkenntnisse liefert, sondern ein Standardführer, der im kompakten Handtaschenformat und in stabiler Aufma-

chung die Geschichte aller sich in Baden-Württemberg befindlichen Ordensniederlassungen umreißt.

Nach einem kurzen Überblick über die Ordensgeschichte Baden-Württembergs, welcher auch an einer Zeitleiste schematisiert dargestellt wird, folgt eine Anführung von insgesamt 400 Objekten, alphabetisch geordnet nach heutigen Gemeindezugehörigkeiten. Es erstaunt einen hier immer wieder, wie viele religiöse Gemeinschaften sich schon in der nahen Umgebung befanden und zum Teil noch befinden. Naheliegendstes Beispiel: Schwäbisch Hall. Oder weiß jeder, daß es dort insgesamt sechs Ordensniederlassungen gab, die Groß-, sowie die Kleincombung, die Johanniterkommende, das Franziskanerkloster am Marktplatz, eine Frauenklause im Nonnenhof südlich der Michaelskirche und schließlich die Diakonissenanstalt? Jedes einzelne Objekt wird in seiner Geschichte und seinen kunstgeschichtlichen Besonderheiten kurz beschrieben, dabei werden die Berichte aber äußerst unterhaltsam aufgetischt, reichlich mit Anekdoten gewürzt und mit zahlreichen Bildern garniert. Die wichtigen Eckdaten und spezifische Literatur werden der besseren Übersichtlichkeit wegen unten noch einmal angeführt, aus demselben Grund ist selbstverständlich auch noch ein Karte beigefügt, ebenso eine tabellarische Gliederung der Objekte nach Ordenszugehörigkeit. Lassen sie mich an dieser Stelle noch die Worte des Autors auf die Frage, an wen sich dieses Buch richtet, zusammenfassen: An alle Geschichtsinteressierten, Kunst- und Kulturliebhaber, Kurzausflügler, sei es aus ökologischen, alters-, familiären oder beruflichen Gründen, Reiseleiter und Spurensucher, die mehr als die großen Touristenattraktionen suchen, oder kurz: auch an Sie!

A. Pusch

2. Allgemeine Geschichte, Kirchengeschichte

Erwin Gatz (Hrsg.), Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 1: Die Bistümer und ihre Pfarreien, Freiburg (Herder) 1991. 654 S.

An dem vorliegenden Band, einer Art Nachschlagewerk, sind 34 Autoren beteiligt. Es wird versucht, neue Forschungsergebnisse mit Untersuchungen aus dem lokalen Bereich zu verbinden. Über Staatsgrenzen hinweg sollen dabei alle Aspekte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern, in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in Luxemburg berücksichtigt werden.

Die Pfarrei als grundlegende, territorial organisierte Institution wird zunächst als Ausgangspunkt aller Betrachtung vorgestellt, und zwar von ihren Anfängen in vorreformatorischen Zeit bis zur Gegenwart. Reformation, Französische Revolution, Säkularisierung und die Situation der Pfarrei in der modernen Industriegesellschaft sind dabei die Schwerpunkte.

Da die Pfarrei nicht Ortskirche im Vollsinn, sondern nur Teil eines Bistums ist, muß sie im Kontext des jeweiligen Bistums betrachtet werden. Deshalb werden in einem zweiten Teil die betreffenden Bistümer vorgestellt.

Die 53 Bistümer der deutschsprachigen Länder sind nach folgendem gleichbleibenden Schema behandelt, wodurch das historische Material überschaubar und leicht zugänglich ist: 1. Ausgangslage; 2. Errichtung oder Neuumschreibung; 3. Raum – Bevölkerung – Wirtschaft; 4. konfessionelle Verhältnisse; 5. kirchliche Rahmenbedingungen; 6. Bischöfe und Bistumsleitungen; 7. Diözesanklerus; 8. Ordensklerus in der Pfarrseelsorge; 9. Pfarrentwicklung; evtl. 10. Untergang des deutschen Bistums oder Pfarrentwicklung nach dem 2. Weltkrieg. Berücksichtigt werden auch jene Bistümer, die nur zeitweise zum deutschen Sprachraum gehörten. Die Bistümer Breslau, Ermland, Danzig, Glatz, Katscher und Schneidemühl werden nur bis 1945 in die Untersuchung einbezogen.

Viele Grafiken und Kartenskizzen unterstützen und veranschaulichen den Text. Verdienstvoll ist, daß hier das alltägliche kirchliche Leben in den Blick kommen soll und nicht die

„hohe Politik“. Allerdings wird in diesem ersten Band vor allem erst einmal der Rahmen für die weitere Erforschung dieses Teils des kirchlichen Lebens abgesteckt. *A. Zieger*

Erwin Gatz (Hrsg.), Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 2: Kirche und Muttersprache, Freiburg (Herder) 1991. 240 S.

Der zweite Band dieses auf viele Bände angelegten Grundlagenwerks behandelt einen wenig beachteten Einzelaspekt des kirchlichen Lebens, das Verhältnis von kirchlicher Amtstätigkeit und Muttersprache, vor allem außerhalb der liturgischen Feiern. Es geht um die deutschsprachigen Katholiken im Ausland und dann um die nichtdeutschsprachigen Volksgruppen im deutschsprachigen Staatsbereich.

Der Band hat drei Teile. Im ersten Teil werden Grundsatzfragen erörtert, z. B. welche Bedeutung die Muttersprache für die kirchliche Arbeit habe oder wie in einer Zeit der Massenauswanderungen mit sprachlichen Minderheiten in der Pastoral umgegangen werden sollte.

Der zweite Teil mit der Überschrift „Auslandsseelsorge“ untersucht die kirchliche Arbeit an deutschsprachigen Minderheiten im Ausland bis 1989. Dann wird in einem dritten Teil die kirchliche Pastoral an nichtdeutschen Volksgruppen, an Polen, Sorben, Niederländern, Rätoromanen, Italienern, Franzosen und Slowenen erforscht, aber auch der Gastarbeiterseelsorge wird ein Kapitel reserviert. Der Band ist ein aufschlußreiches und nützliches Nachschlagewerk zu wichtigen Problemen, die nicht immer im Mittelpunkt des kirchengeschichtlichen Interesses stehen. *A. Zieger*

Heribert Illig, Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte, Düsseldorf (Econ) 1996. 431 S., mehrere Abb. und Karten.

Ginge es nach H. Illig, so lebten wir heute im Jahr 1601, und das hätte zumindest den Vorteil, daß man sich die ganze mühsam herbeigeredete und -geschriebene Jahrtausendwendestimmung sparen könnte. Außerdem ließen sich ein paar Lehrstühle streichen, die Geschichtsbücher könnten dünner und das Geschichtsstudium verkürzt werden, denn der „Systemanalytiker und Privatgelehrte, freie Autor und Editor“ (Klappentext) setzt zu einer großen Flurbereinigung an: 297 Jahre der Geschichte seien nichts weiter als pure Fiktion, so Illig, der Zeitraum zwischen September 614 und August 911 schiere Erfindung – weltweit.

Den ersten Teil der Begründung dieser geradezu revolutionär zu nennenden These soll nun das vorliegende Werk liefern, das sich mit dem fraglichen Zeitraum im Rahmen der europäischen Geschichte auseinandersetzt. Dreh- und Angelpunkt von Illigs „Beweisführung“ ist Karl der Große, der ihm letztlich nur noch als „Karl der Fiktive“ erscheint (so schon der Titel eines seiner Werke aus dem Jahre 1992). Seinen Kriterien, die durchweg aus Ansprüchen unserer Zeit an Stringenz, Widerspruchsfreiheit und Eindeutigkeit geschöpft sind, hält keine Quelle stand. Daß es hierbei zu einer Reihe von Fehl- und Zirkelschlüssen kommt, falsch oder mißverständlich auf Fachliteratur verwiesen wird, ganz zu schweigen davon, daß der gesamten Zeitrahmen (insbesondere der „nahtlosen Übergang“ von 614 zu 911) selbst mit einer schlüssigen Demontage Karls noch nicht erklärt wäre, hat die Geschichtswissenschaft schon klargestellt (vgl. etwa R. Schieffer, Ein Mittelalter ohne Karl den Großen, oder: Die Antworten sind jetzt einfach, in: GWU 48, Heft 10 [1997], S. 611–617), und vielleicht mag man Illig ja zugestehen, daß an der Größe Karls noch mehr Abstriche zu machen sind, als die Fachwissenschaft ohnehin schon vorgenommen hat; seine These selbst wird man, sollten seine angekündigten weiteren Publikationen zum Thema ebenso leicht zu widerlegen sein, mit gutem Gewissen in die Abstellkammer historischer Verschwörungstheorien verbannen, wo sie sich neben den Ansichten Kammeiers (von dem sich Illig absetzt, S. 339 ff.) und anderer in adäquater Gesellschaft befindet. Denn auch bei Illig geht es um Verschwörung; zwar ist dem Buch nicht zu entnehmen, wer genau zu welchem Zeitpunkt und wozu „die größte Zeitfälschung der Geschichte“ unternahm, aber Illigs erste Hin-

weise (S. 336 f.) deuten auf Otto III., Heinrich IV. und die beiden Stauferkaiser mit dem Namen Friedrich hin. Dies ist das eigentlich Neue an Illigs Buch, denn weder die Juden noch Freimaurer oder Rosenkreuzer, die ansonsten gern gewählten Träger der Weltverschwörungen, sind seine Protagonisten (es sei denn, er stilisiert Gerbert von Aurillac noch zu einem Jesuiten *avant la lettre*), sondern mittelalterliche Herrschergestalten. Dies mag beruhigen bei einem Buch, dessen Argumentation sich eher auf Alltagshypothesen, etwa dem „gesunden Menschenverstand“, denn auf fachliche Kompetenz beruft, dessen Feindseligkeit zu den gewiß nicht über jede Kritik erhabenen „etablierten“ Wissenschaften und ihrem Apparat immer wieder durchscheint, und dessen geschickt polemischer Aufbau (da sprachlich leicht verständlich und didaktisch klug wiederholend) letztlich beim Rez. ein seltsam mulmiges Gefühl hervorruft, kann er sich doch nicht entscheiden, ob Illig nun eine jener Randfiguren der Forschung ist, wie sie immer wieder auftauchen, oder ob die Triebfeder Illigs vielleicht doch mehr als die Besessenheit mit einer Idee zum Ablauf des Vergangenen ist. G. Lubich

Nicolae Jorga, Geschichte des Osmanischen Reichs. Nach den Quellen dargestellt [Unverändert. Neuausg. der Ausg. Gotha (Perthes) 1908–1913], Darmstadt (Primus Verl.) 1997. 5 Bde., 486, 453, 479, 512 u. 633 S.

Mit der zuerst 1908–1913 erschienenen Geschichte des Osmanischen Reichs aus der Feder des rumänischen Historikers und späteren Ministerpräsidenten Nicolae Jorga liegt aufgrund seines Umfangs und Detailreichtums ein für den deutschen Sprachraum bis heute konkurrenzloses Standardwerk in einer preiswerten Neuausgabe vor. Mag das Hauptwerk des 1940 von Faschisten ermordeten Jorga methodisch und von den Fragestellungen her in manchen Punkten überholt sein – auch die eine oder andere Wertung wird man heute so nicht mehr wiederholen können –, so überzeugt es nach wie vor durch seine umfassende, sorgfältige und kritische Auswertung archivischer Quellen und der bis dahin zur Verfügung stehenden Literatur sowie der bemerkenswerten Erzählkunst, mit der dies alles dargeboten wird. So kann etwa die detailreiche Aufschlüsselung des eigentlich unbeschreiblichen politischen und militärischen Wirrwarrs im Balkanbereich während der osmanischen Okkupationsphase auch heute noch als historiographische Meisterleistung gelten.

Wer nun meint, das sei sehr erfreulich, habe aber nichts mit unserer Region zu tun, sei auf die enormen Auswirkungen verwiesen, die die jahrhundertelangen Auseinandersetzungen mit den Osmanen auch auf das württembergische Franken hatten. Abgesehen von das ganze Reich betreffenden Einflüssen wie der Absicherung der Reformation durch die Karl V. zu Kompromissen zwingende osmanische Bedrohung denke man hier etwa an die Rolle, die Mitglieder des Hauses Hohenlohe als kaiserliche Militärs in den Türkenkriegen spielten, an die zahlreichen Schwäbisch Haller Bürger, die als Söldner und Offiziere mit dabei waren, oder die großen finanziellen Lasten, die hiesigen Reichsstände durch die „Türkensteuern“ zu tragen hatten. Wer sich mit solchen Themen befaßt, wird sich über die erschwingliche Neuausgabe des Standardwerks freuen.

Die im Eichborn Verlag erschienene Originalausgabe des Nachdrucks ist bereits vergriffen. Die hier besprochene Lizenzausgabe ist über die Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Darmstadt) zu beziehen. D. Stihler

Bernhard Kirchgässner, Hans-Peter Becht (Hrsgg.), Vom Städtebund zum Zweckverband. 30. Arbeitstagung 1991 (Stadt in der Geschichte, Bd. 20), Sigmaringen (Thorbecke) 1994. 176 S.

Bernhard Kirchgässner, Hans-Peter Becht (Hrsgg.), Stadt und Repräsentation. 31. Arbeitstagung 1992 (Stadt in der Geschichte, Bd. 21), Sigmaringen (Thorbecke) 1995. 156 S., 40 Abb.

Die vorliegenden Bände stellen das Ergebnis zweier Arbeitstagungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung dar, die in den Jahren 1991 und 1992 stattfanden. Diese Tagungen zeichnen sich dadurch aus, daß sie epochenübergreifend je-

weils einen Aspekt der Geschichte vornehmlich der südwestdeutschen Stadt behandeln, die von der Forschung in ihrer eigenständigen Entwicklung seit dem Mittelalter erkannt worden ist und entsprechend auch als eigener Stadttypus behandelt wird. Ein Kennzeichen des südwest- oder oberdeutschen Raumes stellt dabei neben der Häufung der Reichsstädte und der daraus abzuleitenden relativ geringen Macht einzelner Territorialherren auch das – damit zusammenhängende – Phänomen dar, daß hier in Mittelalter und früher Neuzeit die Städtebündnisse seit dem Schwäbischen Städtebund eine besondere politische Bedeutung hatten. So kann es nicht erstaunen, daß ein Tagungsband sich genau diesem Sachverhalt widmet und dabei schlaglichtartig die Entwicklung beleuchtet, die von einem beständigen Bedeutungsverlust der Stadt als politisch eigenständig handelnde Institution gekennzeichnet ist („Vom Städtebund zum Zweckverband“, Stadt in der Geschichte 20). Kennzeichlich wird diese Tendenz schon in denjenigen Beiträgen, die längere Zeiträume untersuchen, etwa in demjenigen Bernard Voglers, „Die Elsassische Dekapolis (1354–1679)“ (S. 21–28), oder in Georg Schmidts groß angelegtem Entwurf über „Die Städte auf dem frühneuzeitlichen Reichstag“ (S. 29–43). Geradezu eklatant wird diese Entwicklung dann durch zwei Beiträge zur neueren und neuesten Geschichte vor Augen geführt, die sich mit den „Bürgermeisterkonferenzen im wilhelminischen Deutschland“ (Thomas Klein, S. 83–125) und „Entstehung, Aufgaben und Bedeutung des Städtetages Baden-Württemberg“ (Kurt Gebhardt, S. 127–136) befassen: Die Einbindung in den modernen Stadt ließ und läßt der Kommune nur noch einen vergleichsweise geringen Spielraum politischer Selbstbestimmung. Ein wenig fehl am Platze wirken die an sich durchaus aufschlußreichen Ausführungen Hans-Peter Bechts zu „Politik und Milieu in Stadt und Land: Überlegungen zur Formierung und Entwicklung des badischen Parteiensystems, 1818–1933“ (S. 46–82), bei denen die Spannungen zwischen Liberalismus und politischem Katholizismus mit all ihren Ursachen, Gründen und Konsequenzen sehr präzise dargelegt werden; der Zusammenhang mit dem Thema des Bandes wird nicht recht deutlich.

Wesentlich weniger regional gebunden ist die Thematik des 21. Bandes, „Stadt und Repräsentation“, dafür aber ist es interessant zu bemerken, daß bei diesem Thema das Mittelalter eine besondere Rolle spielt. Dies liegt nicht etwa daran, daß allein diese Epoche besonders für Repräsentation empfänglich gewesen wäre, sondern an dem Sachverhalt, daß eine Stadt für ihre Selbstdarstellung gerne auch auf die eigene Tradition verweist und so etwa Untersuchungen wie „Das Lüneburger Ratssilber – Patrimonium einer Hansestadt“ (Stefan Bursche, S. 25–37) oder „Rathaus und Reichsstadt“ (Bernd Roeck, S. 93–114) bis in diese Zeit zurückgreifen müssen, um auch Gegebenheiten der Frühneuzeit erklären zu können. Der literarischen Umsetzung eines Aspektes von „Darstellung“ widmet sich der Beitrag von Walther Ludwig („Die Darstellung südwestdeutscher Städte in der lateinischen Literatur des 15.–17. Jahrhunderts“, S. 39–76), während innerstädtische Repräsentation im ausgehenden Mittelalter das Thema von Johannes Zahlens Beitrag „Mittelalterliche Sakralbauten der südwestdeutschen Stadt als Zeugnisse bürgerlicher Repräsentation“ (S. 77–91) ist. Lange Entwicklungslinien, vom Mittelalter bis hin ins 19. oder 20. Jahrhundert ziehen sowohl Grit Arnscheidt mit ihren Überlegungen zu der Stadtansicht als Motiv der Darstellung („Vom Prospectus zum Prospekt: Die graphische Stadtdarstellung zwischen Repräsentation und Werbung“, S. 9–23) als auch François de Capitani, der mit dem Thema „Schweizerische Stadtfeste als bürgerliche Selbstdarstellung“ (S. 115–126) ein bevorzugtes Untersuchungsfeld der Mentalitätsgeschichte für die Stadtgeschichtsforschung nutzbar macht.

Anzufügen bleibt, daß in beide Bände dankenswerterweise die Diskussion der hier in gedruckter Form vorliegenden Tagungsbeiträge aufgenommen wurde, was die jeweiligen Themen vertieft und zudem für eine stärkere Geschlossenheit des Bandes, gerade auch immer in den Schlußdiskussionen, sorgt.

G. Lubich

Bernhard Kirchgässner, Hans-Peter Becht (Hrsgg.), Stadt und Handel. 32. Arbeitstagung 1993 (Stadt in der Geschichte, Bd. 22), Sigmaringen (Thorbecke) 1995. 146 S.

Der Südwestdeutsche Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung wählte die Wechselbeziehungen und die Entwicklung von Handel und städtischer Wirtschaft, Politik und Kultur als Thema der 32. Arbeitstagung 1993 in Schwäbisch Hall und präsentierte sechs Referenten mit ihren geschichtlichen „Puzzleteilen“.

Der am weitesten zurückreichende Beitrag beschäftigt sich mit dem Kölner Weinhandel im späten Mittelalter. Da Köln extrem günstig zwischen den Weinbaugebieten des Mittel- und Oberrheins und den reichen Städten der Hanse und Flanderns lag und zudem das Stapelrecht besaß, war dies der bedeutendste Handelszweig dieser Stadt, der somit ihren Wohlstand immens vergrößerte und untermauerte. Daß der Weinhandel auch die Politik mitbestimmte, merkt man, wenn man von Handelserlassen des Stadtrats liest, die zu Revolten geführt haben. Auch mit Beginn der Neuzeit blieben viele süddeutsche Städte trotz der Entdeckungen sowie der Entstehung neuer Stadttypen Zentren von Gewerbe und Fernhandel. Reinhard Hildebrandt zeigt dies anhand von Augsburg und anderen süddeutschen Reichsstädten auf und betont damit noch einmal Irrtümer bei früheren Forschungsergebnisse. Auch Michael Diefenbacher, der die strukturellen Veränderungen des Nürnberger Handels zu Beginn der Neuzeit untersucht hat, widerspricht gewissen vorangegangenen Annahmen, wenn er belegt, daß es zwar einen Wechsel in der handelnden Gesellschaftsschicht und eine Zunahme ausländischer Händler gegeben hat, aber weder dies noch Handelseinbrüche im Ausland in der Mitte des 16. Jh. sich negativ auf Nürnbergs Wirtschaft ausgewirkt haben. Der frühe Aufschwung den Leipziger Messen nach ihrer Einrichtung und die Handelswege, die von dort aus über verschiedene Städte gen Osten führten, sind Thema eines weiteren Beitrags. Bemerkenswert ist hier vor allem die ausgeprägte Untermauerung durch Datentabellen, verbunden mit einem Aufzeigen von dringenden Forschungsnotwendigkeiten. Daß Handelsstraßen nicht unbedingt Städte benötigen, wird beim Bericht über die Salzexporte von Hall in Tirol in die Schweiz und die habsburgischen Gebiete Süddeutschlands im 16. und 17. Jh. deutlich: zwischen Innsbruck und Lindau gab es keine einzige Stadt auf der Salzstraße, dennoch hatten die Salztransporte große Auswirkungen auf die Nebenerwerbsfuhrwirtschaft in Tirol und Vorarlberg. Den Abschluß bildet ein Bericht über die Subsidienzahlungen Englands, Spaniens und vor allem Frankreichs an die deutschen Fürsten im 18. Jh. und die Rolle europäischer Bankiers dabei. Zusätzlich wurden die Diskussionsbeiträge und die Antworten der Referenten abgedruckt.

Zusammenfassend kann man sagen, daß dieses Buch Schlaglichter auf den Handel im Deutschen Reich mit dem Schwerpunkt auf die beginnende Neuzeit wirft, die dem Leser einen Überblick über diesen wichtigen Aspekt einer deutschen Stadt ermöglichen. *A. Pusch*

Bernhard Kirchgässner, Hans-Peter Becht (Hrsgg.), Stadt und Mäzenatentum. 33. Arbeitstagung 1994 (Stadt in der Geschichte, Bd. 23), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 150 S.

Stiftertum vom Spätmittelalter bis in die heutige Zeit mit einem Schwerpunkt auf Frankfurt ist das Thema des 23. Bandes, bezeichnenderweise findet die 33. Tagung des Arbeitskreises also auch in der Mainmetropole statt. Nach dem Vorwort folgt ein einleitender Artikel, in dem Erklärungen dafür geliefert werden, warum gerade in Frankfurt der Stiftergeist so ausgeprägt war und ist. Dieser ist dann auch Thema des nächsten Beitrags, wo alle bedeutenden Stiftungen, die je in Frankfurt getätigt wurden, aufgezählt werden. Sodann wird in weiteren Artikeln die geschichtliche Entwicklung des Mäzenatentums aufgezeigt. Der erste behandelt das spätmittelalterliche Stiftungswesen, das in der vorreformatorischen Zeit geprägt war von den „*piae causae*“ also den Zuwendungen zu geistlichen Zwecken, die für das Seelenheil des Stifters förderlich sein sollten. Dabei legt der Autor dar, daß der oftmals offensichtliche weltliche Nutzen (z. B. von Straßenbaustiftungen) stets geistig vermittelt wurde

(Pilgerwege), weshalb er auch die mittelalterlichen Stifter nicht als Mäzene ansieht. Nachdem diese Art des Stiftungswesens durch die Reformation sein Ende genommen hatte, erläutert der nächste Beitrag, welche Motive die Bürger der Renaissance zu Zuwendungen bewogen hat: Melancholie, Selbstverewigung, Macht- und Repräsentationsdenken sowie Patriotismus und das Ideal von der „schönen Stadt“ werden genannt und anhand von Beispielen erläutert; zudem wird die Ausprägung der Renaissancekultur in Deutschland mit der in Italien verglichen. Ein weiterer Artikel nimmt sich der überdurchschnittlich hohen jüdischen Stiftungsbereitschaft an und zeigt die veränderten Motive – von religiöser Pflicht zu gesellschaftlichem Integrationsbestreben – auf. Selbst wenn sich die Beispiele hier wieder auf Frankfurt beschränken, ist es schon erstaunlich und zugleich beschämend zu lesen, wieviel wir den Juden (die in diesem Fall ebenfalls als Deutsche verstanden werden wollten) bis in die 1930er Jahre verdanken, zumal nach 1945 nur ein Bruchteil dieser aufgelösten Stiftungen wieder reaktiviert wurde, wie im Diskussionsteil noch angesprochen wird. Stiftungswesen im 19. Jahrhundert ist ein weiteres Thema und „Mäzenatentum in der Moderne“ bildet den Schluß.

Es ist wohl schon Tradition, daß zu jeder Jahrestagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung ein Jahrbuch herauskommt, welches mittels neuer fundierter Recherchen ausgesuchter Referenten Schlaglichter auf das jeweilige Tagungsthema wirft und weitere Forschungsnotwendigkeiten aufzeigt. Verständlich, daß sich nicht zu jedem stadtsspezifischen Thema gleich viel Material finden läßt, ein Problem, das auch das Mäzenatentum betrifft. Um so höher ist es den Referenten Hartmut Boockmann, Bernd Roeck und Dieter Hein anzurechnen, daß sie das Stiftungswesen im ausgehenden Mittelalter, der Renaissance und im 19. Jahrhundert vielschichtig illustrieren.

Ansonsten jedoch hat dieses Buch nicht viel zu bieten: Der Einführungsartikel ist bar jeglicher handfester historischer Aussagekraft und entspricht einer Verlängerung des Vorworts, die Abhandlung des Frankfurter Stiftungswesens liest sich fast wie ein Telefonbuch, ohne jedoch dessen Anspruch als Standardwerk zu genügen, der recht kurze Artikel über das jüdische Mäzenatentum beginnt interessant, verliert sich jedoch recht bald in sich wiederholenden Aufzählungen und Spekulationen; „Mäzenatentum in der Moderne“ liest sich wie ein Plädoyer für das Stiftungswesen anstatt einer historischen oder soziologischen Analyse. Insoweit kann ich dieses Buch nur denen empfehlen, die sich entweder für die Geschichte des Mäzenatentums im Besonderen interessieren oder Wert auf die Vollständigkeit der Stadtgeschichtsreihe legen.

A. Pusch

Ulrich Köpf (Hrsg.), Historisch-kritische Geschichtsbetrachtung, Ferdinand Christian Baur und seine Schule. 8. Blaubeurer Symposion (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 40), Sigmaringen (Thorbecke) 1994. 247 S. Der vorliegende Aufsatzband bietet die Referate des 8. Blaubeurer Symposions (vom März 1992), das F. C. Baur, dem „Vater“ der historisch-kritischen Methode und dem „bedeutendsten Theologen, der an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen gelehrt hat“ (S. 5), anläßlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages gewidmet war.

Der besondere Reiz der Aufsätze besteht darin, daß sie bewußt Gebiete des Werks und der Wirkung Baus behandeln, die bisher wenig beachtet wurden, und dadurch neue Aspekte aufzeigen.

So beschäftigt sich der Herausgeber U. Köpf mit dem Problem, daß mehrere Theologenkreise als „Tübinger Schule“ betitelt wurden. Neben einer katholischen Schule um Drey, Hirscher, Möhler u.a. wurde der Kreis um Storr als „Tübinger Schule“ bezeichnet; gegen diesen setzte sich dann aber Baur und seine „Tübinger Schule“ gerade ab. Köpf zeigt nun die Schwierigkeiten auf, die der Versuch mit sich bringt, Umfang und inhaltlichen Charakter der jeweiligen Schulen zu bestimmen. Exemplarisch sei auf das Verhältnis von D. F. Strauß und A. Ritschl zur jüngeren, Bauerschen Tübinger Schule hingewiesen. Als *das* ver-

bindende Element der Baur-Schule identifiziert Köpf eben gerade die historisch-kritische Geschichtsbetrachtung.

C. E. Hester lenkt den Blick auf „Baus Anfänge in Blaubeuren“; er legt dar, wie schon hier in verschiedenen Bereichen deutlich „der emanzipatorische Charakter“ (S. 73) von Baus Denken zum Ausdruck kommt. Insbesondere findet Hester in Baus Erstlingswerk „Symbolik und Mythologie“ bereits die Grundstrukturen seiner Forschung vorgezeichnet. Baur interpretiert darin mit Hilfe der idealistischen Philosophie die Religionsgeschichte als Hervorgehen des Freiheitsbewußtseins. In diesem Prozeß stelle das Christentum den entscheidenden Kulminationspunkt dar.

Mit dem Zusammenhang von protestantischem Bildungsbürgertum und Theologie der Baur-Schule beschäftigen sich D. Langewiesche und F. W. Graf. Ersterer versteht die württembergische Gesellschaft der ersten Hälfte des 19. Jhd. als Gesellschaft im Umbruch. Deren Verlust an „religiös geformter Verhaltensgewißheit“ (S. 66) habe sie verunsichert, aber zugleich auch zu Anstrengungen, Gesellschaft und Staat durch Bildung zu reformieren, stimuliert. Dies exemplifiziert Langewiesche an der Biographie zweier Baur-Schüler sowie an der Gesangvereinarbeit. Graf interpretiert die Hauptwerke von D. F. Strauß als Versuch, im Medium der Theologie die politisch-sozialen Emanzipationsansprüche des Bürgertums zu legitimieren. Dabei zeigt er auf, wie sich Staußens Theologie zu einem materialistischen Monismus entwickelt, in dem gegen Stauß' ursprüngliche Absicht die Freiheit des Individuums gerade verloren geht. Sehr interessant ist der abschließende Hinweis auf die bedenkliche Nähe theologischer Apologetik gegen Strauß zu Nietzsches Verabsolutierung des freien Einzelnen.

Demgegenüber erinnert J. Mehlhaus, nachdem er das auffällige Schweigen Baus zu Straußens „Leben Jesu“ erläutert hat, an J. Schallers Lösungsversuch, dem sich Baur 1838 anschloß. Schaller hatte nämlich dem christologischen Hauptkritikpunkt Straußens, daß die Idee ihre Fülle nicht in ein Exemplar, sondern nur in die ganze Gattung ausschütete, entgegengesetzt, daß sich in der Gemeinde als Leib Christi – und eben nicht in der Gattung als ganzer – die Fülle der Göttlichkeit realisiere.

Zwei Autoren beschäftigen sich mit Baur als Prediger. C. Andrae untersucht „Die Vergegenwärtigung des Zeitgeschehens in F. C. Baus Tübinger Predigten“. Selbst bei den wenigen Predigten, die einen aktuellen Bezug aufweisen, zeige sich Baus Wille zur Distanzierung vom Geschehen und zur Einordnung desselben in die großen Geschichtszusammenhänge. Gerade dadurch bleiben die Predigten aber Hinweise auf praktische Umsetzungsmöglichkeiten schuldig. Dem distanzieren Weitblick des Geschichtsphilosophen Baur stehe die Zurückhaltung des zeitgenössischen Bürgers Baur gegenüber. R. Schäfer analysiert Baus Predigten auf deren systematisch-theologischen Implikationen hin, insbesondere im Bezug auf das Problem der Geschichtlichkeit des Heils. Dabei kann er zeigen, daß Baur nicht nur historisch, sondern durchaus auch systematisch verfährt, indem nämlich seine Darstellung der Geschichte und ihrer Grundzüge schon seine Systematik sei.

E. Zeller und der in Michelbach an der Bilz geborene A. Schwegler machten die historisch-kritische Methode im 19. Jhd. auch für die Philosophiegeschichte und die römische Geschichte fruchtbar. Beide hatten Theologie studiert, wurden aber wegen ihrer Zugehörigkeit zur Baur-Schule aus der Theologie abgedrängt. Für E. Zeller beschreibt R. Dellsperger diesen Prozeß anhand der Wirkungsstätten Zellers Tübingen, Bern und Marburg. Dabei wird zum einen deutlich, daß Zeller mehrmals zum Spielball politischer und kultureller Interessen wurde, für die seine theologischen Überzeugungen nur einen äußeren Anlaß darstellten; zum anderen belegt Dellsperger, daß Zeller auch und gerade als Philosophiehistoriker weiterhin theologisch arbeitete und ihm eine Art universale Theologie vorschwebte. Die Darstellung eines parallelen Falls steuert U. Köpf bei, der aus (beigegeben) Universitätsarchivunterlagen nachzeichnet, wie trotz des Einsatzes Baus für seinen Schüler C. Märklin dieser bei der Neubesetzung einer Tübinger theologischen Professur ausgegrenzt wurde, weil er zuvor eine Untersuchung zum Pietismus veröffentlicht hatte, in der er diesem innere Selbstwidersprüchlichkeit vorwarf.

H. Krämer läßt in seinem Beitrag zwar keinen Zweifel daran, daß Zeller und Schwegler in ihrer Arbeitsweise von Baur beeinflußt waren, insbesondere indem sie einen Mittelweg zwischen Empirie und Spekulation, zwischen Sammeln und Konstruieren gingen, wobei die Spekulation (gegen Hegel) als Regulativ aposteriorischer Verknüpfung dient. Zugleich plädiert Krämer jedoch für eine Differenzierung zwischen diesem zweigleisigen Vorgehen und der historischen Methode, dann aber wäre jedoch andererseits zu untersuchen, inwieweit z. B. Überlegungen Niebuhrs und Rantes umgekehrt wieder Baur beeinflußt haben, so daß sich ein komplexes Beziehungsgeflecht zwischen den Fächern auf täte. J. Matzerath findet in Schweglers Behandlung der Alten Geschichte gleichfalls die Baur'schen Prinzipien von Kritik und Rekonstruktion. Ähnlich wie in der Frühgeschichte des Christentums fordert auch die alte römische Geschichte zur Auseinandersetzung mit Mythen und Sagen heraus. Besonders die Bestimmung des Gegensatzes der Nationalcharaktere der Latiner und Sabiner als dynamisierendes Element der frühromischen Geschichte, ebenso wie die Einordnung derselben in die Weltgeschichte – nämlich als Wegetappe zur katholischen Kirche – kennzeichnen Schwegler als Mitglied der (jüngeren) Tübinger Schule.

Alles in allem beleuchtet der Sammelband interessante, neue Aspekte der Baur-Schule, gerade deshalb setzt er aber auch ein gewisses Grundwissen um diesen Komplex voraus. Da der Herausgeber den größten Mangel des Werkes, das Fehlen eines katholischen Beitrages, offen benennt, dürfte wohl nur der stolze Preis von 98 DM selbst den Fachgelehrten ein wenig zurückschrecken lassen.

C. Müller

Christine Roll (Hrsg.), *Recht und Reich im Zeitalter der Reformation*. Festschrift für Horst Rabe, unter Mitarb. v. Bettina Braun und Heide Stratenwerth, Frankfurt/M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien (Lang), 1996. XV, 531 S., 13 Abb.

Die Festschrift ist Horst Rabe zu seinem 65. Geburtstag und seiner Emeritierung von Schülern, Freunden und Kollegen zugeeignet. Auf den Seiten XI bis XV sind alle Gratulanten genannt. Die Schrift ehrt den in Theologie und Jura promovierten Wissenschaftler Rabe, der den Ansätzen der *École des Annales* mit seiner Forschung in Deutschland Gehör verschaffte.

Die Auswahl der insgesamt 21 Beiträge spiegelt die Interessen des Jubilars und die Anregungen, die er zu weiteren Forschungen gab. Die einzelnen Beiträge unter dem Obertitel sind recht vielfältig sowohl inhaltlich als auch, was ihre regionalen Untersuchungsfelder angeht. Es gibt keine Begrenzung auf einzelne Räume. Das Reich wird in seiner Gänze präsent und in einzelnen Aufsätzen im gesamteuropäischen Zusammenhang gesehen. Derjenige, der sich für die Zeit der Reformation interessiert, findet ein sehr facettenreiches Werk zu vielen Bereichen, die insgesamt in fünf Themengruppen gegliedert sind.

Der erste Themenblock „Das Reich und das habsburgische Kaiserhaus in Europa“ umfaßt fünf Beiträge und geht auf die eher völkerrechtlichen und die „europapolitischen“ Aspekte in fünf Artikeln ein. Die Person Karls V. wird beispielsweise nicht nur aus der deutschen, sondern auch aus der spanischen Gesichtsperspektive betrachtet, auch die Türkei wird in die Überlegungen einbezogen. Ein Aufsatz beschäftigt sich mit dem über die Völkerrechtsliteratur hinausgehenden Bereich der Völkerrechtspraxis.

Der zweite Komplex unter der Überschrift „Reichsrecht, Landrecht, Landesherrschaft“ ist juristischen Themen und ihren Quellen gewidmet. „Die Fehde im Recht“, Rechtsbräuche und -kodifikationen und beider Verhältnis zur Landesherrschaft werden von drei Autoren untersucht.

Im dritten Teil „Aspekte der Glaubensspaltung – Tradition und Erneuerung“ geht es in sieben Artikeln um theologische Fragen. Dabei werden Einzelpersonen und Personengruppen ebenso in den Blick gerückt wie schriftliche Quellen und ihre Verfasser.

Den vierten Teil unter der Überschrift „Das Reich im Zeitalter der Reformation – Struktu-

ren in Verfassung und Politik“ bilden drei Aufsätze über das Reichskammergericht, die Stadt St. Gallen und über den Herrschaftswechsel von Karl V. zu Ferdinand I.. Der abschließende Block „Reich und Bund“ befaßt sich in vier Einzelstudien mit den Bündnissen als politische Einungen. Der Einleitungsbeitrag gibt gleichzeitig einen Eindruck von der Forschung auf diesem Gebiet.

Absgeschlossen wird die Festschrift durch ein Schriftenverzeichnis Horst Rabes. *U. Schulze*

Gerhard Schäfer, *Vom Wort zur Antwort: Dialog zwischen Kirche und Welt in 5 Jahrhunderten*. Mit einem Geleitwort von Theo Sorg, Stuttgart (Theiss) 1991. 205 S., zahlr. Abb. Mit seinem Buch „Vom Wort zur Antwort“ legt der langjähriger Direktor des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart und Vorsitzende des Vereins für Württembergische Kirchengeschichte – ja, was eigentlich vor? Eine Dokumentation? Ein Meditationsbuch? Einen Bildband? Daß es für viele Leser und Interessenten etwas zu bieten hat, macht die Faszination dieses Buches aus. Schäfer geht den vielfältigen Antworten nach, zu denen evangelische Christen in Württemberg durch das als Anrede verstandene biblische Wort bewegt wurden. Dieses Antworten dokumentiert er durch Texte unterschiedlicher Autoren (und Redner) aus der 500jährigen Geschichte der württembergischen Landeskirche. Hierbei berücksichtigt er nicht nur Predigten, sondern auch andere Formen der Schriftauslegung, wie Ansprachen, Kommentare, Gedichte, Briefe. Jedem Text hat Schäfer eine kurze, instruktive Erläuterung zu seinem Verfasser und dem historischen Kontext beigegeben, so daß auch dem Laien Hintergründe erschlossen werden. Auch die zahlreichen Abbildungen „sollen Ort und historisches Umfeld der Autoren verdeutlichen und über den Text hinausführen“; denn: „Schriftauslegung kann auch im Bild geschehen“ (S. 13).

Gemäß dem Wort-Antwort-Schema werden im ersten Teil unter der Überschrift „Das Wort in der Schrift – Bibelausgaben in fünf Jahrhunderten“ zumeist Vorreden zu Bibelausgaben dargeboten. Besonders hervorzuheben sind hier die Vorrede des Haller Reformators Johannes Brenz und die Einleitung des Anhangs zur Stuttgarter Jubiläumsbibel 1932, der man das Ringen um ihre Zeitgenossen abspürt.

Im zweiten Teil folgt dann „die Antwort in vielerlei Gestalt – Bibelauslegung in fünf Jahrhunderten“. Die Auslegungen (im weitesten Sinne) ordnet Schäfer in vier Unterabschnitte: „Die hohen Feste der Christenheit“, „Ermahnung und Trost“, „Christsein und Gesellschaft“, „Erfüllung und Hoffnung“. Dabei wird wiederum den einzelnen Texten jeweils der Bibeltext, auf den sie sich beziehen, vorangestellt.

In der Fülle und Vielgestaltigkeit des gebotenen Materials – auch Brenz ist nochmals mit einem Auszug aus dem Sermon von den Heiligen vertreten – wird jeder Leser selbst seine ihn besonders ansprechenden Abschnitte finden müssen und sicher auch finden. Auswahl und Darbietung der Texte darf jedenfalls als äußerst gelungen bezeichnet werden. Daher läßt das Buch auch viele Möglichkeiten des Umgangs mit ihm zu, es dokumentiert und informiert ebenso sehr als es zur Meditation einlädt. Schließlich ist selbst der Preis von 68 DM – besonders angesichts der Verarbeitungsqualität – sehr erfreulich.

C. Müller

Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hrsg. vom Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg (Hamburger Edition) 1996 (2. Aufl.). 222 S., zahlr. Abb. Der Vorschlag, die Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung im Kreis Schwäbisch Hall oder im Hohenlohekreis zu zeigen, hat auch hier eine kontroverse, teils sehr emotionale Diskussion ausgelöst. Das erstaunliche an diesem Streit ist das dabei festzustellende Faktum, daß der Stand der Geschichtsforschung zum Thema offenbar kaum jemandem bekannt ist: Die der Ausstellung zugrundeliegende These – daß die Wehrmacht in großem Umfang personell und organisatorisch in die Verbrechen des Naziregimes verwickelt

kelt war – ist allgemein anerkannter Stand der Forschung und wird von keinem ernstzunehmenden Historiker, nicht einmal von einem weit rechts stehenden und wegen seiner Thesen zur Wertung des Holocaust höchst umstrittenen Mann wie Ernst Nolte bezweifelt. Trotzdem entstand weithin der Eindruck, in der Ausstellung würden sensationelle, neue Theorien vorgetragen. Hier wird m. E. ein schwerwiegendes Manko der deutschen Historikerkunft deutlich: Daß man die eigenen Erkenntnisse selbst zu so wichtigen Themen wie dem der Ausstellung der Öffentlichkeit offenbar nicht vermitteln kann.

Die Herausgeber des Katalogs wollten laut Vorwort kein „verspätetes und pauschales Urteil über eine ganze Generation ehemaliger Soldaten... fällen“, sondern zeigen, „daß die Wehrmacht an allen... Verbrechen aktiv und als Gesamtorganisation beteiligt war.“ Es geht nicht um die Wehrmacht als Gesamtheit, sondern als *Gesamtorganisation*, also darum, daß nicht einzelne irregaleitete Wehrmachtsangehörige, sondern die Institution als solche involviert war. Es geht auch nicht um Schuldzuweisungen und -sprüche (die sowieso nicht Aufgabe der Historie sein können), sondern um die Frage, was gewesen ist. Der gebetsmühlenartig erhobene Vorwurf der pauschalen Verunglimpfung aller Wehrmachtsangehörigen geht also ins Leere, und man hat gelegentlich den Eindruck, hier werde mit großem Lärm auf selbstgebaute Pappkameraden eingeschlagen, weil man sich einer inhaltlichen Auseinandersetzung nicht stellen will oder kann.

Die Darstellung legt ihren Schwerpunkt auf drei Themenkomplexe: Zum einen auf den „Partisanenkrieg“ in Serbien, unter dessen Deckmantel die Ausrottung der dortigen Juden – nebst Massakern an der sonstigen Zivilbevölkerung – weitestgehend direkt von der Wehrmacht betrieben wurde. Es wäre wünschenswert, wenn Öffentlichkeit und Politik hierzu diese deutschen Gräueltaten gegen die Serben endlich einmal zur Kenntnis nehmen würden. Zum zweiten wird auch die Beteiligung der in Stalingrad vernichteten 6. Armee an Massenmorden der Einsatzgruppe C sowie die unmenschliche Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen und die immer brutalere Behandlung der Zivilbevölkerung im Rahmen der „Bandenbekämpfung“ in deren Befehlsbereich dokumentiert. Der 3. Abschnitt befaßt sich mit dem Besatzungsregime der Wehrmacht in Weißrußland, das ebenfalls am Holocaust mitwirkte, für das Massensterben von Kriegsgefangenen mitverantwortlich war und sich an der Terrorisierung der Zivilbevölkerung bei der „Partisanenbekämpfung“ beteiligte. Dem „Verwischen der Spuren“, dessen gezielte Durchführung eine offenbar durchaus vorhandene Einsicht der Generalität in den Charakter ihres Tuns andeutet, folgen unter der provozierenden Überschrift „Das Eiserne Kreuz“ unkommentiert zahlreiche Texte, die Befehle, Berichte und Aussagen zu Kriegsverbrechen wiedergeben und mit zahlreichen Fotografien ergänzt wurden. Vorangestellt ist ein Blick durch die „Bilderwelt der Nachkriegsjahre“, die das Bild der „sauberen Wehrmacht“ transportierte.

In allen Abschnitten folgen nach knappen Einführungen Wehrmachtsbefehle, Berichte, Zeugenaussagen und vor allem zahllose zeitgenössische Fotos, die wohl überwiegend dem Voyeurismus und der Sensationslust zu verdanken sind und deren Veröffentlichung den besonderen Wert dieses Bandes ausmacht. Auch wenn man am einen oder anderen Punkt Kritik anmelden kann – v.a. an der kommentarlosen Verwendung sowjetischer Prozeßakten, die angesichts zahlreicher „Schauprozesse“ wohl keine ganz unproblematische Quellengruppe sind – wird in der Gesamtheit ein schlüssiges Bild gezeichnet, das diesen Band zu einer eindringlichen und bestürzt machenden Lektüre werden läßt.

Katalog und Ausstellung bieten aber vom Standpunkt der Geschichtsforschung her nichts wesentlich neues. Kritisiert werden muß deshalb, daß genau dies im Vorwort suggeriert und damit die Arbeit anderer Historiker abgewertet wird. Liegt (oder lag) doch das Problem, wie erwähnt, nicht in einem Forschungsfizit, sondern in der fehlenden öffentlichen Wahrnehmung. Unangenehm berührt einen auch der pauschale Vorwurf an die Militärgeschichtsforschung, sie weigere sich, Umfang und Charakter der Wehrmachtsverwicklung in die NS-Verbrechen einzugestehen. Ein Blick etwa auf die Arbeiten von Manfred Messerschmidt oder Christian Streit zeigt, daß dies unfair und ungerecht ist. Mit solchen Versuchen, sich

auf Kosten anderer als Vorkämpfer der Wahrheit zu präsentieren, tut man seinem Anliegen keinen Gefallen.

Somit liegt der Verdienst vor allem darin, eine längst überfällige, öffentliche Diskussion über die Rolle der Wehrmacht als Helfer und Stütze des NS-Regimes angestoßen zu haben. Deren Verlauf wirft allerdings auch die Frage auf, ob die Massenmedien mit ihrer Neigung zu Übertreibungen, Verzerrungen und Vereinfachungen mit solch einem Thema überhaupt angemessen umgehen können oder wollen.

D. Stihler

3. Landeskunde

Baden-Württemberg. Topographische Karten 1:50.000, 1:200.000, 1:1.000.000 Hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Landesamt. CD-ROM, Stuttgart (Landesvermessungsamt Baden-Württemberg) 1997 (2., verb. Aufl.).

Die in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Landesamt erstellte CD-ROM bietet mit den topografischen Karten in den obengenannten Maßstäben flächendeckende Übersichten über das Bundesland. Kartenausschnitte können vergrößert werden, ebenso lassen sich Verwaltungsgrenzen einblenden, Größenbestimmungen für Flächen durchführen oder der Bildschirminhalt ausdrucken. Zusätzlich enthalten sind auch Informationen über Museen. Im statistischen Teil lassen sich Daten zu über 400 Indikatoren – etwa Bevölkerungsentwicklung, Arbeitslosigkeit, Industrie und Gewerbe, Bebauung, kommunale Finanzen, Handel, Land- und Forstwirtschaft – abrufen, teilweise auch in Form von Grafiken oder im Vergleich mit dem Landesdurchschnitt. Auch längerfristige Entwicklungen werden dargestellt. Diese CD-ROM ist somit nicht nur eine „digitalisierte Landkarte“, sondern darüber hinaus eine Fundgrube für landeskundliche Informationen.

Systemvoraussetzungen sind ein IBM-kompatibler PC, mindestens mit 486-Prozessor, eine Grafikkarte mit 256 Farben und das Betriebssystem Windows 3.1 oder höher. Bedauerlich ist allerdings die nicht eben hohe Auflösung der Karten, was sich bei großmaßstäblichen Ausdrucken störend bemerkbar macht.

D. Stihler

Margareta Bull-Reichenmiller (Bearb.), „Beritten, beschrieben und gerissen“. Georg Gadner und sein kartographisches Werk 1559–1602. Inventar und Begleitbuch zu einer Ausstellung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Stuttgart (Hauptstaatsarchiv) 1996. 125 S., 35 Abb. Zum 400jährigen Jubiläum der Fertigstellung der „Chorographia. Beschreybung des löblichen Fürstentums Wirtenberg“ durch Georg Gadner veröffentlichte das Landesvermessungsamt Baden-Württemberg eine Faksimile-Ausgabe dieses bedeutenden Kartenwerks. Anlässlich der Präsentation der Reproduktion wurde von Juli bis Oktober 1996 vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart und dem Landesvermessungsamt Baden-Württemberg eine Ausstellung über Georg Gadner und sein kartographisches Werk gezeigt. Das hier zu besprechende Buch erfüllt zwei Aufgaben. Es ist das Begleitbuch zu jener Ausstellung, in dem der Pionier der württembergischen Kartographie, Georg Gadner, eine gebührende Würdigung erfährt. Neben Dokumenten und Übersichten zur Biographie von Georg Gadner nimmt sein kartographisches Werk im Buch einen breiten Raum ein. Der Band ist aber zugleich das Verzeichnis aller bisher ermittelten Karten Gadners, die im Hauptstaatsarchiv vorhanden sind. Diese Karten werden sorgfältig beschrieben, und zu jeder Karte werden die Umstände der Entstehung und ihr Inhalt erläutert, darüberhinaus sind die Signaturen von weiterführenden Akten angegeben. Alle Karten Gadners außer jenen der Chorographia sind im Band abgebildet, so daß zukünftig die Karten Gadners entweder in der Faksimile-Ausgabe der Chorographia oder im besprochenen Band studiert werden können. Die Originale erfahren dadurch eine weitgehende Schonung. Beschlossen wird der Band mit einem Beitrag von Ro-

land Häberlein vom Landesvermessungsamt über „Die Chorographia aus topographisch-kartographischer Sicht“. Eine Literatúrauswahl zum Thema schließt sich an. Ein sehr gelungenes Buch, es fragt sich nur, warum die Textverfasser des Bandes auf der Titelseite lediglich als „Bearbeiter“ bezeichnet werden. Ein inhaltlicher Grund dafür, beispielweise ein zu geringer Eigenbeitrag an der Publikation, ist nicht erkennbar. *A. Kozlik*

Peter Fassl, Wilhelm Liebhart, Wolfgang Wüst (Hrsgg.), Forschungen zur bayerischen und schwäbischen Geschichte. Gesammelte Beiträge von Pankraz Fried. Zu seinem 65. Geburtstag (Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft. Schwäbische Forschungsstelle Augsburg der Kommission für bayerische Landesgeschichte, Sonderpublikation), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 607 S., 1 Abb., 1 Karte (beiliegend).

Daß die Grenzen der heutigen Bundesländer nicht unbedingt etwas mit den räumlichen Einheiten der Vergangenheit zu tun haben müssen, dürfte gerade für Menschen, die sich mit der Vergangenheit von Württembergisch Franken beschäftigen, keine Neuigkeit sein. Ein in diesem Punkt durchaus vergleichbares Gebilde stellt das bayerische Schwaben dar, ebenfalls ein „Opfer“ des Jahres 1803. Im Unterschied zu Baden-Württemberg hat Bayern allerdings seinen regionalen Bestandteilen im Bereich der Forschung auch einen vom Staat getragenen organisatorischen Überbau angeeignet lassen, etwa seit 1991 in der Schwäbischen Forschungsstelle Augsburg, die der Kommission für bayerische Landesgeschichte eingegliedert ist, oder in dem landesgeschichtlichen Lehrstuhl an der Universität Augsburg, der seit 1986 auch offiziell der schwäbischen Landesgeschichte gewidmet ist. Inhaber dieses Lehrstuhl war seit 1980 P. Fried, dessen umfangreiche Forschungstätigkeit nun in einem Band zusammengestellt wurde. Eine Würdigung des Oeuvres, das durch seine Epochenunabhängigkeit, methodische und regionale Vielfalt besticht, kann hier nicht im einzelnen unternommen werden. Der Leser dieser Zeitschrift wird sich ohnehin recht schnell ein Bild vom Horizont des Jubilars machen können, wenn er sich einmal die Mühe macht, in den Titeln der hier vorliegenden Forschungen den Begriff „Bayern“ durch „Baden-Württemberg“ und den Begriff „Schwaben“ durch „Franken“ oder „Württembergisch Franken“ zu ersetzen. Schnell wird deutlich, welch grundlegende Themen für diesen Bereich noch ihrer Aufarbeitung harren (Stammesgrenzen im Mittelalter, Herrschaftsgrundlagen in Grenzgebieten, „Regionalismus“ als historisches Phänomen etc.). Zwar werden sich ohne institutionalisierte Förderung die Ansätze, Konzepte und Anregungen, die diesem Band zu entnehmen sind, kaum in absehbarer Zeit übertragen lassen – die Ergiebigkeit der Grenz- oder Übergangsregion als Forschungsfeld dürfte jedoch mit diesem Werk klar zum Ausdruck kommen. *G. Lubich*

Carlheinz Gräter, Weinwanderungen an der Tauber, Tauberbischofsheim (Frankonia Buch im Verl. Fränkische Nachrichten) 1996. 224 S., zahlr. Abb.

Ohne Liebe zum Frankenland, ohne Kenntnis seiner Geschichte und ohne geistige Anlaufpunkte bei fränkischen Literaturgrößen der Vergangenheit und Gegenwart passiert der unkundige Weinsucher eigentlich recht hilflos die Rebhänge dieses badisch-württembergisch-bayrischen Reviers. Carlheinz Gräter nimmt ihn an der Hand und alles wird gut. Denn – Tauberweine sind unverzichtbares Genußmittel und Mitnehmser all jener aufmerksam reisenden, forschenden und geschichts- und gegenwartsbewußten Menschen, die ihr Schicksal oder eigener Antrieb in dieses Rätselland südlich des Mains verschlagen hat. Doch Zwang soll nicht sein. Kein Gast soll mit dem Ellenbogen an den Tisch bugsirt werden, auf dem einer dieser köstlichen Tropfen aufs Getrunkenwerden lauert. Der neuen deutschen Rechtschreibung werden sich die Haare stellen, wenn der Verkostende später seine Degustation schriftlich zu untermauern versucht. Weinbenetzte Zungen und Gaumen leisten sich ihr eigenes Idiom – Kellerlatein wäre es zu nennen.

Der Oberlauf der Tauber um Rothenburg ist leider (noch) weinfrei, da beschneiden EU-Richtlinien alle privaten Initiativen, aber ab Taubercell schäumt die Kelter kräftig unterm Zepter einer ortseigenen Weinkönigin. Zudem hat die Tauber Seitentäler, die streckenweise sehr günstige Weinhänge bieten. Vor allem darf hier das Tal der Vorbach erwähnt werden, das sich von Schrozberg bis Weikersheim hinabzieht und einige trockene Weißweine parat hält, die man am besten vom ausbauenden Winzer bezieht.

Was Gräter in seinem in zweiter Auflage erschienenen Buch auflistet, läßt ohne weiteres die Spekulation zu, daß er jeden Quadratmeter Rebland zwischen Wertheim und Taubercell aus eigener Verkostung kennt. Darin läge denn auch der Bonus für den Neugierigen, der sich dieses eigensinnige Tal hinauftrinken will. Spätestens in Bad Mergentheim ließe sich da gezielt entgegenwirken. Dieses Buch, eine von Gräters vielen Publikationen über den Wein und den Umgang mit ihm, hilft Wissenslücken schließen und zeigt Furten, ein wahrlich altes Wort, das lediglich bedeutet: Überfahrt ohne nasse Füße möglich!

Ein Wörterbuch der Winzersprache, eine Weinchronik über tausend Jahre, ein Verzeichnis themenbezogener Literatur und etliche Inserate, leider in einigen Fällen stark euphemistisch geprägt, runden das Buch ab. Zudem ist dieser handliche Weinführer informativ bebildert und stellt damit auch auf grafischem Wege ein sehr brauchbares Nachschlagewerk dar, wenn es um das Taubertal und sein edelstes an Flüssigem, eben seine Weine, geht.

D. Wieland

Konrad Krimm, Herwig John (Hrsgg.), Bild und Geschichte. Studien zur politischen Ikonographie. Festschrift für Hansmartin Schwarzmaier zum fünfundsiebzehnten Geburtstag / Hrsg. im Auftr. der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg, Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 388 S., zahlr. Abb.

Der Jubilar, Leitender Archivdirektor im Generallandesarchiv Karlsruhe, 1975–1985 Leiter der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, Schriftleiter der renommierten ZGO, im engeren Vorstand der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg tätig und nicht zuletzt Landeshistoriker (Schwerpunkt: mittelalterliche Geschichte), kann mit Fug und Recht als eine der verdienstvollsten Persönlichkeiten der südwestdeutschen Landesgeschichtsforschung bezeichnet werden. Aus dem Tätigkeitsfeld des Archivars und der damit in Verbindung stehenden Beschäftigung mit den sog. „Hilfswissenschaften“, die H. Schwarzmaier an der Universität Heidelberg seit 1987 unterrichtet, leitet sich wohl letztlich auch die Konzeption der Herausgeber ab, die vorliegenden Festschrift unter ein auf den ersten Blick recht enges Motto, die politische Ikonographie, zu stellen. Doch ist die Festlegung der Beiträge auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt keinesfalls, und dies zeigen die Abhandlungen oft mustergültig, auch gleichzeitig eine Eingrenzung des Aussagegehalts zur allgemeinen Geschichte. „Bild“ wird zum Ausgangspunkt von „Geschichte“, und es ist immer wieder bemerkenswert, wie die sonst so stark auf die schriftlichen Quellen fixierte Forschung aus dem Bereich der Ikonographie bereichert oder zumindest flankiert werden kann.

Der Band gliedert sich in insgesamt drei zeitlich eingegrenzte Abschnitte sowie eine allgemein gehaltene aktuelle Überlegung, die aus dieser Gliederung ausgenommen ist. Für den Bereich des Hoch- und Spätmittelalters wird das Bild als „Zeichen der Herrschaft“ untersucht, wobei alle vier Autoren als gemeinsamen Ausgangspunkt ihrer Überlegungen den Bereich der Siegelkunde, die Sphragistik, gewählt haben. Zwei dieser Arbeiten können als Beiträge zu aktuellen Forschungsdiskussionen gewertet werden, besonders Hagen Kellers Studie zur Geschichte des in letzter Zeit gerade unter dem Aspekt der Kommunikation immer wieder neu bewerteten 10. Jahrhunderts, „Ottonische Herrschersiegel. Beobachtungen und Fragen zu Gestalt und Aussage und zur Funktion im historischen Kontext“ (S. 3–51). Keller macht deutlich, inwieweit Siegel als „Bildkommunikation“ zur Vergegenwärtigung von Herrschaft dienen konnten („Bildpräsenz“), welche Wechselbeziehungen zwischen der

Änderung von Herrschaftsverhältnissen bzw. herrschaftlich-königlichem Selbstverständnis und Siegelgestaltung bestehen und kann dabei – unter Berücksichtigung der sakralen Komponente – Neues oder zumindest Ergänzendes zum Bild dieser Umbruchsphase europäischer Geschichte herausarbeiten. In eine andere Kontroverse ordnen sich die Überlegungen von Harald Drös und Hermann Jakobs ein, deren Richtung schon aus dem Titel „Die Zeichen einer neuen Klasse. Zur Typologie der frühen Stadtsiegel“ (S. 125–178) kenntlich wird. Ausgehend von der Typologie rheinischer Städtesiegel (nach T. Diederich) wird im internationalen Vergleich (Italien, Frankreich) sowie unter besonderer, teilweise ursprünglich adliger Siegeltypen (Reitersiegel, Wappensiegel) die Frage nach der Beziehung von städtischer Herrschaft bzw. Verfaßtheit, deren Entwicklung und ihrem äußeren Ausdruck angeschnitten. Hervorzuheben ist bei dieser Arbeit auch das umfangreiche Corpus, das weiteren Forschungen eine Grundlage bieten kann. Mehr mit der „Macht der Bilder“ beschäftigt sich Eugen Hillenbrand, der die Rolle kaiserlicher und päpstlicher Siegelbilder in den Auseinandersetzungen zwischen diesen Gewalten während des 14. Jahrhunderts untersucht (S. 53–77). In Winfried Schöntags Beitrag über die Verwendung der Herrschaftsinsignien Fahnenlance, Banner und Schwert auf adligen Reitersiegeln des 12. und 13. Jahrhunderts (S. 79–124) kommt deutlich der Umbruch der Adelslandschaft in dieser Zeit zum Ausdruck, die Frage von adligem Selbstverständnis und Herrschaftsbegründung wird – unter Berücksichtigung regionaler Unterschiede – eingehend untersucht.

Für den Bereich Spätmittelalter und frühe Neuzeit stellt sich die Frage nach „Bild und Geschichte“ neu, nämlich nach dem Zusammenhang von „Szene und Gestalt“ und berührt dabei stärker Fragen der Mentalitäts- als der Herrschaftsgeschichte, wie sie im vorhergehenden Abschnitt behandelt worden sind. Als Beitrag zur „Erinnerungskultur“ vornehmlich des 15. Jahrhunderts sind die Überlegungen von Renate Neumüller-Klausner zu verstehen, die das Fortleben von militärischen Auseinandersetzungen in Bild und Wort untersucht und dabei die Frage nach „persönlicher“ oder „allgemein-historischer“ *memoria* anschnidet (S. 181–196). Eine eingehende Untersuchung der frühen oberdeutschen „Totentänze“ und ihrer Beziehung zu Holbeins Arbeit „Bilder des Todes“ unternimmt Eike Wolgast (S. 197–219). Steht hier die Frage des Todes im Mittelpunkt, so befaßt sich Dieter Mertens in seiner Betrachtung „Oberrheinische Humanisten im Bild. Zum Gelehrtenbildnis um 1500“ (S. 221–248) wieder mit der *memoria*, die eben mehr war als die bloße „Rückerinnerung an die Toten“ (S. 248), sondern gleichzeitig gemeinschaftsstiftend für eine Glaubensgemeinschaft wirkte, wodurch das Fortleben dieser Bildnisse auch über den Umbruch der Reformation hinweg zu erklären ist.

„Staat und Geschichte“ lautet die Überschrift des Abschnittes, der sich mit dem 19. und 20. Jahrhundert befaßt. Zur Geschichtszereption ebenso wie zur Prägung des Geschichtsbildes in Württemberg sind die Beobachtungen Hermann Ehmers, „Württembergische Geschichtsbilder“ (S. 251–276) aufschlußreich, der sich mit den zwischen 1836 und 1854 entstandenen Fresken im Neuen Schloß in Stuttgart aus der Hand des Hofmalers J.A. Gegenbaur, ihrer Entstehung, ihrer Rezeption und ihrem Schicksal befaßt. Der badischen Geschichte hingegen widmen sich zwei Beiträge, einmal Michael Kleins biographische Skizze zum Leben des heute weithin unbekanntem Privatgelehrten E.H.T. Huhn, der in dem Begleittext zu seinem „Band mit historisierend-romantischen Ansichten aus Baden“ aus seiner revolutionsfreundlichen Stimmung im Jahre 1850 keinen Hehl gemacht hatte und dafür eine Gefängnisstrafe abzuleisten hatte (S. 277–300); zum anderen schildert Herwig John den mühevollen Weg zur Entstehung eines Wappens des Freistaates Baden in den Jahren 1919–1921 (S. 319–344). Zwei Abhandlungen können schließlich geradezu noch einen Aktualitätsanspruch stellen, da in ihnen Mechanismen der Medien thematisiert werden, wie sie in ähnlicher Form sicherlich auch heute noch greifen, oft ohne daß der zeitgenössische Rezipient darüber ebenso sicher urteilen könnte wie der aus der Distanz betrachtende Historiker. Sei es, daß über „Maskierung und Demaskierung“ anhand der Kriegsskizzen des Simplicissimus (Volker Sellin, S. 301–317) oder über „Das Bild Frankreichs in Spielfilmen der Ära

Adenauer in der Bundesrepublik Deutschland“ (Friedrich P. Kahlenberg, S. 345–358) behandelt wird: Es wird deutlich, daß die „Macht der Bilder“ sowohl ein historisches als auch ein aktuelles Problem ist.

Als letzter Beitrag, einziger des abschließenden Unterkapitels „Pro memoria“, wurde unter dem Titel „Versiegende Quellen. Der unbemerkte Untergang kirchlicher Quellen“ von Johann Michael Fritz aufgenommen, ein recht persönlich gehaltene Betrachtung über die sich aus der aktuellen, zumindest bedenklich zu nennenden Situation ergebenden Probleme für den Erhalt kirchlicher Kunstgegenstände als Ensembles, die aus dem Wechselspiel von „Überforderung der staatlichen Denkmalpflege, den finanziellen Nöten von Staat und Kirche, der immer stärker werdenden Entchristlichung bis hin zu dem weitgehenden Desinteresse der Theologen“ resultieren.

Ein Bibliographie des Jubilars, für die jeder an der südwestdeutschen Landesgeschichte Interessierte sicherlich sehr dankbar ist, beschließt eine Festschrift, die gleichzeitig ihren Empfänger ehrt (und sicherlich auch erfreut) und zudem als thematisch überzeugend stringent aufgebautes Werk für sich steht.

G. Lubich

Hans-Peter Mengele, *Wer zu Späth kommt... Baden-Württembergs außenpolitische Rolle in den Umbruch-Jahren*, Stuttgart; Tübingen (Silberburg) 1995. 359 S.

Hier schreibt ein Autor, der aus erster Hand berichtet: Mengele war ab 1982 mit einer kurzen Unterbrechung Persönlicher Referent und Berater von Lothar Späth. Seine Schwerpunkte lagen dabei im internationalen und außenwirtschaftlichen Bereich. In nüchternem Ton schildert der Autor die außenpolitischen Aktivitäten des früheren Ministerpräsidenten, dessen besonderes Interesse der sozialistischen Staatenwelt und den Ländern Asiens galt. So erscheint Lothar Späth nochmals in der Rolle, die ihm die liebste war: als innovativer Landespolitiker, für den globales Denken und regionale Wirtschaftspolitik zwei Seiten einer Medaille waren. Mit erstaunlicher Detailgenauigkeit beschreibt der Autor die außenpolitischen Stationen und das außenwirtschaftliche Engagement seines ehemaligen Vorgesetzten, doch bleibt der Hauptakteur auf merkwürdige Weise blaß, denn über den Menschen Lothar Späth erfährt man bei alledem so gut wie nichts. Nichts darüber, ob Späth wirklich die Absicht hatte, Helmut Kohl von seinem Bonner Thron zu stoßen, nichts darüber, was in Späth vorging, als sich die dunklen Wolken der „Segeltörn-Affäre“ über ihm zusammenbrauten. Wer Enthüllungen erwartet, wird enttäuscht. Die Diskretion des Verfassers läßt wenig Raum für kritische Wertungen. Dazu werden, wenn überhaupt, Außenstehende bemüht, beispielsweise Manfred Rommel, der in seiner mild-ironischen Art einmal sagte: „Der Wind, der über Asien weht, er flüstert leise 'Lothar Späth'“.

Der das Buch durchziehende Berichterstattungston verleiht der Innenansicht der Macht nur selten eine eigene Qualität, so etwa in den Jahren 1989/90, in denen der Verfasser plötzlich zum Zeugen von Siechtum und Untergang des anderen deutschen Staates wird. In diesem Abschnitt merkt man dem Autor endlich Emotionen an, und so stellt sich beim Leser das langerhoffte Prickeln ein. Nun geschieht, was der Leser eigentlich erwartete: Aus den Marionetten werden Menschen.

Das Buch, obzwar glänzend geschrieben, muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß es nicht einlöst, was der Titel reißerisch verspricht. Nicht die Person Lothar Späth steht im Mittelpunkt, sondern das politische Geschehen seiner Amtszeit. Wer die Tagespresse jener Jahre verfolgt hat, wird an vieles zurückerinnert, erfährt aber letztendlich wenig Erhellendes oder gar Aufregendes. Die Stärke des Buches ist somit gleichzeitig seine Schwäche: Es „referiert“ zu viel.

H. Kohl

Winfried Mönch, *Das Rote Kreuz im Rems-Murr-Kreis 1866–1996. Seine Geschichte im Raum Backnang, Schorndorf, Waiblingen und Welzheim, Waiblingen (DRK, Kreisverband Rems-Murr) 1996. 252, [17] S.*

Festschriften, die zu mehr oder weniger runden Vereinsjubiläen erscheinen, haben bezüglich der Aufarbeitung der Vereinshistorie einen völlig unterschiedlichen Standard. So soll hier als positives Beispiel und als Vorbild für andere Organisationen die Arbeit von Winfried Mönch angezeigt werden, die anlässlich des 130jährigen Bestehens des Roten Kreuzes im Rems-Murr-Kreis entstand. Diese Festschrift wurde übrigens in zwei Versionen veröffentlicht, einer handlichen, mit Grußworten versehenen Ausgabe und einem einfacher hergestellten Buch im Format A 4, das auch den wissenschaftlichen Apparat der geschichtlichen Aufarbeitung enthält. Diese Version wollen wir der Rezension auch zugrundelegen. Zur Gründung der ersten Rot-Kreuz-Gruppen auf Ortsebene kam es im heutigen Rems-Murr-Kreis während des Krieges von 1866 in Backnang, Schorndorf, Welzheim und Winnenden, im Krieg von 1870/71 kamen Aktivitäten in Murrhardt und Waiblingen hinzu. In der Festschrift wird ausführlich und fundiert die Entwicklung des Roten Kreuzes im Rems-Murr-Kreis von diesen Anfängen bis in die Gegenwart untersucht, wobei immer auch der Zusammenhang mit überregionalen Tendenzen innerhalb der Rot-Kreuz-Organisation berücksichtigt wird. Mönch hat, wie aus dem Archivalienverzeichnis im Anhang zu ersehen, zahlreiche Archive, insbesondere das Stuttgarter Hauptstaatsarchiv und die Stadtarchive im Rems-Murr-Kreis durchgearbeitet und kann dadurch ein ziemlich umfassendes Bild der Rot-Kreuz-Aktivitäten zeichnen, das aber vielleicht durch aussagekräftige historische Fotos hätte ergänzt werden können. Über die Grenzen des Rems-Murr-Kreises hinaus verdient auch die im Anhang abgedruckte Bibliographie Anerkennung, die neben der allgemeinen Literatur zum Roten Kreuz auch die Publikationen zu seiner Geschichte in Baden-Württemberg und der dortigen Kreisverbände enthält, so beispielsweise auch die DRK-Festschriften des KV Schwäbisch Hall/Crailsheim.

A. Kozlik

Dieter Planck (Hrsg.), *Vom Vogelherd zum Weissenhof. Erbe und Verpflichtung: Kulturdenkmäler in Württemberg, Stuttgart (Theiss) 1997. 273 S. u. 306 Abb.*

Württemberg ist reich an herausragenden Kunst- und Kulturdenkmälern. Im vorliegenden Buch wird an charakteristischen Beispielen die Geschichte und Entwicklung der württembergischen Kulturlandschaft von der Altsteinzeit bis zu unmittelbaren Gegenwart gezeigt. Den Schwerpunkt bildet die Kultur des Bauens und Wohnens, z. T. wird aber auch auf andere kulturgeschichtliche Aspekte wie Religion und Verkehrswesen eingegangen.

Im einführenden Kapitel stellt der Herausgeber, Prof. Dr. Dieter Planck, seit 1994 Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, die vielfältigen Tätigkeiten und Aufgaben seiner Landesbehörde, wie z. B. das Erfassen und Inventarisieren von Boden- und Baudenkmalern, die Beratung beim Renovieren von Denkmälern und das Durchführen archäologischer Rettungsgrabungen, aber auch die Probleme und Interessenskonflikte, die sich beim Umgang mit Denkmälern ergeben, dar. Ein Anliegen des Buches ist es daher auch, für die vielfältige württembergische Denkmallandschaft und die Aufgabe des Landesdenkmalamtes, unser kulturelles Erbe zu retten und bewahren, Bewußtsein und Verständnis zu erwecken. Dies ist gerade heute in der Zeit knapper werdender öffentlicher Mittel, wobei insbesondere die Gelder für die Denkmalpflege massivst gekürzt wurden, um so wichtiger, da gleichzeitig die Bedrohung und unwiederbringliche Zerstörung – vor allem von archäologischen Denkmälern – gerade in jüngster Zeit durch verstärkte und durch Gesetzesänderungen noch beschleunigte Neubautätigkeiten, durch die Auswirkungen intensiver Landwirtschaft und durch Umweltveränderungen rasante Ausmaße angenommen hat. Auch die Bau- und Kulturdenkmalpflege hat massiv unter den Kürzungen der Zuschüsse für Eigentümer von Denkmälern zu leiden. Es bleibt zu hoffen, daß nicht durch weitere Änderungen das bewährte baden-württembergische Denkmalschutzgesetz von 1972 noch stärker ausgehöhlt

wird. Die Bewahrung unseres kulturellen Erbes kann schließlich nicht nur allein einigen engagierten Privatleuten, Stiftungen und Vereinen überlassen werden.

Für die weiteren Kapitel konnte der Herausgeber mehrere namhafte Landesarchäologen, Bau- und Kunsthistoriker sowie Architekten gewinnen, die größtenteils ebenfalls für das Landesdenkmalamt arbeiten. Somit bietet das Buch auch einen Überblick über die Schwerpunkte denkmalpflegerischer Tätigkeiten der letzten Jahre in Württemberg.

Nach einer kurzen Geschichte der Denkmalpflege in Württemberg wird ein umfassender kulturgeschichtlicher Bogen geschlagen, von den altsteinzeitlichen Höhlenfunden in der Schwäbischen Alb, den bronzezeitlichen Pfahlbausiedlungen am Federsee über die Kelten- und Römerzeit, frühmittelalterlichen Gräberfeldern, dem hochmittelalterlichen Leben in Dorf, Stadt, Burg und Kloster, neuzeitlichem Städte- und Schlösserbau und den Spuren jüdischen Lebens schließlich zu den Bauten des Industriezeitalters und der Architektur der Moderne.

In zahlreichen Beispielen und Abbildungen findet auch unser Vereinsgebiet Erwähnung. Dies reicht vom heute noch gut im Gelände zu erkennenden keltischen Oppidum bei Creglingen-Finsterloh über die rekonstruierten Limestürme zwischen Mainhardt und Murrhardt, Schloß Bartenstein und dem Weikersheimer Marktplatz als Beispiele barocker Planung bis zum ehemaligen Salzbergwerk Wilhelmsglück bei Schwäbisch Hall als erstem deutschen Salzbergwerk. Ausführlicher wird auf die Bedeutung des kleinen Dorfes Unterreggenbach bei Langenburg für die Entwicklung der Mittelalterarchäologie in Württemberg, auf Schloß Pfedelbach als eine in Grund- und Aufriß nach der Architekturlehre des 18. Jahrhunderts gebaute Schloßanlage und die Öhringer Karlstorvorstadt als Beispiel einer klassizistisch geplanten Beamtenvorstadt eingegangen. Als Exempel gelungener denkmalpflegerischer Tätigkeit, dem interdisziplinären Zusammenwirken von Archäologen, Bau- und Kunsthistorikern, durch das ein detailliertes Bild der Geschichte einer Burg vom Hochmittelalter bis zur Neuzeit entworfen werden konnte, wird Burg Amlshagen bei Gerabronn lobend erwähnt. Ein Musterbeispiel eines alten Hauses, an dem sich die Spuren aller Epochen vom 13. Jahrhundert bis heute ablesen lassen können, ist das Clausnitzerhaus (Am Markt 2) in Schwäbisch Hall. Indem man im Lauf der Jahrhunderte das Gebäude dem jeweiligen Geschmack und den Bedürfnissen angepaßt hat, gleichzeitig aber das Überkommene in seinen Grundformen respektiert hat, ist eine einzigartige Symbiose entstanden. Ausdrücklich gelobt wird die vorbildliche Denkmalpflege der Stadt Schwäbisch Hall, die auf Grundlage umfangreicher bauhistorischer, statischer und restauratorischer Voruntersuchungen eine behutsame Restaurierung ihrer alten Bausubstanz plant.

Das Buch bietet einen abwechslungsreichen, ansprechend gestalteten und reich bebilderten Überblick über die Entwicklung der württembergischen Kulturlandschaft und ist insbesondere als Geschenk geeignet.

M. Roebel

Harald Siebenmorgen (Hrsg.), *Schurke oder Held? Historische Räuber und Räuberbanden*. Ausstellung des Badischen Landesmuseums und in Zusammenarbeit mit dem Stadtmuseum Hornmoldhaus in Bietigheim-Bissingen..., 27. September 1995 bis 7. Januar 1996 im Karlsruher Schloß (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums, Bd. 3), Sigmaringen (Thorbecke) 1995. 401 S., zahlr. Abb.

Das zu besprechende Werk ist als Band 3 in der Reihe „Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe“ erschienen. Es ist der Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung, die 1995 im Karlsruher Schloß anschaulich und spannend das Thema Räuber abhandelte.

Schurke oder Held? – der Titel weckt Interesse an einem Thema, dessen Ambivalenz schon häufig Anlaß für Publikationen literarischer oder politischer Art war. Warum grenzen sich Menschen von der Gesellschaft ab, tun sie dies freiwillig oder werden sie, durch welche Umstände auch immer, dazu getrieben? Wie soll die Gesellschaft mit ihnen umgehen, wie die Politik auf die Herausforderung antworten? Diese Fragen stellten sich bereits in der frü-

hen Neuzeit, und der vorliegende Band versucht darzustellen, wie im 16. – 19. Jahrhundert die Problematik gesehen und welche Lösungsansätze gefunden wurden. Darüber hinaus wird ausführlich über die ethnologischen Aspekte des Räuberdaseins informiert, über die Kleidung und Sprache und die Lebensweise der Jauner.

In seinem Vorwort macht Harald Siebenmorgen bereits deutlich, daß hier ein Mythos untersucht wird, der von der historischen Wirklichkeit abzugrenzen ist. Es gilt, den Mythos des „edlen Spitzbuben“, welcher vor allem in Literatur und Kunst, aber auch in der ideologiegeschichtlichen Rezeption vorherrscht, von der harten Realität herumziehender, bettelnder oder stehlender Unterschichten zu trennen und beide Elemente einer genaueren Untersuchung zuzuführen. Dies wird auf eine sehr anschauliche, vor allem aber wissenschaftlich fundierte Weise im vorliegenden Band geleistet.

Der Aufsatzteil gliedert sich in vier Themenbereiche, beginnend mit „Einführenden Untersuchungen“, in welchen eher allgemein über Räuber und Mordbrenner des 16. Jahrhunderts, Bettler, Landstreicher und Räuber des 18. Jahrhunderts, über die Gaunersprachen und -trachten sowie über den Aktionsradius, die Organisationsstruktur der Räuberbanden und deren Bekämpfung im süddeutsch-schweizerischen Raum berichtet wird. Hier wird bereits deutlich, daß man von dem Bild der Räuber als „Rächer der Entrechteten“ Abschied nehmen und akzeptieren muß, daß es sich um Verbrecher handelte, die teilweise äußerst brutal vorgingen. Aber in den Beiträgen werden auch die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Hintergründe gezeigt, die einige Menschen dazu veranlaßten oder zwangen, kriminelle Lebensläufe einzuschlagen. Im zweiten Teil der Abhandlungen werden regionale Räuberbanden vorgestellt, unter anderem die Hölzerlips aus dem Odenwald, der Schinderhannes aus dem Hunsrück, die Neudener Zürnbande, die Räuber vom Mainhardter Wald, Banden aus dem Spessart und aus Oberschwaben und die Rolle von Frauen in den Banden des 18. und 19. Jahrhunderts. Im vorletzten Teil der Aufsätze findet sich ein analytischer Beitrag über die Marginalität der jaunerischen Subkultur und ihrer Entwicklungsbedingungen. Darin werden die Ausgrenzungsmechanismen vor allem der frühneuzeitlichen Städte dargestellt, die zur Gruppenbildung randständiger Personen führte. Dazu gehörten unter anderem die Neubewertung des Armutsideals, das aufkommende Arbeitsethos, die Trennung der seßhaften, anspruchsberechtigten Bettler von vaganten Bettlern, die negative Beurteilung von Mobilität, Unehrlichkeit und Verarmung. Ein weiterer Aufsatz befaßt sich mit dem Strafvollzug an Räubern, der sich von der Todes- und Leibstrafe, also dem Hängen oder Rädern, hin zur Freiheitsstrafe entwickelte. Der letzte Teil behandelt die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte des Räuberthemas, angefangen bei Schillers Drama „Die Räuber“ und anderen Dichtungen des 18. Jahrhunderts über die Sagengestalten „Schinderhannes“ und „Hölzerlips“, hin zu den Räubern als Motiv in der Malerei, vor allem bei Johann Baptist Pflug. Der Räuber im Spielfilm, mit Schwerpunkten auf den deutschen Heimat-Spielfilmen und dem Robin-Hood-Motiv in angelsächsischen Filmen, beschließt den Aufsatzteil.

Diesem folgt ein umfangreicher, gut kommentierter und thematisch zusammengestellter Abbildungsteil. Die Farbtafeln befinden sich vor dem Katalog, sind aber im Katalogteil erläutert. Die dort abgekürzt zitierte Literatur wird im Anschluß aufgelistet. Darin enthalten sind zahlreiche Standardwerke, aber auch Ausstellungskataloge und Zeitschriftenartikel zum Thema. Überhaupt findet man am Ende jedes Artikels ausführliche und neueste Literatur- und Archivalienhinweise, so daß man diesen Band getrost jedem an die Hand geben kann, der sich aktuell über das Thema informieren und den letzten Stand der Forschung rezipieren möchte.

Insgesamt bietet der Ausstellungskatalog eine abwechslungsreiche und gut bebilderte Einführung in die Welt der Räuber und Jauner in der frühen Neuzeit. Sowohl der Laie als auch der (Rechts-)Historiker, Ethnologe oder Soziologe kann darin schmökern und Anregungen zur Weiterbeschäftigung mit dem Thema erhalten. Der großformatige Band ist ansprechend gestaltet, der Aufsatzteil ist mit Illustrationen aufgelockert und die Beiträge haben durchweg eine „lesbare“ Länge von 6–20 Seiten.

Manfred Wetzel, Vom Mummelsee zur Weibertreu. Die schönsten Sagen aus Baden-Württemberg. Mit Illustrationen von Joachim Burzik, Stuttgart (Theiss) 1997 (2. Aufl.). 418 S.

Dieser ansprechende, mit schönen Illustrationen aus der Feder von Joachim Burzik versehene Band versammelt zahlreiche Sagen aus den verschiedenen Regionen unseres Bundeslandes. Auch das württembergische Franken ist mit einigen Geschichten vertreten: Für Schwäbisch Hall steht – wen wundert es – der Haalgeist, beim Einkorn treibt der „Wilde Rechberger“ sein Unwesen, in der Tüngentaler Kirche suchte einst „Das Häslein von Tüngental“ Schutz vor Jägern. Zum beliebten Sagenobjekt der Raubritter gehören der letzte Hohensteiner, dessen Burg im Bühlertal bei Vellberg stand, und der hierzulande raubende und mit seiner Flucht vom Nürnberger Galgen berühmt gewordene Eppelle von Gailingen. Wesentlich später, während des dreißigjährigen Krieges, spielt die Crailsheimer Geschichte vom „Schuster und dem Männlein“. Diese Gegend scheint überhaupt ein gutes Pflaster für unheimliche, „sagenhafte“ Ereignisse zu sein: So erinnern „Die Glocken von Tiefenbach“ an eine Errettung vor Spukgestalten, die Schöneburg ist Schauplatz des Todes der Gräfin Adelheid, der „Gründische Brunnen“ im Speltachtal kann sogar mit – wohl etwas vom Wege abgekommenen – Meerfräuleins aufwarten. „Die Bluttat des Edelmannes“ am eigenen Sohn läßt diesen – einen Herrn von Rohr – bei Westgartshausen spuken, von der Liebe zwischen einem Ritter und einem Mädchen aus Bächlingen erzählt „Der Ritter von Katzenstein und sein Sohn“. Bei der „Waldenburger Fastnacht“ im Jahr 1570 soll der Teufel persönlich Feuer gelegt haben, und in Wachbach muß eine Gräfin zur Strafe für ihre Hartherzigkeit als „Villingertalfräule“ umgehen.

Mit diesen Titeln sei angedeutet, was dieses Buch ausmacht: Die zahlreichen Sagen mit ganz verschiedenem Hintergrund und Charakter sind eine interessante und kurzweilige Lektüre, die auch zum Besuch dieser im wahrsten Sinne des Wortes geschichtsträchtigen Stätten einladen.

D. Stihler

4. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Martin Biastoch, Tübinger Studenten im Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 44), Sigmaringen (Thorbecke) 1996. 284 S.

Das hier anzudeutende Werk, eine im Jahr 1994 an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen abgeschlossene Dissertation, ist das Ergebnis umfangreicher Forschungen in staatlichen, kirchlichen und universitären Archiven, die durch die Auswertung zahlreicher Quellen aus privaten Nachlässen ergänzt wurden. Der Autor entwirft in dieser Studie ein umfassendes Bild des akademischen Lebens um die Jahrhundertwende, also einer Zeit, in der das Studium an einer Universität noch ein Privileg darstellte, in dessen Genuß nur wenige kamen. Als im Jahr 1910 die Zahl der Studierenden, die jahrzehntelang bei etwa 1500 gelegen hatte, endlich bei 2000 ankam, beging man dieses Ereignis in einem stolzen Festakt – offenbar kam hier noch niemand auf die Idee, steigende Studentenzahlen für etwas Bedenkliches zu halten.

„Alles ward laut kommandiert, und wenn man es richtig befolgte, lebte man mit sich und der Welt in Frieden.“ So beschreibt Heinrich Mann in seinem Roman „Der Untertan“ Umgang und Trinksitten in der „Hochfeinen Korporation“ Neuteutonia, der sein Held Diederich Heßling sich als Chemiestudent im kaiserlichen Berlin anschließt. Doch war das an obrigkeitsstaatlichen Verhaltensmustern orientierte Ritual nur eine Seite des damaligen Studentendaseins, denn am anderen Ende der Skala stand ein hohes Maß an Freizügigkeit, oft als Mischung aus arrogantem Schlendrian und einem unbändigen Willen zum Lebensgenuß,

der seinen Ausdruck in bewußt provozierten Gesetzesübertretungen fand – Dinge, die in studentischen Kreisen zum guten Ton gehörten.

Glaubt man dem Klappentext des Buches, so korrigiert der Autor diese Vorstellungen von der „alten Burschenherrlichkeit“ gründlich. Dies geschieht vor allem für den Bereich der Theologie, deren Studienbedingungen im Mittelteil des Werkes ausführlich dargestellt werden. Man muß sich dabei vor Augen halten, daß nahezu ein Drittel der in Tübingen Studierenden in der Zeit des Kaiserreichs Theologen waren. Die meisten von ihnen lebten im dazugehörigen Konvikt, also entweder im evangelischen Stift oder im katholischen Wilhelmsstift. Die Bedingungen, denen sich die angehenden Geistlichen hier unterordnen mußten, waren von einem strengen Reglement bestimmt, das dem einzelnen nur wenig Raum zu freier Entfaltung ließ. Hinzu kam, daß die Theologie ihre Studierenden als einziges Fach mit einem ins Detail gehenden Studienplan konfrontierte. Dennoch waren Austritte (wie übrigens auch Promotionen) selten. Die Gründe dafür lagen in der sozialen Herkunft der Theologiestudenten, die anders als ihre Kommilitonen aus der Juristerei oder Medizin eher aus mittleren oder unteren Einkommenschichten stammten und in ihrem Studium eine Möglichkeit zum sozialen Aufstieg sahen. Zum anderen hätte die Aufgabe des Studiums für die meisten eine Rückzahlung des Stipendiums und der nicht unerheblichen Kollektgebühren bedeutet, Folgen, vor denen man offensichtlich zurückschreckte. Erst um 1910 kam es zu einer Reform, mit der die kasernenähnlichen Lebensbedingungen ein wenig erträglicher gemacht wurden.

Bringt man den Charakter der damaligen Universität auf einen Nenner, so lassen sich als typische Merkmale benennen: die Universität des Kaiserreichs war männlich (die erste Frau wurde in Tübingen im Jahr 1904 offiziell zum Studium zugelassen), korporiert und damit satisfaktionsfähig (es sei denn, man war jüdischen Glaubens), klein und überschaubar (es gab sieben Fakultäten), unpolitisch (das Wahlalter lag damals noch bei 25 Jahren) und nicht zuletzt teuer (man aß mittags und abends in Gaststätten, zahlte hohe Kollektgebühren, trank – von einigen Abstinenzlern abgesehen – allabendlich sein Bier usw.). Ansonsten waren die Studenten Kinder ihrer Zeit, christlich-konservativ, teilweise liberal in ihrer Grundhaltung, dabei parteipolitisch abstinent, insgesamt aber wohl weniger bismarckbegeistert, nationalistisch und antisemitisch als die Studenten an den großen preußischen Universitäten in Berlin oder Breslau. Den schönen Dingen des Lebens war man selbstverständlich zugetan, das Singen, Wandern, Tanzen, Reiten, Turnen und natürlich auch das Fechten standen hoch im Kurs. Wo möglich, suchte man die Nähe der Professoren, auch die ihrer weiblichen Nachkommen, tunlichst vermieden wurde dagegen der Kontakt mit dem einfachen Volk, etwa den Weingärtnern in der Unterstadt, dem sogenannten Gogenviertel.

Ein schwieriges Kapitel stellte damals das weibliche Geschlecht dar, und zwar aufgrund seiner weitgehenden Abwesenheit. Beziehungen zu Frauen waren nur außerhalb des universitären Bereichs möglich. Nicht standesgemäße Liebschaften, verdeckte Prostitution und Geschlechtskrankheiten in hoher Zahl gehörten daher ebenfalls zur Realität des studentischen Lebens, das allerdings, was diese Seite betrifft, zur Enttäuschung des Lesers nur unzureichend in Quellen dokumentiert ist. Eine löbliche Ausnahme bieten hier die leider nur vereinzelt überlieferten Stubenbücher, in denen die Studenten anspielungsreich, mitunter derb, aber stets geistvoll, ihre Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht zum besten gaben. Ein besonders köstliches Beispiel aus diesen geheim und, was die Autorenschaft anlangt, wohl auch anonym angelegten Verzeichnissen, die unter den Stubengenossen als „Jungfrauenspiegel“ und Parthenopsis“ firmierten, soll dem Leser nicht vorenthalten bleiben: „Ölschläger, Mathilde (17 Jahre). Leidend aussehende Blondine aus der Haagasse. Im Tanzen vertraute sie einem Roigel [= Angehöriger einer evangelischen Verbindung] an, daß ihr die Bleichsucht viel zu schaffen mache. Sonst sehr angenehm und lieb. Bei Tanzen pflegt sie auch ihr Holz am Tänzer angenehm zu reiben, so daß von dieser Reibung auch ein Brand entstanden sein soll, der jedoch gelöscht werden konnte.“ – *Gaudeamus igitur!*

Trude Ehlert (Hrsg.), *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit*. Vorträge eines interdisziplinären Symposions vom 6. – 9. Juni 1990 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Sigmaringen (Thorbecke) 1991. 304 S., 37 Abb.

Befragt man einen Mediävisten, was er unter „Haus“ versteht, so wird wohl in der Regel zunächst eine Begriffsdefinition der Organisationsformen des Adels im Mittelalter folgen; trotz der mittlerweile fast allgemein verkündeten Absage an die traditionelle Herrschaftsgeschichte ist auch heute der Vorrang der politischen Geschichte noch weit verbreitet. Grundlegende Faktoren des Alltagslebens vergangener Zeiten sind diesem Gebiet gegenüber im Kanon der institutionalisierten Geschichtswissenschaft doch recht spärlich vorhanden, obwohl das Anliegen der Alltagsgeschichte, Geschichte aus den unmittelbaren Lebensbedingungen der Zeitgenossen heraus zu verstehen, durchaus verständlich und legitim ist. Daß eine moderne „kanonische“ Universitätsausbildung damit gewisse Wissenslücken hinterläßt, wurde dem Rez. bei der Lektüre des hier anzuzeigenden Bandes am eigenen Leibe oft genug bewußt.

Unter dem recht globalen Titel „Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit“, der auf den ersten Blick den Anschein eines Handbuches erwecken mag, finden sich die Beiträge eines interdisziplinären Symposiums des Jahres 1990, dessen Vorläufer „Essen und Trinken in Mittelalter und früher Neuzeit“ schon einen ersten Schritt hin zu einer grundlegenden Aufarbeitung der (städtischen) Alltagskultur dieser Epoche unternommen hat. Zentrum der hier aufgenommenen 17 Beiträge ist die praktische Organisation des (Bürger-) Haushaltes in all ihren Facetten, sei es die häusliche Rollenverteilung, Nahrungsbeschaffung und Vorratshaltung, Ernährungsvorschriften, Sachkultur oder die Ideale und Normen, die an einen Haushalt auch als ideale Gemeinschaft herangetragen wurden. In der Regel an landesgeschichtlichen Beispielen verdeutlicht, gelingt es den beteiligten Forschern, überwiegend aus den Fachgebieten Geschichte und Germanistik, das Bild einer Epoche gleichsam „von unten“ zu zeichnen, wie man es wohl in kaum einem der verbreiteten Lehrbücher finden wird.

G. Lubich

Dieter Rödel, Joachim Schneider (Hrsgg.), *Strukturen der Gesellschaft im Mittelalter*. Interdisziplinäre Mediävistik in Würzburg, Wiesbaden (Reichert) 1996. 384 S.

Der Würzburger Mediävist Rolf Sprandel, dem dieser Band gewidmet ist, hat in seinem über zwanzigjährigen Wirken nicht nur durch seine eigenen, vornehmlich gesellschafts-, verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlich orientierten Forschungen einen Namen gemacht, sondern auch durch seine Tätigkeit als Organisator und *spiritus mentor* zahlreicher Forschungsprojekte, die in ihrer weitgreifenden Themenausrichtung oft genug den Rahmen der reinen Geschichtswissenschaft sprengten. Was lag also näher, als ihm zu seinem 65. Geburtstag einen Band zu widmen, der von seiner Anlage her „Anordnungen und Problemlagen sozialer Beziehungen“ (Einleitung, S. XIII) Rechnung trägt, die von den Vertretern verschiedener Wissenschaften untersucht werden? Insgesamt 21 Beiträge, deren einzelne Erwähnung den hier zur Verfügung stehenden Raum sprengen würde, haben sich mit den Problemfeldern „Ehe, Liebe, Geschlechterrollen“, „Kleriker und Mönche“, „Kriegerischer und friedlicher Konfliktaustrag“, „Wirtschaft und Sozialstruktur“ sowie „Wahrnehmung von Gesellschaft: Das Eigene und das Fremde“ auseinandergesetzt. Ergebnis dieser Unternehmung ist ein durchweg sorgfältig gearbeiteter, auf hohem wissenschaftlichen Niveau anzusiedelnder Band, der in seiner Vielfältigkeit der Forschung Anstoß und Vorbild sein kann und – nicht zuletzt – dem Jubilar eine sicherlich gerne und freudig angenommene, adäquate Ehrbezeugung aus der Hand von Kollegen und Schülern.

G. Lubich

Frieder Stöckle, Roland Bauer, *Handwerk. Die Letzten ihrer Zunft*, Heidelberg (Ed. Braus) 1996. 183 S., viele Abb.

Das gelungene Vorhaben, etwas von der Mentalität ausstorbender Handwerkszweige zu vermitteln, stellt dieser Band von Frieder Stöckle und Roland Bauer dar. Anlaß dazu war die

Ausstellung „Handwerk – Die Letzten ihrer Zunft“, die von Juli bis September 1996 im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall zu sehen war. Grundlage der Konzeption waren Interviews, die Frieder Stöckle in den Jahren 1980 bis 1993 mit alten Handwerkern geführt hatte. In der Publikation werden nun diese Äußerungen der Handwerker den sehr einfühlsamen Schwarzweißfotografien gegenübergestellt, die Roland Bauer damals in den Werkstätten aufnahm. Da die Zitate der alten Handwerksmeister unverändert wiedergegeben werden, vermitteln die geschilderten Erfahrungen einen unmittelbaren Eindruck von der Lebenswelt der Betroffenen, ohne in Nostalgie zu verfallen. So erfährt der Leser von der Last und der Mühe der Arbeit, aber auch von den kleinen Freuden und Abwechslungen, die das harte Arbeitsleben mit sich brachten. Portraitiert werden in dem Band zehn Handwerker, vor allem aus dem Schurwald, aber auch vom Kochertal, Bopfingen und dem Mainhardter Wald. Sie übten die Berufe Schmied, Wagner, Küfer, Töpfer, Schuhmacher, Korbmacher und Köhler aus. Es entstand ein sehr schönes Buch, das auch unabhängig vom Bezug zur Ausstellung zur vertieften Lektüre einlädt. Als Manko wäre lediglich ein Inhaltsverzeichnis über die portraitierten Personen zu nennen. Ebenso fehlt ein Hinweis, daß das Gespann Stöckle/Bauer bereits Erfahrung mit dem Thema hat. 1993 erschien im Silberberg Verlag der Band „Altes Handwerk im 20. Jahrhundert“, in dem Teile der Interviews schon einmal Verwendung fanden.

A. Kozlik

5. Bau- und Kunstgeschichte

Erhard Hehl u. Manfred Schukraft, Renaissance in Baden-Württemberg. Perspektiven einer Baukunst, Leinfelden-Echterdingen (DRW-Verlag) 1996. 173 S.

Die Renaissance und die Hinterlassenschaften dieses Architekturstils in Baden-Württemberg sind Thema dieses aufwendig und schön gestalteten Bildbands, der vor allem mit doppelseitigen Luftaufnahmen zu gefallen weiß. Nach einer Einführung in historische, geistesgeschichtliche und architektonische Zusammenhänge werden im Hauptteil „Renaissance vor Ort“ 25 Beispiele für Architektur und Bildwerke dieser Epoche beschrieben – von Festungen und Burgen über Schlösser bis zu Kirchen und Bürgerhäusern. Daß die Region Württembergisch Franken einiges an Renaissance-Schätzen zu bieten hat, zeigt sich daran, wie häufig sie vertreten ist: Aufgeführt sind die Schlösser von Vellberg, Langenburg, Weikersheim, Neuenstein und Öhringen sowie der Turm der Kilianskirche und das Rathaus in Heilbronn. Dieser ausgesprochen schöne Band kann allen kunst- bzw. architekturgeschichtlich Interessierten uneingeschränkt empfohlen werden.

D. Stihler

C. Sylvia Weber (Hrsg.), Christo und Jeanne Claude. Die Werke in der Sammlung Würth. Wrapped floors and stairways and covered windows. Eine Publikation der Adolf Würth GmbH & Co.KG anlässlich ihres 50jährigen Bestehens, Sigmaringen (Thorbecke) 1995. 2 Bde. mit jew. 71 S.

Eine Firma feiert Jubiläum, dies heißt, ein Fest und vielleicht eine Firmenfestschrift stehen bevor. Aber nicht so bei der Firma Adolf Würth. Dort läßt der Firmeninhaber sein Museum und Verwaltungsgebäude, das 1993 vom Bund deutscher Architekten ausgezeichnet wurde, verpacken.

Wie das künstlerische Werk, so sind auch die zwei Katalogbände in einem Schubert aus braunem Packpapier „eingehüllt“ und selbst in einem solchen eingeschlagen. Mit braunem Packpapier wurden auch die Innenseiten der 879 Fensterscheiben verhängt, damit das Licht gedämpft wurde.

Reinhold Würth sammelt seit 1983 Kunst von Christo, so kamen viele Collagen und Zeichnungen zusammen, die im Nebenbereich während der Installation ebenfalls zu sehen waren. Alle Beiträge sind engagiert geschrieben und beschränken sich auf das Wesentliche. Die

Einführung in die Sammlung und die Entstehungsgeschichte des Projekts führt gut in den ersten Band über die Werke des Künstlerhepaares in der Sammlung Würth ein. Lothar Romain gibt einen knappen Einblick in die künstlerische Entwicklung, der auch für bisher wenig mit modernen Installationen befaßten Lesern verständlich ist. Am Anfang stand die Faszination der Verpackung, denn diese entzog das Material dem Betrachter und schuf so eine Spannung zwischen beiden. „Christos und Jeanne-Claudes Konzept zielt von Beginn an auf die Multivalenz ihrer Arbeit, die vieles einschließt, was als Funktion und Potential im ausgesuchten Gegenstand ruht und durch das Verpacken entweder aufgehoben oder erst aktiviert wird“ (S. 15). Jede Verpackung läßt eine Erinnerung an den unverhüllten Zustand aufkommen. „Der ästhetische Reiz spekuliert nicht mit bloßem Material-Akkumulationen, sondern mit der Dialektik von verhüllender Oberfläche und mitgestaltendem Gegenstandskern“ (Bd. 1, S. 18). Romain legt dar, wie Christo und seine Frau ihren Weg unabhängig von den kunstbetrieblichen Institutionen und ihren Subventionen suchten. Schließlich kostete ihnen die Teilnahme an der documenta IV in Kassel zu Beginn ihrer Karriere sehr viel Geld – Lehrgeld. Die Umsetzung der Ideen bedarf eines Zusammenwirkens von vielen. Für Christo ist die Zusammenarbeit mit seiner Frau dabei sehr wichtig.

Die Großobjekte, von denen sich Zeichnungen, Collagen oder Fotos in der Sammlung Würth befinden, bestimmen – in chronologischer Reihenfolge – den zweiten Teil des ersten Bandes, Paris „Pont Neuf“ (1975–85); Kansas City „Verhüllte Parkwege“ (1977/78) bis hin zu „The Umbrellas“ in Japan und den USA. Hier ist es die Konfrontation zweier Kulturen auf der einen und die Verbindung von beiden durch einen gemeinsamen Gegenstand: den Schirm. Die Objekte werden dokumentiert durch Zeichnungen, Collagen, Fotos und einer Objektbeschreibung, die den Aufbau, die verwendeten Materialien, die Anzahl der Mitarbeiter, die baulichen und topographischen Begebenheiten, Vertragsbedingungen, Genehmigungen, Kosten und aufgetretene Schwierigkeiten enthält – z. B. mußte die Installation „Valley Curtain“ in Colorado nach 28 Stunden wegen Windgeschwindigkeiten von 200 km/h wieder abgebaut werden. Wie sollte es anders sein, der „Wrapped Reichstag“ durfte zum Abschluß nicht fehlen. Die Kosten werden zumeist voll und ganz von den Künstlern getragen. Die Entwürfe, Zeichnungen und Fotos vom Aufbauprozeß gehören zum Objekt dazu, sind Erinnerung und zeigen Phasen, die im Objekt nicht mehr sichtbar werden.

Die Druckqualität ist sehr gut. Die Fotos und Farbproduktionen kommen dem Originalen sehr nahe. Die Fotos stammen alle von Wolfgang Volz, der auch die Vorlagen für die Collagen von Christo fotografiert.

Der zweite Band ist die Dokumentation der Installation im Museum Würth. Er beginnt mit einer Projektbeschreibung des Künstlerpaares – Material, Mitarbeiter. Ihr Ziel war es, eine Atmosphäre von Ruhe und Heiterkeit zu schaffen (Bd. 2, S. 7). In der Eröffnungsrede betonte Herzogenrath: „Das Museum Würth ist nun plötzlich nicht mehr Hülle für verschiedene Kunstwerke, sondern ist selbst ein einziges Kunstwerk auf Zeit geworden, das sich innerhalb dieser Zeit wandelt, verändert durch uns, die Betrachter“ (Bd. 2, S. 14). Sicherlich wäre es interessant zu beobachten, welche Spuren Museumsbesucher und Angestellte auf den Stoffbahnen hinterließen, aber dies zu sehen blieb den am Ort Wohnenden vorbehalten. Der Stoff wurde anschließend gereinigt, um für neue Objekte zur Verfügung zu stehen.

Die Pressestimmen wurden nicht nur nach Zustimmung ausgewählt, obwohl es damals kritischere Töne im Pressewald gab, als sie hier zu vernehmen sind. „Für irrsinnig hält ein Würth-Mitarbeiter Christos Hülle-ohne-Fülle-Inszenierung. Der Lagerist glaubt, mit dieser Meinung die Mehrheit der 1500 Kollegen hinter sich zu wissen“ (Bd. 2, S. 23). Gut ausgewählt wurden die Artikel, sucht doch jeder eine andere Herangehensweise. Wolfgang Rainer verweist auf die Vergänglichkeit, während Christian Marquard eher die Gegenwart in Bezug auf die Situation der dort Arbeitenden hervorhebt. Während die Halbzeitbilanz von Hans Georg Frank über die Abnützung der Stoffbahnen und die Besucherzahlen eher unterschwellig Kritik anmeldet: „Hier tummeln sich wirklich Kunstbessene und solche Damen und Herren, die es extrem schick finden, bei Christo gesehen zu werden“ (S. 49). Sehr gut

wiederum die Fotos von Wolfgang Volz. Ihm ist es gelungen, die bei Sonnenlicht herrschende honigfarbende Atmosphäre einzufangen. (z. B. Bd. 2, S. 30)

Eines erinnert jedoch noch an eine Firmenfestschrift: Die Beschwerde der Museumsmacherin über nicht nur wohlwollende Kritiken. Dies muß jedoch jede Kunstgalerie aushalten, besonders wenn man ein Programm der Gegenwartskunst mit durchaus umstrittenen Künstlern veranstaltet. Alles in allem ein gelungenes Projekt und ein gut gestalteter Katalog für das 50jährige Firmenjubiläum.

I. Kottmann

Burgen, Schlösser, Gutshäuser in Brandenburg und Berlin (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe C). Hrsg. von Bruno J. Sobotka, Fotografien von Jürgen Strauss, Stuttgart (Theiss) 1993. 306 S.

Burgen, Schlösser, Gutshäuser in Mecklenburg-Vorpommern (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe C). Hrsg. von Bruno J. Sobotka, Fotografien von Jürgen Strauss, Stuttgart (Theiss) 1993. 350 S.

Burgen, Schlösser, Gutshäuser in Sachsen-Anhalt (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe C). Hrsg. von Bruno J. Sobotka, Fotografien von Jürgen Strauss, Stuttgart (Theiss) 1994. 467 S.

Burgen, Schlösser, Gutshäuser in Thüringen (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe C). Hrsg. von Bruno J. Sobotka, Fotografien von Jürgen Strauss, Stuttgart (Theiss) 1995. 500 S.

Burgen, Schlösser, Gutshäuser in Sachsen (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe C). Hrsg. von Bruno J. Sobotka, Fotografien von Jürgen Strauss, Stuttgart (Theiss) 1994. 773 S.

Die zahlreichen Burgen, Schlösser und Gutshäuser gehören mit zu den bedeutendsten, aber auch problematischsten kulturellen Schätzen der neuen Bundesländer. Krieg, ideologisch motivierter Vandalismus, Verkommenlassen und „Vernutzen“ haben schwere und teilweise irreparable Schäden verursacht. Dringend nötige Instandsetzungsarbeiten werden durch ungeklärte Eigentumsverhältnisse und den Geldmangel bei Bund, Ländern und Gemeinden erschwert und verhindert: Jedem, der den Osten Deutschlands bereist hat, wird der furchtbare Zustand unvergeßlich bleiben, in dem sich zahllose unersetzliche Baudenkmäler immer noch befinden.

Die Öffentlichkeit für diese Problematik zu sensibilisieren, war Ziel eines von Bruno J. Sobotka in Zusammenarbeit mit der Deutschen Burgenvereinigung initiierten Ausstellungsprojekts mit Fotodokumentationen der Burgen, Schlösser und Gutshäuser in den neuen Ländern. Das Buch über Sachsen schließt nun die 1993 begonnene Reihe der Begleitbände ab. Auf insgesamt 2397 Seiten werden 764 Objekte vom kleinen Gutshaus bis zu den großen Residenzschlössern beschrieben und ihr Schicksal in Stichworten nachgezeichnet. Angesichts des Umfangs dieser Dokumentation ist es wohl unvermeidlich, daß einem die Informationen über die einzelnen Objekte gelegentlich etwas zu kurz geraten erscheinen.

Die begleitenden Aufsätze befassen sich mit der Geschichte der Länder, von Gebäuden und Adelsfamilien, mit politischen Aspekten wie Einigungsvertrag und Bodenreform-Urteil oder mit denkmalpflegerischen Fragen.

Diese gelungene Dokumentation macht deutlich, daß die Burgen, Schlösser und Gutshäuser der neuen Bundesländer zum kulturellen Erbe von uns allen gehören und ihre Erhaltung – oder ihr Untergang – keineswegs nur ein Problem der Ostdeutschen ist.

D. Stihler

6. Archäologie und Geologie

Archäologie unter Wasser 1. Forschungen und Berichte zur Unterwasserarchäologie zwischen Alpenrand-Seen und Nordmeer (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Heft 33). Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg – archäolog. Denkmalpflege in Verbindung mit der Kommission für Unterwasserarchäologie im Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg) 1995. 167 S.

Der vorliegende Band enthält die Vorträge der Gründungsveranstaltung des „Arbeitskreises Unterwasserarchäologie“ am 10. 7. 1994, ergänzt um einige Themen, die auf dem 2. Symposium des Arbeitskreises vom 12./15. Mai 1995 in Schleswig und Roskilde behandelt wurden. Die Beiträge geben einen guten Überblick über laufende Projekte dieser noch recht jungen Spezialdisziplin der Archäologie in Deutschland und eröffnen auch Ausblicke in die Nachbarländer Dänemark und Schweiz. Baden-Württemberg ist v.a. mit verschiedenen Forschungsprojekten zu neolithischen und bronzezeitlichen Siedlungsresten im Bodensee vertreten.

Wer sich für Unterwasserarchäologie interessiert, erhält in diesem Band einen interessanten Einblick in verschiedene Arbeitsbereiche, Methoden, Fragestellungen und Ergebnisse dieser Spezialdisziplin.

D. Stihler

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1996. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem Archäologischen Landesmuseum, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis Archäologie in Baden, Stuttgart (Theiss) 1997. 328 S.

Wie jedes Jahr enthält der neue Band der „Archäologischen Ausgrabungen“ mit seinen Berichten über Projekte, die 1996 durchgeführt oder abgeschlossen wurden, eine Fülle aktueller Ergebnisse der Archäologie in Baden-Württemberg, die dem Leser auf knappe und allgemeinverständliche Weise vorgestellt werden.

Auch die Region Württembergisch Franken ist wieder mehrfach vertreten. Rüdiger Krause beschreibt ein in Pfedelbach entdecktes, frühbronzezeitliches Ösenringdepot (S. 60–62), Claus Oeftiger berichtet über neue urnenfelder- und latènezeitliche Funde bei siedlungsarchäologischen Untersuchungen im Taubertal bei Tauberbischofsheim (S. 70–76), während Ingo Stork sich mit einer neu entdeckten keltischen Viereckschanze in Blaufelden befaßt (S. 87–90). Manfred Rösch und Else Fischer ziehen zum Abschluß der Prospektionsmaßnahmen in Schwäbisch Hall eine Bilanz dieser Bohrungen, mit denen ein Einblick in die Schichtverläufe im Untergrund der Altstadt gewonnen werden konnten (S. 105–107). Anhand von Radiokarbondatierungen wurden keltische Siedlungsspuren auf ein Alter zwischen (maximal) 775 und 200 v. Chr. datiert. Überraschenderweise ließen sich Teile der Kulturschicht in das Frühmittelalter, in die Merowingerzeit (ab 600/660 n. Chr.) einordnen. Die Geschichte des mittelalterlichen Hall reicht also wohl wesentlich weiter zurück, als die (teilweise sowieso recht dubiosen) Urkunden belegen.

D. Stihler

Günter P. Fehring, Stadtarchäologie in Deutschland (Sonderheft der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“), Stuttgart (Theiss) 1996. 110 S.

Die Stadtarchäologie, die in Deutschland verstärkt nach den Flächenzerstörungen des 2. Weltkriegs einsetzte, hat in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen und steht angesichts der großflächigen Bodeneingriffe im Zuge der Stadtanierungen – nicht zuletzt in den neuen Bundesländern – vor enormen Aufgaben. Der vorliegende Sonderband der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“ gibt dem interessierten Laien einen anschaulichen, konzentrierten Überblick über diese Disziplin, wobei der Schwerpunkt der Darstellung auf dem Hoch- und Spätmittelalter liegt. Mit Hilfe zahlreicher Fotografien, Pläne und

Karten werden die Erkenntnisse der Archäologie zu Aspekten des städtischen Lebens, von Topografie und Infrastruktur über Hausbau und Verteidigung bis hin zum Alltagsleben, den sozialen Gruppen, der Ernährung und der Gesundheit der Bewohner dargestellt. *D. Stihler*

7. Literatur und Musik

Carlheinz Gräter, *Der Wald Immergrün. Eine kleine Kulturgeschichte von Baum und Strauch, Leinfelden-Echterdingen* (DRW-Verl. Weinbrenner) 1996. 111 S., zahlr. Abb.

Über Bäume lesen beruhigt. Es tut wohl, wie ein Blick ins grüne Laub und wie der Duft des geschnittenen Holzes, es macht klug und schärft die Augen des Wanderer. Doch das Hinsiechen der Bäume schmerzt wie der Dorn im Schuh. Über Licht und Schatten in der uns Deutschen angeblich so ans Gemüt greifenden Welt der Hoch- und Niederstämme erzählt Carlheinz Gräter voller Liebe und Trauer und führt viele Beispiele poetischer Texte aus alter und neuer Zeit auf, wie die aus dem Zusammenhang gerissen leicht mißzuverstehende, doch im Grunde gut nachzuempfindende Briefstelle der Bettina Brentano an Karoline von Günderode: „Was einer mit mir spricht, darauf möchte ich ihm antworten mit einem Tannenzapfen, den ich ihm in die Hand drücke... es wäre immer noch gescheiter als die Antwort, die mir einfällt. Mich geht kein Erdenschicksal etwas an, weil ich doch nicht Freiheit es zu lenken hab.“

Einen besonderen Augenschmaus bietet die zahlreiche Illustrierung des Bändchens mit Baumdarstellungen aus der Spätromantik, magische Bilder, die einen zur Lupe greifen lassen, Stiche, die den Betrachter gleichsam einsaugen und unverwandelt nicht wieder hergeben wollen.

Man liest dieses handliche Buch auf einen Sitz, dann noch einmal langsamer, nimmt es auf Flurgänge mit und verschenkt es immer wieder an Leute, die es brauchen und gebrauchen, weil sie genauso wie der Autor und der Rezensent im Baum nicht nur den Nutzholzlieferanten sehen. Das Buch hebt an mit den mächtigen Domen unter den Waldriesen und endet mit einem Kuß, nämlich dem unter dem Mistelzweig. *D. Wieland*

Carlheinz Gräter, Linde und Hag. Eine kleine Kulturgeschichte von Baum und Strauch, Leinfelden-Echterdingen (DRW-Verl. Weinbrenner) 1997. 112 S., zahlr. Abb.

Das Paradies konnte nur so beschaffen sein, wie es sich der Rezensent einst in kindlicher Fantasie vorgestellt hat: ein wasserreiches Hügelland, durchzogen von lauschigen Wäldchen, anmutigen Gehölzen und vogeldurchlärmt Heckenstreifen, und inmitten der vielen Pflanzen und Tiere dieses Menschenpaar, von Gott persönlich erschaffen. Dem Erwachsenen sind solche Bilder abhanden gekommen, doch manchmal rührt ihn, auf einer Wanderung etwa, ein ferner Ton aus jenem Garten an, der ihm einmal bestimmt war.

In diesem weiteren Buch, mit dem Carlheinz Gräter seiner Liebe zu allem Grünen um uns Ausdruck verleiht, hat er Portraits von Pflanzenpersönlichkeiten aufgereiht, an denen wir oft achtlos und unwissend vorbeiwandern und die doch Interesse und Respekt verdienen. Ging es im „Wald Immergrün“ um den Wald und seine hoch aufragenden Baumgestalten, so führt uns „Linde und Haag“ in Parklandschaften, aufs freie Feld und in „Heimliche Täler“, wie ein anderes Buch des Autors heißt. Genau beschreibt er, Brauchtum einbeziehend und literarische Stimmen zitierend, neunzehn einzelne Baum- und Straucharten – nicht lehrbuchtrocken, sondern unterhaltsam und oft mit feinem Humor.

Der Band ist mit vielen altmeisterlichen botanischen Darstellungen illustriert, was ihn umso mehr zu einem anregenden und handlichen Geschenk für alle Naturliebhaber macht.

D. Wieland

Walter Hampele, *Augen im Fels. Gedichte*, Gerabronn, Crailsheim (Hohenloher Druck- u. Verlagshaus) 1995. 88 S.

Walter Hampele legt abermals einen Band hochsprachlicher Gedichte vor. Er trägt den Titel „Augen im Fels“. Das klingt zunächst rätselhaft hermetisch. Doch das Gedicht „Höhen“, dessen Anfangszeile zum Titel des Bandes geworden ist, klärt auf. Die Rede ist von Felsenhöhlen in steiler Wand, wo Menschen seit jeher Schutz suchen, wo sie ihre heiligen Schriften in Tongefäßen vergruben wie in den Höhlen von Qumram. Das Gedicht endet:

Augen im Fels,
von Tränen erblindet,
Trauer wohnt unter
dem versteinerten
Bogen der Braue

Das ist im wahren Sinne des Wortes lapidar gesagt, wie gemeißelt, in beherrschter Verknappung die Quintessenz des Gedichts, dessen vorhergehende Abschnitte von unterschiedlicher Zeilenzahl eher im Ton eines erinnernden Parlando gehalten sind. Das Auge, der Blick hat in den Gedichten Walter Hampelses Vorrang, das Geschaute, das Licht. Man möchte die meisten von ihnen Augen-Blicke nennen. Im Gedicht gewinnen sie Gestalt und Dauer. Zum Beispiel im folgenden:

SEE
Schwarz spiegelt
das Auge Manitous
den Himmel
aus der Tiefe.

In der gebändigten Kürze, an ein japanisches Haiku erinnernd, spricht das Gedicht „Morgen“.

Der Horizont
öffnet die Lider.
Sein Blick
blendet.

Nur die Überfülle des Lichts blendet, läßt einen die Augen schließen. In seiner gebändigten Klarheit inszeniert er uns südliche Landschaft, ein archaisches Bild:

PAN
Zwischen Ziegen
am Berg
im Pinienschatten
ruht mit dem Hirten
Pan im flirrenden Licht.

Eine klassische Miniatur, eine arkadische Szene. Es ist aber nicht der verspielte oder nostalgische Rückblick, es ist der bestimmte „Augenblick“, der in seiner klassischen Schlichtheit den Mythos und damit das Zeitlose streift. Im hellen i-Laut, der siebenmal vorkommt, durchstrahlt das Licht das Gedicht. Im Anfang der vierten Zeile kontrastiert das tiefe u in „ruht“ die folgenden i-Laute, die im „flirrenden Licht“ ihren Höhepunkt haben.

Nicht wenige Gedichte enden mit dem Wort „Licht“, eines hat es zum Titel.

LICHT

Städte
baden im Licht,
und Dörfer
sonnen sich
im Ocker
und versilbertem Grün

Licht
erfüllt die Landschaft,
erleuchtet
die Welt von innen
und spannt
Brücken aus Glanz
über die blauen
Buchten des Meers.

Das Licht legt die Landschaft an in Feldern von Farben. Da die Helle des Gemäuers von Städten und Dörfer, das Ockerbraun des nackten Bodens, das Silbergrün der Olivengärten. Licht durchfränkt die Landschaft, sie strahlt gleichsam von innen, und ihre Strahlen überwinden mühelos die Meeresbuchten.

Bei aller auf das Notwendigste reduzierten Form der Gedichte leben sie oft von einer raffinierten Antithetik. So in „Wüstenstraßen“:

Nicht Knochen
verdursteter Tiere,

Autowracks säumen
die Karawanenstraßen

in Blumenfeldern
aus Plastikfetzen.

Oder im Gedicht „Frieden“:

Shalom,
ein Wunsch
mit der Pistole im Halfter.

Der Friede Gottes
als Hoffnung
aus Angst.

Ein kunstvolles Spiel mit Alliteration, Assonanzen und dem sprachlichen Rhythmus zeichnet das Gedicht „Klöster“ aus:

Sanft tragen
die Kuppeln der Klöster
den Himmel,
der als Mosaik
innen die Betenden schützt.

Der ansteigenden Rhythmus geht bis zu „Himmel“, dann fällt er bis zum Ende der daktylisch gestalteten Schlußzeile. Aus den Kuppeln werden mit Mosaik ausgekleidete Schalen. Schützend bergen sie die Frommen.

Immer wieder ist zu bewundern, mit wie wenig Worten, mit einem Minimum an sprachlichem Aufwand, ein Maximum an Wirkung erzielt wird, allein durch die evokative Kraft des Gedichts.

ROCKY MOUNTAINS

Felsentürme versperren
den Horizont,

Wolken belagern
den Himmel.

Das Gedicht besteht lediglich aus acht Worten, zu vier Zeilen angeordnet, und doch, auf das Wesentliche reduziert, zaubert es das Panorama der gewaltigen Landschaft vor das innere Auge.

Kein Zweifel, Walter Hampele steht auf der Höhe seines lyrischen Schaffens. Er hat eine Klarheit und Knappheit der Aussage erreicht, eine faszinierende Treffsicherheit. Die Gedichte sind wie aus Quadern gefügt, jedes dieser Bauteile ist unersetzlich und damit notwendig. Das läßt sich von den wenigen längeren Gedichtem, die mit einem eher lockeren Parlando aufwarten, nicht unbedingt sagen. Ihre Qualität ist eine andere. Das manchmal wie beiläufig Gesagte könnte den Anschein einer gewissen Beliebigkeit wecken, wäre da nicht auch der bewußte Formwille des Dichters zu spüren, wenn man näher hinblickt.

Den meisten Gedichten wird man einen hohen Rang zuerkennen müssen und damit die Meisterschaft des Autors bestätigen.

H. Malecha

Wilhelm Staudacher, Kleinstadtgeschichten, Zweiter Band. Mit Scherenschnitten von Alice Staudacher-Voit, Uffenheim (Verlag Seebars) 1997. 112 S.

Wie schon im ersten posthum veröffentlichten Erzählband der „Kleinstadtgeschichten“ deckt Wilhelm Staudacher im zweiten Band alte Erinnerungen auf und schildert originelle kleinstädtische Zeitgenossen seiner Kindheit und der späteren Jahre des Wirkens für die Heimatgemeinde Rothenburg ob der Tauber. Er war ihr Stadtkämmerer bis zur Pensionierung und blieb ihr darüber hinaus eng verbunden. Der gar nicht so sehr betagte Dichter, der an einem Julitag des Sturmjahres 1995 verstorben ist, hat sich die Frage gestellt, ob man heute noch über Heimat, über menschliche Originale, gar über versteckte Idyllen oder makabere Begebenheiten aus den Dreißiger und Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts schreiben kann, ohne in den Ruf eines nostalgischen Plauderers zu geraten. Seine Antwort war ein Ja, denn scheinbar war jene Zeit ereignisreicher als das Heute, das von öden Formalismen, kalten Kommentaren und tiefer Vereinsamung geprägt ist, sich aber gleichzeitig mit dem Begriff Demokratie schmückt.

Wilhelm Staudacher hat sich sein Unterfangen nicht leicht gemacht, aber es in schwebender Leichtigkeit gemeistert. Er hat darauf verzichtet, den Moralapostel mit drohendem Finger zu spielen, hat aber bei manch verstocktem Gassenschleicher seiner Vaterstadt nicht mit entlarvender Kritik gespart. Am schönsten und bewegtesten ist ihm unter der Überschrift „Ein gesegnetes Leben“ die Schilderung der Persönlichkeit seiner Mutter gelungen.

Die Leserschaft, die in den beiden einer – seiner – Kleinstadt gewidmeten Erzählbänden Wilhelm Staudachers lediglich gemütvolle Schmunzelreminiszenzen sehen will, geht irre. Ihr fehlt der beste Stadtführer: Mitgefühl. Und dessen Anhang: Fantasie.

Alice Staudacher-Voit hat das Buch illustriert und beweist wie im ersten Band der Kleinstadt-Geschichten ihre Ausdrucksstärke als Meisterin der Scherenschnitte.

D. Wieland

8. Biografien und Familiengeschichte

Hartmut Boockmann, Fürsten, Bürger, Edelleute. Lebensbilder aus dem späten Mittelalter, München (Beck) 1994. 239 S., 9 Abb.

Personengeschichtliche Essays sind ein beliebtes Genre – man denke an den Band von Werner Goetz, die Arbeiten von Gerd Wunder oder die in allen Regionen Deutschlands verbreiteten Reihen, die für gewöhnlich den Titel „Lebensbilder aus ...“ tragen. Eine personengeschichtliche Betrachtung kann zweierlei Aussagegewert haben, je nachdem, ob die geschilderte Person im Mittelpunkt der Betrachtung steht oder aber die Darstellung dieses Lebens dazu benutzt wird, dem Leser anhand eines Beispiels die Zeit vor Augen zu führen, in der die betreffende Person lebte. Boockmann geht es sicherlich um letzteres, und im Titel wird deutlich, daß sein Thema das Leben der Oberschicht einer bestimmten Zeit ist. Auch die jeweiligen Kapitelüberschriften verdeutlichen sein Anliegen: In der Regel wird nicht die einzelne Person, sondern deren jeweilige Funktion, Stellung oder Werdegang thematisiert, etwa „Ein Bürgersohn wird Kirchenfürst“ (S. 81–103) oder „Zwei Altgläubige im Zeitalter der Reformation“ (S. 215–232). Lebenswege werden so zu Paradigmen einer Gesellschaft, die sich dem Leser Stück für Stück mit Gewinn erschließt, sei er nun ein Novize auf dem Gebiet der spätmittelalterlichen Geschichte oder ein Fachhistoriker, der sicherlich das ein oder andere Detail entdecken wird, das ihm bislang unbekannt geblieben war (oder einen Literaturhinweis in den am Ende des Buches angefügten Nachweisen zu den jeweiligen Kapiteln). Man möchte diesem kompetent, unkompliziert und niemals bevormundend-belehrend geschriebenen Buch eigentlich einen ähnlichen Erfolg wünschen wie der „Tochter des Bürgermeisters“, aber auch wenn sich beide Werke in Intention und Anlage gar nicht fern sind, dürfte doch wohl absehbar sein, daß Boockmanns Themenauswahl (leider) nicht diese breite Resonanz finden wird.

G. Lubich

Arno Herzig, Julius Schoeps in Zusammenarbeit mit Saskia Rohde (Hrsgg.), Reuchlin und die Juden (Pforzheimer Reuchlinschriften, hrsg. von der Stadt Pforzheim, Bd. 3), Sigmaringen (Thorbecke) 1993. 255 S., 13 Abb.

1991 veranstaltete die Stadt Pforzheim in Zusammenarbeit mit dem Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte einen Internationalen Kongreß zum Thema „Reuchlin und die Juden“. Der vorliegende Band enthält in Form von wissenschaftlich ausgearbeiteten Artikeln die Beiträge der Kongreßteilnehmer Marianne Awerbuch, Moshe Goshen-Gottstein, Karl E. Grözinger, Arno Herzig, Hans J. Hillerbrand, Friedrich Lotter, Heiko A. Oberman, Eckardt Opitz, Margarita Pazi, Stefan Rhein, Heinz Scheible, Julius H. Schoeps und Rainer Wohlfeil.

Arno Herzig (Die Juden in Deutschland zur Zeit Reuchlins) skizziert die spätestens seit der Judenschuldentilgung König Wenzels Ende des 14. Jahrhundert beginnende Verdrängung der Juden aus dem Wirtschaftsleben und die damit verbundene Vertreibung aus Städten und Ländern des Deutschen Reiches. Die parallel dazu von der Kirche geförderte Verbreitung antijüdischer Legenden – wie beispielsweise die Anschuldigungen wegen vermeintlichen Ritualmordes und Hostienschändungen – verfestigten das Bild vom Juden als antichristlichem Symbol im Bewußtsein der christlichen Bevölkerung und trugen dazu bei, den Rückgang der jüdischen Bevölkerung, die bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts auf 10000 sank, zu fördern.

Rainer Wohlfeil (Die Juden in der zeitgenössischen bildlichen Darstellung) stellt dar, wie um 1500 mehr und mehr negative Stereotypen und Muster die bildliche Darstellung der Juden in der christlichen Kunst prägten und ihnen so die Rolle des Sündenbocks zuwiesen.

Heiko A. Oberman (Johannes Reuchlin: Von Judenknechten zu Judenrechten) gibt mit einem Überblick über die Reuchlin-Rezeption im Laufe der Geschichte und anhand von Kurzvorstellungen seiner Werke einen Einblick in den Weg, den Reuchlin – gegen die hef-

tige Kritik der älteren Humanisten – als „erster deutscher Humanist“ und „Beschützer der Juden“ ging. Er stellt jedoch klar, daß Reuchlins Einstellung zum Judentum nicht frei von antijüdischem Gedankengut war und seine bleibende Bedeutung nicht so sehr in seinem Eintreten für die jüdischen Schriften oder in seiner hebräischen Grammatik bzw. seinen kabbalistischen Studien bestand, sondern in seinem Engagement für eine gesetzlich gesicherte, menschenwürdige Existenz der Juden im christlichen Europa.

Friedrich Lotter (*Der Rechtsstatus der Juden in den Schriften Reuchlins zum Pfefferkornstreit*) arbeitet in seinem Beitrag heraus, mit welchen Argumenten Reuchlin in dem von 1510 bis 1520 andauernden Streit mit Pfefferkorn, in der es um das Für und Wider der Verbrennung des jüdischen Schrifttums (insbesondere des Talmuds) ging, für das Judentum eintrat. Obwohl Reuchlin diese Auseinandersetzung verlor – er argumentierte u.a., daß die jüdischen Schriften dem Beweis der biblischen Wahrheit dienten, und vertrat die Auffassung, die Stellung der Juden sei eher die von „Mitbürgern“ denn die von Sklaven – wirkten seine Ansichten auf längere Sicht nach.

Eckardt Opitz (*Johannes Reuchlin und Josel von Rosheim. Probleme einer Zeitgenossenschaft*) stellt dem Lebensweg Josels von Rosheim – er war der erste Jude, der erfolgreich öffentlich für die Wahrung der Rechte der Juden eintrat – den Werdegang Reuchlins gegenüber. Die Tatsache, daß parallel zum Aufstieg der Hebräischen Wissenschaft an den Universitäten und zum Schwinden des Einflusses des Kaisers als oberstem Schutzherr der Juden antijüdische Tendenzen ihren Höhepunkt fanden, veranlaßt Opitz, zu fragen, ob die deutschen Hebraisten tatsächlich am zeitgenössischen jüdischen Leben und den „lebenden Juden“ oder lediglich am Studium und an der Erforschung des alten hebräischen Schrifttums interessiert waren.

Hans J. Hillerbrands Aufsatz „Vom geistigen Holocaust zur rechtlichen Toleranz. Bemerkungen zum Thema Johannes Reuchlin und die Reformation“ zielt darauf ab, unter drei Aspekten (Beitrag Reuchlins zu den protestantischen Hebräisch-Studien, seine Beziehung zur Reformation und sein Beitrag zum Aufkommen der religiösen Toleranz in Europa) die facettenreiche Beziehung Reuchlins zur protestantischen Reformation zu klären. Er kommt zu dem Schluß, daß es zwar keine direkte Verbindung zwischen Reuchlin und der Reformation gab, daß aber die Tatsache, daß er betont textkritisch arbeitete und dem jüdische Schrifttum sehr wohlwollend gegenüberstand, das Klima förderte, in der reformatorische Tendenzen gedeihen konnten.

Heinz Scheible beschreibt zum Thema „Reuchlins Einfluß auf Melanchthon“ die Beziehung Melanchthons zu seinem Lehrer Reuchlin, den er im Alter mit einer Biographie ehrte. Wie Reuchlin tritt auch Melanchthon den Juden ohne Vorurteil, aber mit dem unangefochtenen Überlegenheitsgefühl des Christen gegenüber. Scheible kommt zu dem Schluß, daß Reuchlins Einfluß auf Melanchthon weniger in der Übernahme bestimmter philosophischer Systeme seines Lehrers bestand, sondern vor allem in der Wertschätzung der Geschichte, die er bei Reuchlin kennengelernt hatte.

Moshe Goshen-Gottstein würdigt in „Reuchlin and his Generation“ Reuchlins Verdienste um die Verbreitung der Kenntnis der hebräischen Sprache – vor allem die „Rudimenta“, die von ihm herausgegebene erste hebräische Grammatik in lateinischer Sprache. Nachdrücklich weist er jedoch auf Reuchlins Quellen hin: Reuchlin war von jüdischen Lehrern unterrichtet worden, und seine Grammatik basierte auf den grundlegenden hebräischen Werken des Josef und David Kimchi. Gottstein weist auf zwei Schwierigkeiten hin, denen Reuchlin und jeder damalige Christ ausgesetzt war: einmal das Problem, das vollkommen andersgeartete Hebräisch mit den Mitteln der klassischen Grammatik zu erfassen, und zum anderen die Textdifferenzen, die durch eine Übersetzung der Bibel aus dem hebräischen Text entstanden. Aus diesen Sinnabweichungen ergaben sich Konflikte und theologischen Diskussionen, denn für einen gläubigen Christen war damals allein der Text der lateinische Vulgata maßgeblich. Eher am Rande geht Goshen-Gottstein auch auf einige andere humanistische Gelehrte ein.

Stefan Rhein (Der jüdische Anfang. Zu Reuchlins Archäologie der Wissenschaften) stellt dar, wie Reuchlin, anders als die Humanisten, die Wurzeln der menschlichen Wissenschaft nicht in der griechischen Antike, sondern im Judentum suchte, das – mit Moses an seiner Spitze – als erstes die göttliche Offenbarung erfahren habe.

Karl E. Grözinger (Reuchlin und die Kabbala) beschreibt, welche profunden Kenntnisse Reuchlin auf dem Gebiet der verschiedenen kabbalistischen Systeme besaß und wie er aus einer Auswahl aus diesen – nämlich der aristotelischen, der linguistischen und der messianischen – eine neue christlich-humanistische Kabbala schuf, deren Grundannahme darin besteht, daß der Mensch durch die vor allem durch die Sprache geförderte Entwicklung seines Intellekts an Segen und Wohltat des Messias Jesus Christus teilhaben kann.

Marianne Awerbuch (Über Juden und Judentum zwischen Humanismus und Reformation. Zum Verständnis der Motivation von Reuchlins Kampf für das jüdische Schrifttum) widerlegt die These von der intellektuellen und gesellschaftlichen Isolation der Juden während des Mittelalters. Tatsächlich bestanden auf philosophisch-geistigem Gebiet Verbindungen zwischen jüdischen und christlichen Philosophen, die auch Reuchlin und seinen lebenslangen Kampf um den Erhalt der Jüdischen Literatur beeinflussten.

Julius H. Schoeps verdeutlicht in seinem Essay „Der Reuchlin-Pfefferkorn-Streit in der jüdischen Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts“ die Rezeption dieser Auseinandersetzung in den Schriften dreier deutsch-jüdischer Gelehrter, nämlich des Historikers Heinrich Graetz, des Kultur- und Literaturhistorikers Ludwig Geiger und des Rechtshistorikers Guido Kisch. Allen drei gemeinsam ist ihre zwiespältige Einstellung zur Haltung Reuchlins gegenüber den Juden. Während Graetz in der Auseinandersetzung Pfefferkorn-Reuchlin nur eine der zahlreichen Stationen in der Geschichte der Verfolgung und des Leidens des jüdischen Volkes sieht und Reuchlin als den Vorläufer von Reformation und Aufklärung sieht, betont Geiger, Reuchlins Forderung nach Freiheit der Wissenschaft sei wichtiger als sein Festhalten an kirchlichen Dogmen. Kisch sieht in Reuchlin den Rechtsgelehrten, der als erster den Begriff des Jüdischen „Mitbürgers“ (conciues) geprägt hat.

Margarita Pazi (Max Brod über Reuchlin) beschreibt, wie Max Brod in Reuchlin den ersten Deutschen sieht, der Verständnis für das Judentum zeigte und wie Brod u.a. in seiner Reuchlin-Monographie versuchte, ein wohlwollendes, möglichst genaues Bild Reuchlins zu zeichnen. So verbarg Brod weder Reuchlins Vorurteile noch seine Schwächen und Mängel in der Kenntnis des Judentums oder die Schwierigkeiten, die ihm sowohl von den feindseligen christlichen wie auch von jüdischen Gelehrten gemacht wurden. Offenbar rechnete Brod Reuchlin seine Forschungen auf dem Gebiet der Kabbala deshalb so hoch an, weil dieser sich mit ihr befaßte, nicht weil, sondern obwohl die Kabbala eine jüdische Wissenschaft ist.

Gegliedert in die vier Themenbereiche „Das Historische Umfeld der Juden im Deutschland des 15. und 16. Jahrhunderts“, „Die Rolle Reuchlins im historischen Prozeß“, „Reuchlin und die Wissenschaften“ sowie „Die Rezeption Reuchlins in der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung und in der Belletristik“ lassen hier also namhafte Vertreter der deutsch-jüdischen Geschichtsforschung, der Religionsforschung und der Philologie nicht nur ein umfassendes Bild davon entstehen, in welcher Beziehung Reuchlin zum Judentum seiner Zeit stand und zu welchen Ergebnissen er in seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Judentum kam. Über den Rahmen hinaus, den der Titel vermuten läßt, und unabdingbar für das Verständnis deutsch-jüdischer Geschichte erhält der Leser im ersten Abschnitt grundlegende Informationen über die Lebensverhältnisse der damaligen deutschen Judentum. Auch der vierte Abschnitt, der die Rezeption Reuchlins thematisiert, greift über den zeitlichen Rahmen hinaus.

Die vorliegende Veröffentlichung, deren erster Teil mit zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen versehen ist, enthält im Anhang neben einer englischsprachige Zusammenfassung der deutschsprachigen Beiträge Bibliographie, Orts- und Personenregister sowie ein Autorenverzeichnis.

Eberhard Schmitt, Friedrich-Karl von Hutten (Hrsgg.), *Das Gold der Neuen Welt. Die Papiere des Welser-Konquistadors und Generalkapitäns von Venezuela Philipp von Hutten 1534–1541*, Hildburghausen (Verlag Frankenschwelle) 1996. 224 S. u. 50 Abb.

Es ist weitgehend in Vergessenheit geraten, daß auch das Augsburger Handelshaus der Welser bei der brutalen Kolonisierung Mittel- und Südamerikas mitmischte und sich aktiv an der Jagd nach dem „Gold der neuen Welt“ beteiligte. Schauplatz dieses Geschehens war das heutige Venezuela, dessen Statthalterschaft die Welser 1528 von Karl V. erworben hatten. In ihrem Auftrag begab sich 1534 der fränkische Reichsritter Philipp von Hutten, Neffe des berühmten Humanisten und Dichters Ulrich, als „Generalkapitän von Venezuela“ nach Südamerika. Er sollte vor allem nach „El Dorado“ suchen, jenem legendären Goldreich, das zahllose Expeditionen in die entlegensten Gebiete Südamerikas (und in den Tod) lockte und bis heute die Fantasie von Archäologen und Schatzsuchern beschäftigt. Hierbei verhielten sich die Deutschen in puncto Goldgier und Grausamkeit gegenüber den Einheimischen übrigens keinen Deut menschlicher als die Spanier. Nach verschiedenen finanziell wenig ertragreichen Unternehmungen endete das Welser'sche Kolonialabenteuer mit der Ermordung Huttens und Bartholomäus Welsers sowie zweier Begleiter durch spanische Conquistadoren am 17. Mai 1546 in einem Fiasko. Erfolgreiche Prozesse der Welser gegen den spanischen Indienrat zogen sich noch bis 1556 hin.

Mit der vorliegenden Edition werden 11 Briefe und ein ausführlicher Bericht Huttens der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ein Teil dieser Briefe konnte in den letzten Jahren aufgefunden werden, ein Teil ist verloren, wurde aber bereits 1785 ediert. Der Quellenwert der Dokumente ist kaum zu überschätzen: Enthalten ist u.a. der erste bekannte Brief eines Deutschen aus Amerika überhaupt sowie der einzige authentische Bericht über die Gold-Expedition unter dem Welser-Gouverneur Hohermuth in den Jahren 1535–1538. Zahllose Informationen über den Gang der Ereignisse, über Fauna, Flora und Bewohner Südamerikas und über die Gedankenwelt der deutschen und spanischen Conquistadoren lassen sich diesen Schreiben entnehmen. Hervorzuheben ist auch eine Erwähnung des Nekromanten Doktor Faustus, der Hutten offenbar ein Horoskop gestellt hat (S. 152).

Neben dem großen inhaltlichen Wert verdient auch die sorgfältige Kommentierung sowie die schöne Aufmachung des Bandes mit zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen Hervorhebung. Wer sich für dieses vergessene Kapitel spanisch-deutscher Kolonialgeschichte interessiert, wird gerne auf diesen Band zugreifen.

D. Stihler

9. Einzelne Orte

Konrad Amann, *Die landesherrliche Residenzstadt Passau im spätmittelalterlichen deutschen Reich (Residenzenforschung, Bd. 3)*, Sigmaringen (Thorbecke) 1992. 312 S.

Passau war als Kreuzungspunkt großer Handelswege am geographisch signifikanten Zusammenfluß dreier Flüsse zu allen Zeiten schon Zentrum menschlicher Besiedelung. Wie es seinem Anspruch als Residenzstadt des Passauer Fürstbischofs im Spätmittelalter genügt, ist Thema dieses Werks, das aus einer Dissertation hervorging. Behandelt wird zunächst die Geschichte des Bistums, das seine Anfänge 739 hatte und lange Zeit bis über Wien hinausreichte. Das Hochstiftsterritorium war dagegen eher klein. Dessen Besitzgeschichte, die Burgen und Märkte innerhalb, behandeln weitere Abschnitte, ebenso die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Bei alledem wird auf die allmähliche Herausbildung einer geistlichen Residenzstadt Bezug genommen. Der zweite Teil des Buches versucht dagegen einen eher diachronischen Schnitt im Spätmittelalter (allerdings mit Rücksicht auf die geschichtliche Dynamik) und beschreibt die baulichen Besonderheiten, die Auseinandersetzungen mit dem Bürgertum, das Bildungswesen, den Hofstaat sowie das Militärwesen der Residenzstadt Passau, deren Stadtherr der Fürstbischof gleichzeitig war.

Nicht hoch genug gewürdigt werden kann die Leistung des Autors, der aus einer ungeheuren Menge von Quellen, Regesten und (teils schon recht alter) Sekundärliteratur ein zusammenfassendes Grundgerüst der mittelalterlichen Passauer Bistums- und Residenzgeschichte gezimmert hat, welches auch historische Kontroversen aufzeigt und kommentiert sowie als Basis für weitere Recherchen an Forschungsnotwendigkeiten heranzuführt. Wer jedoch dieses Buch als fundierten Überblick über die Geschichte Passaus bis zu Beginn der Neuzeit versteht, dem sei gesagt: Dadurch, daß eine Doktorarbeit zugrunde lag, erfordert das gründliche Studium dieses Werks gute bis sehr gute Lateinkenntnisse, da selbst auf die längeren lateinischen Zitate im darauf folgenden Text nur kurz eingegangen wird, sowie am besten noch ein Hilfswörterbuch für Historiker. Und selbst dann kann man nicht von Lesevergrüngen sprechen, da die selbst für ein wissenschaftliches Werk hohe Komplexität der Sprache doch eine ziemliche Konzentration erfordert. Als Teil einer Buchreihe zur Residenzenforschung liegt dem Buch ein spezielles Gliederungsschema zur besseren Vergleichbarkeit zugrunde. Wenn auch der Autor dieses den speziellen Anforderungen einer geistlichen Residenz angepaßt hat, so erlaubt es doch nicht, ein gesamtheitliches Bild Passaus zu zeichnen. Größer noch als die Bedeutung als Bischofsstadt war diejenige als Salz-, Wein- und Getreidestapel, die Passau im Mittelalter zu einer der reichsten Städte des Reichs machten. Nach diversen Einschränkungen durch die Entdeckungsfahrten brachte die Salzblockade der Habsburger und Wittelsbacher das endgültige Aus für den Passauer Fernhandel, worauf sie tatsächlich nur noch in einer Hinsicht eine gewisse Bedeutung hatte: als geistige Residenzstadt.

A. Pusch

Ludwig Bez. Haim Goren, Situnga Michal Antmann u. Ulrich Gräf, Der jüdische Friedhof in Freudental, Hrsg. Pädagogisch- Kulturelles Centrum Ehemalige Synagoge Freudental e.V., Stuttgart (W. Kohlhammer) 1996. 303 S.

Ein jüdischer Friedhof, ein zentraler Ort im jüdischen Glauben, spiegelt immer auch die Geschichte der Gemeinde wider. Nach jüdischer und christlicher Lehre werden zur Endzeit die Toten wieder auferstehen, deshalb wurde bei der Gründung einer jüdischen Gemeinde zuerst ein Platz zur Beerdigung für die Toten ausgesucht und angelegt. Auf diesen Umstand weist Arno Fern, der Geschäftsführer der israelischen Religionsgemeinschaft Württembergs in seinem Geleitwort hin. Aus diesem Grund hat sich das Pädagogisch-Kulturelle Centrum die Aufgabe gestellt, die einzelnen Gräber zu erfassen. Dies ist auch notwendig, da die meisten Grabsteine aus Sandstein bestehen und schon stark verwittert sind.

Im vorliegenden, klar gegliederten und aufwendig gestalteten Bildband stellt es nun die Ergebnisse vor. Erstaunliches haben die Forscher zusammengetragen, denn nicht nur die Zeugnisse vor Ort wurden genau analysiert, sondern auch die noch vorhandenen schriftlichen Quellen ausgewertet. Das Wiederauffinden dieser Quellen liest sich streckenweise wie ein Krimi. Bei der Präsentation ihrer Ergebnisse haben sie auch an die interessierten Laien gedacht, die hier einen Einblick in die Bedeutung, die die Totenehrung im jüdischen Glauben einnimmt, gewinnen. Die impressionistischen, teils farbigen Zeichnungen von Dan Rubinstein tragen dazu bei, die Vergänglichkeit und das Beharrende zu veranschaulichen. Ohne Worte wird hier die Unantastbarkeit der Totenruhe deutlich. Ein Friedhof muß gegen Störungen durch Mensch und Tier abgeschirmt sein, er ist auf ewig angelegt und Blumen wurden nicht gepflanzt. Auch die Zwänge, denen die Juden u.a. durch Verordnungen in Württemberg ausgesetzt waren, werden angedeutet – Beerdigung bei den Juden innerhalb von 24 Stunden, Verordnung: nicht vor 48 Stunden, sowie die Einebnung des ersten Friedhofs im Alleinfeld zugunsten einer Fasanerie beim Freudentaler Schloß, die gut recherchiert und dargestellt wurde. Der danach neu angelegte Friedhof liegt am Fuße des Seeberges auf der Gemarkung Bönnigheim. Die offizielle Belegung des Friedhofes endet 1943. Die einzelnen Trauerbräuche im ersten Trauerjahr und auch danach werden erwähnt. Das Kaddisch (Totengebet) wird u.a. am Grab und zur Jahrzeit des Verstorbenen gesprochen

und ist im Original und der Übersetzung im Buch aufgenommen worden. Der allgemeine Teil enthält ferner einen Einblick in die Namensgebung – zu Beginn des 19. Jahrhunderts mußten sich die Juden Familiennamen zulegen –, die Zeitrechnung und die Übersetzungsschwierigkeiten. Die Literaturangaben sind knapp gehalten, bieten aber die Standardwerke zum Thema. Eindrucksvoll ist die Schilderung von Julius Marx, der sich hier sein Grab selbst aussuchte. „Ich will dann zu Hause sein, ich der Ausländer, der Emigrant, der seine Remigration vorbereitet... Es ist mein erster und letzter Landerwerb“ (S. 21). Er verstarb 1970.

Aber das Buch ist auch für Experten eine Fundgrube. Die fundierten Texte, genaue Maßangaben und die Fotografien bilden eine informative Einheit. Interessant ist auch die Erläuterung der Symbole, die in anderen Religionen oft ähnlich sind, z. B. steht ein Kranz für Trauer (S. 31). Der Einblick in den Aufbau und die Gestaltung der Grabinschriften läßt sich auf andere jüdische Friedhöfe übertragen. Grabsteine dokumentieren auch den Grad der Assimilation, in Freudental war er eher gering, da sich Obelisk und Tierdarstellungen sowie nur deutsche Inschriften selten finden. Sie setzen sich erst im 20. Jahrhundert durch.

Den umfangreichsten Teil nimmt die Dokumentation der einzelnen Grabsteine ein. Ein Foto, der hebräische Text, die deutsche Übersetzung – die Zuordnung ist graphisch gut gelöst –, Maße und Quellenangaben, die die verwandtschaftlichen Beziehungen einbeziehen und so einen Einblick in das 400jährige jüdische Gemeindeleben und die Ortsgeschichte von Freudental gestatten. Eine Urkunde vom 20. September 1544 bezeugt, daß Juden gegen die Bezahlung von Schutzgeld – damals allgemein üblich – an diesem Ort leben konnten. Der erste Hinweis auf die Begräbnisstätte stammt von 1723. Aber nicht nur Freudentaler Juden sind hier bestattet, sondern auch Stuttgarter, Ludwigsburger und Zaberfelder Juden. Zur Auflockerung wurde im Dokumententeil Symbole vom beschriebenen Grabstein vergrößert und grau im Hintergrund dargestellt, z. B. die Kanne vom Grab Nr. 26 (S. 63). Gräbern von bedeutenden Persönlichkeiten wurde mehr Raum gewährt, z. B. Seligmann Löb Benedikt, der um 1800 Mitbegründer des Stuttgarter Bankgeschäftes Benedikt war (S. 81). Grab-, Namens- und Ortsregister sowie der Lageplan sind besonders für denjenigen eine Hilfe, der nur bestimmte Angaben möchte. Vor Ort erleichtern sie das Auffinden. Dieses Buch ist ein Nachschlagewerk über mehr als nur die jüdischen Traueritten, es bietet einen Einblick in die jüdische Lebenswelt.

Es wäre wünschenswert, wenn alle jüdischen Friedhöfe so dokumentiert würden, damit die Kultur der jüdischen Mitbürger nicht in Vergessenheit gerät. Nur wäre ein anderes, besser in einen Bücherschrank passendes Buchformat angebracht.

I. Kottmann

Detlef Ernst, Klaus Riexinger, Vernichtung durch Arbeit. Die Geschichte des KZ Kochendorf / Außenkommando des KZ Natzweiler-Struthof, Bad Friedrichshall (Selbstverl. d. Verf.) 1996. 256 S., zahlr. Abb.

Im Spätsommer 1944 wurde Kochendorf, Ortsteil von Bad Friedrichshall, Standort eines Konzentrationslagers. In dem Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof im Elsaß wurden zunächst rund 600, später bis zu 1.900 Häftlinge gefangengehalten. Mindestens 200 von ihnen kamen ums Leben, weitere 200 wurden während des „Todesmarsches“ nach Dachau ermordet. Der Geschichte dieses Lagers gehen die Autoren im vorliegenden Band nach.

Grund für die Anlage des KZ waren die Versuche, die Rüstungsindustrie durch eine Verlagerung unter die Erde vor den zunehmenden alliierten Luftangriffen zu schützen. Auch das Kochendorfer Salzbergwerk sollte Rüstungsbetriebe aufnehmen. Zu Einrichtung und Betrieb dieser unterirdischen Fabriken wurden Arbeitsklaven aus dem KZ eingesetzt. Der Begriff „Arbeitslager“ ist jedoch irreführend: Zweck des KZ Kochendorf war die „Vernichtung durch Arbeit“. Durch unmenschliche Behandlung, gezielte Unterernährung, miserable Unterbringung und schwerste Arbeitsbedingungen wurden die Häftlinge langsam zu Tode gequält, während NS-Staat und Unternehmen daraus ihre Gewinne zogen. Minutiös wird die

Entwicklung der Rüstungsfabrik im Salzbergwerk und die Verwicklung der beteiligten Unternehmen wie des Flugzeugbauers Heinkel AG, des Baukonzerns Hochtief AG oder des Bergbauunternehmens Veruschacht GmbH in das Sklaverei- und Mord-System dokumentiert.

Die Autoren haben die Wege der aus ganz Europa stammenden Häftlinge nach Kochendorf nachgezeichnet und durch die Rekonstruktion von Einzelschicksalen den Opfern Gesicht und Namen gegeben. Daß der Bevölkerung nicht verborgen blieb, was sich im KZ abspielte, zeigt ein Kapitel zum Verhältnis der Kochendorfer zu „ihrem“ Lager; die Bandbreite reicht dabei von (oft recht hilflosen) Versuchen, das Elend der Häftlinge zu lindern, bis hin zur Bereicherung auf deren Kosten.

Grausamer Schlußpunkt der Geschichte des KZ Kochendorf war der „Todesmarsch“ nach Dachau, ein Schicksal, das die Kochendorfer KZ-Häftlinge mit denen des KZ Hessental teilten. Die entkräfteten Gefangenen wurden mit größter Brutalität vorangetrieben, wer nicht mehr konnte, erschossen oder erschlagen. Diese Geschehnisse haben sich, wie zahlreiche Zeugen belegen, in aller Öffentlichkeit abgespielt.

Auch die juristische Aufarbeitung nach 1945 wird dargestellt, wobei der skandalöse, aber nicht untypische Umgang der Staatsanwaltschaft Stuttgart mit dem Fall des KZ-Kommandanten Büttner im Mittelpunkt steht: Trotz umfangreicher Vorermittlungen durch die Ludwigsburger Zentralstelle wurde das Verfahren 1970 eingestellt. Angesichts der akribisch aufgeführten Beweise bleibt für die Verschleppung und schließliche Verfahrenseinstellung nur folgendes Fazit: „Strafvereitelung im Amt“.

Einen beschämenden Abschluß der Geschichte des KZ Kochendorf bildet der Umgang mit der Frage der Entschädigungen für die Überlebenden, der – nicht nur dieser Darstellung zufolge – durch Leugnen, Verschleppen und bürokratische Gefühllosigkeit gekennzeichnet ist (oder – hoffentlich – war). Lange Zeit stand hier offenbar ein Spekulieren auf die Erledigung des Problems auf „biologischem Wege“, d. h. durch den Tod der Opfer, im Vordergrund. Angesichts der enormen Gewinne aus der Sklavenarbeit und der Tatsache, daß SS-Angehörige in Osteuropa, darunter auch Kriegsverbrecher, seit Jahren Renten beziehen, ist diese Verfahrensweise ein doppeltes Ärgernis.

Insgesamt bleibt festzuhalten, daß die Autoren bei ihren ausgesprochen gründlichen Recherchen eine überrassende Fülle an Material gefunden und dieses auch adäquat aufbereitet haben. Ihre nüchterne und umfassende Darstellung kann als Musterbeispiel dafür gelten, was eine engagierte Heimatgeschichtsforschung zu leisten imstande ist. *D. Stihler*

Simon M. Haag, Zur Baugeschichte der Oberamtsstadt Weinsberg. Mit einer Abhandlung über Kernersche Wohnungen und Anwesen in Weinsberg von Fritz-Peter Ostertag. Hrsg. vom Schwäbischer Albverein/Ortsgruppe Weinsberg in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Weinsberg, Weinsberg (Verlag Nachrichtenblatt der Stadt Weinsberg) 1995. 282 S., 339 Abb., 10 Taf.

Rezensent kann sich noch gut an die Zeit seiner Kindheit erinnern, als er einmal einen Notgeldschein mit Abbildungen des Weibertreueereignisses der Burg Weinsberg in den Händen hielt, die ihn seitdem Burg und Stadt Weinsberg, erst recht später nach mehreren Burg- und Stadtbesuchen, nie ganz vergessen ließen. Umso größer war die Überraschung, nunmehr einen fundierten Band in der Hand zu halten, der erstmals eine umfassende Baugeschichte der Stadt Weinsberg beinhaltet.

Sowohl für den Bauhistoriker im deutschen Südwesten als auch für den eng mit der Stadt Weinsberg verbundenen Heimatforscher ist es eine Augenweide, was in diesem Band an historischer Malerei, Kartenmaterial, architektonischen Zeichnungen, Bauplänen, historischen Fotos u. a. Quellenmaterialien zusammengetragen worden ist.

Wenn man sich vor allem die komplizierte Quellensituation – angesichts dreier Brände des Stadtarchivs 1525, 1707, 1945 und der Verluste an Bausubstanz durch den 2. Weltkrieg – vor

Augen hält, mit denen die Autoren des Bandes konfrontiert waren, kann der besondere Wert dieser Publikation nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Der Dank gilt in erster Linie dem langjährigen Stadtarchivar und Koautor Fritz-Peter Oster-tag und dem Stadthistoriker Simon M. Haag, der aufgrund der in Weinsberg selbst prekären Quellsituation in den staatlichen Archiven Stuttgart, Ludwigsburg, Karlsruhe und im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein zahlreiche Quellen zu den Weinsberger Gebäuden – u.a. Bauaufnahmen, Pläne und Ansichten – auffinden konnte, die am Ende zu einer wichtigen Materialsammlung führten.

Der Band ist wie folgt aufgebaut:

Eine Einführung in den Band bilden die Geleitworte des Bürgermeisters J. Klatt (S. 7), des Vorsitzenden des Schwäbischen Albvereins, Ortsgruppe Weinsberg, Adolf Grauf (S. 8) und ein Vorwort der Autoren (S. 9).

Es folgen eine Einleitung zur Baugeschichte der Stadt (S. 10–13), eine Stadtgeschichte im Abriß mit mehreren Abbildungen von Burg und Stadt Weinsberg (S. 14–20) und ein Abschnitt zur Stadtgestaltung mit Rahmenbedingungen, zu den Stadtvierteln, Vorstädten, Gasen und Straßen in der alten Stadt sowie deren Brand, Zerstörung und Wiederaufbau (S. 21–77). In diesem Abschnitt sind eine Vielzahl an Fotografien und Zeichnungen genutzt worden.

Hieran schließen sich wichtige Einzelobjekte der Stadt (S. 79–208), die Siedlungen auf Weinsberger Gemarkung, Benzenmühle, Hasemühle, Kreuzle, Weißenhof, Weißenmühle und Rappenhof (S. 209–225) und ein Nachtrag (S. 226) an. Die Kernerschen Wohnungen und Anwesen in Weinsberg sind eigens von Fritz-Peter Ostertag bearbeitet worden (S. 227–275).

Den Abschluß der Publikation bilden ein Abkürzungs- (S. 277) und ein Quellenverzeichnis (S. 278–282). Beigelegt sind zehn Tafeln zur Baugeschichte Weinsbergs für den Zeitraum 1729 bis 1946 mit Lithographien, Farbzeichnungen, Fotos und Stadtplänen.

Mit dem zusammengetragenen Forschungsmaterial und der vorliegenden Konzeption dient der Band geradezu als Vorbild für Baugeschichten ähnlicher württembergischer Städte und ist jenen Wissenschaftlern zu empfehlen, die sich mit baugeschichtlichen Fachfragen und städtebaulichen Sanierungsarbeiten zu befassen haben. Darüber hinaus dient die Publikation als wertvolles Arbeitsmaterial für Vor- und Frühgeschichtler und Mediävisten, die in Stadtkernforschungsarbeiten integriert sind.

Ein abschließendes Wort:

Trotz noch bestehender Quellenlücken kann der Schwäbische Albverein e. V., Ortsgruppe Weinsberg, mit Stolz erfüllt sein, eine solch hervorragend ausgeführte Baugeschichte der Stadt vorweisen zu können.

G. Reinhold

Jürgen Hagel, Vom Weinbaudorf zum Industriestandort. Die Entwicklung Feuerbachs von 1850 bis zum Ersten Weltkrieg (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 53), Stuttgart (Klett-Cotta) 1991. 183 S., 76 Abb., 1 Karte.

Wer das heutige Stuttgart-Feuerbach betrachtet, wie es beinahe übergangslos mit den anderen Stuttgarter Stadtteilen verbunden ist, kann sich kaum noch vorstellen, daß dieses Feuerbach noch um 1850 als „ein stilles Agrardorf vor den Toren Stuttgarts“ beschrieben wird. In der Tat waren damals die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung im Wein- und Landbau und in der Waldarbeit zu suchen. Wie sich dieser ländlich geprägte Ort innerhalb eines halben Jahrhunderts zu einem großen Industriestandort entwickelte – so waren z. B. 1895 40 % der chemischen Großbetriebe des Königreichs Württemberg in Feuerbach angesiedelt –, wird in diesem Buch interessant und quellennah beschrieben. Hagel kommt der Verdienst zu, durch intensives Quellenstudium ein enormes Faktengerüst zur Geschichte der Industrialisierung Feuerbachs an den Tag gebracht zu haben, das die verschiedensten Aspekte dieses Wandels beleuchtet. Dies ist umso höher zu bewerten, da die alten Akten der frühe-

ren Gemeinde Feuerbach im Zweiten Weltkrieg größtenteils verbrannt sind und auf Quellen anderer Archive zurückgegriffen werden mußte. Das Buch erzählt von der Industriean siedlung und dem später erfolgten Strukturwandel der angesiedelten Branchen, aber einen breiten Raum nehmen in der Publikation auch die Auswirkungen der Industrialisierung auf die Bevölkerung, auf Ansässige und Zugezogene, ein. So wird die soziale Lage der Arbeitnehmer ebenso untersucht wie die wachsenden und sich wandelnden Aufgaben der Gemeindeverwaltung. Ein Lob gebührt der quellenmäßig fundierten Untersuchung auch für die Bildauswahl. Dem Verfasser gelang es, eine Reihe von aussagekräftigen Bildern der damaligen Zeit zusammenzustellen, die den Text hervorragend ergänzen. *A. Kozlik*

Herrmann Heidrich, Andrea K. Thurnwald (Hrsgg.), *Der Windsheimer Spitalfund aus dem 15. Jahrhundert* (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 26), München, Bad Windsheim (Delb) 1996. 79 S., zahlr. Abb.

Im Jahr 1996 konnte das Fränkische Freilandmuseum Bad Windsheim zum ersten Mal den 1983 bei Bauarbeiten gemachten Grabungsfund in einer eigenen Ausstellung zeigen. Die 150 Objekte, vorwiegend Krüge und Töpfe, aber auch Gegenstände aus Holz und Glas, stammen aus dem Windsheimer Spital zum Heiligen Geist und gehen auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurück. Konrad Bedal, der Leiter des dortigen Museums, weist in seinem Vorwort darauf hin, daß solche Grabungen mehr und mehr blitzartigen Bergungsaktionen gleichen, da in den meisten Fällen kaum Zeit für eine sachgemäße archäologische Aufarbeitung des Fundorts bleibt. Der umfangreiche, insgesamt eher unspektakuläre Windsheimer Fund brachte ein Stück spätmittelalterlichen Lebens an den Tag, das am Ende aber viele Fragen offenließ.

Im zweiten Beitrag entwirft Andrea Thurnwald ein anschauliches Bild der in den damaligen Kranken- und Pflegeeinrichtungen herrschenden Zustände. Mittelalterliche Spitäler befanden sich entweder in der Trägerschaft wohlthätiger Ordensgemeinschaften oder finanzierten sich aus den Stiftungen wohlhabender Bürger. Seelsorge und Krankenpflege waren miteinander verbunden, so daß den Kranken die aktive oder passive Teilnahme an Meß- oder Andachtsfeiern jederzeit möglich war.

Der dritte, von Hermann Heidrich verfaßte Beitrag beschäftigt sich mit der an den Spitälern damals üblichen Verpflegung. Die Tafel der „Bresthaften“ war reich gedeckt, besonders auf regelmäßigen Fleischverzehr legte man großen Wert. Aus den Speiseplänen verschiedener Spitäler ergibt sich für die Zeit um 1500 ein Fleischkonsum von ca. 100 kg pro Kopf und Jahr, mehr, als wir heute im Durchschnitt essen.

Dieser schmale Band ist kein Ausstellungskatalog im herkömmlichen Sinn, dazu waren die Informationen über die gezeigten Stücke und ihren Fundort wohl zu spärlich. Der hier beschrittene Weg, das Windsheimer Spital in seinen historischen Kontext einzuordnen, war eine Lösung, die auch demjenigen, der die Ausstellung nicht sehen konnte, interessante Einsichten bietet. Von geradezu atemberaubender Qualität sind die Farbtafeln des Buches. Selten sah man Gegenstände des täglichen Bedarfs so ansprechend und eindringliche fotografiert. *H. Kohl*

Ulrich Knapp, *Das Kloster Maulbronn. Geschichte und Baugeschichte*, Stuttgart (Theiss) 1997. 192 S. mit 239 Abb. u. einer Ausklapptafel.

Anläßlich des 850jährigen Bestehens des Klosters Maulbronn gibt der Theiss Verlag zwei Bücher über dieses am besten erhaltene Kloster nördlich der Alpen heraus: zum einen ein 600seitiges Compendium, das die inzwischen über 100 Jahre alte Arbeit von Eduard Paulus als Grundlagenwerk für weitere Forschungen ablösen soll, und zum anderen dieses Buch, das sich aber keinesfalls zu verstecken braucht: Der interessierte Laie bekommt hier mehr als einen halberzig herausgegebenen Bildband, mehr als einen oberflächlichen Kunst- und Geschichtsabriß. So beinhaltet das Buch auch bislang unveröffentlichte Arbeiten und Bild-

materialien. Seinen Schwerpunkt hat es in der Baugeschichte, wobei neue Forschungsergebnisse jüngst zu einer Umdatierung zahlreicher Gebäude geführt haben. In diesem Zusammenhang sind besonders die detaillierten Karten hervorzuheben, die einzelne Bauabschnitte übersichtlich unterteilen.

Dennoch gibt es natürlich auch umfangreiche Abhandlungen zur Geschichte des Zisterzienserordens allgemein, zur Klostergeschichte, welche sich oft im Spannungsfeld der Politik befand, zur nachreformatorischen Nutzung sowie zum Denkmalschutz in Maulbronn. Somit ist dieses Buch für jeden geeignet, der sich für dieses Monument auf der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes interessiert, ohne sich gleich in Forschungsarbeit stürzen zu wollen.

A. Pusch

Mathias Köhler, Die Bau- und Kunstgeschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen bei Tübingen (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 124), Stuttgart (W. Kohlhammer) 1995. 411 S., Tab., Schaubilder und Fotoanhang.

Obwohl schon einige bau- und kunstgeschichtliche Veröffentlichungen über das Kloster Bebenhausen – vom Pfalzgrafen von Tübingen gegründet und um 1190 mit Zisterziensern besiedelt – erschienen sind, liegt nun Mathias Köhler erneut eine Baumonographie und kunstgeschichtliche Einordnung des Klosters, genauer der Klausur vor. Das vorliegende Buch ist hervorgegangen aus einer an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg abgeschlossenen Promotion.

Der Verfasser stützt sich bei seinen Forschungen nicht nur auf schriftliche und bildliche Quellen, sondern vor allem auf bauarchäologische Beobachtungen, dendrochronologische Untersuchungen und neuere archäologische Grabungen. Der Autor beginnt mit einer Bestandsaufnahme, die Quellen und Forschungsliteratursachstand und Vorgehensweise umfaßt. Danach legt er die geschichtlichen Grundlagen von den nicht genau zu datierendem Anfang bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts dar. Anschließend stellt er die einzelnen Gebäudeteile vor: Klosterkirche, Ost-, Süd- und Westflügel und Kreuzgang. Die Kapitel sind identisch aufgebaut. Hier beschreibt er die einzelnen Bauteile – ausgehend von ihrer monastisch-liturgischen Bedeutung – und analysiert zuerst die Raumaufteilung und Funktion, danach interpretiert er die schriftlichen und bildlichen Quellen. Die exakte Baubeschreibung, der Bauverlauf und die kunstgeschichtliche Einordnung und Würdigung folgen. Historische Ansichten, Rekonstruktions- und Detailzeichnungen, Auf- und Grundrisse von Gebäuden werden zur Untermauerung der Thesen herangezogen. Die Analyse der verschiedenen Steinmetzzeichen (abgebildet) rechtfertigt schon die Herausgabe des Buches, sind Steinmetzzeichen doch selten so genau aufgeschlüsselt und interpretiert worden. Der Autor bezieht zur Bestimmung von Baudaten sowohl die Beziehungen des Klosters zum Bischof und zum Landesherrn als auch die zahlreichen formgeschichtlichen Beispiele der näheren und weiteren (Colmar, Straßburg, Bern, um einige zu nennen) Umgebung ein. Durch Stilvergleiche zeigt er z. B. die Einflüsse auf das Kloster und dessen Ausstrahlung auf die Kirchen der Umgegend auf.

Dabei kommt der Verfasser zu neuen Ergebnissen z. B. bei der Datierung des Langhausneubau der Kirche auf Ende des 16. Jahrhunderts, während frühere Forschungen es für älter hielten. Der Ost- u. Nordflügel des Schlosses Hohentübingen ist zum Teil aus den Quadern der abgebrochenen Kirche errichtet, wie die romanischen Steinmetzzeichen belegen. Die Kirche in Bebenhausen ist, so schließt der Autor, im historistischen Stil erbaut, die Übernahme der alten Fensterformen sei ein Zeichen dafür. „Auch die letzte einschneidende Veränderung hatte der Klosterkirche nicht ihre Struktur, die sie als Ordenskirche ausweist, genommen. So wie die Seminaristen das Chorgebet der Mönche in ähnlicher Form weiterführten, wurde auch der bauliche Zustand der Tradition angeglichen – eine großartige Kontinuität“ (S. 127). Neu ist auch sein Beitrag in der Diskussion um die Baugeschichte der

Heiligkreuzkirche in Schwäbisch Gmünd. Er sieht einen Zusammenhang mit dem Sommerrefektorium von Bebenhausen, denn der Baumeister griff dort erstmals im schwäbischen Raum die am Oberrhein gerade modern gewordenen Formen auf, die Profilierung von Maßwerk und Gewänden und die Vierteiligkeit der Fenster. Die Übernahme von mittelrheinisch-kölnischen Stilelementen sei durch den um 1310 entstandenen Chor der Esslinger Stadtkirche geschehen. Auch die wenigen erhaltenen Fragmente der Glasfenster (heute verstreut) verweisen auf Esslinger Provenienz.

Die „absolute Chronologie“, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, Bildnachweise und 126 Fotos bilden den Abschluß. Die Chronologie der Baugeschichte faßt die Teilbereiche wieder zusammen. Bei den Fotos bestechen die vielen Detailaufnahmen, die die schriftlichen Ausführungen anschaulich untermauern. Drei Grundrißpläne liegen dem Buch bei. Die Pläne ermöglichen es dem Leser, sich jederzeit in dem Gebäudekomplex zurechtzufinden. Es empfiehlt sich, sie bei der Lektüre stets zur Hand zu haben.

Der Autor belegt die Schlußfolgerungen und benennt klar nicht eindeutige Zuordnungen. „Über das Aussehen oder die Planung des Westflügels kann nur spekuliert werden... Ob erst mit Vollendung des Klausurgevierts der unter Abt Friedrichs Bauvorhaben zu rechnende Kreuzgang erstellt wurde oder ob bereits vorher eine Interimslösung diesen so wichtigen Teil der Anlage bildete, läßt sich nicht sagen“ (S. 384).

Die sorgfältig recherchierte Arbeit gibt nicht nur einen detaillierten Überblick über die Baugeschichte des Klosters Bebenhausen, sondern darüber hinaus durch die zahlreich hinzugezogenen Vergleichsobjekte, einen Einblick in die Baugeschichte im schwäbischen Bereich. Leider fehlt ein Index, der den Zugriff zu den verwendeten Beispielen erleichtert hätte.

Der Verfasser wird seinem Anspruch gerecht, am Beispiel Bebenhausen zu zeigen, „wie streng funktionale Ordensarchitektur einer kunstlandschaftlich-landesherrlich geprägten Ausrichtung weicht, wie der Konvent seine eigenen Ordensideale aufgibt und vor der 'Welt' kapituliert“ (S. 388).

I. Kottmann

Silvester Lechner (Hrsg.), Schönes, schreckliches Ulm. 130 Berichte ehemaliger polnischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die in den Jahren 1940 bis 1945 in die Region Ulm/Neu-Ulm verschleppt worden waren (DZOK-Manuskripte 3/1996), Ulm (Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e.V.) 1997 (2. Aufl.), 415 S.

Mit diesem Band legt das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg ein meines Wissens einmaliges Dokument zu einem weitgehend und gerne vergessenen Kapitel der NS-Herrschaft vor: Hier kommen 130 ehemalige, im Ulmer Raum eingesetzte Zwangsarbeiter aus Polen zu Wort und berichten von ihren Erlebnissen. Die Sammlung dieser Erinnerungen ist eine oft erschütternde (und vor dem Hintergrund einer teilweise bis heute ausstehenden Entschädigung der Opfer beschämende) Lektüre, deren Titel schon die Ambivalenz vieler Berichte andeutet: Ausbeutung, Grausamkeit und Unmenschlichkeit auf der einen, Freundlichkeit, (nicht ungefährliche) Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit auf der anderen Seite. Nicht nur als Fakten- und Zitatesteinbruch für den Historiker, sondern auch als authentische Zeugnisse von der NS-Barbarei direkt Betroffener haben diese Berichte einen hohen Wert. Vorangestellt sind einführende Texte des Herausgebers zum Zustandekommen der Berichte, den deutsch-polnischen Beziehungen – wer an die umlaufenden, teilweise ausgesprochen widerwärtigen „Polenwitze“ denkt, muß die Aktualität der Überschrift „Alte Vorurteile rosten nicht“ leider bestätigen -, zur NS-Terrorherrschaft in Polen, zum Zwangsarbeitssystem Nazideutschlands und zum Schicksal der „Displaced Persons“ nach 1945. Einen Überblick über das lokale Lagersystem in Stadt und Landkreis hat Peter Stöferle beigeuert.

D. Stihler

Edgar Lesch, Heinz H. Poker, Paul Sauer (Hrsgg.), Stuttgart in den ersten Nachkriegsjahren (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 66), Stuttgart (Klett-Cotta) 1995. 581 S., 120 Abb.

Zum 50. Jahrestag des Kriegsendes gab das Stadtarchiv Stuttgart einen umfangreichen Sammelband heraus, in dem 16 Autoren und eine Autorin die verschiedensten Aspekte des Lebens in der unmittelbaren Nachkriegszeit beleuchten. Wie alle deutschen Großstädte hat der Krieg auch die schwäbische Metropole in ein einziges Trümmerfeld verwandelt. Die Infrastruktur war weitgehend zerstört, Staat und Verwaltung existierten praktisch nicht mehr, die Bevölkerung war auf eine Viertelmillion geschrumpft. Der nationalsozialistische Größenwahn versank in einem Meer aus Blut und Tränen. Und was nun kam, war nicht viel besser: Man begegnete der Idee der freiheitlichen Demokratie, die im Krieg der Systeme obsiegt hatte, zuerst in der Person französischer Besatzungssoldaten, die die Bevölkerung mit ihren massenhaften Plünderungen und Vergewaltigungen in Angst und Schrecken versetzten. Es fällt schwer, sich angesichts solcher Vorgänge vorzustellen, daß die Betroffenen dies als „Befreiung“ empfanden, eine These, daran sei in diesem Zusammenhang erinnert, die im Vorfeld des eingangs erwähnten Gedenktages für heftige Diskussionen sorgte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Frage, ob der 1. Mai 1945 ein Tag der Befreiung oder der Niederlage gewesen sei, in den Beiträgen dieses Bandes nicht ein einziges Mal gestellt wird.

Auch den Amerikanern, die die Franzosen Anfang Juli 1945 als Besatzer ablösten, schlug am Anfang keineswegs Sympathie entgegen. Daran änderte auch das schnelle Abgehen vom zunächst verfolgten „non-fraternisation“-Konzept wenig. Es gehört zu den gängigen Vorstellungen über die Nachkriegszeit, daß sich das deutsche Publikum geradezu gierig auf die nunmehr zugängliche Kunst der angloamerikanischen Welt gestürzt habe. In Stuttgart war dies offensichtlich anders: Der erste Hollywood-Film, der in den dortigen Kinos gezeigt wurde, fand nur wenig Anklang. Es handelte sich um einen Film mit Humphrey Bogart, „Der Malteser Falke“. Ein amerikanischer Offizier, der über die Ursachen für den schwachen Besuch nachdachte, kam in seinem Bericht zu dem Ergebnis, daß der Film das von der Goebbels'schen Propagandamaschine verbreitete Amerikabild anscheinend bestätige: Die USA präsentierten sich hier als Land der Gangster, die weibliche Hauptfigur stamme aus der Unterwelt, es geschähen drei Morde, und die Polizei sei nicht in der Lage, die Verbrecher zu verhaften (S. 433).

Die Beiträge dieses voluminösen Bandes beeindrucken durch ihre Vielfalt und Detailgenauigkeit. Man hat es mit einem perfekt durchkonzipierten und professionell gemachten Werk zu tun, das in seinem Bemühen um Vollständigkeit scheinbar keine Fragen offenläßt. Alle Autoren beherrschen das Handwerkszeug des Historikers. Es wird eifrig belegt, wo nötig, abgewogen, man läßt die Fakten sprechen. Auf diese Weise macht man sich und sein Tun unangreifbar. Dennoch beschleicht den Leser immer wieder das unangenehme Gefühl, daß dem Ganzen etwas fehlt. Vielleicht ist es der Blick von außen, die Sicht des Theologen, des Psychotherapeuten, des Künstlers, kurzum die Analyse eines Nichthistorikers. So bleibt die Frage nach der seelischen Verfassung der Menschen in der Nachkriegszeit letztlich unbeantwortet, die Frage nach ihren Ängsten, Hoffnungen, Schuldgefühlen, den Entlastungsstrategien und Verdrängungsprozessen, mit denen viele der monströsen Unbegreiflichkeit des Geschehenen aus dem Weg zu gehen versuchten. Man wird diesen Einwand entgegenhalten, daß dies nicht Aufgabe einer lokalgeschichtlichen Untersuchung sein könne. Die *oral history* wäre womöglich ein methodischer Ansatz zu einer solchen Fragestellung gewesen. Die im Falle Stuttgart offenbar ausgezeichnete Quellenlage ließ eine Notwendigkeit, dieses Mittel anzuwenden, offenbar nicht aufkommen. So sei am Ende die Aussage eines amerikanischen Offiziers zitiert, der seine Beobachtungen in einem Satz zusammenfaßte, in dem sich Sarkasmus und Ratlosigkeit in etwa die Waage halten. Er schrieb: „Langsam glaube ich, auch Hitler war kein Nazi.“

H. Kohl

Hans-Dieter Mück (Hrsg.), Die Fürsten zu Hohenlohe in Böhmen. Handschriften, Frühdrucke und Bücher 1516–1916. Eine Ausstellung zum Hohenloher Kultursommer '96 mit Exponaten aus dem Nationalmuseum in Prag, Abteilung für Schloßbibliotheken, und dem Kunstgewerbemuseum in Prag. Veranstalter: Kulturstiftung Hohenlohe und Bildungshaus Kloster Schöntal, Künzelsau (Kulturstiftung Hohenlohe) 1996. 95 S.

Es ist weitgehend unbekannt, daß zum Besitz des Hauses Hohenlohe auch das Schloß Rothenhaus (Cervený Hrádek u Jirkova) in Böhmen gehörte. Prinz Ludwig von Hohenlohe-Langenburg hatte 1857 durch die Eheschließung mit Gabriele von Trauttmansdorff das Schloß und andere Besitzungen in Böhmen erworben, die sich bis zur Enteignung nach 1945 im Besitz der Familie befanden.

In einer Ausstellung im Bildungshaus Kloster Schöntal konnten im Rahmen des Hohenloher Kultursommers 1996 Teile der ungewöhnlich wertvollen, 2400 Titel und 4421 Bände umfassenden Rothenhauser Schloßbibliothek präsentiert werden, die heute in Klášterec nad Ohří (Klösterle an der Eger) aufgestellt und Teil der Bibliothek des Prager Nationalmuseums ist. Der Ausstellungskatalog zeigt einen Querschnitt durch diesen Bestand und dokumentiert die vielfältigen Interessen der Besitzer von Rothenhaus: Die Bandbreite reicht von Belletristik, Poesie, Memoiren und Dramen über Reiseberichte und Länderbeschreibungen, theologischer und juristischer Literatur und naturwissenschaftlichen Werken bis hin zu Büchern über Landwirtschaft.

Neben dem Katalog der Exponate von Hans-Dieter Mück enthält der Band einen Überblick über die Geschichte des Hauses Hohenlohe von Gerhard Taddey (S. 9–11) und der Rothenhauser Bibliothek von Petr Masek (S. 24–29). Masek beschreibt auch die Lebensläufe dreier Mitglieder des Hauses Hohenlohe, die Böhmen in besonderer Weise verbunden waren: Georg Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim (1569–1645), Heerführer im Aufstand der böhmischen Stände und bei deren Niederlage am Weißen Berg 1620 (S. 12–15), Joseph Christian Franz von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein (1740–1817), Bischof von Breslau (S. 16–19) und Philipp Ernst Maria Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst (1853–1915), der das bekannte Heilbad von Pödebrady gründete (S. 20–23). *D. Stihler*

Andreas Maisch (Bearb.), Chronik der Stadt Schwäbisch Hall 1974–1996 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 5), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv) 1997. 149 S., zahlr. Abb.

Dieser von einem Team des Haller Stadtarchivs zusammengestellte Band erschien zu Beginn des Jahres 1997, quasi als Abschiedsgabe an den ausscheidenden Oberbürgermeister Karl Friedrich Binder. In schlagzeilenartiger Form werden hier die wichtigsten Ereignisse der „Ära Binder“ aufgelistet, eine Art der Darstellung, die eher zum Nachschlagen als zum Lesen einlädt, wie Stadtarchivar Andreas Maisch in seinem Vorwort betont. Das sinnvolle angelegte, umfangreiche Register ermöglicht es dem Interessierten, ohne großen Aufwand fündig zu werden. Ergänzt werden diese Angaben durch mehrere Grafiken sowie Auszüge aus Reden des ehemaligen Haller Stadtoberhauptes.

Man müsse sich auf „magere Jahre“ einstellen, so lautete die Prognose des neuen Oberbürgermeisters in seiner ersten Haushaltsrede, die er Mitte der siebziger Jahre vor dem Hintergrund krisenhafter Entwicklungen hielt. Zehn Jahre später hatte sich die Tonlage geändert. Nun sah Binder als Aufgabe der Kommunalpolitik eine „Daseinsfürsorge im breitesten Sinn“, die für ein „Höchstmaß an Infrastruktur“ zu sorgen habe, um so zur „Lösung gesellschaftlicher Konflikte“ beizutragen, Ziele, die heute angesichts der Finanznot vieler Kommunen in weite Ferne gerückt zu sein scheinen. Bilanziert man die Entwicklung Halls unter der Ägide Binders, so läßt sie sich wohl am besten mit dem Schlagwort „Kontinuität und Wandel“ zusammenfassen. Kontinuität, weil der Charakter Halls als liebenswerter, mit Geschichte und Kultur reich gesegneter Stadt nicht nur erhalten blieb, sondern noch gestärkt wurde; Wandel, weil diese Zeit von großen infrastrukturellen, politischen und wirtschaftli-

chen Umbrüchen geprägt war, zu denen Binder mit seinem Weitblick nicht selten den Anstoß gab. Daß er dabei immer wieder Mut zu unpopulären Entscheidungen bewies, tat seinem hohen Ansehen keinen Abbruch. Wenn auch die großen Entwicklungen der Zeit wie etwa das Problem der Arbeitslosigkeit, nicht an Hall vorübergingen, waren die Jahre unter Binder, gemessen an dem, was diese Stadt in ihrer langen Geschichte bereits erlebt hat, gute Jahre. Und doch verbietet die Vernunft, zu hoffen, daß sie einmal als „goldene Jahre“ in die Geschichte eingehen werden.

Das Haller Stadtarchiv hat mit dieser Chronik eine Übersicht über zweieinhalb Jahrzehnte Stadtgeschichte vorgelegt, die die unterschiedlichsten Lebensbereiche berücksichtigt. Dabei wird, wie es sich für Chronisten gehört, auf Wertungen verzichtet. Diese Arbeit, an der viele fleißige Hände beteiligt waren, verdient Lob und Anerkennung. Dies gilt auch für die vielen Abbildungen, die Leben und Anschaulichkeit in die ansonsten eher trockene Darstellung bringen. Eine kritische Anmerkung sei jedoch erlaubt – und wo, wenn nicht hier, darf sie vorgebracht werden: Der Historische Verein für Württembergisch Franken, der zwar kein Haller Verein ist, aber dort immerhin seit vielen Jahren seinen Sitz hat, wird, genauso wie sein langjähriger Vorsitzender Albert Rothmund, in dieser Chronik kein einziges Mal erwähnt.

H. Kohl

Ulrike Plate, Das ehemalige Benediktinerkloster St. Januarius in Murrhardt. Archäologie und Baugeschichte (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 20, hrsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg), Stuttgart (Theiss) 1996. 243 S., 208 Abb. u. 2 Beilagen.

Das Kloster Murrhardt gehört zu den ältesten Benediktiner-Gründungen im heutigen Baden-Württemberg. Die Arbeit von Ulrike Plate verfolgt die Entwicklung des Klosters von seinen Anfängen im 9. Jahrhundert bis in die Zeit der Reformation. Die Untersuchung stellt eine für den Druck überarbeitete Fassung der an der Universität Tübingen vorgelegten Dissertation der Verfasserin dar. Zunächst wird kurz die Auswertung der schriftlichen Quellen skizziert. Besonders die auf der Grundlage intensiver Archivarbeit von Gerhard Fritz (u.a. in den „Forschungen aus Württembergisch-Franken“) veröffentlichten Ergebnisse werden dabei gewürdigt. Auch auf die insgesamt schlechte urkundliche Überlieferung wird hingewiesen.

Für die Baugeschichte in den Schriftquellen ist auf einen ebenfalls auf Basis umfangreicher Archivalienauswertung beruhenden Beitrag von Adolf Schahl aus dem Jahr 1983 verwiesen. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen das Früh- und Hochmittelalter.

Die Verfasserin dokumentiert in ihrem Band zwei Ausgrabungen in Murrhardt. Zum einen publiziert sie die bisher unveröffentlichten Ergebnisse der Kampagne von Günter P. Fehring und Rolf Schweizer aus den Jahren 1973/74. Damals wurde, ausgelöst durch eine geplante Innenrenovierung mit Einbau einer Fußbodenheizung, eine Grabung im Innern der Klosterkirche durchgeführt. Die Bedeutung der Funde rechtfertigte es, die ursprünglich als Notgrabung geplante Maßnahme auf ein Jahr auszuweiten. Der zweite Schwerpunkt der Arbeit Ulrike Plates befaßt sich mit den in den Jahre 1989 und 1992 ergrabenen Befunden im Südteil der Klausur, bei denen sie als örtliche Grabungleiterin fungierte. In dieser Kampagne konzentrierte sich das Interesse auf die Walterichskapelle und die Klausur selbst.

Das Kapitel über die Baugeschichte der ehemaligen Benediktinerabtei Murrhardt versucht die Datierung der einzelnen Bauphasen aufgrund der archäologischen Ergebnisse. Dabei werden die Befunde aus römischer Zeit außer acht gelassen, weil die Klostergeschichte im Mittelpunkt steht. Plate kommt zu dem Ergebnis, daß in Murrhardt „stets qualitätvolle Bauten“ errichtet wurden (S. 130). Der Text der vorliegenden Arbeit wird durch zahlreiche Fotos und Zeichnungen ergänzt und bereichert. Gleiches gilt für die beiden Pläne zur Klosterkirche.

Der nach Perioden gegliederte, 48 Seiten starke und bebilderte Befundkatalog gibt zusammen mit dem Schnittplan (Abb. 12) einen Überblick über die Lage der einzelnen Befunde im Grabungsareal. Der 53seitige Fundkatalog wurde nach den Materialien geordnet. Auch hier finden sich Zeichnungen und Fotos, die bei den Wandputzfunden dankenswerterweise farbig sind. Neben dem Abkürzungsverzeichnis, in dem lediglich das Kürzel „r1“ (Steinrollierung) anzufügen wäre, runden zwei Konkordanzlisten zu den Befundnummern die sehr wertvolle Arbeit ab.

U. Schulze

Peter U. Quattländer, Heilbronn. Planung des Wiederaufbaues der Altstadt. Dokumentation zur Ausstellung des Stadtplanungsamtes 1994 (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 28), Heilbronn (Stadtarchiv) 1994. 107 S., 95 Abb.

Der Band entstand 1994 anlässlich des 50. Jahrestags der Zerstörung der Stadt Heilbronn am 4. Dezember 1944 als Begleitband zur damals vom Stadtplanungsamt durchgeführten Ausstellung „Planung des Wiederaufbaus der Altstadt“. Neben der Schilderung Heilbronn vor und während des Zweiten Weltkriegs nehmen die ersten Maßnahmen nach Kriegsende und der 1947 durchgeführte Ideenwettbewerb zum Wiederaufbau der Altstadt im Buch einen breiten Raum ein. Zusätzlich zu der Beschreibung der Durchführung und der Ergebnisse des Wiederaufbaus werden die führenden Persönlichkeiten, die am Gelingen des damaligen Aufbauplans maßgeblich beteiligt waren, in Kurzbiographien vorgestellt. So entstand ein sowohl für Historiker als auch für Städteplaner interessanter Band, dem es vielleicht an manchen Stellen an kritischer Distanz zur damaligen Planung fehlt, denn leider wird der damalige Gedanke, die Grundstücke in der Altstadt ganz neu zu parzellieren und nur die wichtigsten und bedeutendsten Bauten wieder erstehen zu lassen, an keiner Stelle hinterfragt. Wie könnte Heilbronn heute aussehen, wenn 1945/46 ein anderer als Emil Beutinger Oberbürgermeister gewesen wäre?

Das Buch besticht vor allem durch die zahlreich abgebildeten Pläne, beispielsweise werden von den damals eingegangenen 28 Wettbewerbsarbeiten die 7 prämierten Beiträge mit farbigem Plan vorgestellt, so daß sehr gut Vergleiche zwischen den einzelnen Entwürfen gezogen werden können. Lediglich der am Schluß beigefügte Quellen-, Literatur- und Fotonachweis läßt zu wünschen übrig, denn Angaben wie „Historischer Verein Heilbronn, Nr. 20, Nr. 22“ nützen dem Interessierten wenig. Die sonstige verwendete Literatur wird lediglich mit Autor und Titel ohne weitere Angaben verzeichnet.

A. Kozlik

Alexander Renz, Chronik der Stadt Heilbronn 1952–1957, bearb. und eingeleitet von Susanne Schlösser (Chronik der Stadt Heilbronn, Bd. 7), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1996. 584 S. + Fototeil.

Wie der Vorgängerband (Chronik d. Stadt HN 1945–1951, besprochen in WFr 1996) vereinigt dieser Band drei Teile in sich: Das (bearbeitete) Rohmanuskript einer Heilbronner Chronik (diesmal der Jahre 1952–1957) des 1977 gestorbenen Stadtarchivars Alexander Renz, eine 26seitige Einleitung zur Zeit von Susanne Schlösser sowie einen Bildteil von 48 Seiten.

Die 1950er stellen in Heilbronn wie anderswo „formative years“ dar. Gleichzeitig, wie der Kulturbürgermeister in seinem Geleitwort ausführt, ist damit der Zeitraum erreicht, an den sich viele der heute noch lebenden Heilbronner Bürger gut erinnern können – viele Bürger haben auch durch sachkundige Kommentare zu diesem Band mit beigetragen, haben erbetene Ergänzungen und Änderungen zum Manuskript vorgeschlagen.

Das Doppelgesicht der Zeit – Restitution wie Neuanfang, Rückgewinnung von Kontinuitäten wie Aufbruch und Blick nach vorn, „Normalisierung wie Modernisierung“, um eine Kapitelüberschrift zu zitieren – es wird in der Einleitung plastisch dargestellt und an Einzelheiten vertieft.

Denn die Folgen der ersten und grundlegenden außen- und innenpolitischen Entscheidungen der jungen Bundesrepublik wirkten sich auch lokal für Heilbronn aus: Heilbronn wurde ab 1951 Garnisonsstadt für US-Militär. Das Zusammenleben mit den GI's gestaltete sich nicht immer reibungslos, Stichworte hier etwa sind: Düsenjägerlärm, Inanspruchnahme von Teilen des Stadtwaldes durch die Army, Schlägereien. Zuletzt aber wurde ein annehmbarer *modus vivendi* gefunden, etwa durch den seit 1952 aktiven Deutsch-Amerikanischen Beratungsausschuß.

Weitere Themen der Einleitung sind die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen, Wirtschaft, Frauen, Stadtverwaltung und, natürlich, der Wiederaufbau der fast völlig zerstörten Stadt.

Auch die Jugendpolitik und das kulturelle Leben insgesamt werden in kurzen Skizzen konturiert. Daß die Jugend der 1950er auch in Heilbronn keine „Protestgeneration“ war – auch dieser Gemeinplatz wird faktenreich dargestellt. Außer der diffusen Verweigerungshaltung sogenannter „Halbstarker“ im Gefolge des Rock 'n' Roll ergaben sich keine Störungen der öffentlichen Ordnung, aber hierzu sei aus der Einleitung zitiert: (Am 29. September 1956) „versammelten sich erstmals Heilbronner „Halbstarke“ beiderlei Geschlechts auf der Kaiserstraße und auf der Allee, ohne daß es zu Ausschreitungen [...] kam, wohl auch deshalb, weil die Polizei keinerlei Notiz von dieser Demonstration nahm.“ Auch die intensive Beschäftigung mit der Nazizeit war Sache der 1950er Jugendlichen (und Erwachsenen) nicht – das wird wohl Thema des nächsten Bandes.

Fazit erneut, und fast gleichlautend: Eine eigentliche historische Aufarbeitung dieser Jahre bietet der Band trotz der konzisen Einleitung nicht, will es wohl auch gar nicht – sein Wert als Faktenfundgrube und Erinnerungskatalysator für Alt- wie Neuheilbronner ist damit aber keineswegs geschmälert. *P. Ehrmann*

Petra Schad u. a., 700 Jahre Heilig-Geist-Spital Markgröningen, hrsg. v. der Stadt Markgröningen in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Geschichtsforschung, Heimat- und Denkmalpflege Markgröningen e.V., Markgröningen (städtischer Selbstverlag) 1997. 192 S., mehrere Abb.

Zum 700jährigen Jubiläum des Heilig-Geist-Spitals gibt die Stadt Markgröningen mit der Festschrift der Bedeutung dieser Institution für die Geschichte der Stadt insgesamt Ausdruck.

In einem ersten Textbeitrag erörtert Gerhard Liebler die historische Entwicklung des Spitals von der Gründung in Markgröningen im 13. Jahrhundert bis zur Aufhebung des Spitalfonds auf Gemeinderatsbeschluß vom 20. März 1958. Dabei stellt der Verfasser die Markgröninger Niederlassung auch in knappen Worten in den Zusammenhang des Spitalordens, der 1198 von Papst Innozenz III. bestätigt worden war. Auch die Verfassungs- und Verwaltungsstruktur, in die auch das Markgröninger Spital eingebunden war, werden beleuchtet.

Heinz Oechsners Kapitel über „neue Beobachtungen zur Baugeschichte“ steht in Zusammenhang mit dem Bau des Gemeindezentrums und widmet sich nach einem kurzen chronologischen Einstieg den einzelnen Spitalgebäuden. Der Beitrag ist mit einigen Skizzen angereichert, die den Baubefund illustrieren.

In einem kurzen Abschnitt erläutert Günter Frank die Privilegien des Heilig-Geist-Ordens und vor allem die des Spitals Markgröningen. Dabei handelt es sich um 4 Gruppen: 1. Exemtionen, 2. Beichtvollmachten, 3. Predigt und Almosensammlungen, 4. Ablässe. Daraus wird auch die Bandbreite der Spitaltätigkeit deutlich.

Lothar Buck stellt aufgrund des Spitallagerbuchs von 1528 die Besitzverhältnisse des Spitals vor dem Beginn der Reformation dar. Dabei beleuchtet der Verfasser das Eigengut, die Äcker der Eigenwirtschaft, die Spitalwiesen und -weinberge, den Zehnt und die Zinseinnahmen aus Markgröninger Gütern jeweils in sich gegliederten Abschnitten. Zwei Karten veranschaulichen die Lage der einzelnen Besitzstücke. Neben drei Tabellen (Spitalbesitz

insgesamt, eigengenutzte Güter und Markgröninger Zinser) und dem Text des Spitallagerbuchs (fol. 1a-45a) gibt es einen Anhang über Anstößer der Spitalgüter und einen zu Gewinn-, Flurnamen und Stellenbezeichnungen.

Petra Schads Artikel über das „Pfründnerdasein im Wandel der Zeit“ nimmt zunächst die Gebäudesituation nochmals auf. Dann geht es schwerpunktmäßig um das Leben im Spital. Dabei werden die jeweiligen Aspekte auch an Einzelbeispielen verdeutlicht. Die Verfasserin geht auch intensiv auf die Wirtschaftssituation des Spitals und damit verbundene Probleme ein und vergleicht hier mit anderen Orten. Die Tabellen über die Lebensmittelrationen geben in Auswahl einen schnellen und anschaulichen Überblick über die Entwicklung zwischen 1589 und 1788.

In ihrem zweiten Aufsatz betrachtet Petra Schad „Die medizinische Versorgung Markgrönings (1550–1800). In vier Abschnitten geht es neben dem „Erleben von Krankheit“ um die „Experten“ (Apotheker, Arzt, Bader und Chirurg, Pflegepersonal), die Behandlungsmethoden (Aderlaß, Schröpfen, Setzen und Offenhalten von Wunden) und die medizinische Versorgung. Hier werden allgemeine Zeitbräuche, wie sie auch für andere Orte galten, behandelt. Einzelbeispiele, wie das des Pfarrers Magirus oder von einzelnen Spitalinsassen geben jedoch den lokalen Bezug.

In einem vierseitigen Kurzkapitel macht Martin Frieß auf eine im Einband einer Spitalrechnung entdeckte Notenhandschrift aufmerksam und zeigt damit, welch überraschende Ergebnisse Archivarbeit haben kann.

Abschließend kommt nochmals die Stadtarchivarin Petra Schad zu Wort. Die Untersuchung zur Armen-Spinn-Anstalt hat neben dem wirtschaftshistorischen auch sozialgeschichtliche Aspekte. Die Spitalinsassen sollten zu ihrem Lebensunterhalt beitragen, und Kindern sollte in der später daraus entwickelten Industrieschule durch die Vermittlung von Grundkenntnissen einen eigenständigen Lebensunterhalt für die Zukunft ermöglicht werden.

Die Festschrift wird abgerundet durch eine Geld-, Gewichts- und Maßtabelle, ein Gesamtliteratur- sowie ein Abbildungsverzeichnis.

Durch die Vielzahl der betrachteten Aspekte, durch die eingestreuten Fotos, Karten und sonstigen Abbildungen wird der Band alles in allem seinem Anlaß durchaus gerecht.

U. Schulze

Roland Schlichenmaier (Hrsg.), Geschichte und Geschichten aus unserer Heimat Weissacher Tal, Bd. 10, Weissach im Tal (Schlichenmaier) 1995. 174 S., zahlr. Abb.

Den Machern dieser Reihe aus dem Weissacher Tal gelingt es jedes Jahr, einen neuen interessanten Band herauszugeben. Während die bisherigen Bände jeweils Beiträge zu verschiedenen Themen enthielten, wurde für den 10. Band der Schwerpunkt „50 Jahre nach Kriegsende“ gewählt. Darin berichtet Erich Bauer einleitend über „Die Besetzung des Weissacher Tales“ und listet in seinem Beitrag neben anderen wichtigen Details die im April 1945 errichteten Panzer- und Straßensperren sowie die Brückensprengungen im Weissacher Tal auf. In den darauffolgenden Berichten über das damalige Geschehen in den einzelnen Gemeinden erzählt Regine Kurtz über „Letzte Kriegstage in Althütte und Sechselberg“, der Aufsatz von Theodor Ebinger beschäftigt sich mit „Unterweissach am Ende des II. Weltkrieges“, Erich Bauer sammelte „Erinnerungen an das Kriegsende 1945 in Allmersbach und Heutensbach“, während Werner Pabst „Geschichten und Berichte zum Kriegsende in den Orten der Gemeinde Auenwald“ zusammentrug. So wurden für alle Gemeinden des Weissacher Tals die Ereignisse der letzten Kriegstage dokumentiert und für die Nachwelt festgehalten. Diesen grundlegenden Beiträgen, die auch sehr viele von Augenzeugen mitgeteilte Einzelheiten enthalten, schließen sich weitere Berichte zum Thema an. Den Band beschließt eine Bildokumentation über die 750-Jahr-Feiern, die 1995 im Weissacher Tal anlässlich der Erstnennungen der Orte Brüden, Rottmannsberg, Heutensbach sowie Ober- und Unterweissach im Jahre 1245 stattfanden.

A. Kozlik

Christhard Schrenk, Schatzkammer Bergwerk. Kulturgüter überdauern in Heilbronn und Kochendorf den Zweiten Weltkrieg (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 8), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1997. 405 S.

Einen – fast ist man versucht zu sagen: verschütteten Aspekt der Heilbronner Stadtgeschichte hat Stadtarchivar Christhard Schrenk im vorliegenden Band aufgearbeitet und mit ausführlichsten Quellenstudien in zahllosen Staats- und Stadtarchiven bis hin zum Nationalarchiv in Washington faktenreich untermauert. Thema sind die Verlagerungen von Kulturgütern und Kunstschätzen im Zweiten Weltkrieg vor den Gefahren des Luftkriegs in die Salzbergwerke in Heilbronn und Kochendorf, wo sie, vorweg sei es gesagt, den Krieg in „nahezu perfektem“ (S. 119) Zustand überstanden und bis auf sehr kleine Verluste unverehrt gerettet werden konnten.

Seit Juli 1942 wurde das Bergwerk Kochendorf zur Einlagerung von Kunstschätzen genutzt, wobei nicht nur Bibliotheken und Archive, sondern mancherlei Institutionen wie etwa das Staatstheater zu nennen sind; aber auch Privatpersonen nutzten diese Chance, wertvolle Habe über die Kriegsläufe zu retten. Einlagerungen im Salzbergwerk Heilbronn erfolgten ab Oktober 1943. Die Kunstschätze stammten nicht nur aus dem Gebiet des heutigen Württemberg, sondern auch aus dem Rheinland, Schleswig-Holstein, Elsaß und Italien.

Schrenk geht auch auf den verwandten Themenkomplex der Industrie unter Tage ein: Wie bekannt ist, plante die NS-Führung gegen Kriegsende unter dem Eindruck der Bombenangriffe gegen die deutsche Rüstungsindustrie deren großangelegte Verlagerung unter Tage, und auch Heilbronn und Kochendorf waren zuletzt als Produktionsstandorte vorgesehen. In Kochendorf wurde ab April 1944 an einem Motorenwerk gebaut, ab September existierte ein KZ-Außenlager dazu, als Außenlager des KZ Natzweiler, in dem die Menschen in jämmerlichen Zustand leben und arbeiten mußten. Auch im Heilbronner Bergwerk begannen Arbeiten für die Industrieverlagerung im April 1944; hier war ein KZ im nahen Neckargartach angelegt worden, in dem die benötigten Sklavenarbeiter untergebracht wurden. Der militärische Wert beider Anlagen war gering: Das Werk in Kochendorf zeitigte einen eher geringen Erfolg, im Werk Heilbronn war die Produktion bis Kriegsende vermutlich noch gar nicht angelaufen.

Die Besetzung der heftig umkämpften Stadt hinterließ glücklicherweise bei beiden Bergwerken keine größeren Schäden. Die amerikanische Siegermacht verhielt sich, von einzelnen Fällen abgesehen, korrekt. Seit 1942 gab es in der US-Armee eigens Kunstschutzoffiziere mit dem Auftrag, in den befreiten Gebieten nach verlagerten und gestohlenen Kunstschätzen zu fahnden, sie sicherzustellen und den rechtmäßigen Eigentümern zurückzugeben. In Heilbronn bildeten solche Kunstschutzoffiziere ab September 1945 einen eigenen Stab, auch mit deutschen Mitarbeitern. Aufgabe war es, die Kunstwerke aus den Bergwerken an die Eigentümer zurückzugeben, wobei es oft schwierig war, diese zu ermitteln. Bis Mitte 1947 waren jedoch fast alle Rückgabeaktionen abgeschlossen.

Ein interessantes Detail sind die elf Kunstausstellungen, welche der Kunstschutzstab im zerstörten Heilbronn von Februar 1946 bis März 1948 organisiert hatte und welche „einen bedeutenden kulturellen Akzent in der völlig zerstörten Stadt Heilbronn“ darstellten. Ein weiteres behandeltes Thema betrifft die wertvollsten Stücke, die in Heilbronn eingelagert worden waren: die Straßburger Münsterfenster. Teile von ihnen wurden ab November 1944 im Heilbronner Salzbergwerk eingelagert und nach der Besetzung sichergestellt. In einer spektakulären Aktion übergaben die Amerikaner sie am 4. November 1945 den Franzosen. Hierzu sind im Bildteil auch Fotografien aus der Deutschen Wochenschau zu sehen, welche im März 1946 darüber berichtete.

Aus Heilbronn selbst waren nur wenige Kulturgüter eingelagert worden. Wegen verwaltungsinterner Querelen behinderte der Kreisleiter sowie die Stadt- und Parteispitze effektiv dahinzuliehende Pläne des Stadtarchivs Heilbronn. Die großen Verluste des Stadtarchivs im Krieg hätten also durchaus verhindert werden können.

Im Anhang des Bandes finden sich u.a. Faksimiles von Einlagerungslisten sowie von Ausstellungskatalogen aus dem Jahr 1946, ein Fototeil und eine rekonstruierte Gesamtliste der institutionellen Einlagerer nach Herkunftsorten.

Fazit: Mit dem vorliegenden materialreichen Band ist es dem Heilbronner Stadtarchivar gelungen, einen weißen Fleck der Heilbronner Stadtgeschichte gründlich und umfassend aufzuarbeiten.

P. Ehrmann

Christian Schrenk, Hubert Weckbach, „...für Ihre Rechnung und Gefahr“. Rechnungen und Briefköpfe Heilbronner Firmen. Mit einem historischen Beitrag von Peter Lipp (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 30), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1994. 147 S., 60 Abb.

Mit ihrer hervorragenden Dokumentation von Rechnungen und Briefköpfen Heilbronner Firmen aus dem Zeitraum von 1896 bis 1944 präsentieren die Autoren nicht nur eine wichtige Quelle zur Industrie- und Wirtschaftsgeschichte und der städtebaulichen Entwicklung der Stadt Heilbronn, sondern machen darüber hinaus generell darauf aufmerksam, welche besondere Funktion diesem historischen Material als archivalische Quelle zukommt.

Nach einem Vorwort von Dr. Christhard Schrenk (S. 7–8) und einer Einführung von Peter Lipp in die Geschichte der Firmenbriefe und Rechnungen (S. 9–10) beginnt der eigentliche Katalog der Briefköpfe (S. 11–131). Während jeweils auf der linken Seite der Firmenname erscheint, darunter eine Abbildungsbeschreibung, die Datierung und die Blattgröße aufgeführt werden und schließlich noch eine recht ausführliche Firmengeschichte geliefert wird, ist die rechte Seite mit der Abbildung der Rechnung und ihrer Briefkopfzier bedruckt worden. Dem Katalog folgen die Abkürzungen, Quellen- und Eigentumsnachweise für die Originale (S. 132) und ein recht ausführlich gegliedertes Register (S. 133–147).

Trotz der infolge des 2. Weltkrieges erlittenen Verluste des Stadtarchivs an wichtigen Firmenbriefdokumenten ist es Peter Lipp mit seiner umfangreichen Dokumentensammlung zu verdanken, daß diese historische Lücke geschlossen werden konnte. Wie Lipp in seiner historischen Einleitung zur Geschichte der vorgestellten Dokumente aufmerksam macht, stellen solche Rechnungs- und Firmenbriefköpfe aufgrund von Werbewirksamkeit und Geschäftsinteressen natürlich immer den Idealzustand eines Betriebes oder eines Handelshauses dar, wenn entweder rauchende Schornsteine die Produktionsstätte zieren, besondere Qualitätsprodukte dargestellt werden oder der wirtschaftliche Erfolg mittels Medaillen (Darstellung Merkurs, des Gottes der tüchtigen, erfahrenen und klugen Kaufleute, bzw. Minervas als Beschützerin des Handwerks) und Füllhörnern offeriert wird. Dennoch bieten diese Quellen genügend Forschungsmaterial, um die Industrie- und Wirtschaftsgeschichte einer Stadt nachzuzeichnen. Manche Geschäfts- und Handelshäuser existieren heute nicht mehr. Somit liefern die Briefkopfabbildungen (u.a. selbst mit Straßennamen und Straßennummern) wertvolles Hintergrundmaterial, um die städtebauliche Entwicklung zu rekonstruieren. Für den Wirtschaftshistoriker ist dagegen von eminentem Interesse, welche Industriezweige in Heilbronn einst existierten, welche Firmengelände sich hier im Laufe der Zeit verändert haben und welche Industrien neu angesiedelt wurden. Nach dem Dargestellten der 60 Abbildungen wurde Heilbronn im Zeitraum Ende des 19. bis Mitte 20. Jahrhundert im wesentlichen von der Textilindustrie (Papier, Stoffe, Seide, Wollwaren), der Nahrungsmittelindustrie (Getränke, vor allem Wein, Spirituosen, Tabakwaren, Cichorienkaffee, Zigarren, Konserven, Öle, Fette), vom Fahrzeug- und Karosseriebau, vom Maschinenbau (Werkzeugmaschinen, Eisengußteile), der Baustoffindustrie (Zement, Ziegel, Holz), der Glaswaren- und Porzellanherstellung und der Farbenindustrie (Farben, Lacke) bestimmt.

Der Druckfehler im Vorwort (zu verbessern S. 7 Zeile 15: Klang anstelle Klag) schmälert in keinem Falle den besonderen Wert der Arbeit. Vielmehr sei allen Beteiligten ein besonderer Dank ausgesprochen.

Mein Wunsch und meine Bitte ist, daß alle Kräfte, die mit der Aufarbeitung von Stadt- und Ortsarchiven beauftragt werden, zukünftig solche im Band speziell aufgezeigten Quellen nicht einfach zu den Akten legen, sondern sie in der Computererfassung wenigstens mit „Briefkopf“ und nachstehendem Firmennamen kennzeichnen. *G. Reinhold*

Daniel Stihler, „Kaiserlicher Grund und Boden“. Schwäbisch Hall und Österreich – Facetten einer Beziehung (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 3), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 1996. 89 S.

Jahrhundertlang sog die Reichsstadt Schwäbisch Hall einen Teil ihrer „corporate identity“ aus den engen Beziehungen zu Österreich, dem Haus Habsburg also, „die weit in das letzte Jahrhundert hinein wirkte(n)“. So noch 1866: An Kommentaren des „Haller Tagblatts“ wird aufgezeigt, daß die Stimmung in Schwäbisch Hall überwiegend auf Seiten Österreichs war und damit denkbar kritisch gegenüber Preußen, dem man alle möglichen schlechten Motive unterzuschieben geneigt war. Weitere Themenkreise sind: die Türkenkriege; Kaiserbesuche in Schwäbisch Hall bzw. Staatstrauer für gestorbene Kaiser; und Karrieren von Hallern in Wien selbst.

Generell ist zu sagen: Auch für den Einsatz in der Schule sind die Kapitel des Bändchens gut geeignet, dafür sorgt die Aufteilung in erklärenden bzw. historisch einordnenden Text vorab, Quelle, und Begriffserläuterungen dazu. So wird das jeweilige historische Umfeld kurz und gut verständlich dargestellt.

Die Auswirkungen der Türkenkriege auf die Verhältnisse im deutschen Reich etwa, sei es im Steuerwesen oder auf den Fortgang der Reformation, werden kurz gestreift, auch die Folgen österreichischer Erfolge gegen die Türken für die habsburgische Großmachtwerdung. Das Verhältnis zu der Person des Kaisers selbst wird anhand zweier Facetten thematisiert: am Zeremoniell bei Kaiserbesuchen in der Stadt sowie der angeordneten offiziellen Trauer bei Todesfällen vom Monarchen.

Schwäbisch Haller Bürger in Wien, auch dies wird deutlich, waren gar nicht so selten. Handwerker auf Wanderschaft, aber auch Juristen in der Ausbildung kommen hier in Frage, für die ein „Auslandsaufenthalt“ durchaus karrierefördernd wirken konnte.

Faksimiles zeitgenössischer Dokumente vervollständigen das wertvolle Bändchen, für das auch die Bestände der Ratsbibliothek herangezogen werden konnten, dieser unschätzbaren Büchersammlung, welche sich heute im Stadtarchiv Schwäbisch Hall befindet. *P.Ehrmann*

Andreas Zekorn, Zwischen Habsburg und Hohenzollern. Verfassungs- und Sozialgeschichte der Stadt Sigmaringen im 17. und 18. Jahrhundert (Arbeiten zur Landesgeschichte Hohenzollerns, Bd. 16, hg. v. d. Landeskundlichen Forschungsstelle Hohenzollern der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg), Sigmaringen (Thorbecke) 1996. XXXII, 659 S.

Dieser Band ist eine für den Druck nur leicht überarbeitete Fassung der Dissertation Zekorns, die im Wintersemester 1989/90 von der Universität Tübingen an genommen wurde.

Die Stadt Sigmaringen stellt einen interessanten Forschungsgegenstand dar, konnte sie doch, obwohl sie seit 1535 Hauptresidenz ihrer Stadtherren, der Grafen und Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, war, in weiten Bereichen Eigenständigkeit bewahren. Es bestand ein Dreiecksverhältnis zwischen Lehnsherren, den Erzherzögen von Österreich, ihren Lehnsmanen, den Grafen und Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, und der Stadt Sigmaringen. Auch die Grafschaft wird in die Betrachtung Zekorns einbezogen, da Sigmaringen als einzige Stadt in diesem Herrschaftskomplex eine Zentralfunktion innehatte.

Zunächst geht der Verfasser auf die zentralen Begriffe „Verfassung“ und „Stadt“ ein und definiert sie. Zur Verfassung gehört danach nicht nur die Norm, sondern auch die tatsächliche Ausführung – Zekorn schließt sich dabei den Ausführungen Carl-Hans Hauptmeyers in dessen Dissertation über „Verfassung und Herrschaft in Isny“ (1976) an. Für Zekorn ergeben

sich zwei Grundfragestellungen: erstens die Einbeziehung des gesamten Bereiches städtischer Verfassung einschließlich der Gremien und Ämter, dann aber auch die Kompetenzabgrenzung zwischen Stadt und Stadtherr.

Unter der Definition von Stadt subsumiert der Autor neben der Gesamtheit aller Personen mit Bürgerrecht auch die (in seiner Arbeit nicht näher ausgeführten) Aspekte Kultur und Bildung sowie die Konfliktebenen. Letzere bestehen in der Beziehung zwischen Rat und Bürgerschaft, Stadt und Stadtherr.

Für die Wahl des Untersuchungszeitraums gibt Zekorn als Begründungen an, daß für die Zeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bereits mehrere Studien vorliegen. Zum anderen habe sich durch den Übergang der Grafschaft an die Zollern 1535 eine Umbruchphase mit völlig neuen verfassungsrechtlichen Grundlagen ergeben. Außerdem sei ab dem 17. Jahrhundert die Quellenlage verbessert. Die Auswirkungen der Reform Maria Theresias und der Politik Josephs II. auf Sigmaringen verdienten, so der Autor, eine eigene Untersuchung (vgl. S. 7).

Neben einer kurzen Einführung in die Zeit vor 1623 betrachtet Zekorn zunächst „Verfassungsstrukturen und kommunale Selbstverwaltung“. Dabei werden alle Bereiche der städtischen Belange behandelt. Im Anschluß daran geht er auf die „demographische Entwicklung und soziale Schichtung der Einwohnerschaft“ ein. Die innerstädtischen und die Konflikte mit der Stadtherrschaft werden im Detail untersucht. Auch die Streitigkeiten zwischen Habsburg und dem schwäbischen Kreis um die Besteuerung der Grafschaft Sigmaringen („Kollektationsdifferenzen“), in denen Sigmaringen die führende Rolle spielte, nehmen breiten Raum ein.

Die Arbeit, die über ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis verfügt, bietet im Anhang Listen der wichtigsten Ämter (Schultheiß, Bürgermeister, Stadtschreiber), einen Ämterpiegel mit der jeweiligen Anzahl der einzelnen Stellen, einen Vergleich der Stadt- und Landesordnungen sowie eine Liste der Münzen und Maße.

U. Schulze

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1997

Am 21. Januar 1847 wurde in Künzelsau der „Historische Verein für das fränkische Wirtenberg“ von Pfarrer Hermann Bauer aus Gnadental, dem fürstlich hohenlohischen Rat Josef Albrecht aus Öhringen, Pfarrer Othmar Schönhuth aus Wachbach und Bezirksamtmannt Ludwig Fromm aus Kirchberg an der Jagst gegründet. Schon im März 1848 erschien das 1. Heft der „Zeitschrift für das württembergische Franken“. Über 150 Jahre sind seither vergangen. Der Historische Verein für Württembergisch Franken mußte in der ganzen Zeit seine Arbeit nie einstellen. Viele Jahrgänge der Vereinszeitschrift sind inzwischen erschienen. Dazu kommen Dutzende von Monographien. Die Zahl der Vorträge, historischen Exkursionen und sonstigen Veranstaltungen läßt sich kaum mehr überblicken. Die schon früh begonnenen Sammlungen des Vereins haben sich zu umfangreichen und bedeutenden Beständen entwickelt. Gleiches gilt von der Vereinsbibliothek. Das von der Stadt Schwäbisch Hall und dem Historischen Verein für Württembergisch Franken gemeinsam getragene Hällisch-Fränkische Museum gehört zu den angesehensten im Nordosten Baden-Württembergs und ist weit über seinen Einzugsbereich hinaus bekannt.

Im 151. Jahr seines Bestehens zeigt sich der Verein als überaus lebendig. Er hat Ortsverbände in Murrhardt, Ingelfingen, Künzelsau und Niedernhall. Der Verein hat mehrere Arbeitskreise zu einzelnen Forschungsbereichen. Jährlich werden 2–3 Exkursionen veranstaltet, im Winter 5 Abendvorträge in Schwäbisch Hall für jedermann. Mit den Volkshochschulen im Vereinsgebiet führt der Historische Verein für Württembergisch Franken zahlreiche Gemeinschaftsveranstaltungen durch. In zweijährigem Turnus veranstaltet der Verein im Bildungshaus Kloster Schöntal in Zusammenarbeit mit Universitäten und den großen Landesmuseen mehrtägige Symposien zu unterschiedlichen Themen. Die Jahrbuchfolge wird ergänzt durch die Schriftenreihe „Forschungen aus Württembergisch Franken“ mit ausführlichen Monographien, von denen bereits 44 erschienen und einige weitere im Entstehen begriffen sind. In einer 2. Schriftenreihe „Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken“ werden vor allem ortsgeschichtliche Abhandlungen veröffentlicht, von denen schon 14 erschienen sind. Auch die Musikforschung im baden-württembergischen Franken wurde verstärkt, schon 5 Notenbände vergessener Komponisten wurden ediert. Die Publikationen und Veranstaltungen des Vereins stehen durchweg auf einem hohen Niveau und werden weit über das Vereinsgebiet hinaus beachtet.

Aus dem Jubiläumsjahr gibt es folgendes zu berichten:

1. Mitglieder

Der Mitgliederstand stellt sich im Jahr 1997 wie folgt dar:

Am 01. Januar 1997 hatte der Verein	1.192 Mitglieder,
durch Tod und Austritt sind ausgeschieden	46 Mitglieder,
neu eingetreten sind	38 Mitglieder.
Der Verein hatte somit am 31. Dezember 1997	1.184 Mitglieder.

2. Organe

In der Jahreshauptversammlung am 7. Juni 1997 wurde der bisherige Vorsitzende Albert Rothmund letztmalig auf ein weiteres Jahr gewählt. Zu seinem Stellvertreter wählten die anwesenden Vereinsmitglieder den Direktor des Amtsgerichts Künzelsau, Herrn Dr. Christoph Philippi. Herr Dr. Philippi wird sich in der nächsten Jahreshauptversammlung am 25. April 1998 in Weikersheim zur Wahl zum neuen Vorsitzenden des Historischen Vereins für Württembergisch Franken stellen. Damit ist eine wichtige Entscheidung für die Zukunft unseres Vereines getroffen.

Der Ausschuß wurde ebenfalls neu gewählt. Auf eigenen Wunsch sind ausgeschieden

- Herr Oberstudienrat Dr. h.c. Hans Hagdorn, Ingelfingen
- Herr Oberarchivrat Dr. Volker Rödel, Wertheim
- Herr Kunstschmid Emil Schmid, Schwäbisch Hall

Neu aufgenommen wurden

- Herr Archivrat Dr. Peter Müller, Staatsarchiv Wertheim-Bronnbach
- Herr Direktor am Amtsgericht Dr. Christoph Philippi, Schwäbisch Hall
- Herr Dipl. Chem. Rolf Werner, Öhringen-Michelbach/Wald
- Herr Realschullehrer Karl-Heinz Wüstner, Ilshofen

Der Ausschuß setzt sich nunmehr wie folgt zusammen

- Stadtoberarchivrat a. D. Manfred Akermann, Heidenheim/Brenz
- Bürgermeister a. D. Wilhelm Balbach, Niedernhall
- Dipl. Ing. Albrecht Bedal, Stadtverwaltung Schwäbisch Hall
- Nervenarzt Dr. Konrad Betz, Schwäbisch Hall
- Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Stadtarchiv, Schwäbisch Hall
- Dr. Hans-Dieter Bienert M. A., Murrhardt
- Apotheker Dr. Ernst Breit sen., Schwäbisch Hall
- Konrektor i. R. Horst Clauß, Mainhardt
- Rechtsanwalt Ernst Conrad, Schwäbisch Hall
- Oberlehrer a. D. Werner-Martin Dienel, Kirchberg-Lendsiedel
- Museumsleiterin Dr. Isabella Fehle, Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäbisch Hall
- Studienrat Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt
- Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert, Schwäbisch Hall
- Studienrat Hans Gräser, Kreßberg-Mariäkappel
- Sattlermeister Friedrich Gräter, Schwäbisch Hall
- Kreisarchivar Rainer Gross, Neuenstein
- Oberstudiendirektor a. D. Walter Hampele, Schwäbisch Hall
- Museumsleiterin Dr. Regina Hanemann, Bad Mergentheim
- Rektor Dieter Klein, Schrozberg
- Bürgermeister a. D. Hans König, Gaildorf
- Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall
- Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler
- Stadtarchivar Stefan Kraut M. A., Künzelsau-Garnberg
- Studiendirektor Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen
- Erster Landesbeamter Hans-Günter Lang, Landratsamt Künzelsau
- Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall
- Rektor a. D. Richard Messerschmidt, Niedernhall
- Oberarchivrat Dr. Franz Moegle-Hofacker, Hauptstaatsarchiv Stuttgart
- Archivrat Dr. Peter Müller, Wertheim-Bronnbach

Stellvertretender Museumsleiter Dr. Armin Panter Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall

Dr. Christoph Philippi, Schwäbisch Hall

Oberstudiendirektor Thomas Preisendanz, Schwäbisch Hall

Frau Margarete Rathe-Seber, Ingelfingen

Ltd. Regierungsdirektor a. D. Albert Rothmund, Schwäbisch Hall

Bankdirektor Kurt Rück, Schwäbisch Hall

Museumsleiterin Susanne Sackstetter, Stadtmuseum im Spital, Crailsheim

Studiendirektor a. D. Werner Schenk, Öhringen

Oberarchivrat Dr. Peter Schiffer, Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein

Ltd. Archivdirektor Dr. Gerhard Taddey, Staatsarchiv Ludwigsburg

Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Landratsamt, Schwäbisch Hall

Dipl. Chem. Rolf Werner, Öhringen-Michelb./W.

Studienrat Dr. Otto Windmüller, Schwäbisch Hall

Pfarrer i. R. Martin Wissner, Langenburg

Realschullehrer Karl-Heinz Wüstner, Ilshofen

3. Personalien

Das Ausschußmitglied Studienrat Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt, wurde vom Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst von Trotha in die Kommission für geschichtliche Landeskunde berufen.

Das Ausschußmitglied Oberarchivrat Dr. Volker Rödel, langjähriger Leiter des Staatsarchivs Wertheim-Bronnbach (Löwenstein Zentralarchiv) und des Archivverbundes mit dem Stadtarchiv Wertheim und dem Kreisarchiv des Main-Tauber-Kreises, wurde zum Leiter des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe bestellt.

4. Schrifttum

Bei der Jahreshauptversammlung wurde der 81. Band des Jahrbuches Württembergisch Franken (neue Folge) vorgestellt. Auf 298 Seiten bringt das Buch historische Beiträge aus unterschiedlichen Bereichen, zahlreiche Buchbesprechungen, einen Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden sowie ein ausführliches Orts- und Personenregister. Die redaktionelle Arbeit wurde dankenswerterweise von Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, wahrgenommen.

Gleichzeitig erschien ein neues Gesamtverzeichnis Württembergisch Franken 1847–1996, das von Gerlinde Eymann, Ursula Pfeiffer und Daniel Stihler bearbeitet wurde. Dieses umfassende Gesamtverzeichnis ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle, die sich mit dem Jahrbuch Württembergisch Franken beschäftigen.

Am 22. Juli 1997 wurde im Rathaus Schwäbisch Hall das Buch „Nikolaus David Müller – Vom Leben eines Pietisten in Schwäbisch Hall in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ von Heike Krause-Schmidt der Öffentlichkeit übergeben. Das Buch ist als Band 6 der Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken erschienen.

Ebenfalls am 22. Juli 1997 wurde das Buch „Die Entstehung und die Quellen des hohenloheischen Landrechts aus dem Jahre 1738“ von Gerhard Ganzhorn im Schloß Waldenburg vorgestellt. Das Werk wurde als Band 11 der Schriftenreihe Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken herausgebracht.

Am 13. November 1997 wurde das Buch „Die Schlacht um Crailsheim – Das Kriegsgeschehen im (früheren) Landkreis Crailsheim im Zweiten Weltkrieg“ von Hans Gräser (Herausgeber), Horst Boog und Wilhelm Ehrmann unter großer Anteilnahme der Crailsheimer Bevölkerung öffentlich vorgestellt. Das 700 Seiten umfassende Werk ist als Band 13 der Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken erschienen.

Am 28. November 1997 wurde das Buch „Crailsheim während des Nationalsozialismus“ von Kathrin Fastnacht der Öffentlichkeit übergeben. Das 211 Seiten umfassende Werk wurde als Band 14 der Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken herausgebracht.

5. Jubiläumsfeier

Am 25. Januar 1997 fanden in Künzelsau die Jubiläumsveranstaltungen anlässlich des 150jährigen Bestehens des Vereines statt. Im Landratsamt Hohenlohekreis wurde die von Herrn Werner Martin Dienel kenntnisreich und interessant zusammengestellte Ausstellung „150 Jahre Historischer Verein für Württembergisch Franken“ eröffnet. Zahlreiche Vertreter des öffentlichen Lebens und Freunde des Vereines nahmen an der Veranstaltung teil.

Noch mehr Besucher kamen zu der eigentlichen Jubiläumsfeier in der Stadthalle Künzelsau. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden sowie Grußworten von MdB Prof. Dr. Wolfgang Freiherr von Stetten, Landrat Helmut Jahn, Bürgermeister Volker Lenz und Dr. Helmut Schmolz, Historischer Verein Heilbronn, die die Arbeit des Vereines wohlwollend würdigten, hielt der langjährige Leiter des Hauptstaatsarchives Stuttgart, Prof. Dr. Hans-Martin Maurer, den Festvortrag über die Anfänge des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Mit einem Konzert des Hohenloher Streichquartettes mit Werken des in Neunkirchen bei Bad Mergentheim geborenen Carl Arnold (1794–1873), des aus Bad Wimpfen stammenden Ignaz Franz von Beecke (1733–1813) und des in Laudenbach geborenen Roman Hofstetter (1724–1815). Das Konzert stand sowohl inhaltlich, als auch spielerisch auf hohem Niveau. Leider ist es nicht gelungen, zum Jubiläum eine umfassende Vereinsgeschichte herauszubringen. Dieses Ziel wird aber weiter verfolgt.

6. Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung fand am 7. Juni 1997 in der Hospitalkirche in Schwäbisch Hall statt. Nach dem Vortrag des Rechenschaftsberichtes durch den Vorsitzenden wurde der Vorstand einstimmig entlastet. Es fanden dann die Wiederwahl des Vorsitzenden, die Wahl seines Stellvertreters Dr. Christoph Philippi und des Ausschusses statt.

Der stellvertretende Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums, Herr Dr. Armin Panter, hielt einen Lichtbildervortrag über die Synagogenvertäferung des Elieser Sussmann, die in der Stadtmühle, dem im baubefindlichen dritten Abschnitt des Hällisch-Fränkischen Museums, aufgestellt werden wird.

7. Schöntaler Tage

Der Historische Verein für Württembergisch Franken, das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim und das Bildungshaus Kloster Schöntal führten vom 8.–11. Mai 1997 im Bildungshaus Kloster Schöntal die 6. Schöntaler Tage durch zum Thema „Wasserrad und

Dampfmaschine – Anfänge der Industrialisierung in baden-württembergisch Franken bis zum Ersten Weltkrieg“. Das Symposium enthielt folgende Referate:

- Prof. Dr. Lothar Suhling, Mannheim: Einführung in das Tagungsthema
- Dr. Ekkehard Hein, Heilbronn: Bevölkerungsentwicklung und wirtschaftliche Struktur des baden-württembergischen Franken. Ein geographischer Überblick.
- Dr. Theo Simon, Fichtenberg: Salz und Salzgewinnung im nördlichen Baden-Württemberg
- Prof. Dr. Jost Weyer, Hamburg: Blüte und Niedergang der Glasproduktion in Nordwürttemberg – die Glashütten im Mainhardter Wald 1500 bis 1800.
- PD Dr. Jörn Sieglerschmidt, Mannheim: Die Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion 1880–1920
- Dr. Thomas Herzig, Mannheim: Alte und neue Energien im Industrialisierungsprozeß
- Dr. Wolfram Förster, Mannheim: Eisenbahn als Mittel der Gewerbeförderung im ländlichen Raum
- Dr. Wolfgang Kromer, Mannheim: Die Verländlichung einer Region – Wandel der Sozialstrukturen
- Prof. Dr. Willi A. Boelcke, Stuttgart: Bankgeschäfte, Kreditgenossenschaften und Handel im Industrialisierungsprozeß seit der Mitte des 19. Jh..
- Dr. Frieder Schmidt, Leipzig: Die Mühle als Basistechnologie im Industrialisierungsprozeß
- Eberhard Kugler, Weinstadt: Eisenverarbeitende und verwandte Industrien – das Beispiel Ernsbach
- Dr. Klaus Herrmann, Stuttgart-Hohenheim: Landtechnik und Landmaschinenherstellung
- Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall: Wasser, Gas und Strom – Zur Entwicklung der städtischen Infrastruktur am Beispiel Schwäbisch Hall.

Bei 2 Exkursionen wurden Zeugen früherer Techniken besichtigt:

- Hans-Henner Kownatzki, Waldenburg, führte in der Mariannenvorstadt Ingelfingen, im Raiffeisenlagerhaus Wackershofen und im Kleinkraftwerk Ohrnberg.
- Albert Rothmund, Schwäbisch Hall, führte zur Ölmühle Dörzbach, zum Kleinkraftwerk Elpershofen an der Jagst und zur Hammerschmiede Gröningen.

Ein Konzert des Würzburger Kammerorchesters rundete die sehr gelungene Tagung ab. Der Inhalt der Referate wird in einem Band der „Forschungen aus Württembergisch Franken“ wiedergegeben werden.

Die Schöntaler Tage sind inzwischen zu einer festen Einrichtung geworden. Sie finden eine gute Resonanz weit über das baden-württembergische Franken hinaus.

8. Vortragsveranstaltungen

In Schwäbisch Hall fanden wieder 5 sog. Offene Abende im Hällisch-Fränkischen Museum statt:

Am 5. Februar 1997 sprach Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall, über „Die Herren von Hall. Eine Führungsschicht im 18. Jh.“

Am 5. März 1997 sprach Dr. Tilmann Kossatz, Würzburg, über „Bild und Baukunst des Barock. Künstlerische Verflechtung zwischen Würzburg und Hohenlohe“.

Am 1. Oktober 1997 sprach Christian Schaeetz, Freiburg, über „Das Judenviertel in Schwäbisch Hall“.

Am 5. November 1997 sprach Christian Schaetz, Freiburg, über „Wasser im alten Hall – Flüsse, Bäche, Wasserversorgung“.

Am 3. Dezember 1997 sprach Herta Beutter, Schwäbisch Hall, über „Die Seitzmühle in Schwäbisch Hall“.

9. Exkursionen

Die erste Exkursion im Jubiläumsjahr führte am 1. März 1997 zur Frankenausstellung in Mannheim.

Eine zweitägige Exkursion führte unter Leitung von Manfred Akermann, Heidenheim, am 12. und 13. Juli 1997 in das östliche Oberschwaben. Besichtigt wurden die Kirche des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Gutenzell, die Kirche des früheren Benediktinerklosters Ochsenhausen, die Kirche des ehemaligen Prämonstratenserklusters Rot an der Rot, das Salvatorianerkloster Bad Wurzach, die frühere Kartause Buxheim, die Wallfahrtskirche Maria Steinbach, die Innenstädte von Leutkirch und Kißlegg sowie die Waldburg. Das barocke Oberschwaben entfaltete vor den Exkursionsteilnehmern seine ganze barocke Pracht.

Unter Leitung von Albert Rothmund, Schwäbisch Hall, und Susanne Sackstetter, Crailsheim, führte eine dritte Exkursion zum Schloß Erkenbrechtshausen, zur Friedhofkapelle und dem Museum im Spital in Crailsheim, zur Kapelle auf dem Hohenkreßberg, der evangelischen Dolmetsch-Kirche in Unterdeufstetten, der barocken St. Georgskirche in Stimpfach und zum Schlöble Honhardt.

10. Arbeitskreis „Archäologische Denkmalpflege“

Der Arbeitskreis „Archäologische Denkmalpflege“ führte wieder eine Reihe interessanter Veranstaltungen durch:

Am 19. April 1997 Exkursion zu Burg, Schloß und Dorf Aschhausen.
Führung: Rolf Werner, Michelbach/Wald.

Am 14. Mai 1997 wurde das neu eingerichtete Museum Unterregenbach besichtigt.
Führung: Günter Stachel, Unterregenbach.

Am 19. Juli 1997 fand unter Leitung von Horst Clauß eine Exkursion nach Blaubeuren, zum Gaisenklosterle und zur Brillenhöhle statt.

Am 24. September 1997 führten Rolf Werner, Michelbach/Wald, und Barbara Schwedler auf dem jüdischen Friedhof Berlichingen.

Unter Leitung von Christa Funk wurde eine Exkursion zur romanischen Kunigundenkapelle bei Burgeroth, zum Sommer-Altar in Münster und zur Oktogonkapelle St. Ulrich in Standorf durchgeführt.

Am 12. November 1997 referierte Günter von Kulesa in Mainhardt-Gailsbach zum Thema „Wie das Christentum über die Alpen kam“.

11. Arbeitskreis Mühlenkunde

Anläßlich des Deutschen Mühlentages 19. Mai 1997 wurden im Rems-Murr-Kreis zahlreiche Mühlen für Besucher geöffnet.

Am 27. September 1997 fand in Welzheim die Jahreshauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde Landesverband Baden-Württemberg, statt, verbunden mit einer Exkursion nach Oberrot.

12. Arbeitskreis „Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald“

Am 30. Mai 1997 fand eine Sitzung des Arbeitskreises in Murrhardt statt.

Am 18. Oktober 1997 wurde die konstituierende Sitzung des Arbeitsprojektes „Glashütten in Baden-Württemberg“ in Murrhardt durchgeführt.

13. Ingelfinger Geschichtsfreunde

Am 13. April 1997 führte Dr. h.c. Hans Hagdorn durch das Muschelkalkmuseum in Ingelfingen.

Am 1. Juni 1997 wurden die Kirchen in Weißbach und Crispenhofen im Zuge der Exkursion „Dorfkirchen beiderseits der Hohen Straße“ besichtigt. Die Leitung hatte Dieter Schmidt.

Am 30./31. August 1997 fand das 2. Symposium „Dunkelgraf und Dunkelgräfin – eine europäische Geschichte“ in Hildburghausen statt.

14. Ortsverband Künzelsau

Am 22. März 1997 referierte Stefan Kraut, Künzelsau, über die Zigarrenfabrik Krüger.

Am 28. Juni 1997 berichtete Stefan Kraut, Künzelsau, über die Schöntaler Tage 1997 „Wasserrad und Dampfmaschine“.

Am 27. September 1997 referierte Stefan Kraut, Künzelsau, über das Stadtjubiläum 1998 – Wünsche an die Künzelsauer Geschichtsforschung.

Am 1. Oktober 1997 hielt Stefan Kraut, Künzelsau, einen Vortrag über Augustin Faust (1659–1742), den Chronisten am Parterrefenster.

Am 15. Oktober 1997 hielt Dr. Axel Kuhn einen Vortrag über „Deutschland und die französische Revolution“.

Am 19. Oktober 1997 fand eine Geschichtliche Rundfahrt durch Hohenlohe statt mit dem Thema „Könige, Fürsten und Untertanen“. Leitung: Karin Wohlschlegel.

Am 10. Dezember 1997 referierte Stefan Kraut, Künzelsau, über „Die Künstlerfamilie Sommer“.

15. Ortsverband Murrhardt

Der Ortsverband Murrhardt führte folgende Veranstaltung durch:

14. März 1997: Organisierte Kriminalität im 18. Jh. Referent: Dr. Gerhard Fritz.

16. März 1997: Exkursion nach Ulm („In Ulm um Ulm und um Ulm herum“). Leitung: Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt.

Hierzu gab es einen Einführungsvortrag am Freitag, 7. März 1997 in Murrhardt.

Stadtgeschichtliche Führungen von Dr. Rolf Schweizer fanden statt am 2. August, 16. August und 30. August 1997.

25. September 1997: Das Gedächtnis einer Stadt, Führung durch das Stadtarchiv Murrhardt von Dr. Gotthard Reinhold, Murrhardt.

9. November 1997: Kunsthistorische Exkursion nach Herrenberg und Rottenburg/Nekar unter Leitung von Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt.

Dazu ein Einführungsvortrag am 31. Oktober 1997

28. November 1997: Jahreshauptversammlung.

16. Geschichtlicher Arbeitskreis Niedernhall

Am 7. Juli 1997 wurde das Schlöble in Weißbach besichtigt.

17. Aus der Arbeit des Hällisch-Fränkischen Museums

Die Aktivitäten des Museums im Berichtjahr 1997 waren einerseits geprägt durch die Planung und Durchführung von Wechselausstellungen neben den fundamentalen Aufgaben der Museumsarbeit „hinter den Kulissen“, andererseits aber durch den Ausbau der Stadtmühle. Seit November 1996 ist die ehemalige Stadtmühle eine Baustelle. Die erstmals 1270 urkundlich erwähnte Mühle liegt im Bereich der Haller Befestigungsanlage direkt am Kocher und schließt im Norden unmittelbar an das Eingangsgebäude des Museums an. Die heutige Gestalt der Mühle geht auf einen Um- und Erweiterungsbau Ende des 19. Jahrhunderts zurück. Der letzte Bauabschnitt verwirklicht die Einbindung der Stadtmühle in den Museumskomplex vor, also den Umbau dieses historischen Gebäudes für eine museale Nutzung. Das vorliegende Nutzungskonzept sieht im Erdgeschoß den Sonderausstellungsbereich vor, im ersten Obergeschoß die Judaica mit der Synagogenvertäfelung und die Stadtgeschichte des 19. Jahrhunderts, im 2. Obergeschoß die Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts sowie die Städtische Kunstsammlung. In den Kellergeschoßen wurde aus Kostengründen auf eine museale Einrichtung verzichtet, dafür sind dort der Vortragsaal, Werkstätten und Lageräume vorgesehen.

Unter der Leitung des Architekturbüros Schuch/Schwäbisch Hall wurde im Berichtjahr 1997 der Rohbau in Angriff genommen. Zur Stabilisierung des Fundaments wurde eine Pfahlgründung durchgeführt, und eine neue Stützkonstruktion aufgebaut, wobei ein Nebeneinander von Alt und Neu angestrebt wird.

Zum Ausstellungsprogramm des Hällisch-Fränkischen Museums:

„Bibel-Illustrationen aus fünf Jahrhunderten“ waren vom 23. Februar bis 20. April im Hällisch-Fränkischen Museum zu sehen. Seit der Erfindung der Druckgraphik bis in die Gegenwart hinein gehört die Herstellung von Bibeln und Bibelillustrationen zu den wichtigsten Aufgaben der Buchkunst. Die im Hällisch-Fränkischen Museum gezeigten 150 Bibeln und andere Bücher mit biblischen Darstellungen stammen aus der Sammlung Lütze IV. Diethelm Lütze, passionierter Sammler Bildender Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts aus Süddeutschland, richtet seine Sammelleidenschaft seit 1993 auf das Gebiet der Bibel-Illustration. In wenigen Jahren hat er mehr als 230 gedruckte Bücher des 16. – 20. Jahrhunderts mit Graphiken zu biblischen Themen zusammengetragen. Zur Ausstellung wurden in Verbindung mit der Ev. Familienbildungsstätte und der Kirchengemeinde St. Michael zahlreiche Führungen und Vortragsveranstaltungen durchgeführt.

„Grossag – Qualität in jedem Gerät. Ein Haller Industriebetrieb seit 1863“ war eine gemeinsam mit der Frauenakademie vorbereitete Ausstellung betitelt, die vom 11. Mai bis 27. Juli lief. Dem Hällisch-Fränkischen Museum war es geglückt, große Teile des Firmenarchivs der Grossag zu übernehmen. Daher konnte in der Ausstellung ein Überblick über das gesamte Sortiment des Haller Unternehmens geboten werden, vom Kohle- und Gasbügeleisen, über elektrische Haushaltsgeräte, Kochplatten, Heizkissen einschließlich der Verkaufsprospekte. Neben Bauplänen und schriftlichen Dokumenten vermittelten zahlreiche alte Photographien eine Vorstellung von dem Betrieb und besonders von den Menschen und ihrer Arbeit. Geradezu lehrbuchmäßig lassen sich anhand der Grossag Wirtschafts- und Sozialgeschichte der letzten 130 Jahre nicht nur für Schwäbisch Hall darstellen.

Fragen zur Geschichte von Frauen im Nationalsozialismus ging die Ausstellung „Frauen-

Leben in Schwäbisch Hall 1933–1945.“ nach (12. Oktober 1997 bis 25. Januar 1998). Mit über 1000 Exponaten illustrierte sie die verschiedenen Facetten weiblicher Lebensrealität: Die NS-Frauenideologie und die aus ihr erwachsenden Anforderungen an die Erziehung sowie an die private und berufliche Lebensgestaltung von Mädchen und Frauen kamen dabei ebenso zur Sprache wie die massenhafte Erfassung von Frauen in den einschlägigen NS-Organisationen. Die Lage der Frauen im Krieg und ihre Funktionen an der „Heimatfront“ wurden ebenso beleuchtet wie das Schicksal der Frauen, die aus rassischen oder politischen Gründen ausgegrenzt, diskriminiert und ermordet wurden. Die Ausstellung wurde erarbeitet von einer Projektgruppe der Frauenakademie Schwäbisch Hall, geleitet von Folker Förtsch, mit Unterstützung des Stadt- und Kreisarchivs Schwäbisch Hall sowie einer großen Zahl von Bürgerinnen und Bürgern, die als Zeitzeugen und Leihgeber maßgeblichen Anteil am Zustandekommen der Ausstellung hatten. Begleitend zur Ausstellung fanden zahlreiche Veranstaltungen statt, wie Vorträge, Lesungen, Führungen und szenische Darstellungen, die das Thema näher beleuchteten.

Das Foyer des Museums wurde auch in diesem Jahr wieder für kleinere Präsentationen genutzt, so zeigte das Museum anlässlich des 25jährigen Bestehens der Deutsch-Finnischen Gesellschaft eine Ausstellung finnischer Druckgraphik der Werkstatt Himmelblau (5. Juni bis 3. August). Die Graphikwerkstatt Himmelblau wurde 1989 in der südfinnischen Stadt Tampere gegründet. Mit sechs Künstlern, Tuula Lehtinen, Tero Laaksonen, Jon Oskar, Ulla Rantanen, Mari Rantanen und Osmo Rauhala, wurde ein Querschnitt der Werkstattarbeit gezeigt, sowohl traditionelle als auch unkonventionelle Positionen.

Der Titel „WACHSTUM – ein Jahr“ für die Ausstellung mit künstlerischen Arbeiten von Helga Brenner sollte neugierig machen (10. Dezember 1997 bis 1. Februar 1998). Die in Schrozberg geborene Künstlerin arbeitet mit Natur als lebendiger Materie. Das Museum präsentierte das im Jahre 1994/95 durchgeführte Projekt „gelb-violett“ eines angelegten Feldes.

Vom Hällisch-Fränkischen Museum erarbeitete Ausstellungen gingen auch auf Wanderschaft:

Vom 3. Mai bis 2. November wurde im Freilichtmuseum Beuren die Ausstellung „Handwerk – die Letzten ihrer Zunft“, eine Ausstellung mit Photographien von Roland Bauer, gezeigt.

Die TÖCHTER waren auch im Jahr 1997 weiter in EUROPA unterwegs: Die vom Stadtarchiv gemeinsam mit dem Museum vorbereitete Ausstellung wurde zunächst in unserer finnischen Partnerstadt Lappeenranta präsentiert, dann war sie für kurze Zeit auch im Landratsamt Neckarsulm zu sehen. Im Oktober wurde sie in Gembloux, der belgischen Partnerstadt von Epinal eröffnet. Die Präsentation wurde dort interessanterweise zum Anlaß genommen, einen lokalen Bezug herzustellen. So erweiterte die südbelgische Stadt die Ausstellung ihrerseits um zwei TÖCHTER, um die Schriftstellerin Andrée Sodenkamp und die Résistance-Kämpferin Madeleine Trzinski-Skarzynska. Zudem ließ die Stadt auch eine begleitende Broschüre drucken. Als Höhepunkt der Ausstellungstournee kann die Präsentation im Dezember in Straßburg bezeichnet werden. Zur Eröffnung der Ausstellung im Presse- und Besucherzentrum des Europäischen Parlaments hatten die drei Europa-Abgeordneten, Evelyn Gebhard, Winfried Menrad und Sue Waddington eingeladen.

Auch zahlreiche Veranstaltungen fanden das ganze Jahr über im Museum statt: Die sogenannten offenen Abende, die vom Historischen Verein organisierte Vortragsreihe, lockten wieder viele Interessierte an. Am 29. Juni fand im Rahmen des Hohenloher Kultursommers das Gesprächskonzert „Die Welt der Dudelsäcke“ statt, das wegen des großen Zuspruchs

am Nachmittag noch einmal wiederholt wurde. Der „Tag des offenen Denkmals“ wurde am 14. September in der Katharinenvorstadt rund um das Haus Lange Str. 49, die Außenstelle des Hällisch-Fränkischen Museums, gefeiert. In der Vorweihnachtszeit lud die Deutsch-Finnische Gesellschaft zu einem Kantele-Konzert in den Barocksaal des Hällisch-Fränkischen Museums ein. Auch 15 verschiedene Aktivitäten fanden im Rahmen der museumspädagogischen Arbeit statt, entweder begleitend zu einzelnen Ausstellungen oder auch speziell als Ferienaktionen. Beispielsweise wurde ein Seminar dreimal wiederholt auf Grund des anhaltenden Interesses, das vom Bildungs- und Sozialwerk des Landes Württemberg-Baden gemeinsam mit dem Kreislandfrauenverein und dem Museum angeboten wurde. Das Thema lautete „Familie im Museum“. Erwachsene und Kinder beschäftigten sich mit der Wohn- und Lebenssituation vor 500 Jahren, zeichneten eigene Wunschwohnungen und erstellten Stammbäume.

Den Auftakt des Veranstaltungsprogramms in der Städtischen Galerie am Markt bildeten Werke von Christian Gürtler in seiner Ausstellung „Das Apokalyptische Welttheater“ (25. Januar bis 16. März). Der Münchner Künstler führte mit unterschiedlichsten künstlerischen Mitteln erzählerisch auf heitere und doch besinnliche Weise in eine fiktive Welt ein, in der Ratten die Zivilisationsträger darstellen.

Von 22. März bis 11. Mai wurden Installationen und Objekte von Annette Sauermann in der Galerie gezeigt. Die in Aachen arbeitende Künstlerin thematisiert in ihrem Werk das Verhältnis von Licht und Raum. In ihren Arbeiten, in denen Farbe, Raum, Licht und Bewegung verschmelzen, macht sie die Präsenz des Lichts als körperlose Energie erfahrbar.

Im Anschluß, vom 17. Mai bis 13. Juli, wurden Bilder und Raumzeichnungen des Karlsruhers Joachim Czichon in der Galerie präsentiert. Die Linie stellt das zentrale Ausdrucksmittel in seinen Arbeiten dar, die durch die faszinierende Unmittelbarkeit dieses zeichnerischen Elements den Betrachter in die Dynamik der elementaren Bildsprache hinein zieht.

Unmittelbare Raumbezogenheit kennzeichnet das Oeuvre des aus Münster stammenden Künstlers Boris Doempke. In seiner Ausstellung (19. Juli bis 14. September) besetzte er mit einer Installation den Raum, ergriff gleichsam Besitz von ihm. Seine räumlichen Systeme in abstrakt-konstruktiver Form vermitteln ein Spannungsfeld zwischen Kalkül und Spontaneität, die Gesetze von Gravitation und Perspektive scheinen aufgehoben zu sein.

„Gegenstandslos“ war die nächste Ausstellung betitelt (20. September bis 16. November), die Arbeiten von Mechthild Frisch in Schwäbisch Hall vorstellte. Das Werk der Kölner Professorin ist im Spektrum zwischen Skulptur und Malerei, an den Grenzen der traditionellen Kunstgattungen angesiedelt. Mit ihren monochrom bemalten und zahllos perforierten Objekten ist sie an der reinen Wirkungskraft der Farbe interessiert, wie sie sich im wechselnden Licht und unterschiedlichen Räumen entwickelt.

Die Ausstellung „from earth – von der erde“ des niederländischen Künstlers Herman de Vries lief vom 22. November 1997 bis 11. Januar 1998 in der Galerie. Eingehend beschäftigt er sich mit den Phänomenen der ihn umgebenden Landschaft. In seiner speziell für Schwäbisch Hall konzipierten Ausstellung war ausschließlich seine Werkgruppe der Erdausreibungen zu sehen, die er in den letzten Jahren als vergleichende Landschaftsstudien in verschiedenen Ländern der Welt anlegte.

Zu den einzelnen Präsentationen im Museum sowie in der Städtischen Galerie am Markt erschienen auch begleitende Kataloge, mit Ausnahme der übernommenen Ausstellung „Bibel-Illustrationen“. Zu „Frauenleben in Schwäbisch Hall 1933–1945“ gab das Stadtarchiv parallel einen Aufsatzband mit Beiträgen der beteiligten Projektgruppenteilnehmer heraus. Neben zahlreichen Schenkungen konnte der Museumsbestand auch durch diverse Ankäufe

im Jahr 1997 ergänzt werden, wie etwa durch eine Thorarolle des 19. Jahrhunderts, Zeichnungen der Dolan Barracks von George Finley, Unikate von Stefan Fitzlaff, Aquarelle von Dieter Franck, Gemälde von Alfred Jahnel, Originalfotografien von Roland Bauer oder ein Objekt von Madeleine Dietz. Der Historische Verein für Württembergisch Franken tätigte dankenswerterweise für die Sammlung des Museums drei Erwerbungen: Eine lithographierte Ansicht von Bartenstein von G.M. Eckert, eine Chromo-Lithographie des schwäbischen Malers Strich-Chapell, die einen Blick auf das Jagsttal zeigt, sowie ein Landschaftsgemälde von Hugo Dietz, das das Kochertal bei Forchtenberg wiedergibt. Für die Städtische Kunstsammlung, die ebenfalls in der ausgebauten Stadtmühle präsentiert werden soll, wurden wieder jeweils Werke aus den einzelnen Galerieausstellungen erworben.

Zur überaus positiven Bilanz der Besucherstatistik des Museums haben vor allem die erfolgreichen Präsentationen, voran „Grossag“ und vor allem „Frauenleben in Schwäbisch Hall 1933–1945“ beigetragen sowie auch die Wanderschaften unserer Ausstellungen. Insgesamt fanden 104 öffentliche Führungen statt, zusätzlich wurden noch 119 Gruppen nach Voranmeldung durch die Schausammlung sowie die Sonderausstellungen geführt. Im Jahr 1997 zählten wir somit 48 221 Besucher im Museum, in der Städtischen Galerie am Markt kamen noch zusätzlich knapp 8 000 dazu.

Die Museumsleitung dankt allen Förderern, Kooperationspartnern, Leihgebern und natürlich allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die Unterstützung und das Engagement im Jahre 1997.

Dr. *Isabella Fehle*
Museumsleitung

18. Sammlungen

Für die Sammlungen des Vereins konnten ein Ölgemälde des 1863 in Roßfeld bei Crailsheim geborenen Malers Hugo Diez, eine Chromo-Lithographie des schwäbischen Malers Walter Strich-Chapell „Lieb' Heimatland ade“, (eine Jugendstil-Darstellung eines Wandersers, der einen letzten Blick ins Jagsttal auf Unterregenbach wirft) sowie das Blatt Bartenstein aus der Lithographie-Reihe „Album hohenlohischer landschaftlicher Ansichten“ aus dem Jahr 1857 erworben werden. Dazu kamen noch einige kleinere Graphiken mit Motiven aus dem Vereinsgebiet.

Das Hällisch-Fränkische Museum ist zu einer festen kulturellen Institution der Stadt Hall und der ganzen württembergisch fränkischen Region geworden. Das ergibt sich aus der verhältnismäßig großen Besucherzahl von rd. 40.000 Besuchern. Vor allem sind es auch Schulklassen, in deren Unterricht ein Museumsbesuch eingebaut wird.

Es ist dem Historischen Verein für Württembergisch Franken wieder gelungen, vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg – Stiftung Kulturgut – Zuschüsse zu erhalten zur Restaurierung von 52 Graphiken und einiger wertvoller Bücher aus der Vereinsbibliothek. Damit erbringt der Verein einen Beitrag zur Erhaltung seines Sammlungsbestandes.

19. Gemeinsame Veranstaltungen mit dem Crailsheimer Historischen Verein und der Volkshochschule Crailsheim

Überaus positiv hat sich die Zusammenarbeit mit dem Crailsheimer Historischen Verein, der Volkshochschule Crailsheim und auch des Crailsheimer Museums im Spital entwickelt. Dank des sehr rührigen Vorsitzenden des Crailsheimer Historischen Vereins wurde von diesem ein reichhaltiges Veranstaltungsprogramm durchgeführt:

2. März 1997: Museumsfest im Stadtmuseum im Spital

- 3., 10. und
17. März 1997: Rückblick 2000 nach vorn – Die Blüte des Mittelalters – vom Investiturstreit zur Pest, Burgen – Städte – Ostsiedlung – Kreuzzüge. Referent: Hans Gräser.
12. April 1997: Ortsbegehung von Beuerlbach und Fallteich
12. Mai 1997: Jahreshauptversammlung mit einem Vortrag über den Hl. Wolfgang. Referent: Werner Mack.
9. Juni 1997: Städte im Ries – Landstadt – Residenz – Reichsstadt. Referent: Dr. Winfried Sponsel.
15. Juni 1997: Exkursion ins Ries nach Oettingen – Wemding – Nördlingen. Leitung: Dr. Winfried Sponsel.
30. Juni 1997: Alamannen und Franken. Referent: Dr. Ingo Stork
5. Juli 1997: Exkursion zur Alamannen-Ausstellung in Stuttgart und zum Runden Berg nach Bad Urach.
19. Juli 1997: Ortsbegehung Mühlen in Crailsheim.
- 6., 13.,
20. Oktober 1997: Rückblick – 2000 Jahre nach vorn: Vom Mittelalter zur Neuzeit
19. Oktober 1997: Exkursion nach Heidelberg mit Schloß, Heiligeistkirche, Kurpfälzisches Museum, Ebert-Gedenkstätte
4. November 1997: Nikolaus von Cues. Referent: Dr. Friedrich-Karl Penzold.
9. November 1997: Ausstellung „Der gelbe Stern“
- 13., 20. Nov. 1997: Kunst der Renaissance in Florenz
Referentin: Inga Mommsen-Peter
15. November 1997: Stadtbegehung „Von Fronberg zum Schießberg“
16. November 1997: „So war's im Winter“ – Winterarbeiten und Brauchtum in Hohenlohe. Referentin: Ulrike Marski.
1. Dezember 1997: Die Kopernikanische Wende. Referent: Dr. Otto Burkhardt.
8. Dezember 1997: Neue Forschungen zur Baugeschichte des Spitals zum Heiligen Geist in Crailsheim. Referent: Karl Wiedmann.

20. Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau

14. Mai 1997: Leonhard-Kern-Abteilung im Hällisch-Fränkischen Museum. Führung: Dr. Armin Panter.
4. Juni 1997: Hohenlohe zwischen Reformation und Westfälischem Frieden. Referent: Dr. Gerhard Taddey.
25. Juni 1997: „Ist viel Volk gewalttätig eingefallen“ – Der Dreißigjährige Krieg in Künzelsau. Referent: Stefan Kraut M. A.
16. Juli 1997: Die Alamannen. Besuch der Ausstellung in Stuttgart.

21. Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Öhringen

23. März 1997: Die Anfänge der Stadt Öhringen. Stadtführung von Werner Schenk.
16. April 1997: Siegel – mittelalterliche Kleinodien. Referent: Dr. Peter Schiffer.
2. Juni 1997: Führung durch das Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein durch Dr. Peter Schiffer.
9. Juni 1997: Hohenlohische Wappen. Referent: Dr. Peter Schiffer.

22. Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Schwäbisch Hall

19. Juni 1997: Schwäbisch – Fränkisch – Alemannisch - Ein Rundgang durch die Sprachlandschaften Baden-Württembergs. Referent: Dr. Hubert Klausmann
4. Juli 1997: Die Alamannen – Besuch der Ausstellung in Stuttgart. Leitung: Dr. Matthias Setzer.

23. Gemeinschaftsveranstaltung mit den Geschichts- und Heimatvereinen Wachbach, Markelsheim und Niederstetten

27. Juni 1997: Geschichte, bedeutende Persönlichkeiten und Arbeitsschwerpunkte des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Referent: Albert Rothmund

24. Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Der Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken wurde zum 6. Mal an Schüler der Klassen 12 und 13 der Gymnasien der Region für hervorragende Leistungen im Fach Geschichte verliehen. Die Preisträger sind:

Markus Brennfleck, Gerchsheim, Matthias-Grünwald-Gymnasium Tauberbischofsheim
Moritz Ege, Schwäbisch Hall, Erasmus Widmann Gymnasium Schwäbisch Hall
Thomas Gniadek, Weikersheim, Gymnasium Weikersheim
Julia Hohl, Lauda-Königshofen, Martin-Schleyer- Gymnasium Lauda-Königshofen
Tobias Kostuch, Bad Mergentheim, Deutschorden-Gymnasium Bad Mergentheim
Stefanie Leuser, Ilshofen-Oberscheffach, Gymnasium bei St. Michael Schwäbisch Hall
Bodo Mezger, Zweiflingen-Friedrichsruhe, Hohenlohe Gymnasium Öhringen
Simone Nagel, Satteldorf, Albert-Schweizer-Gymnasium Crailsheim
Markus Röder, Kirchberg-Lendsiedel, Schloß-Schule Kirchberg
Michael Schleicher, Gaildorf-Unterroth, Schenk-von-Limpurg-Gymnasium Gaildorf
Johannes Scholl, Widdern, Gymnasium Möckmühl
Ulrich Sieberer, Künzelsau, Ganerben-Gymnasium Künzelsau
Roswitha Szechenyi, Spiegelberg, Heinrich-von-Zügel-Gymnasium Murrhardt
Damaris Vogt, Bretzfeld-Bitzfeld, Schloßgymnasium Künzelsau
Thomas Wunderle, Schorndorf, Ev. kirchl. Aufbaugymnasium Michelbach/Bilz

25. Vereinsarchiv

Im Herbst 1997 hat Herr Pfarrer i. R. Jakob Rudolf Frank, Schwäbisch Hall, mit der Herstellung eines Repertoriums für das Vereinsarchiv begonnen.

26. Zusammenfassung

Das sehr umfangreiche Veranstaltungs- und Publikationsprogramm des Historischen Verein für Württembergisch Franken zeigt, daß er seinen Auftrag, die Geschichte der württembergisch-fränkischen Region und der angrenzenden Gebiete in ihrer ganzen Vielfältigkeit zu erforschen und darzustellen, aber auch die Sammlungen zu pflegen, auszubauen und zu präsentieren, ernst nimmt. Das Veranstaltungs- und Publikationsprogramm zeigt, daß sich der Verein nach wie vor als ein regionaler Geschichtsverein versteht, der seine Aktivitäten

nicht auf den Ort des Vereinssitzes und der Sammlungen beschränkt, sondern an vielen Orten in der Region in Erscheinung tritt. Wo der Verein dies nicht in ausschließlich eigener Verantwortung tun kann, macht er das in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen. Nicht übersehen werden darf, daß der Historische Verein für Württembergisch Franken verschiedentlich bei der Gründung von landesgeschichtlichen Organisationen, die sich auf ganz Baden-Württemberg erstrecken, initiiierend tätig war. Das war insbesondere der Fall bei der Gründung

- der „Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg“, die inzwischen festen Tritt gefaßt hat,
- der „Deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde – Landesverband Baden-Württemberg“,
- dem Arbeitsprojekt „Glashüttenatlas Baden-Württemberg“.

27. Förderer des Vereins

Der Historische Verein für Württembergisch Franken wurde 1997 durch nachstehende Institutionen und Personen finanziell gefördert.

Bausparkasse Schwäbisch Hall
 Breit Dr. Ernst sen. Schwäbisch Hall
 Hartmann, Dr. Inge
 Historischer Verein Heilbronn
 Hohenlohekreis
 Hohenloher Druck- und Verlagshaus
 Knorr Eberhard, Ulm
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall-Crailsheim
 Land Baden-Württemberg
 Landkreis Schwäbisch Hall
 Main-Tauber-Kreis
 Museumsverein des Landesmuseums Mannheim
 Schrag Roland, Freiburg
 Sparkasse Hohenlohekreis
 Stadt Crailsheim
 Stadt Künzelsau
 Stadt Schwäbisch Hall
 Stauder Stiftung
 Volksbank Hohenlohe
 Würth-Stiftung, Künzelsau-Gaisbach

28. Neue Mitglieder

Im Jahr 1997 sind folgende Mitglieder neu eingetreten:

Aisenbrey Edgar, Öhringen
 Alt Elfriede, Öhringen
 Brennfleck Markus, Gerchsheim
 Dürr Armin, Kaiserslautern
 Eberhardt Georg, Schwäbisch Hall
 Ege Moritz, Schwäbisch Hall
 Erinnerungsstätte „Die Männer von Brettheim“
 Frenz Elisabeth, Schwäbisch Hall

Gniadek Thomas, Weikersheim
 Graul Gerd, Berlin
 Hohl Julia, Lauda-Königshofen
 Horlacher-Schall Catrin, Gerabronn
 Kostuch Tobias, Bad Mergentheim
 Kratky Raimund, Niedernhall
 Lengemann Jochen, Kassel
 Leuser Stefanie, Ilshofen
 Lüdemann F. Wilhelm, Künzelsau
 Metzger Otto, Neckarsulm
 Mezger Bodo, Zweiflingen
 Nagel Simone, Satteldorf
 Röder Markus, Kirchberg/Jagst
 Rüllich Ellen, Schwäbisch Hall
 Scheller-Schach Claudia, Künzelsau
 Scholl Johannes, Widdern
 Schönhuth Ottmar, Kirchheim
 Sieberer Ulrich, Künzelsau
 Stegmeier Margret, Aalen
 Stegmeyer, Herbert, Schwäbisch Hall
 Szechenyi Roswitha, Spiegelberg
 Vogt Damaris, Bretzfeld
 Volz Hans, Donzdorf
 Waldmann Dr., Hermann, Uttenreuth
 Wallhausen, Gemeinde
 Wieland Claudia, Wertheim
 Winterhagen Gertrud, Schwäbisch Hall
 Wilz Peter, Murrhardt
 Wunderle Thomas, Schorndorf
 Ziegler Markus, Ludwigsburg

29. Dank

Die umfangreiche und vielfältige Arbeit des Vereins hätte im Jahr 1997 nicht durchgeführt werden können ohne den engagierten und durchweg ehrenamtlichen Einsatz vieler Helfer und Helferinnen. Ihnen gilt mein besonderer Dank. Es sind dies:

- die Mitglieder des geschäftsführenden Vorstandes
 - Herr Rechtsanwalt Conrad, Schwäbisch Hall
 - Stellvertretender Vorsitzender bis 7. Juni 1997
 - Herr Direktor am Amtsgericht Dr. Christoph Philippi, Schwäbisch Hall,
 - Stellvertretender Vorsitzender ab 7. Juni 1997
 - Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall,
 - Herr Nervenarzt Dr. Konrad Betz, Schwäbisch Hall,
 - Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall
- die Mitglieder des Ausschusses
- die Schriftleiter
 - Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall,
 - Herr Oberarchivrat Dr. Peter Schiffer, Hohenlohe Zentralarchiv, Neuenstein,

- die Verantwortlichen für das Museumswesen
 - Frau Museumsleiterin Dr. Isabella Fehle und
 - Herr stellvertretender Museumsleiter Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum,
 - Herr Dr. Konrad Betz, Schwäbisch Hall.
- die Leiter der Arbeitskreise
 - Herr Konrektor Horst Clauß, Mainhardt,
 - Herr Dr. Hans-Dieter Bienert, Murrhardt
 - Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler
 - Herr Studienrat Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt.
- die Vorsitzenden der Ortsverbände
 - Herr Studiendirektor Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen,
 - Herr Stadtarchivrat Stefan Kraut M. A., Künzelsau,
 - Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler,
 - Herr Rektor a. D. Richard Messerschmidt, Niedernhall.
- der Verantwortliche für die Exkursionen
 - Herr Rechtsanwalt Ernst Conrad, Schwäbisch Hall
- der Verantwortliche für die Offenen Abende
 - Herr Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert, Schwäbisch Hall
- der Verantwortliche für die Gemeinschaftsveranstaltungen mit den Volkshochschulen, dem Crailsheimer Historischen Verein, dem Förderverein Künstlerfamilie Sommer sowie für den Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
 - Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall
- der Kassenverwalter
 - Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall
- der Kassenprüfer
 - Herr Bankdirektor Kurt Rück, Schwäbisch Hall
- die Verantwortlichen für die Graphiksammlung des Vereins
 - Herr Bürgermeister a. D. Hans König, Gaildorf,
 - Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall
- für die Anfertigung des Rundschreibens
 - Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall
- die Helfer bei der Betreuung der Bibliothek des Historischen Vereins und dem Buchversand
 - Frau Eckart-Siller und Herr Daniel Stihler, Schwäbisch Hall
- die Sekretärin, Frau Roswitha Paxian.

Albert Rothmund
Vorsitzender

Orts- und Personenregister

Vorbemerkung: Adelsnamen sind unter dem Zunamen eingeordnet, auch Grafen, Herzoge oder Fürsten. Dagegen stehen geistliche Würdenträger (z. B. Päpste, Bischöfe, Äbte, Ordenshochmeister) sowie Könige und Kaiser unter ihrem Vornamen.

- Abasa 241, 315
Abu Hamed 188
Adam, Michael 145
Addis Abeba, Äthiopien 285
Aden 191
Adertshausen, Markt Hohenburg, Lkr. Amberg-Sulzbach 129
Adua, Äthiopien 285
Agricola, Georg 41
Aholming, Lkr. Deggendorf, Bayern 133
Alexandre, Philippe 199–324
Alexandria, Ägypten 188
Allmannshausen, Berg, Lkr. Starnberg, Bayern 119
Altdorfer, Erhart 37
Alvarado, Johann 186
Amann, Konrad 374
Amberg, Bayern 110, 112, 114, 117
Ammianus Marcellinus 16, 22
Amsterdam 147
Ansbach, Bayern 131, 133, 135, 137–139
Antmann, Situtungua Michal 375
Arg, Lucretia, Gfin. v. 106
Arndt, Jürgen 339
Arndt, Moritz 289
Arnulf v. Kärnten, Ks. 18–19
Assuan, Ägypten 188
Assumstadt: Zütlingen, Stadt Möckmühl, HN 74, 87
Augsburg, Bayern 146
Augustin, Siegfried 186, 191
Augustinus, Aurelius 31
Aupperle 252
Backnang, Stadt, WN 55, 226, 241
Bad Homburg, Hessen 147
Bad Kissingen, Bayern 16
Bad Mergentheim, Stadt, TBB 185–191, 195–198, 328, 330, 335–336
Bad Reichenhall, Bayern 13, 19
Bad Salzflun, Hessen 16
Baden-Durlach, Carl Gustav, Mgf. v. 140
– Friedrich Magnus, Mgf. v. 140
Ballestrem 297
Bamberg, Bayern 18, 27
Barni, Jules 213
Bartholomä 187
Basel, Schweiz 146, 272, 291
Bass, Schabtai 154
Bauer, Paul 224
– Roland 362
Baumbach, K. 246
Baumeister 277
Baumgarten, Christoph Philipp v. 140
– Maria v. 99, 102, 104, 115, 122
– Martin v. 140
– Philipp v. 119
Bauser, Friedrich 194–195
Bayerdörfer, Wilhelm 260–261, 269, 272, 311
Bayern, Friedrich, Hzg. v. 107–108
– Ludwig, Hzg. v. 109–110
– Maximilian, Hzg. v. 113–115, 189
– Otto, Hzg. v. 106, 108–109
– Wilhelm, Hzg. v. 109
Bayreuth 99, 132, 134, 138, 152
Bazaine 226
Becht, Hans-Peter 344–346
Bedz, Ludwig 375
Belleville 239
Benjamin, Rabbi 18
Bentham, Jeremy 313, 324
Benzenau, Martha v. 114
Berber 188
Berckhofer, Hans Georg 120
Berger 260, 269
Berger, Johannes 260–262, 269–270, 311–312
Berlichingen, Hans Pleickhard v. 90
– Hans Wolf v. 88
– Margaretha v. 74, 88
– Philipp Ernst v. 75, 77
Berlin 147, 185, 197, 203, 243, 248–249, 253–254, 269, 300, 307
Bern, Schweiz 246, 257, 264, 266, 269, 282
Betz 249, 251
Beye 330
Biastoch, Martin 360
Biringuccio, Vannoccio 41
Birnbäum 74
Bismarck, Otto, Fst. v. 215, 230, 233–234, 241, 255, 271, 299, 304, 306, 315, 322
Blanc, Louis 212–214
Blank, Lord 182
Blezinger, Theodor 260–261, 265, 268–270, 272–274, 311
Blickle, Peter 158
Blos, Wilhelm 224

- Bluntschli, Johann 203, 221, 294, 313
 Bobenhausen 75
 Bodenstein, Nittenau, Lkr. Schwandorf, Bayern 112
 Bodenwöhr, Lkr. Schwandorf, Bayern 120
 Bödighheim, Stadt Buchen, MOS 145–146
 Böheim, Maria 114
 Böhringsweiler: Großerlach, WN 58
 Börne, Ludwig 324
 Bologna, Italien 214
 Boockmann, Hartmut 371
 Boriani 193
 Bourgeois, Léon 284, 295
 Boxberg, Stadt, TBB 89
 Brand, Georg Dietrich v. 111
 Brandenburg, Albrecht, Mgf. v. 138
 – Christian, Mgf. v. 132, 138
 – Johann Friedrich, Mgf. v. 135
 – Sofia Margaretha, Mgf. v. 138
 Brandenburg-Ansbach, Albrecht, Mgf. v. 133, 135
 – Fsn. v. 96–97
 Brandenburg-Bayreuth, Fsn. v. 96–97
 Brandt, Max v. 287
 Braun, Bettina 349
 Brauweiler 23
 Bremen 191
 Breuning, Anna Margaretha 141
 – Carl 141
 Briand, Aristide 311
 Brisbane, Australien 191
 Bruck i. d. Oberpfalz, Lkr. Schwandorf, Bayern 104
 Bruckmann, Wilhelm Friedrich 260–261, 269
 Bruno v. Hirsau, Abt 23
 Brunshwig, Hieronymus 41
 Brüssel, Belgien 210, 265, 323
 Bucher-Heller 250
 Buckle 313
 Bühler, Karl Gustav Friedrich v. 204, 225–242, 257, 292, 312–324
 Bühlerzimmern: Geislingen a. Kocher, Braunschweig, SHA 157–179
 Buisson, Ferdinand 289, 311
 Bull-Reichenmiller, Margareta 352
 Burglengenfeld, Lkr. Schwandorf, Bayern 127
 Bursinn 75
 Burlitt, Elihu 209
 Burne, Fanny 338

 Cahors, Frankr. 235, 237, 320, 321
 Cadolzburg, Lkr. Fürth, Bayern 138, 140
 Camp, Charles R. 195
 Caprivi, Leo, Gf. v. 246, 301
 Carnot, Hippolyte 224
 Carteret 214
 Cavaignac, Eugène 290

 Chamberlain, Joseph 288
 Charbonneau, Jean Baptiste 185, 195
 Chatrian, Alexandre 221
 Cherboug, Frankr. 235
 Chicago, USA 190
 Christaller 253
 Christiania, Norwegen 269
 Cincinnati, USA 186, 191
 Clarendon, Edward Hyde 313
 Clarke 185
 Claudet 214
 Cobden, Richard 314
 Comburg: Stadt Schwäbisch Hall, SHA 23–27
 Comburg-Rothenburg, Burkhard, Gf. v. 20–21
 – Gf. v. 12, 20–22
 Conradi, Hans Peter 46
 Cotta, Johann Friedrich 184, 192, 194
 Crailsheim, Stadt, SHA 94, 161, 312
 – Anna Maria v. 75
 – Margaretha Ernesta v. 140
 – Wolf v. 138, 140
 Cranach, Lukas d.Ä. 34–35, 37–38
 Crispi, Francesco 286

 Dan, Josef 147
 Darmstadt, Hessen 243
 Darwin, Charles 271
 Dell, Peter 29–38
 Den Haag, Niederlande 242, 252–253, 266–267, 269, 272, 283–284, 286, 295, 297, 299, 302
 Denham, Buckinghamshire, England 328
 Dermühl, Eva Franziska 188
 – Pauline 188
 Desjardins, Arthur 283
 Dessau, Aaron 152
 Dienheim, Ägidius Reinhard v. 76
 – Anna v. 75
 – Hans Reinhard v. 88
 Döttingen, Braunschweig, SHA 64
 Domeneck: Züttlingen, Stadt Möckmühl, HN 73–92
 Donaustauf, Lkr. Regensburg, Bayern 107–108
 Donnelech, Anna Maria v. 130–131
 Dresden, Sachsen 35, 38, 253
 Du Bois-Reymond, Emil 305
 Dünsbach, Stadt Gerabronn, SHA 276
 Dürn, Edelfreie v. 73
 – Rupert II. v. 73
 Düsseldorf, Nordrhein-Westfalen 129
 Duino, Provinz Treviso, Italien 106
 Dunant, Henri 265
 Dupasquier 214
 Dupont 214
 Dyhernfurth, Schlesien 147

- Ebingen, Stadt Albstadt, BL 276
 Edelhausen, Regensstau, Lkr. Regensburg,
 Bayern 126–127
 Edinburgh, Schottland 211
 Edwardsville, Illinois, USA 195
 Ega, Ruffina v. 77–78, 84
 – Wolf Heinrich v. 76
 Ehler, Trude 362
 Ehrmann, Peter 386, 389, 390
 Ellwangen (Jagst), Stadt 152
 Elsas 249
 Emskirchen, Lkr. Neustadt a. d. Aisch, Bayern
 138
 Ercker, Lazarus 41, 46
 Erckmann, Emile 221
 Erlangen, Bayern 261
 Erlbeck v. Edershausen, Katharina 129
 Ermreuth, Markt Neunkirchen a. Brand, Lkr.
 Forchheim, Bayern 138
 Ernst, Detlef 376
 Esslingen a. Neckar, Stadt, ES 251–252, 248
 Eyb, Hans Ludwig v. 120
- Fakarno, Sudan 188
 Falkenstein, Lkr. Cham, Bayern 107
 Famaka, Sudan 188
 Fassl, Peter 353
 Favre, Jules 212–214
 Fazoglu 188, 193
 Fazy 214
 Fechenbach, Hanna 332
 – Hermann 325–338
 – Margarete 329, 338
 – Rosel 332
 Fehleisen 306
 Fehring, Günter P. 366
 Feldhaus, Richard 248, 267–269, 272, 295
 Ferdinand I., röm. Ks. 74
 Ferhad Bey 193
 Feuchtwangen, Lkr. Ansbach, Bayern 137
 Fichte, J. G. 318, 323
 Firla, Monika 181–198
 Fischbach = Mittel-, Ober- u. Unterfischbach:
 Großerlach, WN 39–72
 Fischhof 314
 Fleischhauer 251
 Frankenberg, Gf. v. 233
 Frankenthal, Rhld. – Pfalz 94, 133
 Frankfurt a. Main, Hessen 133, 144–145, 204,
 210, 218, 243, 246, 248, 264
 Freudenberg, Brigitta v. 125
 – Hans Christoph v. 104, 124
 Freudental, LB 146
 Freudlin zum Hausenstein, Maria Ursula 129
 Freycinet 232
 Fried, Alfred Hermann 247, 250, 259, 273–274
 Friedberg i. d. Wetterau, Hessem 145
- Friedrich II., Kg. v. Preußen 322
 Friedrich III., dt. Ks. 306
 Fröbel, Julius 243
 Fuchs v. Schweinsaupten, Eitel 74
 Fuchs v. Walburg, Hans Christoph 127
 Fuchs, Hans Wilhelm 120
 Fuchsberg, Tainz, Lkr. Schwandorf, Bayern 120
 Fürth, Bayern 144, 146–147, 150, 154
- Gaidorf, Stadt, SHA 312
 Gaisirl, Roding, Lkr. Cham, Bayern 119
 Gambetta, Léon 226, 234–241, 312–324
 Gammer 253
 Garibaldi, Giuseppe 202, 213–214
 Gatz, Erwin 342–343
 Geiger, Hans 86
 Geislingen a. Kocher, Braunsbach, SHA 160,
 173–174
 Genf, Schweiz 211–215, 219, 234, 240, 284,
 300, 323
 Gerlach, Hellmut v. 298
 Gerstetten, HDH 261
 Gesner, Conrad 41
 Gladstone, William 313
 Gleim, J. W. L. 200
 Gleissenthal, Christina Sidonia v. 128
 – Georg Christoph v. 120, 126
 Gmelin 254
 Gobelius 133
 Goegg, Amand 212, 214
 Göppingen, Stadt, GP 260, 276
 Görz, Italien 106
 Goethe, Johann Wolfgang v. 200, 222
 Goppenbach 108
 Goren, Haim 375
 Gotha, Thüringen 34
 Gottfried v. Hohenlohe, Bf. v. Würzburg 73
 Gottwollshausen, Stadt Schwäbisch Hall, SHA
 26
 Gräf, Ulrich 375
 Gräter, Carlheinz 353, 367
 Gravelotte, Frankr. 227
 Greiner, Fam. 55
 – Carl Friedrich 276–277, 290
 – Hans 53–58, 63, 68–70
 Grimm, Jacob u. Wilhelm 13
 Grimmelshausen, Johann Jakob Christoph v.
 200
 Grobsberg, n. indentifiz, Oberpfalz 107
 Gröber 297
 Grosch 275
 Grotius, Hugo 313
 Grub, Roding, Lkr. Cham, Bayern 107
 Grün 214
 Gryphius, Andreas 200
 Günsburg, Leib Arieß 145–146
 Günzkofen, Hans Christoph v. 120

- Gunzach, Fichtenau 135, 137
 Guttenberg, Lkr. Kulmbach, Bayern 123, 131
- ha-Kohen, Josef** 17
Haag, Simon M. 377
Habasch, Carl Aman 189
Hagel, Jürgen 378
Haigold, Johann 226
Hall in Tirol 13, 19
Halle, Sachsen-Anhalt 13
Hallein 13, 19
Hambach, Rhld. – Pfalz 218
Hamburg 184, 265
Hampele, Walter 367
Hanau, Hessen 147
Hänel 230, 242
Hanschmidt, Alwin 211
Hardheim 73–74, 76
 – Fam. v. 73–92
 – Agathe v. 74
 – Anna Philippa v. 77
 – Bernhard v. 74
 – Georg Wolf v. 75–88
 – Hans v. 74, 88
 – Magdalena v. 74
 – Ursula v. 74
 – Wolf Dietrich v. 75
 – Wolf Eberhard v. 75
 – Wolf v. 74, 90
Hartmann, Friedrich 225–226, 253, 275, 279
 – Moritz 220
Hartung, Martin 124
Haselbach, Schwandorf, Bayern 127
Haßler 260
Haucmonc 186
Haußmann, Conrad 269, 276, 287, 291
 – Friedrich 278
 – Julius 212, 218
Heddersdorf, Maria Elisabetha v. 75
Hehl, Erhard 363
Heidelberg, Stadt, HB 133
Heidrich, Hermann 379
Heilbronn, Stadt, HN 133, 252, 276, 290
Heinrich IV., Kg. v. Frankr. 202, 313
Heitzenhofen, Duggendorf, Lkr. Regensburg, Bayern 125
Hellwald, Friedrich v. 243
Herda, Amalia Rosina v. 75, 77
 – Hans Kaspar v. 74
 – Hans Kaspar v., d. J. 75, 77
 – Susanna v. 75, 77
Herder, Johann Gottfried v. 200, 313, 322
Hergershausen, Hessen 146
Hergershof: Geislingen a. Kocher, Braunsbach, SHA 173–174
Herolt, Johann 11
Herrstein/Herstyn, Tschechien 116
Herstenzki, Georg Thomas Frhr. v. 116–117
Herwegh, Georg 280
Herzig, Arno 371
Herzog, Roman 209
Hetzenbach, Zell, Lkr. Cham, Bayern 108
Heuberg, Frfr. v. 141
Hindermayr, Konrad 77, 86
Hirsau, Stadt Calw, CW 23
Hochdorf, Duggendorf, Lkr. Regensburg, Bayern 126–127
Hörner, Manfred 339
Hofer v. Lobenstein, Anna Elisabetha 99, 123, 125
 – Anna Justina 100, 141
 – Anna Maria 99, 123, 125
 – Brigitta 99, 123, 125
 – Carl Friedrich Franz 95
 – Christian Albrecht 99, 118, 138
 – Christoph Leonhard 100, 118, 141
 – Christoph Reinhard 123
 – Dietrich 108–109
 – Eberhard 106
 – Eglof 106
 – Eitel David 110–111, 140
 – Elisabetha 123
 – Franz Christoph 123
 – Franz Wilhelm 100, 118, 142
 – Friedrich 106
 – Friedrich Engelhard 100, 123
 – Gebhard 106
 – Georg 109–110, 113, 140
 – Georg Adam 98, 100, 102, 106, 117, 118, 123
 – Georg Christoph 99, 100, 124, 127
 – Georg David 100, 124
 – Georg Friedrich 99, 126
 – Georg Philipp 100, 124
 – Georg Wilhelm 100, 123, 141
 – Greimolt 105
 – Hans 109
 – Hans Christoph 100, 118, 142
 – Hans Georg 93–142
 – Hans Georg d. Ä. 100, 104, 111–112, 118, 140–141
 – Hans Martin 100, 124
 – Heinrich 106
 – Herrmann 106
 – Johann Heinrich 95
 – Katharina Maria 99, 129
 – Ludwig Adam 100, 123
 – Maria 99, 123, 125, 140
 – Maria Barbara 99, 100, 125, 128, 128
 – Maria Brigitta 100, 121, 123, 125
 – Maria Dorothea 99, 128
 – Maria Katharina 141
 – Maria Magdalena 100, 125
 – Maria Margaretha 100, 123, 142
 – Maria Sidonia 99, 128

- Maria Ursula 100, 126
- Marquard 106
- Matthias 106
- Sabina 132
- Walter 106
- Wolf 109–110, 120
- Wolf Christian 99, 118, 128, 140–141
- Wolf Christoph 114, 126
- Wolf Dietrich 110–111, 113–114
- Hoffmann, Leonhard 199, 204, 291–297, 280–281
- Hohen-Kottenheim, Markt Nordheim, Lkr. Neustadt a. d. Aisch, Bayern 128
- Hoheneck, Ipsheim, Lkr. Neustadt a. d. Aisch, Bayern 133
- Hohenlohe, Magdalena, Gfin. v. 39, 60–64
- Wolfgang II., Gf. v. 39, 44, 53, 57, 60–63, 68–70, 72
- Hohenlohe-Langenburg, Heinrich Friedrich, Gf. v. 29
- Philipp Ernst, Gf. v. 64, 66
- Hohenlohe-Schillingfürst, Chlodwig v. 216
- Homburg, Hessen 150–153
- Hüllfin, Anna Juliana 138
- Hütter, Albrecht 127
- Hugo, Victor 202, 212–213
- Hund v. Wenkheim, Johann Philipp 75, 77, 88
- Hundt, Wiguleus 105, 106
- Hutten, Friedrich-Karl v. 374

- Ichenhausen, abgeg. bei Böhringen, Römerstein, RT 146
- Illig, Heribert 343
- Ipswich, Australien 191
- Isny im Allgäu, Stadt, RV 146
- Istanbul, Türkei 193

- Jäger, Louise 187–188
- Maria Ursula Eleonora 187
- Jaurès, Jean 290–291, 294
- Jena, Thüringen 94, 105, 121
- Jerusalem, Israel 32
- Johanek, P. 23–24
- John, Herwig 354
- Jolissaint 213–214
- Jorga, Nicolae 344
- Joseph, Rabbi 144
- Julius Echter v. Mespelbrunn, Bf. v. Würzburg 76

- Kairo, Ägypten 148, 188
- Kant, Immanuel 200, 205, 222, 237, 258, 293, 313, 317, 323
- Karlsruhe, Stkr. 147, 325
- Karlsruhe, Schlesien 181, 191
- Karlstein, Regenstauf, Lkr. Regensburg, Bayern 112, 130
- Kassan 188
- Kaufmann, Uri R. 143–156
- Keilsdorf, Stadt Riedenburg, Lkr. Kelheim, Bayern 142
- Kempten, Bayern 18–19
- Kerner, Justinus 220
- Theobald 220
- Khartoum, Sudan 188
- Kienle, Paul 204, 272, 276, 280–286, 297
- Kirchberg a. d. Jagst, Stadt, SHA 29, 43–44, 64
- Kirchdörfer, Carl 217
- Kirchgässner, Bernhard 344–346
- Kirmsees, Kirchenpingarten, Lkr. Bayreuth, Bayern 138
- Kitzingen 75
- Knapp, Ulrich 379
- Knauer, Endreß 86
- Knies, Karl 298
- Knöblin von Allmushausen, Anna 141
- Knöring, Konrad v. 120
- Knoringen, Hans Heinrich v. 135
- Kobatsch 250
- Köhler, Mathias 380
- König, Adam 70
- Königsberg, Ostpreußen 152, 204, 248
- Köpf, Ulrich 347
- Kohl, Herbert 356, 361, 379, 382, 384
- Kohlberg, Lkr. Neustadt a. d. Aisch, Bayern 120
- Kohler 251–252
- Kolb v. Heilsberg, Appolonia 131
- Konstanz, Stadt, KN 105
- Korntal-Münchingen, Stadt, LB 187
- Kottmann, Ingeborg 365, 375, 381
- Kozlik, Andreas 340, 353, 357, 363, 379, 385, 387
- Kraitendorf 129
- Krakau, Polen 147
- Krause, Karl Christian Friedrich 202
- Krauss, Ferdinand 196
- Kreblitz 142
- Kreuzhof, Stadt Regensburg, Bayern 130
- Kreyß v. Lindenfels, Bernhard 127
- Kriechingen, Wilhelm v. 76
- Krimm, Konrad 354
- Kröblitz, Neunburg v. Wald, Lkr. Schwнадorf, Bayern 106, 123
- Kroner 252, 254
- Krupp 224, 286
- Kübel, v. 249
- Kürn, Bernhardswald, Lkr. Regensburg, Bayern 132
- Kulmbach, Bayern 138
- Kurusku 188

- Ladendorf 214
 Lamartine, Alphonse de 313
 Landmann 288
 Langenburg, Stadt, SHA 64
 Lasker, Eduard 314
 Lausanne, Schweiz 213, 261
 Lavalette 213
 Lebret, Albrecht Benjamin 182
 Lechner, Silvester 381
 Lehrensteinsfeld, HN 146
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 313, 323
 Leinbach, Esther v. 141
 Leipnik, Mähren 152
 Leipzig, Sachsen 152, 189, 271
 Lemonnier, Charles 212–214
 Leo XIII., Papst 264, 293
 Leonberg, Maxhütte-Haidhof, Lkr. Schwandorf,
 Bayern 94, 96, 99, 127–130, 139, 141
 Leonstein 133
 Lesch, Edgar 382
 Lessing, Gotthold Ephraim 200, 222
 Leutkirch im Allgäu, Stadt, RV 277
 Lewald, Fanny 214
 Lewis 185
 Leyblfing, Brigitta v. 125
 – Johann v. 121
 Leyen, Anna Philippa v. 75–76
 – Eberhard v. 76
 – Peter v. 75
 – Ruffina v. 77
 Libavius, Andreas 41, 46
 Lichtenstein, Apollonia, Gfin. v. 140
 Lichtenwald, Lkr. Regensburg, Bayern 120
 Liebhart, Wilhelm 353
 List, Friedrich 171
 Livorno, Italien 147
 Lobenstein, Burg bei Zell, Lkr. Cham, Bayern
 94, 106–109, 111–118, 134
 Löwengard, Josef Maier 146
 Löslein, Barbara 373
 Logau, Friedrich v. 200
 London, England 150, 210, 211
 Lubich, Gerhard 7–28, 344, 345, 353, 356, 362,
 371
 Lublin, Polen 147
 Ludwig II., Kg. von Ostfranken 19
 Ludwig XIV., Kg. v. Frankr. 322
 Ludwigsburg 276
 Luther, Martin 29, 31–32, 34, 78, 90–91

 Machiavelli, Niccolo 249
 Mac-Mahon, Patrice Maurice, Marquis de 235
 Magdeburg, Sachsen-Anhalt 132, 138
 Mailand, Italien 252
 Mainhardt, SHA 12
 Mainsbauern, Wald, Lkr. Cham, Bayern 108
 Mainz, Rhld. – Pfalz 74, 76

 Maisch, Andreas 383
 Maistre, Joseph de 294
 Malecha, Herbert 370
 Maltzahn-Gültz, Frhr. v. 233
 Manchester, England 211
 Mancini 314
 Manteuffel, Frhr. v. 229
 Mar Sutra 17
 Marburg, Hessen 253, 325
 Markbreit, Bayern 144–145
 Marseille, Frankr. 188
 Mascoutah, Illinois, USA 188
 Massaua, Sudan 193
 Masurat 193
 Maurenbrecher 259
 Mayer, J. F. 162
 Mayer, Karl 218
 Mazzini, Giuseppe 211
 Meersburg, Stadt, FN 106
 Mehmet Ali, Vizekg. v. Ägypten 188
 Meiningen, Thüringen 277
 Melbourne, Australien 191, 194
 Menelik II., Ks. von Äthiopien 285
 Mengele, Hans-Peter 356
 Merchingen, Stadt Ravenstein, MOS 145, 152
 Merseburg, Brandenburg 106
 Metternich, Klemens Wenzel, Fst. v. 322
 Metz, Frankr. 144–145, 147
 Metzler, Leopold 197
 Meurer, Christian 242
 Mexico City, Mexiko 186
 Michelbach a. d. Lücke, Wallhausen,
 SHA 143–156
 Milchling 75
 Müller, Mathilde Dorothea v. 260
 – Max 325–326, 328–334, 336–338
 Miltenberg, Bayern 16
 Mirabeau, Honoré Gabriel Riqueti, Comte de
 320
 Möckmühl, Stadt, HN 85, 87
 Möllhausen, Balduin 191, 196
 Mönch, Winfried 357
 Mohl, Robert 313
 Moller v. Hezenhofen, Eva Elisabetha 126
 – Georg Friedrich 125, 127
 Moltke, Hellmut, Gf. v. 203, 221–224, 228,
 231, 232, 294
 Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la
 Brède et de 313
 Mornauer, Wolf Dietrich 120
 Morstein, Stadt Gerabronn, SHA 140
 Moscheles, Felix 282
 Mück, Hans-Dieter 383
 Müller, Claus 349–350
 – Hans Peter 205
 – Peter 93–142
 Münch, Augustus 130

- München 106, 117, 250, 269, 270
Münster, Johann Ludwig v. 75, 77
Muffel v. Ermreuth, Wolfgang Friedrich 138
Mufflin, Rosina 133
Mulfinger 267, 301
Murawiew 299
Murrhardt, Stadt, WN 16, 26, 58
- Naabeck, Lkr. Schwandorf, Bayern 130
Nägele 335
Napoleon I., Ks. d. Franzos. 275, 322
Napoleon III., Ks. d. Franzos. 220, 313, 321
Nassau-Katzenelnbogen, Magdalena, Gfin. v. 60
Nassau-Saarbrücken, Anna Amalia, Gfin. v. 64
Naumann, Friedrich 270, 290, 299–300
Naumburg, Sachsen 248
Neresheim, Stadt, AA 185
Nesselbach: Bächlingen, Stadt Langenburg, SHA 291
Neuburg 129
Neuenstein, Stadt, KÜN 29, 35, 37, 38, 39, 53, 55
Neumaier, Helmut 73–92
Neunburg v. d. Wald, Bayern 131
Neunburg v. Wald, Lkr. Schwandorf, Bayern 123
Neustadt a. d. Aisch, Bayern 94, 99, 118, 133, 137
Neustädlein: Lautenbach, Fichtenau, SHA 137
New Orleans, USA 184, 186–187, 190, 191, 194
New York, USA 190–191
Niedernhall, Stadt, KÜN 17, 19, 21–22
Niederstetten, Stadt, TBB 326
Niederwern 75
Nietzsche, Friedrich 294
Nikolaus II., Zar v. Rußland 266, 283
Nittenau, Lkr. Cham, Bayern 131
Nobel, Alfred 264
Nördlingen 59
Nolté, Vincent 185
Norfolk, Hzg. v. 95, 103
Nothaft v. Wernberg, Albrecht 141
– Anna Maria 122, 141
– Jeremias 141
Nürnberg, Bayern 26–27, 94–95, 121–122, 134
Nußberg, Albrecht v. 140
– Anna v. 140, 141
- Obersontheim, SHA 200
Oberstockstall (Niederösterr.) 43
Och, Gunnar 148
Öhringen, Stadt, KÜN 7, 11–12, 16, 20–22, 226, 278–279, 299
Oesterlen, August 216–217, 225
Öttingen, Lkr. Donau-Ries, Bayern 145
- Offenbach, Hessen 147
Ohly, Friedrich 31
Oldenburg, Peter, Prinz v. 315
Opitz, Martin 200
Oranien, Wilhelm v. 60
Ortenburg, Gfn. v. 106
Osten, Sigrid v. 43
- Palmerston, Henry John Temple, Viscount 313
Panter, Armin 29–38
Paris, Frankr. 210, 212, 219, 221, 245, 272, 313, 316, 322
Parsperg, Anna v. 140
Passy, Frédéric 212
Paumgarten zu Stubenberg u. Frauenstein, Maria 94
Payer, Friedrich v. 251, 253, 278
Peel, Robert 313
Penn, William 202
Pertolzshofen, Niedermurach, Lkr. Schwandorf, Bayern 121
– Maria Brigitta v. 119, 129
– Hans Thomas v. 121, 125
– Wolf Wilhelm 128, 129
Pfalzgraf bei Rhein, Friedrich 109–112, 114
– Johann 112
– Johann Kasimir 112
– Karl Ludwig 133
– Ludwig 107–108, 111, 113
– Ottheinrich 111
– Philipp 109
– Philipp Wilhelm 129
– Wilhelm 113
– Wolfgang Wilhelm 129
Pfau, Ludwig 203, 218, 221–224, 280, 293
Pfeiffer, Ursula 339
Pforzheim, Stkr. 246, 248, 253, 255, 263
Pietsch, Friedrich 19
Pirkensee, Maxhütte-Haidhof, Lkr. Schwandorf, Bayern 127
Pittersdorf, Lkr. Cham, Bayern 122
Planck, Dieter 357
– Mathilde 250
Plassenburg, Lkr. Kulmbach, Bayern 138
Plate, Ulrike 384
Plieninger, Theodor v. 194
Poker, Heinz H. 382
Poppenreuth, Bayern 27
Posen, Polen 147
Poybl v. Lofling, Hans 126
– Helena 141
– Maria 126
– Maria Agnes 127, 128
– Peter 141
– Sebastian 131
– Wilhelm 120
Prag, Tschechien 35, 122, 144, 145

- Pratt, Hodgson 243
 Press, Volker 73
 Preysing, Michael v. 114
 Pusch, Alexander 342, 346–347, 375, 380
- Quattländer, Peter U. 385
 Quidde, Ludwig 249–253, 300–301, 311
 Quinet, Edgar 212, 214
 Quseir (Cossir), Ägypten 193
- Rabenhaupt v. Seuchar, Frfr. 133
 – Ernst 138
 Rabenstein, Friedrich Tobias v. 138
 – Sabina Barbara v. 133
 Ramler, Karl Wilhelm 200
 Rammelstein, Sofia v. 140
 Ramsenthal, Bindlach, Lkr. Bayreuth, Bayern 138
 Ramschau, Regensdorf, Lkr. Regensburg, Bayern 130
 Raymond Hebard, Grace 195
 Reckendorf, Blaibach, Lkr. Cham, Bayern 126–127
 Refthal, Altenthann, Lkr. Regensburg, Bayern 108
 Regensburg, Bayern 18, 94, 97, 99, 104–105, 108, 115, 118–123, 126, 127, 128, 129, 130, 132, 141, 186, 197–198
 Regensdorf, Lkr. Regensburg, Bayern 108, 127, 129
 Rehan, Paul Anton 189
 Reichenbach, Lkr. Cham, Bayern 106, 108
 Reichensperger, August 227–228, 230
 – Peter 231–233, 242, 314
 Reinhold, Gotthard 341, 378, 390
 Renan, Ernest 221
 Rendschach, n. identifiz. bei Triest, Italien 106
 Renz, Alexander 385
 Reuter, R. 248
 Reutlingen, Stadt, RT 253
 Richard, H. 314
 Richter, Adolf 246, 248, 253, 255, 257–260, 263, 266
 Rielingshausen, Stadt Marbach a. Neckar, LB 270
 Riemenschneider, Tilman 29
 Rieneck, Philipp v. 89
 Riesenberger, Dieter 256
 Riexinger, Klaus 376
 Rinkam, Atting, Lkr. Straubing-Bogen, Bayern 120, 127
 Riquiez, Emile 251, 274–275
 Rist, Johann 200
 Roebel, Martin 358
 Rödel, Dieter 362
 Rößler, Heinrich 248
- Rötlein: Lautenbach, Fichtenau, SHA 137
 Roget 214
 Rohde, Saskia 371
 Roll, Christine 349
 Rom, Italien 246, 268
 Roscher, Wilhelm 298
 Rosenberg, MOS 86
 – Fam. v. 89
 – Albrecht Christoph v. 88
 – Albrecht v. 75–76
 Rosenfeld, Mosche N. 150
 Rosenried 108
 Roßhirt, Josef Ludwig 195
 Rothenburger, Jacob Daniel 146
 Rousseau, Jean-Jacques 313
 Rüdern, Lkr. Neustadt a. d. Aisch, Bayern 119
 Rudolf II., Ks. 40, 76
 Rübsamen, Dieter 340
 Rüdtt v. Collenberg, Thomas 88
 – Ursula 88
 Rueff, Johann Jakob 85
 Rühle 253
 Ruge, Arnold 243
 Rugerhofen 108
 Runding, Lkr. Cham, Bayern 120
 Runzenburger, Paulus 130
 Russegger 193
 Rußwurm v. Haselbach, Hans Wilhelm 127
- Sacajawea 185
 Sachsen, Johann Georg, Kurfürst v. 122
 Sainsheim, Christian v. 128
 St. Louis, USA 190–191
 St. Petersburg, Rußland 148, 197
 Saint-Pierre, Abbé de 202, 313
 Salis, Peter v. 117
 Samuel, Aron 146
 San Domingo 186
 Sandenbergh 272
 Sauer, Paul 325–338, 382
 Sauerzapfen v. Schönhofen, Hans Lienhard 129, 131
 Sazenhofen, Jobst Sigismund 120
 Schad, Petra 386
 Schäfer, Gerhard 349
 Schiller, Friedrich 200–201, 222, 239
 Schlammersdorf, Anna Maria v. 130
 Schläpe, J. G. 184
 Schlichenmaier, Roland 387
 Schlösser, Susanne 385
 Schmalle 214
 Schmitt, Eberhard 274
 Schmittacher, Josef 146
 Schneider, Joachim 362
 Schneitberg, Bennphena Casimirin v. 141
 Schmitzer, Guido 258
 Schönhurg, Barbara v. 141

- Schönstein, Bayern 126
 – Elisabetha v. 130–131
 – Magdalena v. 96
 – Maria Katharina v. 94, 96, 99, 102, 122
 – Maria Magdalena v. 130
 – Sebastian v. 141
 – Wolf Georg v. 122, 141
 – Wolf v. 141
 Schoeps, Julius 371
 Schoolcraft, Henry 186
 Schorlemer-Alst, Frhr. v. 227
 Schrenk, Christhard 388–389
 Schubart, Daniel 200
 Schücking, Walter 253
 Schüpf, abgeg. Burg bei Oberschüpf, Stadt Box-
 berg, TBB 76
 Schukraft, Manfred 363
 Schulze, Ute 349, 385, 387, 391
 Schumann 330
 Schumm, Marianne 64
 Schurz, Carl 282–283
 Schutzbar, Heinrich Hermann 75
 Schwabach, Bayern 95, 134
 Schwäbisch Hall, Stadt, SHA 7–28, 159, 160,
 165, 179, 199–324
 Schwaighausen, Lappersdorf, Lkr. Regensburg,
 Bayern 129
 Schwarzenfeld, Lkr. Schwandorf, Bayern 126–
 127
 Schwarzkopf 305–306
 Schweinberg, Hardheim, MOS 76
 Schwend, Emil 278
 Seckendorff, Abel Friedrich v. 89
 – Anna Sofia v. 138
 Sedan, Frankr. 220, 235, 290
 Seefridt, Eucharius 70
 Seehaus, Markt Nordheim, Lkr. Neustadt a. d.
 Aisch, Bayern 128
 Seither 302–303
 Selim Kapitana 193
 Sennar 188
 Sertel, Moses ben Isachar ha Levi 154
 Seuz, Wilhelm 120
 Siebenmorgen, Harald 358
 Sigmaringen, Stadt, SIG 325
 Simau, Hans Friedrich Schenk v. 74–75, 77, 86
 Simon, Jules 212–213
 – Ludwig 214
 Sobernheim 197
 Sobotka, Bruno J. 365
 Solms-Rödelheim, Gf. v. 122
 Solms-Sonnenwalde, Anna Amalia, Gfin. v. 39,
 44, 64–67
 – Otto, Gf. v. 64
 Sommersdorf, Burgoberdorf, Lkr. Ansbach,
 Bayern 140
 Sonnemann, Leopold 218, 229, 299
 Spangenberg, Cyriakus 90–91
 Spiegelberg, v. 130
 Sponheim, Rhld. – Pfalz 112
 Spornberg, Elisabetha v. 141
 – Georg Adam v. 120
 – Lorenz v. 141
 Stamsried, Lkr. Cham, Bayern 103, 120, 123
 Staudacher, Wilhelm 370
 Steffling, Nittenau, Lkr. Schwandorf, Bayern
 114, 120, 126
 Stein, Karl v. u. zum 170
 – Lorenz v. 298
 Steinbach: Stadt Schwäbisch Hall, SHA 21, 24,
 27
 Steinke, Ruth 157–179
 Stenzing, Anna Elisabetha 123
 – Sebald 141
 Stern, Bruno 326–327
 – Liesel 326
 Stiebar v. Buttenheim, Ruffina 76
 Stiefel 262
 Stihler, Daniel 339–340, 344, 352, 360, 363,
 365–367, 374, 377, 381, 383, 390
 Stöckle, Frieder 362
 Stolberg, Rhld. – Pfalz 297
 – Ludwig, Gf. v. 76
 Stolberg-Geldern, Louise, Prinzessin v. 181
 Straßburg, Frankr. 44, 59, 64, 67
 Stratenwerth, Heide 349
 Strauss, Jürgen 365
 Streitberg, Lkr. Forchheim, Bayern 94, 132
 Stresemann, Gustav 311
 Strodbeck 239
 Stumpf v. Schweinsberg, Hans Maximilian 74
 Stuttgart, Stkr. 39, 43, 57, 59, 63, 182, 185, 187,
 189, 192, 194–197, 203, 212, 216, 218–219,
 221, 226, 239, 243, 248–250, 252–255, 258,
 261, 269, 276, 284, 291–292, 325–326, 329–
 330, 335
 Sully, Maximilien de Béthune, Duc de 202, 313
 Sünching, Lkr. Regensburg, Bayern 106, 128
 Sulzbach-Rosenberg, Lkr. Amberg-Sulzbach,
 Bayern 94, 105, 147
 Suttner, Bertha v. 208, 246–247, 269, 282,
 298–299
 Sybel, Heinrich v. 259
 Sydney, Australien 191
 Tacitus, Cornelius 15, 17
 Taddey, Gerhard 143
 Tampico, Mexiko 186
 Taufkirchen, Georg v. 104, 123–124, 126
 – Hans Georg v. 131
 – Johann Ernst v. 130
 – Maria v. 125–126
 Teichmann, Heinrich 188
 – Pauline 195

- Ter Meulen, Jacob 201
 Teublitz, Lkr. Schwandorf, Bayern 128–129
 Teufel v. Bürckensee, Hans Friedrich 126–127
 – Maria Dorothea 128
 – Wolf Lienhart 130
 – Wolf Sigmund 129
 Thann, Bechhofen, Lkr. Ansbach, Bayern 140
 Thannhausen, Bayern 146
 Thierling, Maria v. 125
 Thüngen, Rosina v. 75, 88
 Thüring, Georg v. 112
 Thurn und Taxis, Sofie, Prinzessin v. 185
 Thurnwald, Andrea K. 379
 Tiengen/Hochrhein, Stadt Waldshut-Tiengen, WT 146
 Tillier, Claude 221
 Trainer, Wolf 141
 – Maria 141
 Traub, Gottfried 270–272, 299
 Trautenbach 112
 Trautenberg, Krummennaab, Lkr. Tirschenreuth, Bayern 138
 Treiber 239–240
 Treitschke, Heinrich v. 203, 232, 249, 255, 259
 Trewer, Mordechai 17
 Trier, Rhld. – Pfalz 214
 Triest, Italien 106, 191
 Tübingen, Stadt, TÜ 140, 189, 226, 254, 331, 335
 Tüngental, Stadt Schwäbisch Hall, SHA 226
 Tudela, Spanien 18
 Turin, Italien 265
 Tutschek, Karl 189

 Ulm, Stkr. 26
 Umfrid, Otto 203–204, 243, 247–250, 253, 255, 257, 265–266, 269–271, 301, 309
 Uz, Johann Peter 200

 Veldenz, Rhld. – Pfalz 112
 Venedig, Italien 58, 147
 Vernet, Horace 193
 Villars, Louis Hector, Duc de 322
 Virchow, Rudolf 231, 283, 314
 Vogt 214
 Vohenstrauß, Lkr. Neustadt a. d. Aisch, Bayern 142
 Voltaire, François-Marie Arouet gen. 313

 Wackershofen, Stadt Schwäbisch Hall, SHA 160, 225
 Waffenbrunn, Lkr. Cham, Bayern 120
 Wagner, Johannes 276–279
 – Martin 359
 Waldenberg, Bayern 106
 Walderbach, Lkr. Cham, Bayern 123–125

 Wallerstein, Lkr. Donau-Ries, Bayern 145
 Wallhausen, SHA 143–156
 Wasen, Heinrich v. 75
 Weber, C. Sylvia 363
 – Franz 226–227
 Weckbach, Hubert 389
 Weckrieden, Stadt Schwäbisch Hall, SHA 160, 173
 Wehberg, Hans 295
 Weigand v. Thünau, Christoph Abraham 138
 Weikersheim, Stadt, TBB 39, 43, 57, 65, 72, 60–63
 Weimar, Thüringen 300
 Weinsberg, Stadt, HN 58, 226
 Weißbach, KÜN 17
 Weißhof, Stadt Weinsberg, HN 239
 Weizsäcker, Carl Friedrich v. 205–209
 Welhartitz/Velhartice, Tschechien 116
 Welzheim, Stadt, WN 277
 Wenzel, Franz 58
 Wernberg, Hans Heinrich, Gf. v. 133
 Wertheim, Stadt, TBB 76
 – Gfn. v. 74
 Wessel 214
 Westheim, Rosengarten, SHA 26–27
 Wetterfeld, Roding, Lkr. Cham, Bayern 107–108, 113, 116
 Wetzlar, Manfred 360
 Weyer, Jost 39–72
 Widman, Georg 11, 24–27
 Wieden, Helge bei der 341
 Wieland, Dieter 354, 367, 370
 Wien, Österreich 131, 144, 193, 197
 Wildenstein, Fichtenau, SHA 95–98, 134–136, 139
 – v. 133
 Wilhelm I., dt. Ks. 304–305
 Wilhelm II., dt. Ks. 287, 300
 Wilhermsdorf 147
 Willig, Wolfgang 341
 Windthorst, Ludwig 233
 Wirbello v. Bara, Franz 127
 Wirth, Franz 243, 246, 248
 Wisent, Lkr. Regensburg, Bayern 104, 122, 124–125, 131
 Wittenberg, Sachsen-Anhalt 90
 Wörner v. Barsberg, Hans 129
 Wörth a. d. Donau, Lkr. Regensburg, Bayern 104, 122
 Wolfersdorf, Sigmund v. 122
 Wolfprandsdorff, Rosina Juliana v. 133
 Wolkersdorf, Lkr. Schwabach, Bayern 126
 Worms, Rhld. – Pfalz 144–145
 Wülflingen, abgeg. bei Forchtenberg, KÜN 25

- Württemberg, Christoph, Hzg. v. 74
 – Eberhard II., Hzg. v. 43
 – Eberhard III., Hzg. v. 59
 – Eugen, Hzg. v. 181
 – Friedrich I., Hzg. v. 39, 43, 53, 55, 57–59, 72
 – Friedrich I., Kg. v. 182
 – Hermine, Hzin. v. 198
 – Karl I., Kg. v. 182
 – Maximilian, Hzg. v. 185, 188, 194, 196, 198
 – Paul Wilhelm, Hzg. v. 181–198
 – Ulrich, Hzg. v. 74
 – Wilhelm I., Kg. v. 190
 Würzburg, Bayern 18, 73, 74, 76, 90
 Wüst, Wolfgang 353
 Wulfinger, Barbara 186
 Wulle, Karl 276
 Wunder, Gerd 8
 Zandt, Lkr. Cham, Bayern 126
 Zekorn, Andreas 390
 Zell, Lkr. Cham, Bayern 94, 96, 103–105, 107, 113–119, 123, 124, 126, 134
 Zieger, Andreas 343
 Zollner v. Brand, Friedrich 75
 Zorn, Philipp 284, 295
 Zuft 254
 Zürich, Schweiz 106, 277
 Zurzach, Schweiz 152
 Zwilling, Anna Veronika v. 139

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung

Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

unter Mitarbeit von

Daniel Stihler, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

Prof. Dr. Philippe Alexandre, 55 rue du Vallon, F-88000 Epinal

Peter Ehrmann, M.A., Kapellenweg 42, 72070 Tübingen

Dr. Monika Firla, Gaisburgstr. 12 b, 70182 Stuttgart

Dr. Uri Kaufmann, Franz-Kafka-Str. 15, 69221 Dossenheim

Herbert Kohl, Brahmsweg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Ingeborg Kottmann, M.A., Brüggerstr. 96, 78628 Rottweil

Andreas Kozlik, Schiffraim 110, 71570 Oppenweiler

Barbara Löslein, M.A., Lammgasse 26, 74172 Neckarsulm

Dr. Gerhard Lubich, Spichernstr. 48, 50672 Köln

Prof. Dr. Herbert Malecha, Im Mozartwinkel 17, 74523 Schwäbisch Hall

Claus Müller, Schillerstr. 29, 69198 Schriesheim

Dr. Peter Müller, Staatsarchiv Wertheim, Bronnbach Nr. 19, 97877 Wertheim

Dr. Helmut Neumaier, Wilhelm-Pfoh-Str. 32, 74706 Osterburken

Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum, Keckenhof, 74523 Schwäbisch Hall

Alexander Pusch, Magdeburger Str. 4, 71540 Murrhardt

Dr. Gotthard G. G. Reinhold, Siegelsberger Str. 34, 71540 Murrhardt

Martin Roebel, Alte Reifensteige 41, 74523 Schwäbisch Hall

Prof. Dr. Paul Sauer, Hopfenstr. 2, 71732 Tamm

Ute Schulze, M.A., Herdstr. 9, 78050 Villingen-Schwenningen

Dr. Ruth Steinke, Gartenstr. 6, 74523 Schwäbisch Hall

Martina Wagner, M.A., Stresemannstr. 3, 51149 Köln

Prof. Dr. Jost Weyer, Institut für Geschichte der Naturwissenschaften, Mathematik und Technik, Bundesstr. 55, 20146 Hamburg

Dieter Wieland, Pürckhauerstr. 11, 91541 Rothenburg o. d. T.

Dr. Andreas Zieger, Memelstr. 29, 74405 Gaildorf

Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten

Beiträge sind an die Schriftleitung unter der Anschrift: Schriftleitung Württembergisch Franken, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall, einzusenden. Das Jahrbuch Württembergisch Franken publiziert nur Beiträge, die bisher unveröffentlicht waren und nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden.

Die Manuskripte müssen vollständig, korrigiert und druckfertig sein. Graphik- und Bildvorlagen sind gegebenenfalls beizufügen. Die Herstellung einwandfreier Manuskripte, die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Sache der Autoren. Anzahl und Art der Bilder müssen mit der Redaktion abgesprochen werden. Nachträgliche Verbesserungen und Ergänzungen im Drucksatz fallen dem Verfasser zur Last.

Das Verlags- und Nachdruckrecht an veröffentlichten Beiträgen liegt beim Historischen Verein für Württembergisch Franken.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag unentgeltlich dreißig Sonderdrucke. Weitere Sonderdrucke, die spätestens bei Rücksendung der Umbruchkorrektur bestellt werden müssen, werden in Rechnung gestellt.

Textteil

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Schrift:	Keine Proportionalchrift. Schriftgröße wie bei Schreibmaschi- nenschrift (12 Punkte-Schrift).
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Absätze:	neue Zeile.
Anmerkungsziiffern:	i. a. am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, vor Satzzeichen.
Literaturzitate:	zwischen Anführungszeichen.
Quellenzitate:	ohne Anführungszeichen, kursiv (unterstreichen und am Rand »kursiv« vermerken bzw. Wellenlinie).
Abkürzungen:	nur die allgemein üblichen (usw., i. a., z. B.).
Literatur- und Quellenverzeichnisse:	nur bei sehr umfangreichen Beiträgen. An Literaturzitate in den Anmerkungen angleichen.
Abbildungen:	Der Autor sollte die ungefähre Stelle, an der die Abbildung eingefügt werden soll, deutlich anzeigen. Beim Seitenumbruch können allerdings Verschiebungen nötig werden.

Anmerkungen

Auf gesonderte Blätter, hinten an Textteil anfügen. Die Anmerkungen dürfen nicht unter dem Text stehen und nicht kleiner oder enger als der Text formatiert werden. Keine Proportionalchrift!

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Anmerkungsziiffer:	vorgestellt, ohne Punkt und Klammer.

Literaturzitate

Namen von Autoren und Herausgebern kursiv. Vornamen abkürzen.

Zitate aus selbständigen Werken (Muster):

E. Gradmann: Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Esslingen 1907

Zitate aus Zeitschriften (Muster):

G. Bossert: Zur Geschichte des sogenannten Straußenkrieges (1514–1517), in: WVjH 8 (1885), S. 96–101

Zitate aus Sammelwerken (Muster):

K. Ulshöfer: Die Salzstadt Hall, in: K. Ulshöfer, H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte, Sigmaringen 1982, S. 9–13

bei einem Herausgeber: (Hrsg.)

bei zwei oder drei Herausgebern: (Hrsgg.)

bei mehr als drei Herausgebern: nur den ersten Herausgeber aufführen und »u. a. (Hrsgg.)« anhängen.

Zitate aus Reihenwerken (Muster):

R. J. Weber: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen. Bd. 1: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (Forschungen aus Württembergisch Franken 14), Sigmaringen 1981, S. 76–84

Folgt auf die Bandangabe noch ein Bandtitel, steht zwischen Haupttitel und Bandangabe ein Punkt. Besitzt der Band keinen eigenen Titel, steht vor der Bandangabe ein Komma.

Zitatwiederholungen (Muster):

Weber (wie Anm. 5), S. 77

Bei Mehrfachnennung in kurzem Abstand kann der Klammerhinweis auf die Erstnennung wegfallen. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, Kurztitel bilden:

Weber: Siedenserbleihen (wie Anm. 5), S. 77

Auflagenhinweis:

Bei der zweiten und weiteren Auflagen Zahl vor dem Erscheinungsjahr hochstellen:

G. Franz: Der deutsche Bauernkrieg, Stuttgart ¹⁰1975, S. 215

Mehrere Zitate in derselben Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt.

Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

Quellenzitate

Abschriften aus Quellen müssen buchstabengetreu erfolgen, Abkürzungen sind in eckigen Klammern aufzulösen.

»U« und »V« werden entsprechend ihrem Lautwert normalisiert (also: »und«, nicht: »vnd«). Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Zusammen- oder Getrennschreibung können dem modernen Gebrauch angeglichen werden.

Stärkere Modernisierungen sollten in einer Anmerkung benannt und begründet werden.

Manuskripte auf Diskette

Die Redaktion begrüßt die Abgabe von Manuskripten auf Diskette. EDV-Manuskripte können als ASCII- oder WORD-Dateien auf MS-DOS-Disketten eingereicht werden. Sie müssen immer von einem Ausdruck begleitet werden, der entsprechend den obigen Richtlinien für Text und Anmerkungen eingerichtet ist.

Folgende Auszeichnungen sollten in jeder Datei enthalten sein:

[[ü1]]	Überschrift ersten Grades
[[ü2]]	Überschrift zweiten Grades
[[ü3]]	Überschrift dritten Grades
[[a]]	Absatzende
[[ku]]	kursiv
[[ka]]	Kapitälchen
[[s]]	Sperrung
[[u]]	unterstreichen
[[h]]	hochstellen
[[e]]	Ende der Auszeichnung (nur für [[a]] nicht erforderlich). Funktioniert wie schließende Klammer: Wenn mehrere Textauszeichnungen verlangt wurden, auch mehrmals schließen.

Literaturangaben im Kopf von Rezensionen

Muster

Manfred Hörner, Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29), Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht), 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Der Nachname des Verfassers wird gesperrt.

Abkürzungen

Folgende Abkürzungen können ohne Erläuterung verwendet werden. Sonstige Abkürzungen möglichst vermeiden oder in einer vorangestellten Anmerkung ein Abkürzungsverzeichnis einfügen. Die Endung -isch kann in den Anmerkungen abgekürzt werden, also »französ.« und »Schwäb. Hall«, aber nicht »franz.« oder »Schw. Hall«.

A	= Archiv
Abb.	= Abbildung/Abbildungen
BWKG	= Blätter für württembergische Kirchengeschichte
DWG	= Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte
ebd.	= ebenda
GLAK	= Generallandesarchiv Karlsruhe
Hrsg.	= Herausgeber
Hrsgg.	= Herausgeber (Plural)
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Jh.	= Jahrhundert
KB	= Kreisbeschreibung
OAB	= Oberamtsbeschreibung
S.	= Seite
StA	= Staatsarchiv
StAL	= Staatsarchiv Ludwigsburg

- StadtA = Stadtarchiv
- Tab. = Tabelle/Tabellen
- UB = Urkundenbuch
- WFr = Württembergisch Franken
- WGQu = Württembergische Geschichtsquellen
- WJbb = Württembergische Jahrbücher
- WUB = Württembergisches Urkundenbuch
- WVjH = Württembergische Vierteljahreshefte
- ZGO = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
- ZWLJ = Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte